Biographische Blätter.

Jahrbuch

für

lebensgeschichtliche Kunst und Forschung.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Michael Bernays, F. von Bezold, Alois Brandl, Aug. Fournier, Ludw. Geiger, Karl Glossy, Eug. Guglia, Sigm. Günther, Ottokar Lorenz, Karl von Lützow, Jacob Minor, Friedr. Ratzel, Erich Schmidt, Anton E. Schönbach u. A.

herausgegeben

von

Anton Bettelheim.

Erster Band.

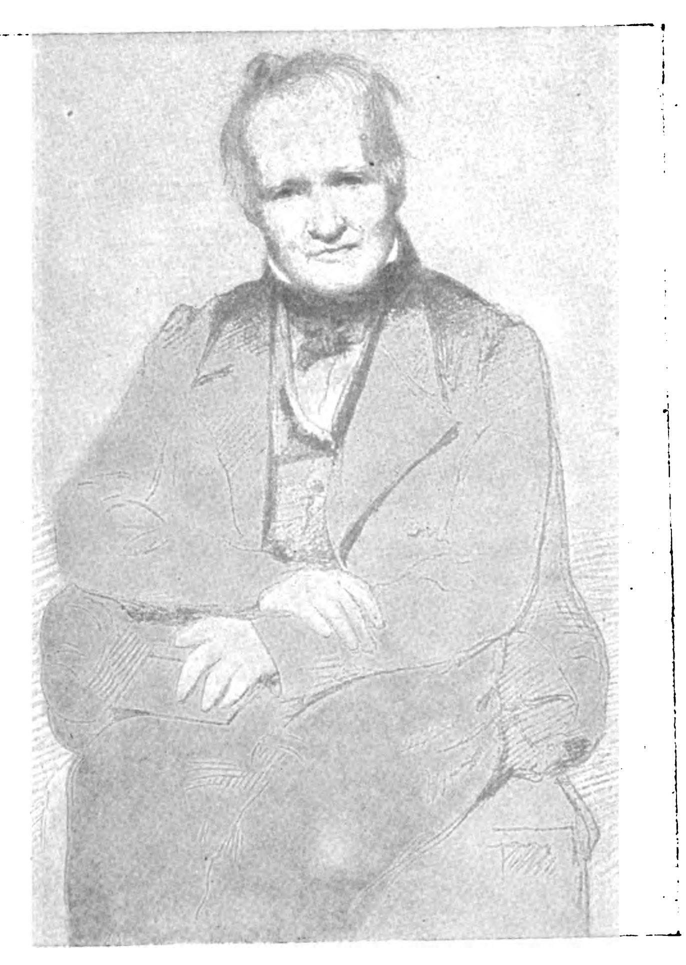
Mit vier Bildnissen.



BERLIN.

ERNST HOFMANN & Co.

1895.



Alexander von Humboldt.
Nach einem Bildniss von Rudolf Lehmann (London).

Inhalt.

I. Zur Theorie und Entwicklungsgeschichte der Biographie.

II. Charakteristiken und Kritiken.

III. Biographische Aufsätze.

IV. Selbstbekenntnisse und Denkwürdigkeiten.

V. Urkunden und Briefe.

VI. Anzeigen.

IX. Miscellen.



Namen-Verzeichniss.

(In liegender Schrift erscheinen die Namen der Verfasser.)



Ranke's Verhältniss zur Biographie.

Von

ALFRED DOVE.

Erstreckt man den Namen Biographie in lässlicher Ausdehnung auf alles, was zur historischen Kunde des Einzellebens irgend beigetragen wird: wo fände sich dann ein reicherer biographischer Schatz, als in den Werken Ranke's? Ebendort aber erkennt man, neben vielfacher Abstufung im Zusammenwirken biographischer und historischer Thätigkeit, auch deutlich den tiefgreifenden Unterschied, der zwischen reiner, nur ihrer eigenen Bestimmung geweihter Lebensbeschreibung und jeglicher Art von geschichtlich angewandter Biographie besteht.

Was Ranke selbst, immerhin mit einseitiger Betonung, gelegentlich ausspricht: „die Mannigfaltigkeit der Geschichte beruht in dem Hereinziehen der biographischen Momente“ — das gilt unbedingt wenigstens von seiner eigenen Weise, Geschichte aufzufassen und zu schreiben. Unablässig beschäftigt sich sein Geist mit dem Allgemeinen, aber es entspringt ihm niemals aus leblos abgezogenen Begriffen; er gewinnt es aus der klaren Anschauung des menschlichen Gesammtlebens selbst, worin ja zugleich das persönliche Dasein, soweit es in äusserer Wirklichkeit fassbar erscheint, enthalten ist. Gleich die erste Ahnung seines dauernden Berufs, die in dem Vierundzwanzigjährigen aufblitzt, enthüllt den Charakter seiner ganzen Historiographie: eine Universalität, die sich möglichst unmittelbar aus individuellen Elementen zusammensetzt. Im Zusammenhang der grossen Geschichte will er Gott erkennen, die Mär der Weltgeschichte auffinden, jenen Gang der Begebenheiten und Entwicklungen unseres Geschlechts, der als ihr eigentlicher Inhalt, als ihre Mitte und ihr Wesen anzusehen sei — wie aber gedenkt er dahin zu gelangen? Er möchte schwelgen in dem Reichthum aller Jahrhunderte, all die Helden sehen von Aug' zu Aug', mitleben noch einmal, und gedrängter, lebendiger fast; alle Thaten und Leiden dieses unendlich vielseitigen Geschöpfes, das wir selber sind, wünscht er in ihrem Entstehen und in ihrer Gestalt zu begreifen und festzuhalten. In solchem Sinne hat er dann sein erstes Buch verfasst, die Geschichten

der romanischen und germanischen Völker. Eine universalhistorische Idee, die der geschichtlichen Einheit dieser Nationen, legt er ihm zugrunde und führt sie einleuchtend durch. Allein die Schilderung überrascht uns ausserdem durch das lebhafte Zusammenspiel einer grossen Menge von Figuren, die zwar kurz angebunden in Wort und That, jedoch immer eigenartig auftreten. Auf manchen Leser mag dies Schauspiel geradezu verwirrend wirken; man glaubt in ein Vivarium hineinzusehen, in welchem es hundertfach durcheinander wimmelt. Die biographischen Momente entbehren noch der übersichtlichen Entfaltung; aber wer solch einen Lebensbehälter anzulegen versteht, sollte der nicht am Ende noch zum eigentlichen Biographen werden?

Eine Zeitlang schritt der junge Ranke wirklich in dieser Richtung fort. Die erstaunliche Empfänglichkeit, die ihn besonders auszeichnet, äussert sich auch in einer gewissen Anpassung seiner Kunst an die Form seiner Quellen. Mit Recht ist von jenem Erstlingswerke gesagt worden, er habe darin, während er die Geschichtschreibung der Renaissancezeit wissenschaftlich aus dem Felde schlug, an naivem Reiz der Darstellung mit ihr gewetteifert. Wieviel bedeutsamer noch traf ihn gleich darauf die Berührung mit den Gesandtschaftsrelationen der Venetianer! Es sind, wie man weiss, Generalberichte der heimgekehrten Ambassadoren über die Summe der auf ihrem diplomatischen Posten gemachten Wahrnehmungen. Ausser statistischen Angaben und politischen Betrachtungen erscheinen darin auch psychologisch feine Personalbeschreibungen der fremden Fürsten und Staatsmänner, bestimmt zu weiteren Anschlägen für die Rechenkunst der klugen Geschäftsleute von San Marco. Auf solche Relationen gründete nun Ranke seine „Fürsten und Völker von Südeuropa", deren erster Theil Osmanen und spanische Monarchie behandelt. Schon der Titel des Werks verräth eine halbe Wendung zu isolirter Betrachtung der historischen Einzelgestalten. Und so finden wir in der That neben erörternden Abschnitten über Verfassung, Verwaltung, Wirthschaft und öffentliche Zustände eine Reihe von eigens umrahmten Charaktergemälden der Sultane und Wesire, Könige und Minister, unter denen die Bildnisse der drei ersten spanischen Habsburger als Kabinetstücke berühmt geworden sind. In die volle Farbengebung der Schule von Venedig bringt die höhere historische Auffassung eine stilvolle Zeichnung hinein. Jeder Biograph kann von diesen geistreichen Studien lernen; den selbständigen Zweck persönlicher Lebensgeschichte verfolgen sie gleichwohl nicht. Als geschichtliche Skizzen nach dem persönlichen Leben sollen sie vielmehr im Verein mit den Ausführungen über die Lage der Provinzen, Stände, Finanzen u. s. f. eine Sammlung von Ansichten des historisch Merkwürdigen in beiden Reichen bilden. Ab und zu begegnen dabei wohl auch weitergreifende biographische Reflexionen, wie z. B. angesichts der unerwarteten individuellen Entwicklung Sultan Murads III. Eine Ausnahme macht dagegen einzig die „Digression über Don Johann von Österreich";

allen Ernstes ein Schritt vom Wege der Historie in den Bereich der echten, unabhängigen Biographie. So kurz diese Abschweifung ist, so leicht umrissen das Lebensbild erscheint: hier empfängt man wirklich den Eindruck einer zentralen Versenkung des Autors in die verborgene Einheit des Subjekts, zu deren Darstellung er die Mittel aus der Erfahrung der eigenen Seele schöpft. Hier allein weht jenes innige biographische Mitgefühl, das der Historiker als solcher, indem er uns die Menschen als Erscheinungen der Aussenwelt anschaulich gegenüberstellt, seinen Gestalten zu widmen, seinen Lesern für sie einzuflössen nicht in der Lage ist. Eben hier aber offenbart sich Ranke zugleich als geborener Historiker, der er ist und bleibt; denn was hat ihn eigentlich dazu vermocht, von seiner geschichtlich objektiven Gewohnheit doch einmal abzuweichen? Nicht der Sieger von Lepanto erweckte seine rein menschliche Sympathie, sondern der ergreifende Umschwung und Niedergang in Don Juans Schicksal: das historisch verfehlte Leben stimmt ihn unwillkürlich biographisch. „So aber ist diese Welt“, ruft er am Schlusse wehmüthig aus; „sie reizt den Menschen, alle seine Fähigkeiten zu entfalten, sie treibt in ihm alle Hoffnungen auf. Dann mässigt er sich nicht: seine Kräfte fühlend, jagt er den stolzesten Kampfpreisen der Ehre oder des Besitzes nach. Sie aber gewährt ihm nicht: sie schliesst ihm ihre Schranke zu und lässt ihn untergehen!“

Äusserlich hat sich Ranke von dem Vorbilde venetianischer Berichterstattung über Personen und Zustände alsbald wieder losgesagt; was er ihm innerlich verdankte, die Technik in sich geschlossener Charakteristik, bildete er seitdem durch beständige Übung im Dienste seiner Geschichtschreibung aufs vollkommenste aus. In die erzählende Form historischer Darstellung verwebt er nunmehr die biographischen Momente in entwickelter Gestalt. Die „serbische Revolution“, in der sich vor unseren Augen ein halb barbarisches Volk auf noch wenig individualisirter Höhe bewegt, bot dazu geringe Gelegenheit; doch wird niemand, wenn er die paar Seiten über Kara Georg gelesen hat, die Physiognomie dieses Nationalhelden, der den Vater, um ihn zu retten, erschiesst, so leicht vergessen. Ganz anders steht es um die „römischen Päpste“, mit denen „Fürsten und Völker“ zum herrlichsten Abschluss gelangten. Wie mancher deutsche Historiker hätte nicht statt der Päpste lieber das Papstthum genannt und in der That beschrieben! Bei Ranke fehlt es nicht etwa an universalhistorischem Schwung, im Gegentheil: zu fast verwegenem Fluge reisst er uns über die weite Erde hin. Dazwischen aber blicken wir ausruhend bis in die Kleinigkeiten einer mehr oder minder apostolischen Hagestolzenwirthschaft hinein. Denn bei ihm löst auf der Felsspitze Petri ein Mensch leibhaftig den anderen ab; im Reiz kontrastirenden Wechsels gefällt sich ein immer sich selbst gleiches plastisches Vermögen. Schon beim Beginn seiner Vorstudien war der Autor selber von dem Anblick dieser „merkwürdigsten Galerie von Charakteren“ betroffen. Aber ebenso frühzeitig wirft er die Bemerkung hin: „es

sind einige erhabene Naturen unter ihnen; doch in ihrem Thun und Treiben sind sie nicht frei, sondern von der Lage, in der sie sich befinden, völlig bestimmt, von dem Beispiel der Früheren, das sie nicht verlassen dürfen, abhängig". Eine Ansicht, die dann im Buche selbst zuweilen kräftig vorgetragen wird. „Ein Mann", heisst es von Paul III., „voll von Talent und Geist, durchdringender Klugheit, an höchster Stelle! Aber wie unbedeutend erscheint auch ein mächtiger Sterblicher der Weltgeschichte gegenüber! In all seinem Dichten und Trachten ist er von der Spanne Zeit, die er übersieht, von ihren momentanen Bestrebungen, die sich ihm als die ewigen aufdrängen, umfangen und beherrscht; dann fesseln ihn noch besonders die persönlichen Verhältnisse an seine Stelle, geben ihm vollauf zu thun, erfüllen seine Tage zuweilen, es mag sein, mit Genugthuung, öfter mit Missbehagen und Schmerz, reiben ihn auf. Indessen er umkommt, vollziehen sich die ewigen Weltgeschicke." Bei derartigen sententiösen Betrachtungen ist vieles eigentlich individuell gemeint; anderes bezieht sich wenigstens direkt auf den besonderen Standort des römischen Stuhls unterm festen Gewölbe tausendjähriger Überlieferung. Trotzdem erhellt daraus zur Genüge, warum ein Ranke niemals den Antrieb empfand, die wirkliche Biographie, nicht bloss eines Papstes, sondern überhaupt eines ähnlich in die grossen geschichtlichen Verhältnisse eingreifenden Menschen zu unternehmen. „Wie unbedeutend erscheint auch ein mächtiger Sterblicher der Weltgeschichte gegenüber!" Dieser Satz gilt ihm schon damals ganz allgemein, und wir dürfen wohl gleich hier die Folgerungen daraus in seinem Sinne ziehen. Verliert sich im öffentlichen Leben selbst das gewaltigste individuelle Dasein, so dienen also die biographischen Momente nur vorübergehend, zur Speisung sozusagen, dem historischen Gesammtverlauf. Dem Geschichtschreiber liegt daher ob, seine Figuren biographisch einzuführen, das Zustandekommen des Einzelcharakters unterm Einfluss von Zeit und Welt in der Entwicklungsperiode des Privatlebens darzuthun; die fertige Individualität überlässt er dem Strom der Geschichte, wo sie, wie lebhaft sie auch ringen mag, verglichen mit der ungeheuren Übermacht des Allgemeinen, dennoch mehr und mehr verschwindet. Man erkennt den vollkommenen Gegensatz zur echt biographischen Lehre Carlyle's vom Heroenkultus. Für Ranke wird gerade der Held am entschiedensten historisch zu behandeln sein, weil der sich am tiefsten einlässt auf die objektive Welt. Unzählige male hat er ihn später dargestellt, mit königlicher Geberde zwar, aber doch nur eben als ersten Diener der thatsächlich herrschenden „allgemeinen Interessen". Biographie ist für Ranke Geschichte der Subjektivität, hervorstechende Subjektivität im öffentlichen Leben Eigensinn. Höchst bezeichnend enthalten deshalb auch seine Päpste eine ungemein anziehende biographische „Digression" -- über wen? Über Königin Christine von Schweden!

Vollständig reimt sich damit, dass er gleichzeitig an einer Lebens-

beschreibung des Don Carlos gearbeitet hat. Was ihn dazu bewog, war keineswegs Vorliebe für den zumtheil, wie er selbst gesteht, doch allzu „pathologischen“ Stoff. Man darf nicht vergessen, dass er vor allen Dingen Forscher war; und so kam es ihm nur darauf an, das gangbare falsche Bild, auf neues Material gestützt, durch ein richtiges zu ersetzen. Sofort gab er eine kritische Abhandlung heraus, in welcher er den Wandel der Auffassung in der bisherigen Tradition aus den hereinspielenden politischen Gegensätzen begreiflich macht und sodann die wichtigsten Streitfragen scharfsinnig erörtert. Ein klassisches Muster für die Vorbereitung zur Biographie, die ja wissenschaftlich keine andere Methode kennt, als die übrige Geschichte. Die Darstellung selbst behielt er damals unvollendet im Pult, weil sie hie und da noch weiterer urkundlicher Aufklärung bedurfte. Erst nach Jahrzehnten ist sie, ergänzt und zugleich entstellt, in seinen „historisch-biographischen Studien“ ans Licht getreten; ursprüngliche und spätere Partien lassen sich jedoch noch überall mit Sicherheit unterscheiden. Der alte Eingang enthält das halb verhüllte Geständniss, dass diese Ranke'sche, tragisch sentimentale Art von Biographie, die Beschreibung des verfehlten Lebens, des verkehrten Eigenwillens — unter Umständen geradezu die Geschichte des schlechten Subjekts — doch höchstens ein Nebenschössling der litterarischen Gattung sei. „Wie ein edler Mensch sich entwickelt“, so hebt er an, „wie der Keim des eingeborenen Antriebes sich zu einer grossartigen Thätigkeit ausbildet; wie der Geist von schüchternen Anfängen aus immer sicherer wird, bis er die Welt ungetäuscht in ihrer rechten Gestalt anschaut; wie endlich die Seele, das Eine ergreifend, dem Anderen entsagend, zu Harmonie und Schönheit gedeiht — dies zu betrachten, ist gewiss ein erhebendes Geschäft und zugleich einer der grössten Genüsse. Ein solches Schauspiel wird uns hier nicht dargeboten. Das Leben des Principe Don Carlos zeigt keinerlei Vollbringen, sondern nur Wollen, wenn wir es so nennen dürfen, und Begehren; es verschafft sich keinerlei selbständigen Einfluss auf die Welt; es ist, sich in sich selbst verzehrend, aufgegangen. Und lehrreich ist auch, wahrzunehmen, wie die rechte Entwicklung nicht vor sich geht; wie die Thätigkeit hintertrieben, der Geist von Wahn befangen wird.“ Lehrreich? Man staunt, einen Ranke auf dem fahlen Pferde didaktischer Geschichtschreibung zu ertappen; immer besser jedoch, als wenn er für einen Carlos biographisches Mitgefühl erheuchelt hätte! Vierzig Jahr später besann er sich auf eine würdigere Entschuldigung. Denn greisenhaft im Tone fährt die gedruckte Bearbeitung fort: „Dies psychologische Moment ist nun aber bei Don Carlos mit einem anderen von grossem historischen Interesse verbunden. An den Principe Don Carlos knüpften sich die Schicksale der spanischen Monarchie; die allgemeinen Konflikte, welche die Welt bewegten, berührten den Kern seines Daseins; seine Entwicklung hätte welthistorisch werden müssen, wäre sie eine glückliche gewesen.“ Es war die Zeit, wo sich Ranke — wir kommen darauf zurück — in seiner histo-

rischen Gesinnung bis nahe zu antibiographischer Stimmung verhärtet hatte; niemals aber ist er so weit gegangen wie hier, auch dem verfehlten geschichtlichen Beruf statt des rein biographischen Interesses lieber ein positiv historisches anzudichten — Geschichte war ihm doch sonst allemal das Reich der Wirklichkeit. Die Darstellung selbst nun ist in den unveränderten Theilen von echt biographischem Wurf; von den Ehen der Ahnen ausgehend, endet sie mit der Todtenklage. Mitteninne jedoch tauchen geschichtliche Übersichten störend auf; darunter eine „Digression über die kirchliche Politik Philipps II." — der historische Einschub als Abschweifung charakterisirt: ein Zugeständniss an die ursprüngliche Tendenz der Arbeit.

Die folgenden Hauptwerke Ranke's über deutsche, preussische, französische und englische Geschichte lassen sich für unseren Zweck zu gemeinsamer Erwägung zusammenfassen; denn das Verhältniss zwischen historischen und biographischen Bestandtheilen ist in ihnen im ganzen das gleiche, und zwar gegen früher abermals etwas modifizirt. Die Päpste überragten in einsamer Höhe einen unermesslichen Horizont; in dem engeren Umkreise von Nation oder Staat erscheint kein ähnlich grosser Gegensatz: Frankreich und sein Ludwig XIV., Friedrich der Grosse und sein Preussen lassen sich niemals ganz, mitunter garnicht von einander scheiden. Ranke flicht deshalb in diesen Büchern die individuellen Motive noch unlöslicher in das Gewebe des geschichtlichen Ganzen ein und verringert so wiederum ihren selbständigen biographischen Eindruck. Die Komposition ist strenger, Abschweifungen kommen nirgend vor; selbst die erste Einführung der Figuren geht geräuschloser von statten. Was fordert so stark zu biographischer Behandlung heraus, wie der religiöse Genius, der doch mehr als jeder andere die Aussenwelt durch die Kraft seiner Innerlichkeit bewegt? Erst mit den Evangelien ist Lebensgeschichte zu einer tiefen Strömung in der allgemeinen Litteratur geworden. Ranke sagt fast entschuldigend: „Es ist nothwendig, dass wir einen Augenblick bei den Jugendjahren Luthers stehen bleiben". Noch in den Päpsten war er der Entwicklung Loyola's ohne alle Umstände nachgegangen. Alsdann wird er freilich dem öffentlichen Bezeigen des Reformators völlig gerecht; so, wie er ihn gezeichnet, haben wir ihn insgesammt in der Wormser Abendstunde vor Augen. Noch auf sein Ende wirft er einen kurzen biographischen Scheideblick; allerdings vornehmlich, um die geschichtliche Lücke zu ermessen, die durch seinen Tod gerissen ward — durch sie hin nimmt das allgemeine Schicksal seinen Lauf. Biographie klingt in Sehnsucht aus; Historie kehrt vom Grabe gefasst und rüstig in die Welt zurück. „Ein grosses Leben, einzig in der Geschichte, war geendet", ruft Ranke Friedrich dem Grossen nach; dann führt er uns ans Paradebett und vergisst der Thränen der Veteranen so wenig, wie Carlyle. Allein Carlyle fügt hinzu: „Ich erkläre ihn mir als den letzten der Könige, bis jetzt — wann der nächste kommen wird, ist eine sehr lange Frage". Ranke macht uns alsbald mit den begründeten

Forderungen einer über die fridericianischen Formen fortschreitenden Zeit bekannt. „Ein Mann weniger war in der Welt", heisst es bei ihm nach dem Ausgang Heinrichs IV., „der Mann, der den bürgerlichen Kriegen der Franzosen ein Ende gemacht, die auseinander strebenden elementaren Kräfte ihres Reiches zusammengefasst und, frei von dem Wahn und der Gewaltsamkeit seiner letzten Vorfahren, der höchsten Macht ein Dasein gegeben hatte, welches auf dem einfachsten Grunde, dem Rechte der Geburt, beruhend alle grossen Interessen der Nation in sich aufnahm — dieser Mann war plötzlich aus ihrer Mitte verschwunden. Musste man nicht fürchten, dass der ganze Bau des Staates, den er aufgerichtet hatte, mit ihm zusammenstürzen würde?" Schon der nächste Satz beruhigt den Leser damit, dass gerade die französische Nation sich durch Geistesgegenwart über die Momente der schwersten Verwirrung hinwegzuhelfen pflege. Jeder Mensch ist unersetzlich, klagt die Biographie; unentbehrlich keiner, tröstet die Historie.

Man könnte fragen, ob es für den historischen Standpunkt dann überhaupt noch Menschengrösse gebe; mit solchem Zweifel würden wir indessen Ranke gröblich missverstehen. In der Geschichte ruhen die Todten früh von ihrer Arbeit, aber sie lassen ihre Werke der Folgewelt zurück. Es ist wahr: heroische Zeiten, in denen Einzelne für lange Jahrhunderte Unwandelbares schufen — „diese Zeiten", sagt Ranke, „wenn sie jemals waren, sind längst vorüber". Noch eben hat er von Richelieu bezeugt: „es war ein Mann, der das Gepräge seines Geistes dem Jahrhundert auf die Stirn drückte". Wir wenden das Blatt und vernehmen, dass bereits „in den letzten Lebensmonaten dieses Mannes alles eine starke Reaktion voraussehen liess". Allein getrost! Das jüngere Geschlecht vermag von der Hinterlassenschaft des älteren doch allezeit nur das Beschränkte, Zufällige hinwegzuräumen. Die wesentliche Leistung bedeutender Menschen, eben das, wodurch sie „die allgemeinen Interessen, in deren Mitte sie erschienen sind, gefördert haben", lebt unsterblich in der Nachwelt fort; dadurch bleiben sie unvergesslich, wie Elisabeth, darum heissen sie, wie König Alfred, mit Recht die Grossen. Ein rein ethischer Massstab wird bei solcher historisch individuellen Schätzung natürlich nicht angelegt. „Der Historie kann es nicht allein darauf ankommen, nur immer nachzuweisen, wie weit die grossen Persönlichkeiten die Ideale, die dem menschlichen Leben vorschweben, erreicht haben, oder davon entfernt geblieben sind. Fast noch mehr liegt ihr daran, ob ihre ursprüngliche Kraft den Elementen, die sich ihr entgegensetzten, gewachsen war, oder nicht, sich von ihnen besiegen liess, oder nicht". Einem Ludwig XI. „fehlte es an höheren sittlichen Eigenschaften", aber „ohne alle eigene, persönliche Grösse hat er ein Königreich gross gemacht". Der Biograph darf seine eindringende Theilnahme der Seele des vollendeten Schurken schwerlich weihen; Macaulay's Essay über Barère wird verzeihlich allein durch die kritische Absicht, eine

thörichte Rettung schlagend zu widerlegen. Der Historiker muss seine Sonne scheinen lassen über Gute und Böse: Cesare Borgia, „der Virtuos des Verbrechens“, und „das Ideal von Güte und innerem Adel“, das in Pius VII. lebte, finden bei ihm den gleichen Raum, sich auszuwirken. Allerdings soll der Geschichtschreiber die wahre Natur des einen wie des anderen dem Leser nicht verhehlen; und bekanntlich zeiht man Ranke's ethisches Urtheil oft genug, nicht sowohl parteiischer Unbilligkeit im einzelnen, als im ganzen übertriebener Milde. Pessimisten könnten ihren Unwillen darüber wohl mit der Erwägung beschwichtigen, dass dem kritischen Quellenforscher, wenn er die Menschen verständiger und besser findet, als ihren Ruf, die nämlichen Menschen als Verleumder und Leichtgläubige um genau so viel alberner und schlechter vorkommen müssen, als zuvor — der mittlere Unwerth der Menschheit bleibt derselbe. Allein woher stammt doch im Grunde die unleugbar weitgehende Gutmüthigkeit der Ranke'schen Historie? Sie ist die Verallgemeinerung einer biographischen Tugend. Man hat den Glückwunsch bisweilen ironisch ausgelegt, den Mommsen einst dem Neunziger zum Geburtstag darbrachte: „Wie man den besten Porträtmalern nachrühmt, dass sie die Menschen der Wahrheit gemäss darstellen und doch liebenswürdig erscheinen lassen, so haben auch Sie es verstanden, die Menschen darzustellen, vielleicht nicht immer wie sie waren, sondern wie sie hätten sein können. Ihnen darin nachzuahmen, ist vielleicht noch schwerer, als auf jedem anderen Gebiete, darin übertreffen Sie uns alle ohne Zweifel“. Aber Mommsen bringt in vollem Ernst dies „seltene Talent, an jedem Menschen das Beste zu finden und das herauszufinden, was ihn liebenswürdig macht“, mit „einer der hervorragendsten, schönsten Eigenschaften“ Ranke's in Verbindung: mit „dem lebendigen, tiefen Sichversenken in das Individuum“. Was im Einzelfalle den Biographen zu der ebenso natürlichen, wie gewöhnlichen Ueberschätzung seines Helden führt, davon macht Ranke historisch universellen Gebrauch. Alle einzelnen Rechenfehler ausgleichend, überschätzt er bei eingehendem Studium einfach jeden Menschen in demselben Mass. Seine berühmte historische Milde ist die Gemüthsverfassung einer Allerweltsbiographie.

Überhaupt, sowie man nur wieder einmal von dem strengen Begriff der reinen Biographie absieht und die Erkundung des besonderen Lebens in ihrer Anwendung auf die Erkenntniss des allgemeinen ins Auge fasst, so bewundert man immer von neuem die individualisirende Kraft der Ranke'schen Geschichtschreibung. Mitten im Fluss der Begebenheiten behaupten seine Gestalten, gross und klein, ihre volle Eigenart. Er liebt keine Parallelen und vergleicht meist nur, um den Unterschied erst recht herauszukehren. „Man schwächt fast den Eindruck“, rügt er, „den diese in engen und schwierigen Anfängen bedeutende Persönlichkeit macht, wenn man sie mit glänzenden Namen des Alterthums zusammenstellt. Ein jeder ist, was er ist, an seiner Stelle“. Da begegnen ferner keine soziologischen

Typen und Klassenschemata, wodurch die Charakterköpfe der Geschichte bei Neueren so häufig in Gesichter eines Modejournals verwandelt werden; noch sehen wir uns durch die ermüdende Wiederkehr epischer Beiwörter auf vermeinte dynastische Erblichkeit oder traditionelle Fortpflanzung der Gesinnung hingewiesen. Höchst selten, dann aber wirksam, wird auf den einzelnen persönlichen Akt in der Schilderung seiner ganz speziellen Natur beiläufig eine generelle Bestimmung übertragen, wie bei Katharina von Medici gegenüber Coligny: „sie war eine Italienerin, sie hatte noch nicht mit ihm abgerechnet“. Das schlagende Epigramm: „Es erinnert an Goethe's Charaktere, wie Karl II. das Leben nahm und genoss“, dient doch nur zur Einleitung, nicht zum Ersatz einer reizenden Ausmalung des Wandels, dem sich der restaurirte Stuart mit den Seinen ergab. „Das ist der Charakter dieser Epoche überhaupt“, sagt Ranke in seiner preussischen Geschichte von der Zeit vorm Ausbruch des dreissigjährigen Krieges: „die grossen Gegensätze streben einander entgegen, aber sie treffen noch nicht unmittelbar auf einander; sie sprechen sich in allgemeinen Verbindungen aus, bei denen religiöse, politische und dynastische Verhältnisse einander durchdringen“. Das klingt abstrakt genug; aber sofort bittet der Geschichtschreiber um die Erlaubniss, dem Leser ein Dokument vorzulegen, das nicht gerade zu denen gehöre, aus welchen man historische Belehrung zu schöpfen gewohnt sei. Es ist das Stammbuch eines brandenburgischen Prinzen jener Tage. Da erscheint nun diejenige allgemeine Verbindung, zu welcher das Haus Brandenburg hielt, in konkretester Anschaulichkeit. Die Personen der Einzeichner, über den ganzen Nordwesten von Europa verbreitet, werden uns einzeln vorgestellt, die Beziehungen der gewählten Sprüche zu ihrem Schicksal, ihrer Bildung und Sinnesart dargethan, zum Schluss der gemeinsame Grundzug hervorgehoben, der dies echt biographische Allerlei zum historischen Ganzen macht. Und das alles mit einer leichten und schlichten Anmuth, als verstünde es sich ganz von selbst.

Noch mitten in frischer Übung dieses durchgebildeten Talents ergriff Ranke von neuem ein entschieden biographisches Problem; weit wichtiger, schwieriger, beliebter, umstrittener, als Don Carlos: die Katastrophe Wallensteins. Auch diesmal beseelte ihn vor allem der wissenschaftliche Trieb, die Wahrheit endlich an den Tag zu bringen; daneben zog ihn jedoch auch „die ausserordentlichste Gestalt inmitten einer weitausgreifenden Bewegung“ als solche an. Aber welche Form sollte er für die Darstellung wählen? Wallenstein gehört zu den ausgesprochen subjektiven Naturen, wie sie ihn ehedem zu biographischer Behandlung angereizt; aber derselbe Mann hat zugleich aufs gewaltigste positiv in die allgemeinen Weltgeschicke eingegriffen und erschien dem Historiker Ranke auf seiner Höhe darum geschichtlich noch ungleich interessanter. Ranke entschloss sich daher zu einer „Geschichte Wallensteins“, die er im Vorwort zugleich für eine „erweiterte Biographie“ ausgiebt. An dieser Stelle liess er sich überdies

theoretisch folgendermassen aus: „Wenn Plutarch einmal in Erinnerung bringt, dass er nicht Geschichte schreibe, sondern Biographie, so berührt er damit eine der vornehmsten Schwierigkeiten der allgemein historischen sowohl, wie der biographischen Darstellung. Indem eine lebendige Persönlichkeit dargestellt werden soll, darf man die Bedingungen nicht vergessen, unter denen sie auftritt und wirksam ist. Indem man den grossen Gang der welthistorischen Begebenheiten schildert, wird man immer auch der Persönlichkeiten eingedenk sein müssen, von denen sie ihren Impuls empfangen. Wieviel gewaltiger, tiefer, umfassender ist das allgemeine Leben, das die Jahrhunderte in ununterbrochener Strömung erfüllt, als das persönliche, dem nur eine Spanne Zeit gegönnt ist, das nur dazusein scheint, um zu beginnen, nicht um zu vollenden! Die Entschlüsse der Menschen gehen von den Möglichkeiten aus, welche die allgemeinen Zustände darbieten; bedeutende Erfolge werden nur unter Mitwirkung der homogenen Weltelemente erzielt; ein jeder erscheint beinahe nur als eine Geburt seiner Zeit, als der Ausdruck einer auch ausser ihm vorhandenen allgemeinen Tendenz. Aber von der anderen Seite gehören die Persönlichkeiten doch auch wieder einer moralischen Weltordnung an, in der sie ganz ihr eigen sind; sie haben ein selbständiges Leben von originaler Kraft. Indem sie, wie man zu sagen liebt, ihre Zeit repräsentiren, greifen sie doch wieder durch eingeborenen inneren Antrieb bestimmend in dieselbe ein. — So bin ich," heisst es sodann nach einem Bericht über den Gang seiner Forschung, „auf den Versuch einer Biographie geführt worden, die zugleich Geschichte ist; eins geht mit dem anderen Hand in Hand. Nur in fortwährender Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten kann der Mann reifen, der eine Stelle in dem Andenken der Nachwelt verdient. In Zeiten gewaltsamer Erschütterung, in denen die Persönlichkeit am meisten ihr eingeborenes Wesen entwickeln und die Thatkraft sich ihre Zwecke setzen kann, verändern sich auch die Zustände am raschesten: jeder Wechsel derselben beherrscht die Welt oder scheint sie zu beherrschen; jede Stufe der Weltentwicklung bietet dem unternehmenden Geiste neue Aufgaben und neue Gesichtspunkte dar; man wird das Allgemeine und das Besondere gleichmässig vor Augen behalten müssen, um das eine und das andere zu begreifen: die Wirkung, welche ausgeübt, die Rückwirkung, welche erfahren wird. Die Begebenheiten entwickeln sich in dem Zusammentreffen der individuellen Kraft mit dem objektiven Weltverhältniss; die Erfolge sind das Mass ihrer Macht."

Man wird sich dem Tiefsinn dieser bedächtig abgewogenen Wahrheiten nicht verschliessen; allein es könnte noch lange so fortgehen, ohne dass man etwas anderes vernähme, als den in seiner Freiheit unanfechtbaren Entschluss des Historikers, die Geschichte Wallensteins zu schreiben und nicht dessen Leben. Denn wenn es sich um weiter nichts handeln soll, als um die stete Wechselwirkung des allgemeinen Lebens mit dem besonderen, woraus für Historie wie Biographie die Nothwendigkeit einer gegenseitigen

Handreichung in Wissenschaft und Kunst entspringt, so tritt diese Erscheinung ja in der ganzen Geschichtschreibung Ranke's genau in der hier theoretisch geschilderten Weise praktisch überall zutage. Die „zur Geschichte erweiterte Biographie" einer historisch bedeutenden Persönlichkeit bildet danach im wesentlichen einen blossen Ausschnitt aus der grossen Historie. Wie man etwa aus einem modernen Kongressbilde einzelne Hauptfiguren ausschneiden könnte, um sie durch ein geringfügiges äusseres Arrangement — Abtönung der Flächenränder, passende Umrahmung u. dgl. — in ebensoviele „historische Porträts" zu verwandeln (die denn freilich den Namen eigentlicher Bildnisse sicherlich nicht verdienten): so liessen sich auch aus einzelnen Büchern der umfassenden Geschichtswerke Ranke's mit leichter Mühe besondere Geschichten der Fürsten und Staatsmänner von Frankreich, England, Brandenburg-Preussen u. s. w. herrichten, die von der Fassung und Haltung der Ranke'schen Geschichte Wallensteins geistig nicht verschieden wären. Und umgekehrt würde es wiederum lediglich äusserer Kunstgriffe bedürfen, um diesen Wallenstein, wie er bei Ranke leibt und lebt, in eine Geschichte des dreissigjährigen Kriegs von der Hand desselben Autors einzufügen. Worauf es aber für die reine Biographie zuoberst ankommt, das hat unser Historiker in jener Vorrede nur leise gestreift mit dem Hinweis auf eine moralische Weltordnung, in der die Persönlichkeiten ganz ihr eigen sind, auf ein selbständiges Leben, das sie haben, von originaler Kraft. Dies Leben rückt der echte Biograph nicht bloss äusserlich in den Mittelpunkt einer historisch ausgedehnten Welt, er ordnet ihm vielmehr diese ganze Aussenwelt als inneres Erlebniss ein und unter. Er erreicht damit allerdings nur eine subjektive Wahrheit; allein diese giebt der objektiven Wahrheit der Geschichte an Nothwendigkeit und somit an Wirklichkeit ebenso wenig nach, wie die Thatsache des Sonnenauf- und -untergangs für unser Auge im geringsten durch die Anerkennung verkümmert wird, welche unsere wissenschaftliche Einsicht dem kopernikanischen Weltsysteme zollt. Es wäre lächerlich, Ranke's Geschichte Wallensteins zu tadeln, weil sie ein solches Werk der reinen Biographie nicht ist. „Ich denke", sagt er ein andermal mit vollem Recht, „auch ein historisches Werk darf seine innere Regel aus der Absicht des Verfassers und der Natur der Aufgabe entnehmen." Die Natur der Aufgabe ward in diesem Falle durch seine eigene Natur bestimmt: er konnte und wollte dies Leben nicht anders, als historisch beschreiben. Die deutsche Nation hat das Buch als ein willkommenes Geschenk begrüsst, von Jahr zu Jahr wird es mit gleicher Dankbarkeit gelesen; ohne Schillers Wallenstein würde jedermann schlechthin den Ranke'schen im Gedächtniss gegenwärtig haben. Denn „so ist es nun einmal mit historischem Roman und Schauspiel", klagt Ranke in seiner Abhandlung über Don Carlos. „Die Leser wissen wohl, dass man sich nicht verpflichtet, ihnen die Wahrheit zu berichten. Aber von der eigentlichen Historie gewöhnlich ohne Anschauung, ohne die Illusion des theilnehmenden

Gefühls zurückgelassen, ergreifen sie mit Begierde den Eindruck, den ihnen Roman und Schauspiel machen, und an die Namen, die ihnen die erste gegeben, knüpfen sie unwiderruflich die falsche Vorstellung der letzteren". Und so reich und klar auch immer die Anschauung ist, die uns der Ranke'sche Wallenstein gewährt, die Illusion theilnehmenden Gefühls wird er schwerlich einem aufmerksamen Leser bereiten. Oder besser gesagt: das Herz des Verfassers ist auch hier bei den „allgemeinen Interessen" der deutschen Nation. Es ist merkwürdig, dass er seinen Helden gerade dadurch objektiv überschätzt, während er der verschlagenen Selbstsucht, der unergründlichen Subjektivität des Friedländers in seiner Darstellung nicht ganz gerecht wird. Ranke nimmt die gemeinnützige Seite in Wallensteins toleranter Friedenspolitik aus historischer Sympathie zu ernst; die neuere Forschung hat unzweifelhaft erwiesen, dass dieser weltgeschichtliche Abenteurer ein grösserer Egoist und als solcher zugleich ein schlimmerer Verräther gewesen. Ein Mangel an biographischer Anempfindung ist hier dem betrachteten Subjekt historisch zugute gekommen.

Indem wir von einem Mangel an Anempfindung reden, berühren wir einen der tiefsten Gründe für die Abneigung unseres Meisters gegen reine Biographie. Ranke verhält sich aus wissenschaftlicher Behutsamkeit skeptisch gegen ihre ideale Forderung. Man weiss, dass er für seine ganze Geschichtschreibung den Grundsatz ausgesprochen, dass „deutlich wiederzuerkennen doch allein derjenige Theil des Lebens sei, der in Schriften aufbewahrt worden"; er schöpft daraus die Lehre, „bei dem stehen zu bleiben, was wörtlich überliefert ist, oder was sich daraus mit einer gewissen Sicherheit entwickeln lässt." Was enthalten nun aber unsere schriftlichen Quellen, das uns Aufschluss geben könnte über die innerste Natur des Individuums? „Wie die lebenden Menschen einander berühren, ohne einander gerade zu verstehen, oder auch verstehen zu wollen, so erscheinen die vergangenen Geschlechter in den Archiven, die gleichsam ein Niederschlag des Lebens sind." Zumal der Staatsmann fährt auf solche Weise in der Überlieferung schlecht; „denn die Elemente des öffentlichen Lebens sind so mannigfaltig und für einen jeden so gewichtig, dass sie in der Regel eine bei weitem grössere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, als die darin thätigen Persönlichkeiten, es wäre denn, dass man für deren Mängel ein scharfes Auge hat." „Zeitgenossen", heisst es ein andermal, „pflegen einander doch nur äusserlich zu kennen. Die wirksamen Männer folgen allezeit ihren eigenen Impulsen und suchen dieselben, soviel möglich, zur Geltung zu bringen. Von den inneren Antrieben anderer, besonders derer, mit denen man in Gegensatz geräth, bildet man sich gewöhnlich nur einen sehr oberflächlichen Begriff. Und die Missverständnisse, die hieraus entstehen, hören nicht mit dem Leben auf; sie gestalten sich vielmehr nicht selten zu einer Tradition, welche in die historische Auffassung eindringt und dieselbe solange beherrscht, bis der Forscher auf Dokumente stösst, welche ihm in dem Gewirre der einander

widersprechenden Überlieferungen ein sicheres Urtheil an die Hand geben." Welches sind nun diese Dokumente? Memoiren natürlich nicht. In ihnen „walten die Erinnerungen des Autors vor, und es ist ihres Amtes, die persönlichen Verhältnisse zu erläutern. Der Geschichtschreiber muss dagegen auf seiner Hut sein, sich von diesen Erinnerungen fortreissen zu lassen. Denn in dem Persönlichen liegt es, dass es häufig nicht einmal verifizirt werden kann: der Eindruck, den der Handelnde von Freunden oder Gegnern erfuhr, ist dabei immer im Spiele; selbst wenn man beide Parteien hört, wird es nur selten möglich, ein Urtheil zu fällen. Auch ist das nicht der Beruf des Geschichtschreibers. Für die Muse der Geschichte, wenn ich sie recht kenne, giebt es Dinge, welche sie unbekümmert auf sich beruhen lassen kann. Die Memoiren haben ihre besondere Stellung in der Litteratur; von den Zufälligkeiten des persönlichen Lebens, das sie mittheilen, kann der Geschichtschreiber abstrahiren; sein Augenmerk ist vor allem auf die allgemeinen Angelegenheiten gerichtet." Der Geschichtschreiber und immer wieder der Geschichtschreiber — um so dringender fragen wir nach wahrhaft zuverlässigen biographischen Dokumenten. Wir werden alsbald einen Fall erwähnen, in welchem Ranke solche als vorhanden anerkannt und verwerthet hat. „Es sind nicht diplomatische Aktenstücke", sagt er von ihnen, „welche mit allseitiger Umsicht erwogen werden; es sind Briefe, d. h. momentane Ergüsse der Stimmungen und der Anschauungen, wie sie einem Freunde gegenüber aus vollem Herzen hervorquollen." Aber selbst da glaubt er vorsichtig hinzusetzen zu müssen: „nicht jede Äusserung würde man als definitives Urtheil betrachten dürfen; man darf das Wort sozusagen nicht allezeit beim Worte nehmen." Und nun gar einer so doppelzüngigen, hinterhaltigen Seele wie Wallenstein gegenüber, welch ein Eiertanz der Kritik! „Wenn man die Intentionen eines bedeutenden Mannes, die nicht aufgeschrieben worden, und wenn sie es würden, vielleicht auch dann nicht unbedingt angenommen werden dürften, aus seinen Äusserungen, seinen Präcedenzen und seiner Lage abnehmen darf — denn etwas Hypothetisches bleibt in dem Dunkel menschlicher Antriebe und Ziele immer übrig — so wage ich dies als die vornehmste Absicht Wallensteins zu bezeichnen." Man begreift, warum sich ein Ranke an die Muse der Geschichte hielt; an eine eigene Muse der Biographie hat er nicht geglaubt, aber er kannte andere, denen er zutraute, woran die seine verzweifelte. Wie er von Goethe rühmt: „die Tiefen der menschlichen Natur erschlossen sich der unmittelbaren Anschauung eines grossen Poeten", so noch eingehender von Shakespeare: „Er belebt die Handlung mit Beweggründen, welche die Geschichte nicht finden würde oder annehmen dürfte; die Charaktere, die sich in der Überlieferung nahe stehen und in der Wirklichkeit wahrscheinlich nahe standen, treten bei ihm auseinander, ein jeder in seinem besonders ausgebildeten, in sich homogenen Dasein; natürliche menschliche Momente, die sonst nur in dem Privatleben erscheinen, durchbrechen die politische Handlung und ge-

langen dadurch zu verdoppelter poetischer Wirksamkeit. Shakespeare ist eine geistige Naturkraft, die den Schleier wegnimmt, durch welchen das Innere der Handlung und ihre Motive dem gewöhnlichen Auge verborgen werden. Seine Werke bieten eine Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises über das geheimnissvolle Wesen der Dinge und der menschlichen Seele dar.“ Ranke selbst hielt sich scheu zurück von dem „geheimnissvollen und unbewussten Dasein, auf dessen Grunde die historischen Erscheinungen beruhen“; das strenge Gelübde seiner kritischen, auf die schriftliche Offenbarung eingeschworenen Wissenschaft verbot ihm, jenen Schleier überm Inneren der Handlung und ihren Motiven mit dichterischer Ahnung zu lüften.

Es waren Zufälle, die ihm Gelegenheit zu weiterer biographischer Thätigkeit geboten haben, und zwar in einer neuen Rolle: als Herausgeber. Mit der grössten Freude widmete er sich diesem Geschäft bei den Briefen Friedrich Wilhelms IV. an Bunsen. Eben dies sind die Briefe, deren wir bereits oben gedachten. Mit Recht meint Ranke, es werde kaum andere geben, welche unumwundener und beweglicher den innersten Gedanken ausdrückten; allenthalben findet er darin den Geist und die Gesinnung des Königs und zugleich die Eindrücke des Momentes ausgeprägt. Wie dies Lob, so trägt denn auch der umfassende historische Kommentar, durch den er sie zu einem Ganzen verknüpft, den entschiedensten biographischen Charakter. Hier kam alles zusammen, um den grossen Historiker wider Willen zum liebevollen Lebensbeschreiber zu machen; wider Willen, denn er dachte damit vielmehr eine unparteiische geschichtliche Würdigung seines Helden zu begründen, was ihm nicht gelungen ist. Friedrich Wilhelms Dasein war abermals eine jener subjektiven Existenzen wider den historischen Strich, mit denen er es schon mehr als einmal biographisch zu thun gehabt. Aber Ranke war zugleich der bewundernde persönliche Freund dieses Königs gewesen, in dieser Seele las er mit innerer Übung. So hat er ihn denn aus voller Überzeugung in seinem Eigenwesen und Eigenwillen gegen die objektiven Mächte der Zeit in Schutz genommen und damit das am wenigsten klassische, aber das persönlich am wärmsten empfundene seiner Werke geschaffen. Diesmal ist selbst der übliche historische Schlusssatz — „denn nur einen Moment in der Geschichte bildet ein einzelnes Leben“ — aus biographisch betrübter Stimmung geflossen; Ranke beklagt dadurch, dass es Friedrich Wilhelm nicht beschieden war, seiner vermeinten Absicht gemäss noch selbst mit Österreich über Deutschland abzurechnen. Vier Jahr später entledigte er sich mit ganz entgegengesetztem Gefühl des Auftrags, die Denkwürdigkeiten des Fürsten Hardenberg zu veröffentlichen. Bei diesem Anlass sprach er jene historisch abweisenden Worte über den Charakter aller Memoiren aus. Persönlich vermochte er sich für Hardenberg erklärlicherweise nicht zu begeistern, desto höher schlug er seine geschichtliche Leistung für Preussen an. Nur in solcher Hinsicht stellt er

ihn über Stein: „Wenn in den Augen der Nachwelt Stein als der grössere erscheint, so rührt das daher, dass er sich weniger auf den gewohnten Bahnen bewegte und einen moralischen Schwung besass, welcher Ehrfurcht erweckte; es war etwas in ihm, was den grossen Mann charakterisirt — von Hardenberg lässt sich das nicht sagen.“ So entschloss sich denn Ranke zu einer wunderlichen Komposition. Er gesellte den Memoiren vier Bücher eigener Darstellung zu, deren erstes die ebenso gediegene, wie kühle Biographie des jungen Hardenberg bis zu seinem Eintritt in den preussischen Dienst enthält, während die folgenden sich mit einer Geschichte der preussischen Politik im napoleonischen Zeitalter befassen, wobei nur noch wenig Rücksicht auf Hardenbergs Person genommen und schliesslich lange vorm Ende seiner staatsmännischen Laufbahn an einem weltgeschichtlichen Wendepunkt Halt gemacht wird. Zur Entschuldigung dient die Betrachtung: „Was man in Biographien der Gelehrten bemerkt, dass hauptsächlich die Zeit ihrer Bildung Theilnahme für ihre Person erweckt und ihr Sein und Wesen später nur in der Wirksamkeit hervortritt, die sie in ihrem Fache entwickeln, sodass die Lebensgeschichte eines Gelehrten die Geschichte seiner Wissenschaft werden muss, das ist auch und zwar in noch höherem Grade bei den Staatsmännern der Fall.“ Es ist die alte historisch-unbiographische Ansicht, der wir schon so oft begegnet sind. Was soll man aber dazu sagen, wenn am Eingang des zweiten Buchs die Abkehr von den „biographischen Momenten“ mit Worten gerechtfertigt wird, die den Helden menschlich geradezu vernichten? „Was läge an sich so Grosses an Hardenberg? Er ist nur dadurch einer historischen Darstellung würdig, dass er um die Befestigung und Wiederherstellung der preussischen Selbständigkeit das grösste Verdienst hat“? Die unbiographische Stimmung ist in eine antibiographische übergegangen. Zur selben Zeit geschah es, dass Ranke für die Sammlung seiner Werke einen Band „historisch-biographischer Studien“ zusammenstellte, in welchem er mit der ergänzten Gestalt seines Carlos drei andere Arbeiten, über Cardinal Consalvi und seine Staatsverwaltung, Savonarola und die florentinische Republik, Filippo Strozzi und Cosimo Medici, vereinigte. „Als eigentliche Biographien“, schreibt er selbst, diesen Titel ablehnend, an seinen Verleger, „können die darin enthaltenen Aufsätze nicht betrachtet werden; ich würde damit die Rücksicht verletzen, die ich dem gelehrten Publikum schuldig bin“. Die Vorrede wiederholt in etwas anderen, aber schwächeren Wendungen den Grundgedanken über die Nothwendigkeit, mit der Biographie die Historie zu verbinden, aus dem Vorwort zum Wallenstein. An dessen Manier erinnern denn auch die auf älteren Studien beruhenden Stücke italienischen Inhalts; es sind persönlich bemessene Ausschnitte aus der allgemeinen Geschichte von Neurom und Altflorenz, an sich höchst werthvoll, doch für unseren Gegenstand ohne tiefere Bedeutung.

Mittlerweile hatte er der Sache der Biographie überhaupt durch mächtige

Anregung längst den denkbar grössten Vorschub geleistet. Der durch König Max auf seinen Rath gestifteten Münchener historischen Kommission nannte er als vornehmste Aufgaben für ihre Thätigkeit: allgemeine Jahrbücher deutscher Geschichte und die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. „Die beiden vorgeschlagenen Arbeiten umfassen den Staat nnd die Wissenschaft; wäre aber nicht auch für die Persönlichkeiten, die in denselben wirksam gewesen sind, eine besondere Berücksichtigung nützlich oder nothwendig? Ich schlage jedoch erst an dritter Stelle eine allgemeine Lebensbeschreibung der namhaften Deutschen vor, ein Werk, vielleicht in lexikalischer Form, welches in einer beschränkten Anzahl von Bänden sichere und parteilose Auskunft über alle der Erwähnung würdige Namen darböte." In diesem echt Ranke'schen Sinne ist das gemeinschaftliche Riesenwerk der „Allgemeinen Deutschen Biographie" entstanden: Biographie erscheint darin als Hülfswissenschaft der allgemeinen Geschichte nach ihren beiden Seiten, der politischen nnd der geistigen. Dass man in den weiten Hallen dieses gewaltigen Gebäudes hie und da auch auf litterarische Leistungen stösst, die durch Forschung und Kunst, in Anlage und Bedeutung dem Ideal selbständiger Lebensschilderung im kleinen nahe kommen, lag eigentlich nicht im Plan des historischen Meisters. Er selbst war beim Anblick der Anfänge betroffen, wieviel gründlicher und lehrreicher die litterargeschichtlichen Gestalten behandelt seien, als die des öffentlichen Lebens, was ihn bei seiner eigenen Einsicht in die Schwierigkeit politischer Biographie doch kaum befremden konnte. Auch er trug, wiewohl nicht ohne Zaudern, ein paar Artikel bei: über Friedrich den Grossen und Friedrich Wilhelm IV. Der erste bleibt weit davon entfernt, dem Zweck des Unternehmens zu genügen: von grossartiger Beherrschung des Stoffes zeugend, bringt er eine politisch-historische Gesammteinschätzung des Helden, weiter nichts. Der andere leidet vor allem an höchster Ungleichheit in der Komposition. Die Charakteristik der kirchlichen Bestrebungen Friedrich Wilhelms, seiner dilettantischen Berührung mit Wissenschaft und Kunst, lauter Dinge, worin seine Seele mit Vorliebe lebte, wird übers Knie gebrochen. Persönlich Neues erfahren wir besonders über seine Erziehung; politisch ausführlich und unterrichtend wird die Geschichte der Berufung des Vereinigten Landtages abgehandelt. Es sind wichtige Partien aus dem Privat- und dem öffentlichen Leben des Königs, aber doch nur Bruchstücke; auch zu der Einheit hoher biographischer Temperatur erhebt sich der ganze Essay bei weitem nicht in dem Grade, wie jene Ausgabe des Briefwechsels mit Bunsen. Ranke selbst verhehlte sich und anderen diese Mängel keineswegs; allein er war doch „nicht unzufrieden damit, dass die historische Forschung, insofern sie wirklich Platz greifen konnte, auf diesem Wege in die Geschichte unserer Tage eindringe."

Von jeher war die mündliche Gedächtnissrede einer der stärksten Hebel der Biographie; auch Ranke sollte als Vorsitzender der historischen

Kommission dessen Kraft an sich erproben. Da hat er dem königlichen Freunde Maximilian ein rhetorisches Denkmal gesetzt in einer persönlichen Charakterschilderung von herzlicher Treue und doch frei von subjektivem Vorurtheil, gemüthlich bewegt und künstlerisch zusammengenommen. Die anderen Ansprachen galten den heimgegangenen Fachgenossen. Für Litteratur- und Kunsthistorie bildet, anders als für die politische, die biographische Betrachtung den natürlichen Ausgangspunkt; denn auf geistigem Gebiete dauert die schaffende Individualität in ihren Einzelwerken greifbar fort. Es ist daher bezeichnend für Ranke, dass er auch auf diesem Boden, wo er ihn in seinen Schriften betritt, doch meist weit lieber der allgemeinen Ideenverbindung nachgeht, als den persönlichen Umständen der Produktion; selbst in seinen litterargeschichtlich so reichhaltigen Untersuchungen zur Kritik der historischen Überlieferung widmet er den Autoren wesentlich nur um der Sache willen Theilnahme. Auch in jenen Ansprachen redet er sozusagen im Namen der deutschen Wissenschaft. Aber er hat diese Savigny und Jacob Grimm, die Böhmer, Häusser, Gervinus u. a. m., deren Bild seine Elogien ausführen, sämmtlich von Angesicht gekannt, sie persönlich geschätzt und bei ihrer Lebensarbeit sinnvoll begleitet. Kein Wunder, dass sich scharfe Beobachtung, reifes Urtheil und zarte Pietät hier zu kurzen Biogrammen von unübertrefflicher Feinheit verbinden. Zudem schwebt darüber der frische Hauch naiver Eingebung des Augenblicks. „Schon erlaubte ihm der Arzt, das Bett zu verlassen“, heisst es von Jacob Grimm; „er that es mit einiger Hülfe und setzte sich auf einen Stuhl nieder — da hat ihn der Tod gleichsam mit der Hand berührt. Er antwortete plötzlich auf keine Frage mehr; er hat kein Wort mehr geredet. Nach nicht viel mehr als vierundzwanzig Stunden ist er in der Betäubung, die dem Tode vorauszugehen pflegt, ohne Schmerz gestorben. Das letzte Wort des Wörterbuchs, welches er bearbeitete, ist das Wort „Frucht“ gewesen. Möge es vorbedeutend sein für die befruchtende Wirksamkeit seiner Werke und des Geistes, der in ihnen lebt, in allen künftigen Zeiten!“ Die Biographie verstummt, die Historie meldet sich zum Wort: „Ohne ihn schreiten wir nun zu den Arbeiten fort, die wir mit ihm unternommen haben“.

Selbstbiographie ist das persönliche Bekenntniss, dass man sachlich nichts von Belang mehr vorzubringen hat. Unser Ranke, der als Neunziger mitten im Wagniss seiner Weltgeschichte abgerufen ward, hat sich zu solchem Bekenntniss ernstlich niemals angeschickt. Kleine Vorbereitungen dazu erwecken unser Interesse hauptsächlich dadurch, dass sich aus ihnen, wie freilich noch deutlicher aus seinen Briefen, ergiebt, wie er vom Wesen des Lebens aus eigenster Erfahrung dachte; denn erst hierin liegt doch der rechte Schlüssel für das Verständniss seiner Ansicht vom Einzelleben überhaupt, mit anderen Worten: seiner inneren Stellung zur Biographie. Wer ihn irgend kannte, weiss, wie lebendig er allezeit war und erschien; jeder Satz seiner Schriften verräth eine höchst ursprüngliche, in sich

beständige, unnachahmliche geistige Individualität. Und dennoch war jene Lebendigkeit auf der Flucht vor dem Anblick des eigenen Lebens; diese Individualität suchte ihren eigenthümlichen Beruf darin, sich selber zu verleugnen. Unruhiges Selbstgefühl behelligt ihn nur in den letzten Jahren der Entwicklung, bevor ihm der Zweck seines Daseins durch den glücklichen Wurf einer ersten Leistung völlig klar geworden. Da steht wohl einmal hart neben dem ahnungsvoll befriedigten Satze: „Täglich erweitert sich Kenntniss und Aussicht über die Weltgeschichte“ — der Ausruf des Zagens und der Sehnsucht: „Wer enthüllt Kern, Natur, lebend Leben des Individuums? Ich bin jetzt einer von denen, die am meisten bald verzweifeln, bald Hoffnung fassen, an sich, an anderen, an allem. Lieber Bruder, leb wohl! Wollte Gott, wir wären Ein Herz; der starre Reifrock der Persönlichkeit, so hart wie Fischbein, fiele ab und liesse Leben an Leben!“ Dann aber, sowie er sich in fruchtbarem Thun zurechtgefunden, drückt und hemmt ihn der Reifrock der Persönlichkeit nicht mehr. Kern und Natur des Individuums, unenthüllbar wie sie ihm bleiben, legt er getrost in Gottes Hand; eine höchst einfache Religiosität, gegründet auf „die unverkümmerte Wahrheit des inneren Sinns“, beruhigt seine Sorge um eine ewige Bestimmung der menschlichen Eigenart. Ohne weiteres Grübeln wirft er sich in die Welt, das bedeutet für ihn eine Welt der Arbeit. „Freilich heisst leben: dasein, athmen, Sonne und Luft geniessen. Wenn es aber allein Leben ist, seine Kräfte entwickeln, ihrer im Verhältniss zu der Welt in grossen Thätigkeiten sich bewusst werden“, so verdankte er „dies sein eigentliches Leben“ seiner Historie. „Dann erst lebt man, wenn man von sich selber nichts weiss“. „Mir kommt oft vor, wie ich bin und denke, wie ich will und wünsche — das ist gar kein Wille, es ist wenigstens keine Willkür, es ist ein Muss. Diese nicht von uns gemachte Natur, so und nicht anders, von dieser nicht von uns gemachten Welt berührt, getrieben und erniedrigt und erhöht — wer kann sie ändern, wer kann ihre Äusserungen beherrschen? Da es ein Muss ist, wie man ist, ist es auch ein Soll?“ Anfangs „schwärmt“ er wohl noch in der „Hoffnung“, gerade im forschenden Anschauen der geschichtlichen Menschenwelt auch „der hinter der Erscheinung thätigen Lebensquelle — Verstand, Liebe, Seele — der Welt noch einmal beizukommen! Dort, wo der Born quillt, der den Geschöpfen Leben, Wesen, Gestalt, Innerlichkeit giebt, wo kein Lob und Tadel, wo die allgemeinen Begriffe hinsinken vor der Idealität einer ursprünglichen und allemal gottverwandten Existenz!“ Bald aber findet er in der reinen Anschauung des sichtbaren Ganzen völliges Genüge. „Mein Glück ist, von diesem Punkte, auf dem ich stehe, die Welt zu beobachten, vergangene und gegenwärtige, sie in mich aufzunehmen, inwiefern sie mir homogen. Alles was sie Schönes und Grosses hervorgebracht hat, möcht' ich an mich heranziehen und mir aneignen und den Gang der ewigen Geschicke mit ungeirrtem Auge ansehen, in diesem

Geiste auch selbst edle und schöne Werke hervorbringen. Betrachtet, welch ein Glück, wenn es auch nur in geringem Grade erreicht wird! Man lebt mehr in dem Ganzen, als in der Person. Glaube mir, die Einsamkeit ist auch nützlich. Oft weiss man kaum mehr, dass man eine Persönlichkeit hat, man ist kein Ich mehr. Der ewige Vater aller Dinge, der sie alle belebt, zieht uns ohne allen Widerstand an sich". Diese Selbstentäusserung in einem schaffenden, den Geist wohlthätig ans Objekt bannenden Beruf — „bin ich nicht im Flug und Feuer der Arbeit, so fühle ich, ich will es nicht leugnen, etwas Unbefriedigtes, liege es worin es wolle, in meiner Existenz" — diese vollständige Hingabe an die Sache — „denn man muss in dem Gegenstand leben, für den man etwas leisten will" — dies allmählich entwickelte Gefühl, dass man nicht bloss für, sondern „eigentlich durch die Arbeit lebe": alles das ist ja eine besonders im Dasein des grossen Gelehrten ungemein häufige, man darf sagen: normale Erscheinung. Was aber Ranke vor anderen auszeichnet, ist die bewusste Absicht, mit der er dies Geschäft der thätigen Selbstentäusserung betreibt, die Beziehung, in die er es setzt zu der inneren Natur seiner besonderen wissenschaftlichen Aufgabe. „Das Ideal historischer Bildung", schreibt er an König Max, „würde darin liegen, dass das Subjekt sich rein zum Organ des Objekts, nämlich der Wissenschaft selbst machen könnte, ohne durch die natürlichen und zufälligen Schranken des menschlichen Daseins daran gehindert zu werden, die volle Wahrheit zu erkennen und darzustellen. Dieses Ziel muss sich der Historiker um so mehr setzen, da persönliche Beschränktheit ihn doch hindert, es zu erreichen: das Subjektive giebt sich von selbst". Nur als frommer Wunsch tritt deshalb der berühmte Ausruf in Ranke's englischer Geschichte auf: „Ich wünschte mein Selbst gleichsam auszulöschen und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen, die im Laufe der Jahrhunderte mit und durch einander entsprungen und erstarkt, nunmehr gegen einander aufstanden und in Kampf geriethen." Aber soviel ist klar, dass eine so angestrengt nach aussen gekehrte Beschaulichkeit auch ihr Objekt, die geschichtliche Welt, vornehmlich im Schauspiel äusserer Bewegung ergreifen und festhalten musste; dass die Gewöhnung, des eigenen Individuallebens einzig in selbstverleugnendem Thun gewahr zu werden, sich nothwendig auch auf die Auffassung und Schilderung des fremden Einzeldaseins übertrug; dass ein Historiker, der die eigene Subjektivität nur als einen leider unvertilgbaren Rest von persönlicher Beschränktheit empfand, dem tiefen Wesen der Subjektivität überhaupt nur ausnahmsweise und unwillkürlich gerecht werden konnte — mit einem Wort: dass er eben als Historiker von Gottes Gnaden ein von Gott und sich selbst verordneter Biograph nicht war.

Auch seiner Selbstbiographie konnte ein solcher Mann nicht das Ziel stecken, seinen inneren Lebensgang, die Bewegungen seines Gemüths, die Entfaltung seiner Weltansicht an den Tag zu fördern. „Die allgemeine

Idee würde sein", sagt eine Notiz, „indem der Faden der Studien immer die Hauptsache bleibt, doch zugleich den einzelnen Kreisen gerecht zu werden, in welche das Leben mich geführt hat; sie sondern sich immer von einander ab". Also ganz historisch: Bericht über die eigene Berufsthätigkeit, Schilderung der umgebenden Welt; wobei in den entworfenen Grundrissen noch ein drittes, universelles Moment hinzutritt: Hereinleuchten und -wirken der allgemeinen, zumal der politischen Verhältnisse des Zeitalters. Was wir posthum überkommen haben, sind durchweg Privataufzeichnungen aus den Tagen des höheren Alters, bescheiden „entschuldigt" durch den Wunsch, etwaige Nachfrage Überlebender zu befriedigen. Zunächst ein paar kleine Kapitel über Herkunft, Heimath, Schulzeit und ferneren Bildungsgang bis an die Schwelle der eigenen wissenschaftlichen Produktion. Von der bezaubernden Einfalt der Darstellung vermag nur eine Probe den rechten Begriff zu geben. Es ist die Rede vom ersten Schulaufenthalt des Knaben im Kloster Donndorf: „Ein noch eindringenderes Gepräge trugen die abendlichen Gebete, welche der Rektor an den Sommerabenden, wenn wir vom Spaziergang nach Haus kamen, im Holz auf einem dazu eingerichteten Platz oder auf einem anderen, der sich gerade darbot, mit uns hielt. Wir stellten uns dann um ihn her; er sprach ein Abendlied versweise und intonirte den Gesang desselben, dem wir dann mit hellen Stimmen folgten. In dem Waldesdunkel unter den glänzenden Sternen, nach ihnen emporschauend, werden wir gehört worden sein, oder wenn nicht, so gingen wir doch mit erhobenem Gefühl von dannen". Ebenso harmlos, hie und da mit naivem Humor, verläuft die Schilderung überhaupt: von sich selbst nimmt der Erzähler nur in der schlichtesten Weise Notiz, desto eingehender von dem Eindruck der jugendlichen Lektüre und den ferneren Studien, was jedoch alles von der Höhe des Alters herab beurtheilt wird, so dass man, genau wie in Dichtung und Wahrheit, statt des werdenden den gewordenen Geist vernimmt und bewundert. Für das spätere Leben liegen gar nur zwei summarische Rückblicke des Achtzigers und des Neunzigers vor, knappe Übersichten über den Gang der eigenen Produktion, ihre wissenschaftlichen Motive und ihre Beziehung zu den Zeitbegebenheiten; einige Ergänzung bieten Tagebuchblätter der letzten Jahre, auf denen bei Gelegenheit des Todes merkwürdiger Zeitgenossen Erinnerungen an die persönliche Begegnung mit ihnen, zu geistvoller Charakteristik entwickelt, niedergezeichnet sind. Darf man sich aus diesen geringen Anfängen und Anzeichen ein Bild machen von einer Autobiographie, wie sie Ranke als mögliche Abschiedsarbeit vorgeschwebt hat, so ist gewiss, dass wir sein inneres Wesen aus seinem Berichte direkt nicht entfernt so deutlich kennen gelernt haben würden, wie aus seinen Briefen. Alle übrigen Figuren hätte er von aussen anschaulicher gezeichnet, als sich selbst, und zugleich die Geschichte seiner Wissenschaft im Rahmen seines Jahrhunderts

durch eine neue Reihe gediegener Urtheile bereichert. Historische Denkwürdigkeiten einer Gelehrtenlaufbahn, vom Standpunkt des erreichten Zieles aus mit objektiver Zurückhaltung verfasst, hat das Schicksal uns damit vorenthalten.

Wenn der Greis bei näherer Prüfung dem Plan einer Weltgeschichte den Vorzug gab, so verfuhr er in seinem Sinne eigentlich noch entschiedener autobiographisch: er zog so die Summe seines in historische Ideen umgesetzten Lebens. Das Werk ist abstrakter, grauer, lebloser, als die Geschichtschreibung seiner frischeren Zeit; aber immer noch regt sich das Streben nach voller Würdigung der biographischen Momente. Mit wahrer Freude begrüsst der Verfasser die individuelle Erscheinung des Themistokles: „er ist vielleicht einer der ersten Menschen von Fleisch und Blut, die in der Universalgeschichte hervortreten — keineswegs immer rühmenswerth, aber immer gross. In den Konflikten der Weltkräfte wollte er herrschen, niemals beherrscht werden, aber sie waren zu stark; er ging in ihnen unter, er selbst persönlich, aber sein Werk überdauerte die Jahrhunderte: er ist der Begründer der historischen Grösse von Athen". Das alte Todtenlied der Ranke'schen Muse, oder wenn man lieber will, Parze der Geschichte. Die Charakteristik Alexanders des Grosssen verräth noch die vielgeübte, hohe Kunst. Mit einer Art von historisch-biographischer Leidenschaft heisst es am Ende von der Büste im Louvre: „Sie athmet Seelenstärke, Feinheit und Gemüth — der Beschauer kann sich kaum von ihr losreissen, wenn er dabei der Thaten und Eigenschaften des Mannes gedenkt, den sie vorstellt". Wie schlagend hebt das menschliche Motiv zu der geschichtlichen Rolle des Agathokles der Satz hervor: „Was könnte einen emporstrebenden jungen Mann tiefer kränken, als die parteiische Versagung einer Ehre, nach welcher seine Seele dürstet!" Und so geht es eine Weile fort. Selbst die fratzenhaften Masken der römischen Cäsaren, wie sie der litterarische Karneval noch heute leihweise von Sueton bezieht, gewinnen unter Ranke's Händen den Anschein möglichen Lebens: in die „Manie" Caligula's fügt er mildernd einen Zug von „bizarrem Humor". Allmählich erlahmt die Kraft. Die Gestalten Mohammeds und zumal Karls des Grossen sind schon weit schwächer umrissen. Mit Rührung liest man das letzte, verworrene Diktat vom Schmerzenslager des sterbenden Geschichtschreibers: „Auf der Höhe tiefer, die Welt umfassender, stürmischer Bewegungen, welche die Gemüther von dem Standpunkt ihrer Überzeugung aus mit den grössten Aussichten erfüllen, erscheinen wohl auch grossartig angelegte Naturen, die die Aufmerksamkeit der Jahrhunderte fesseln". Man sieht: mit dem dichter hereinbrechenden Nebel des Allgemeinen ringt noch immer der Wunsch, das menschlich Besondere fasslich zu erkennen. Es folgen ein paar halbdunkle Sätze über die deutschen Kaiserhäuser, bis zum Schluss: „Man empfing doch in jedem der einzelnen Gewalthaber eine neue Gestalt". Es ist das

Epigramm der Ranke'schen Muse auf sich selbst. „In jedem Einzelnen eine neue Gestalt!“ Das Individualleben eine ewig flüchtige, ewig wiederkehrende Erscheinung in der geschichtlichen Welt — die Historie schaut ihm ins Antlitz, die Biographie ins Herz.



Zur Methodenlehre der Biographik.

Mit besonderer Rücksicht auf die biographische Kunst im Dienste der philosophiegeschichtlichen Forschung.

Von

LUDWIG STEIN in BERN.

I.

Die biographische Kunst galt bisher als herrenloses Gut. Das litterarische Freibeuterthum, das ohne äussere Schulung oder inneren Beruf dankbaren Stoffen auflauert, um sie — entweder zur Stillung der Lebensnothdurft, oder, was noch bedenklicher, zur Befriedigung schriftstellerischen Eitelkeitskitzels — mit ihren plumpen Federn meuchlings zu überfallen, hat sich von jeher mit Vorliebe an biographischen Stoffen vergriffen. Ein paar rasch zusammengelesene Jahreszahlen, einige flüchtig zusammengestoppelte Urtheile über die Thaten und Werke der Helden, dazu ein vollgerüttelt Maass von verhimmelnden Epithetis und verschnörkelten Superlativen — und die Dutzend-Biographie ist fertig. Der also Überfallene kann sich, da es sich ja meist um die Lebensbeschreibung Verstorbener handelt, nicht wehren und muss sich daher die frevle Plünderung seines Namens, des einzigen Guts, das ihm geblieben und für welches seine volle, grosse Persönlichkeit einzusetzen das ganze Leben nur Sinn und Werth hatte, stumm gefallen lassen. Und warum wird diese Herrenlosigkeit, diese rückhaltlose Preisgebung des Köstlichsten, wonach die begnadetsten Naturen aller Völker und Zeiten ringen: ihr Leben der Nachwelt als Vorbild zu hinterlassen, um in deren Gedenken beispielweckend fortzuwirken, heute noch allgemein geduldet, ja von den Wenigsten auch nur in ihrer ganzen Schimpflichkeit empfunden? Doch wohl nur, weil es eine nach bewussten Regeln arbeitende, an bestimmte Normen und Kriterien gebundene biographische Kunst noch gar nicht giebt! Das Willkürliche und Zufällige, sonst ein mit Recht gefürchtetes Brandmal unwissenschaftlichen Verfahrens, stellt fast den einzigen Rhythmus dar, der die Mehrzahl der Auch-Biographen auszeichnet. Was ihnen von ihrem Helden an Zahlen, Thaten und charakteristischen Zügen durch Dame Zufall zufliegt, das erhaschen und verarbeiten sie mit Behagen; aber sie besitzen, falls sie nicht geborne Biographen sind, deren natürlicher Takt alle Technik ersetzt, keinen Kanon dessen, wonach der Biograph zu

suchen hat, kein Kriterium dafür, worauf es in der Biographie entscheidend ankommt, mit einem Worte kein Gesetz der biographischen Technik.

Gewiss können Viele sich in ihrer Sprache leidlich korrekt ausdrücken, ohne Grammatik zu kennen, eine Rede halten, ohne Rhetorik zu studiren, einen Gedankengang folgerichtig entwickeln, ohne die formale Logik zu verstehen, eine gute psychologische Beobachtung machen, ohne die Gesetze der Psychologie auch nur zu ahnen, ein gesundes Kunsturtheil fällen, ohne Aesthetik zu treiben, sogar einige Melodien erfinden, ohne Kenntniss vom Wesen des Contrapunkts zu haben. Aber eine Abhandlung aus einem dieser Wissensgebiete zu schreiben, wird sich Niemand unterfangen, der sich nicht zum Mindesten mit den Rudimenten des betreffenden Fachgebiets, und sei dies auch noch so flüchtig, vorher vertraut gemacht hat. Nur eine Biographie zu schreiben, hält sich Jeder für befugt, der seine Sprache grammatisch richtig schreibt — und auch diese elementare Forderung wird nicht immer eingehalten. Und woher dieser Unfug? Dort fürchtet man das Urtheil der Grammatiker, Logiker, Psychologen usw.; hier kann man sich ungestraft als Franctireur herumtummeln, da es kein berechtigtes Forum giebt, das kecken Übergriffen entgegentreten könnte — es fehlt der Berufsbiograph, die Biographik als eigenes Fachgebiet, jene entscheidende Instanz, die das biographische Stümperthum als solches zu brandmarken die allgemein anerkannte Berechtigung hätte. Der Mangel einer biographischen Kunst mit fest ausgebildeter Technik ist um so auffälliger und bemerkenswerther, als die Biographie, bei Lichte besehen, die älteste Litteraturgattung darstellt. Die Hieroglyphen in Egypten, die Keilinschriften in Assyrien und Babylonien bieten ja im Wesentlichen nur Biographien — zumeist sogar Autobiographien — mehr oder minder ruhmreicher Könige und Feldherren. Die Odyssee ist ihrem Kerne nach eine poetische Biographie des Helden Odysseus. Das alte Testament bietet in der Genesis ein förmliches biographisches Lexicon der Urmenschen, Patriarchen und Religionsstifter dar, wie sie die semitische Volksseele in ihrer üppig wuchernden mythenbildenden Phantasie ergriffen und wie sie der Griffel des Erzählers mit herzerfrischender, ewig junger Naivität und unerreichter schriftstellerischer Grazie festzuhalten verstanden hatte. Und die frühesten Religionsurkunden der übrigen alten Völker? Ob sie uns das Leben des Confucius, Laotse, Zoroaster, der Brahmanen, Buddhisten (besonders Sâkjamunis') u. A. schildern; einerlei: ihre litterarische Kunstform ist meist die Biographie. Dieser litterarische Consensus gentium, der sich in den ältesten schriftlichen Denkmälern aller Kulturvölker dahin kundgiebt, dass sie sämmtlich wie instinktiv das Bedürfniss empfinden, das Leben ihrer grössten Männer — sei es der wirklich existirenden, sei es der aus der Volksphantasie herausgebornen Typen — schriftlich zu fixiren, deutet auf die völkerpsychologische Thatsache hin, dass das Interesse am Biographischen schon der werdenden Kulturmensch-

heit förmlich im Blute steckt. Die Volksphantasie vollzieht in ihrem instinktiven Verlangen nach ständiger Verpersönlichung nicht bloss die Personifizirung der meisten beobachteten Eigenschaften und Zustände, deren die griechische Götterwelt z. B. voll ist, sondern sie interessirt sich auch gewaltig für die erdichteten Erlebnisse der von ihr fingirten Götterwelt. Die griechischen und nordischen Götter- und Heldensagen spiegeln so recht die Volksseele in ihrer schwelgerischen Freude am Biographischen wieder. Und schliesslich entspringen die ersten tastenden Versuche einer Weltentstehungslehre, wie sie unter den Griechen in der Theogonie des Hesiod, bei den Orphikern und Pherekydes von Syros hervortreten, dem gleichen, nur potenzirten und auf das All übertragenen biographischen Bedürfniss: man konstruirt sich eine Biographie des Kosmos.

Wenn nun trotz dieses hohen Alters der Biographie als litterarischer Kunstgattung sich eine eigene Technik — wie sie etwa das Drama und die Rhetorik seit Aristoteles bereits besitzen — noch nicht herausgebildet hat, so trägt vielleicht gerade ihr hohes Alter die Schuld daran. Das Alter einer Kunstform ist eben durch ihre Einfachheit bedingt, da ja die Kultur immer erst durch das Einfache zum Komplizirteren schreitet. Je einfacher aber eine Kunstform ist, desto geringer ist der Anreiz zu ihrer theoretischen Formulirung und methodischen Ausbildung, zumal nach der communis opinio alles Einfache etwas Selbstverständliches, einer wissenschaftlichen Formulirung also gar nicht Bedürftiges an sich hat. An diesem Fluche der Selbstverständlichkeit scheiterte bisher wohl jedes ernstliche Beginnen zur Aufstellung einer Methodenlehre der biographischen Kunst.

Seit Comte hat sich indess die Philosophie daran gewöhnt, gerade das Einfache, Elementare, von allen übrigen Wissenschaften als Selbstverständlichkeit stillschweigend Vorausgesetzte einer erneuten Prüfung zu unterziehen. Und so mag denn hier eine kleine Untersuchung über Berechtigung, Form, Umfang und Grenzen der Biographik — zunächst als Hülfswissenschaft der philosophiegeschichtlichen Forschung — eine Stelle finden.

II.

Jede Wissenschaft hat mit dem Nachweis ihrer Existenzberechtigung und der Formulirung ihrer Existenzbedingungen zu beginnen. Handelt es sich nun gar um eine werdende, sich nur mühselig emporringende Wissenschaft, wie die Biographik sie in dieser Zeitschrift darzustellen bestrebt ist, so muss dieser Nachweis um so kräftiger geführt werden, als sie sich von dem Odium einer mehrtausendjährigen, sei es unbewussten, wie Freunde, sei es geflissentlichen Vernachlässigung und Hintansetzung, wie Gegner der Biographik behaupten werden, zuvörderst gründlich zu reinigen hat.

Die Berechtigung der Biographik darzuthun und ihre Erhebung zu einer eigenen Disciplin zu fordern, ist ein müheloses Beginnen. Denn angesichts des Umstandes, dass die ältesten auf uns gekommenen Denkmäler

der Litteratur mit Biographien einsetzen, bedarf es keiner einlässlichen Erörterung darüber, dass die Volksseele aller Zonen und Zeiten nach biographischer Verarbeitung ihrer jeweiligen Helden gedürstet, ja förmlich gelechzt hat. Wie tief muss dem Menschen, der in begreiflicher Selbstliebe sein eigenes Ich im Leben seiner Helden spiegelt und in seiner Phantasie zarte, vergleichende Fäden zwischen der Psyche jener und seiner eigenen spinnt, der Hang zum Biographischen in die Seele gegraben sein, wenn die Biographie die einzige Litteraturgattung darstellt, die nicht veraltet und die keinem Wandel der Geschmacksrichtung unterworfen ist! Ob die Hieroglyphen dem Volke das idealisirte Leben seiner Könige künden oder eine Gruppe Wilder, um das nächtliche Feuer gelagert, der Erzählung der Heldenthaten seiner Götter und Vorfahren lauscht, ob in der Spinnstube der Bauernhütten interessante Räubergeschichten den Gegenstand der Abendunterhaltung bilden oder unsere Jugend Robinson Crusoë verschlingt, ob die gottergebene Nonne sich am Leben der heiligen Jungfrau berauscht oder die Salondame *fin de siècle* nach der Lektüre von „Lourdes“ im Buchstaben Z ihres Konversations-Lexikons fieberhaft blättert, um sich den Lebensgang Zola's fest einzuprägen, ob endlich der gelehrte Mönch des 10. Jahrhunderts etwa sich am „Heliand“ erbaut oder ein mönchischer Gelehrter der Gegenwart an Straussens oder Renans „Leben Jesu“ sich ergötzt; einerlei: das diesen Allen gemeinsame tiefere Grundmotiv ist immer das gleiche: freudiges Interesse für alles Biographische. Wo aber nachhaltiges und intensives Interesse vorhanden ist, da stellen sich auch unfehlbar Solche ein, die jenes Interesse zu befriedigen suchen. Die Noth erzeugt und zeitigt den Retter. Selbst im dunkelsten Mittelalter, da alle Musen verstummt waren, rettete sich der letzte verglimmende Funke der Poesie in die Biographie. Das Leben der biblischen Helden dichterisch zu gestalten, wie es in dem jüngst im Vatikan aufgefundenen ergänzenden Text des „Heliand“ geschieht, oder die Lebensschicksale irgend eines späteren Heiligen poetisch zu fassen und zu verklären, dazu raffte sich selbst in der litterarisch ärmsten Epoche der Kulturmenschheit irgend ein anonymer Dichterling auf. Wenn nun solchergestalt die Litteraturgattung der Biographie sich nicht blos als die älteste, sondern auch als die dauerhafteste, allem Wandel des litterarischen Geschmacks trotzende erweist, so kann ihre Existenzberechtigung gar nicht mehr in Frage kommen. Ist auch nicht alles Bestehende, wie Hegel meint, vernünftig, so giebt es doch wohl keinen höheren Rechtstitel auf Existenz, als den einer mehrtausendjährigen Thatsächlichkeit. Was die Flucht der Zeiten und den Wechsel des Geschmacks konsequent überdauert, das hat unzweifelhaft ein Recht auf Existenz.

Aus der Nothwendigkeit der Biographie als eigener Kunstform wird sich die einer Biographik mit Leichtigkeit folgern lassen. Wie jede Kunstform ihren eigenen Rhythmus, ihre besonderen, nur ihr eigenthümlichen

Gesetze und ihre spezielle Technik hat, so können und müssen sich auch bestimmte Regeln der Biographik aufstellen lassen. Ihre bisherige Nichtbeachtung oder mangelhafte Ausbildung sind kein Gegenargument gegen ihre Möglichkeit. Es verhält sich eben mit der Biographik wie etwa mit der Pädagogik. Man hat Jahrtausende hindurch erzogen und dabei sogar vielfach eine erziehliche Kunst praktisch geoffenbart, lange bevor man an eine theoretische Formulirung der Erziehungsgrundsätze gedacht hat. Ja, es gab bei den Griechen z. B. ein ausgebildetes Lehrsystem, die ἐγκύκλιος παιδεία, bevor Sokrates, Platon und Aristoteles die Grundlinien einer Theorie der Erziehung festgestellt haben. Und so haben denn auch, abgesehen von den unbewussten Biographen, als welche ich vor Allem die Dichter der Vorzeit begreife, auch bewusste Darsteller von Biographien, wie Hekataeos, Herodot und Thukydides, die eine Fülle von Lebensbeschreibungen in ihre Geschichtsdarstellung verflechten, und Berufs-Biographen, wie Plutarch, Diogenes Laërtes, Cornelius Nepos u. A. vortreffliche biographische Skizzen verfasst, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, nach welchen Gesichtspunkten und Methoden eine Biographie zu schreiben ist. Wie der Lehrer der Vorzeit unterrichtete und erzog, ohne Pädagogik zu verstehen oder auch nur ihr Vorhandensein zu ahnen — nur nach Instinkt und Naturell —, so schrieb und schreibt der Biograph heute noch seine Lebensbeschreibung, ohne sich um etwa vorhandene Regeln und Gesetze der biographischen Kunst zu kümmern, und meist auch ohne sich die Frage vorzulegen, ob eine Biographik möglich und wünschenswerth sei. Temperament, Laune, Geschmack, litterarischer Takt und Bildungsumfang ersetzten den Biographen bisher die Stelle der ernsten Schulung und fachtechnischen Übung.

Wird es nun heute, da wir eine Pädagogik als regelrecht ausgebildetes Lehrfach besitzen, Jemandem ernstlich beifallen, einem Kandidaten des höheren Lehramts eine Schule anzuvertrauen, der nichts von der Pädagogik verstände? Gewiss macht die Pädagogik noch nicht den Lehrer, so wenig eine Biographik schon durch ihr Dasein nur tüchtige Biographen hervorbringen wird. Sicherlich giebt es heute noch geborne Lehrer, die mit pädagogischem Takt und ererbter Lehrbefähigung ohne intensives Studium der Pädagogik praktisch mehr und besseres leisten, als selbst der tüchtigste Systematiker oder gediegenste Kenner der Pädagogik. Ebenso haben Macaulay, Vasari, Muratori, St. Beuve, Taine, Grimm, Dilthey (in seinem Leben Schleiermachers) u. v. A. mit intuitiver künstlerischer Gestaltungskraft biographische Kunstwerke geschaffen, welche auch die ausgesuchteste Technik nicht zu erreichen, geschweige denn zu überbieten vermöchte. Aber wie verschwindend gering ist die Zahl der gebornen im Verhältniss zu den wirklichen Lehrern — ungefähr so gering, wie die der gebornen, von der Natur dazu begnadeten Biographen im Verhältniss zur erschreckenden Fülle derjenigen, die sich dafür halten und — ausgeben!

Aber auch der beste Berufs-Biograph kann von einer systematischen

Biographik so manchen Fingerzeig entnehmen, so manche technische Finesse ablauschen, auf die er sonst kaum verfallen würde, wie dènn auch der raffinirteste Schulpraktikus vom pädagogischen Theoretiker mancherlei Anregung dankbar entgegen nimmt.

Die künftige Biographik wird darum gut thun, aus der Geschichte der Pädagogik sich darüber Winke zu holen, wie sich der allmähliche Übergang von einer Praxis in die Theorie anbahnt und vollzieht. Auch die Pädagogik hat trotz der Vorarbeiten der Alten und ungeachtet der bemerkenswerthen Leistungen eines Ratichius, Comenius, Locke, Rousseau, Pestalozzi, Basedow und Kant sich erst in unserem Jahrhundert als wirkliche Wissenschaft konstituirt. Das malitiöse Spottlächeln, mit welchem ernste Gelehrte früherer Generationen die Ansprüche der Pädagogik, als eigene Wissenschaft aufzutreten, konsequent zurückgewiesen haben, wich in dem Augenblick, da es der Pädagogik geglückt war, in Herbart ihren entscheidenden philosophischen Theoretiker zu finden. Die leise, aber eben darum tödtliche Ironie, mit der man noch vor einem halben Jahrhundert die stillen Aspirationen der Pädagogik in die Schranken wies, jener Hauch wissenschaftlichen Altjungfernthums, der Jahrhunderte lang über dieser Disziplin gelagert war, das Alles zerschmolz wie junger Schnee vor dem sieghaften Sonnenstrahl, sobald Herbart mit dem vollen Rüstzeug des ganzen Kopfes die Pädagogik als Wissenschaft geschaffen hatte. Heute hat sich dieses einstmalige Aschenbrödel unter den Wissenschaften einen Lehrstuhl nach dem anderen errungen oder besser durch die Wucht ihrer Bedeutung allmählig mühsam erzwungen.

Geschichtliche Beispiele und Analogien haben nun vornehmlich einen negativen Werth; sie zeigen, welche Fehler Andere begangen haben und wie man es daher anstellen müsse, auf kürzerem Wege zum gleichen Ziele zu gelangen. Den weitläufigen Zickzack der Geschichte der Pädagogik wird die auf dieses Vorbild hinblickende künftige Biographik zu umgehen haben. Ihre ganze Kraft hat sie jetzt daran zu setzen, ihrem künftigen Systematiker das Material vorzubereiten. Zu ihrer wissenschaftlichen Mündigkeitserklärung fehlt der Biographik heute vorerst noch Eines, freilich das Entscheidende: ihr Herbart.

III.

Alles ernsthaft Biographische hat einen doppelten Zweck: einen historischen und einen pädagogisch-ethischen. Einmal soll es erklären, wie die grosse Persönlichkeit — und vornehmlich eine solche ist ein adaequates Objekt der biographischen Kunst — gewachsen und geworden ist, wie ihre Thaten und Werke entstanden sind und gewirkt haben, welche Seiten ihrer Eigenart ihre geschichtliche Stellung bedingen und die Bedeutsamkeit ihrer Leistungen ausmachen, ob und in welchem Umfange sie den Gesammtfortschritt der Kulturmenschheit gefördert haben, andermal soll es jene Züge

kräftig hervorheben und mit Licht übergiessen, die etwas Vorbildliches, Beispielweckendes, die Epigonen zu gleicher Leistung Anspornendes an sich tragen. — Ein drittes, minder vornehmes Ziel des Biographik, dessen Werth in umgekehrtem Verhältniss zu seiner Verbreitung steht: die Befriedigung der Neugierde, eines anekdotenhaschenden, sensationslüsternen Lesepöbels, kann hier, wo es sich um die wissenschaftliche Seite der Biographik handelt, füglich übergangen werden.

Der historische Werth der Biographik ist nun allen ernsthaften Biographien — unabhängig von ihrem Objekt — gemeinsam. Ob die geschilderte grosse Persönlichkeit ein Monarch, Feldherr oder Staatsmann, Künstler, Gelehrter oder Erfinder ist, gleichviel: sobald ihre Leistung einen merklichen Einschnitt in den Kulturverlauf bedeutet, gehört sie der Geschichte an, und die Schilderung ihres Lebens und Wirkens hat historischen Werth. Anders verhält es sich jedoch mit dem pädagogisch-ethischen oder didaktischen Werth der Biographie. Nicht jedes Leben politisch oder künstlerisch überragender Individualitäten hat nothwendig ethischen Gehalt oder gar vorbildlichen Werth. Eine Biographie Cesare Borgias kann beispielsweise von hervorragendem historischem Werth sein, sofern sie das ganze Zeitalter im Lichte dieser Persönlichkeit grell beleuchtet, aber vorbildliche Züge werden da kaum zu Tage treten, zumal diese Persönlichkeit — selbst als abschreckende Kontrastwirkung gedacht — gar zu absonderlich geartet war. Umgekehrt ist das historisch Bedeutsame an einer Figur wie Sokrates ihr Leben und nur dieses. Das Welthistorische an der Persönlichkeit des Sokrates ist nicht etwa seine Lehre, die ja nur in unsicheren, noch dazu häufig einander trübenden, weil entgegengesetzten Filtrationen auf uns gekommen ist, sondern sein Leben und — sein Tod. Dieses Leben repräsentirt aber eine fleischgewordene Weltanschauung, die seither Unzählige aufgerichtet und mit einem idealen Lebensinhalt ausgefüllt hat: eine der Individualität des Sokrates vollauf gerecht werdende, sich als Kunstleistung zu der Höhe ihres Objektes erhebende Biographie dieses einzigen Mannes müsste zugleich ein ethisches System in sich bergen. Und nicht blos bei Sokrates war das Leben (sein ὁδὸς τοῦ βίου) zugleich die höchste geschichtliche Leistung: auch ein Diogenes von Synope, diese lebendig gewordene Karrikatur des Cynismus, mit dessen Volksthümlichkeit als vermeintlichem Typus eines Philosophen sich noch heutigen Tages nicht leicht Einer messen kann, hat nur gelebt, und nichts gelehrt. Bei einzelnen Religionsstiftern, kirchlichen Heiligen, berühmten Anachoreten und Mystikern, die vielleicht keine Zeile schriftlich hinterlassen haben, und dabei doch auf Millionen Gläubiger eine bestimmende, ja zwingende, ihren ganzen sittlichen Lebensinhalt ausfüllende Wirkung ausgeübt haben, erschöpft sich ihre historische Bedeutung in ihrem Leben d. h. in der Heiligkeit ihres Lebenswandels. Einzelne Märtyrer des freien Gedankens wie Wicleff, Huss, Savonarola, Roger Bacon, Vanini u. A. haben durch ihre Lebensschicksale den Lauf der Kultur

vielleicht entscheidender bestimmt, als die imposantesten philosophischen Systeme ihrer Zeit. Ja, selbst eine so tragende geistige Persönlichkeit wie Giordano Bruno mag vielleicht durch sein tragisches Geschick und seinen Märtyrertod den Kulturfortschritt mit einem mächtigeren Ruck gefördert haben, als durch die gewaltige Geistesthat seines naturalistischen Pantheismus. Und so ist noch bei manchem Denker sein Leben ein Stück — mitunter selbst das beste Stück — seiner Philosophie.

Dass nun aber ein solches Leben nach völlig anderen Gesichtspunkten und unter Hervorhebung und Herausarbeitung ganz andersartiger Momente dargestellt sein will, wie das irgend eines Heerführers oder Künstlers, leuchtet ohne Weiteres ein. Kommt es hier mehr auf die Thaten an, so dort vornehmlich auf die Gesinnung, zumal diese zuweilen die höchste That ist. Daraus folgt, dass sich für die historische Seite der Biographik allenfalls ein allgemeiner, für alle Biographien gültiger, vom behandelten Objekt unabhängiger Kanon aufstellen lässt, dass hingegen mit Rücksicht auf die ethische Wirkung der Biographie eine Scheidung nach Objekten erforderlich ist. Besteht die psychologische Kunst des Biographen in der feinsinnigen Heraushebung derjenigen Eigenschaften seines Helden, die diesen zu einem solchen stempeln, so ist es klar, dass bei der Biographie eines Philosophen z. B. völlig anders geartete Eigenschaften in Betracht kommen, als bei anderen Berufsarten, ja dass die gleichen Eigenschaften in verschiedenen Berufen verschiedenen, häufig sogar einen entgegengesetzten Werth haben. Wollte Jemand in der Biographie Descartes' z. B. sein Verhalten als Militär ins Auge fassen, so müsste er zu einer Verurtheilung seines Characters gelangen. Denn beherztes Zugreifen, rasch entschlossenes Drauflosfahren — sonst die auszeichnenden Merkmale des tüchtigen Militärs — waren Descartes' Sache nicht — zum Schaden seiner militärischen, aber zum Glück seiner philosophischen Carrière. Jeder Beruf hat wie seine eigene Moral, so auch seine eigene Psychologie. Was am Lebensgang eines Goethe packt und interessirt, das lässt uns an dem des ebenbürtigen deutschen Geistes Leibniz völlig kalt. Ueber die Sesenheimer Friederike erscheinen dicke Bände, entspinnen sich noch jetzt ernsthafte litterarische Fehden, die von den Besonnensten vielleicht belächelt, aber doch immerhin geduldet werden. Jedenfalls gilt es als zulässig, dass diese oder jene Jugendflamme eines grossen Dichters den Gegenstand ernster litterar-historischer Forschung abgiebt. Wie würde es nun aber ein Historiker der Philosophie aufnehmen, wenn ihm eine dickleibige Monographie über die romantische Vorgeschichte der natürlichen Tochter von Descartes oder des natürlichen Sohnes von Leibniz zugemuthet würde? Eisiger Hohn und die unterste Schicht des Papierkorbes wären die typische Antwort darauf. Keinem Historiker der Philosophie fällt es bei, den Liebesverhältnissen seiner Helden, die in den Biographien der Dichter einen so berechtigt breiten Raum einnehmen, auch nur nachzuspüren. Was für die Psychologie des Dichters und für die

Vertiefung des Verständnisses seiner Werke von fundamentaler Bedeutung sein mag, das sinkt unter Umständen in der Lebensbeschreibung des Philosophen zur quantité négligeable herab.

Damit soll keineswegs ausgesprochen werden, dass in der Biographie des Philosophen intim Persönliches oder kleinliche, alltägliche Lebensvorgänge überhaupt keine Stelle einnehmen dürfen. Es ist vielmehr auch der umgekehrte Fall denkbar, dass ein so unscheinbarer Vorgang, wie beispielsweise die Aufzählung der Lieblingsgetränke und Leibspeisen, die in der Biographie des Dichters belanglos ist, in der des Philosophen von piquantestem Reiz und würzigstem Duft sein kann. Was liegt nicht alles für bitterer Humor und feine Psychologie in jenem Faustischen Zug, den uns die Biographen Schopenhauers breitspurig schildern, wonach dieser capriciöse Weltverneiner, der in der Ertödtung aller Fleischeslust und gewaltsamen Niederringung des Willens zum Leben Sinn und Ziel der Menschheitsentwicklung erblickte, täglich Wein- und Speisekarte des „Englischen Hofs" — des damals vornehmsten Restaurants Frankfurts — mit Kennerblick musterte und so den Willen zum Leben in der denkbar gröbsten Form, der der Gourmandise, ungebrochen perpetuirte! Oder wie charakteristisch für die Weltanschauung des Pessimismus ist der Umstand, dass die Dichter und Denker grossen Stiles, die den Weltschmerz künden, wie Petrarca, Pascal, Rousseau, Leopardi, Byron, Heine, Schopenhauer, Hartmann, Mainlaender, Nietzsche sammt und sonders entweder direkte Epileptiker und sonstwie geistig hereditär Belastete, oder von einem chronischen Leiden befallene Individuen gewesen sind. Und endlich noch ein letztes bezeichnendes Beispiel, welche Schlüsse sich aus einem sonst untergeordneten biographischen Detail auf die Weltanschauung eines Denkers ziehen lassen. Wenn wir z. B. vom Arzt G. H. Schuller, dem Intimus Spinozas, durch seinen jüngst publizirten Briefwechsel mit Leibniz authentisch erfahren, dass Spinoza erblich belasteter Phthisiker war — B. de Spinoza vereor, ut brevi nos derelicturus sit, cum phthisis (m o r b u s i p s i h a e r e d i t a r i u s) in dies ingravescere videantur, schreibt Schuller an Leibniz —, dann erklärt sich so Manches in der Handlungsweise sowohl als auch in der schriftstellerischen Eigenart dieses Denkers, und dieser erst jetzt bekannter gewordene Umstand wirft ein neues, überraschendes Licht auf das herrliche Charakterbild dieses erhabenen Weisen.

Die Hervorhebung dieser für die Biographie eines Philosophen charakteristischen Details, die sich nur auf einzelne typische Beispiele beschränkte, die aber bei einer erschöpfenden Behandlung des Gegenstandes ins Ungemessene weiter geführt werden könnte, sollte nur an einigen besonders in die Augen fallenden Momenten darthun, dass neben den allen Biographien gemeinsamen methodischen Regeln und Forderungen sich auch spezielle, mit dem Objekt der Biographie wechselnde Normen aufstellen lassen. Die rudimentäre, an alle ernsthaften Biographen zu stellende, unabweisliche

Forderung ist natürlich diese, dass sie die fachtechnische Vorbildung, die zum vollen Verständniss und zur erschöpfenden Würdigung der Leistung ihres Helden unumgänglich ist, sich in möglichst hohem Grade aneignen. Wie man ohne gewisse kriegstechnische Kenntnisse niemals die abschliessende Biographie eines grossen Feldherrn verfassen könnte, so ergeht es den Biographen aller höheren Berufe: sie müssen sich in den oder die Berufe ihrer Helden ganz hineindenken und, wo es erforderlich, technisch hineinarbeiten, um ihrer grossen Aufgabe ganz gewachsen zu sein. Indem ich es nun den kompetenten Biographen anderer Berufsarten anheimgebe, die auf ihrem Gebiet sich ergebenden eigenartigen Schattirungen und spezifischen Forderungen an eine biographische Kunst zu formuliren, sei hier der Versuch gemacht, einige Hauptpunkte über den Werth und die Weise der biographischen Kunst im Dienste der philosophiegeschichtlichen Forschung herauszuheben. Weit davon entfernt das Schema einer „Philosophen-Biographie“ aufstellen zu wollen, sollen die nachfolgenden Bemerkungen vielmehr nur dazu dienen, eine Frage in Fluss zu bringen, die für den litterarhistorischen Wissenschaftsbetrieb, der durch eine empfindliche Anzahl von Auswüchsen und bis zur Karrikatur herabgesunkenen Übertreibungen dem täglich wachsenden Vorwurf des öden Alexandrinismus ausgesetzt ist, von nicht zu unterschätzender Bedeutung und Tragweite sein dürfte.

IV.

Die Anfänge einer Historiographie der menschlichen Gedanken liefern uns ein warnendes Beispiel dafür, wie farblos und blutleer die geschichtliche Darstellung philosophischer Theoreme bleibt, wenn sie, auf den intimen Reiz des Persönlichen verzichtend, nur abstrakte Gedankengänge reproduzirt. Die ersten Anläufe zu einer philosophiegeschichtlichen Darstellung, wie sie im ersten Buch der Metaphysik des Aristoteles, in den erhaltenen Trümmern der 18 Bücher Φυσικῶν δοξῶν seines Nachfolgers Theophrast, und in den von Hermann Diels in seinem grundlegenden Werk „Doxographi graeci“ zusammengestellten philosophiegeschichtlichen Überresten der bezüglichen Werke des Aetius, Arius Didymus, Plutarch, Galen u. A. vorliegen, enthalten so gut wie nichts Biographisches. Aber die mangelnde Beachtung, welche die Doxographen bei ihren Zeitgenossen und der nächsten Folgezeit gefunden haben, — sie sind ja zum grössten Theil verloren gegangen und nur fragmentarisch erhalten —, zeigt zur Genüge, wie fehlerhaft ihre methodische Anlage war und ein wie geringes Interesse sie infolgedessen einzuflössen vermochten. Und dies mit vollem Recht. Die chronologische Aneinanderreihung und statistisch trockene Vorführung abstrakter Gedankengebilde wirkt auch auf den geduldigsten Leser auf die Dauer ermüdend und abspannend. Die schematisch aneinandergereihten Gedanken erscheinen matt und blass; sie kreuzen und verwischen sich, und dies schon aus mnemotechnischen Gründen. Unser Gedächtniss fordert Anhaltspunkte, verlangt Ruhepausen zum Athem-

holen. Wenn aber die abstrakten Gedanken in monotonen Linien, gleichsam im geschichtlichen Gänseschritt, wie leblose Drahtpuppen von gleicher Grösse und Farbe an uns vorübertrippeln, dann fehlen jene charakteristischen Einschnitte, deren das Gedächtniss zur Einprägung der Differenzpunkte so dringend bedarf, und die vorgeführten Gedanken verschwimmen in einander und zerfliessen zu einem gedanklichen Urbrei. Dieser Beobachtung wird sich Niemand entziehen können, der nicht mit dem Auge des grüblerischen Forschers, sondern mit dem des unbefangen geniessenden Lesers beispielsweise die Ekloge oder Florilegien des Stobaeos neben den Apophthegmen des Diogenes Laërtes liest. Dort der solide, zuverlässige Bericht über Gedanken, hier die mit spielerischer Freude eingestreuten, in das Gedankengewebe eingeflochtenen biographischen Skizzen; dort dürre Schemen, hier warm pulsirendes Leben. Die Forschung mag ja Stobaeos ebensoviel oder noch mehr verdanken als dem Laertier Diogenes; aber für die Weckung des Interesses an der Philosophie und ihrer Geschichte hat Diogenes, dessen Buch im dreizehnten Jahrhundert von Walther Burleigh und im fünfzehnten von Boninsegnius und Arzignano aufgefrischt worden ist,[1]) sicherlich mehr geleistet, als alle Doxographen des Alterthums zusammengenommen. Und schliesslich kommt ja auf die Weckung eines solchen Interesses Alles an. Was nützen dem Forscher seine Resultate, wenn sie Niemanden interessiren? Das wäre ein Fahren auf todtem Geleise — ein wissenschaftlicher König Johann ohne Land!

Abgesehen aber von den äusseren Vortheilen, die das Biographische der philosophiegeschichtlichen Forschung gewährt: — die Belebung und Verpersönlichung der Gedanken, die schärfere Ausprägung der Gedankenunterschiede und die damit verbundene mnemotechnische Erleichterung, die Weckung und Förderung philosophiegeschichtlichen Interesses —, kommen noch eine Reihe innerer Gründe für den Werth des Biographischen im Dienste der philosophiegeschichtlichen Forschung und Darstellung in Betracht. Der Philosoph ist eben keine blosse Gedankenmaschine, in dessen Gehirn die Gedankenfäden mechanisch ineinandergreifen und sich von selbst zu einem Gewebe verknüpfen. Hinter dieser Maschine steht vielmehr als ständiger Dirigent das Ich des Philosophen, das die Fäden nach Auswahl sorgsam scheidet und sichtet, damit das ihm vorschwebende Muster im gewünschten Farbenton zu Stande kommt. Dieses Ich ist aber allerlei Strömungen, Stimmungen und ihren Einflüssen unterworfen. Geistige Vererbung, natürliche Anlagen, Lehrer und Mitschüler, Lebenserfahrung und Lektüre konstituiren eben dieses Ich, das überdies ein fliessendes ist. Eine neue Bekanntschaft, sei es die einer Persönlichkeit, einer Wissenschaft, eines Buches oder einer technischen Erfindung kann diesem Ich unter Umständen eine völlig andere Biegung geben, zuweilen sogar eine entgegen-

[1]) Vgl. meine Abhandlung „Die erste Geschichte der antiken Philosophie in der Neuzeit" in m. Archiv für Geschichte der Philosophie, Bd. I, 534 ff.

gesetzte Richtung des Denkens vorzeichnen. Um also die tragenden Gedanken der Philosophen nicht bloss in ihrer Genesis zu begreifen, sondern in ihrem natürlichen Zusammenhange zu erfassen und in ihren Folgen zu überschauen, muss das ökonomische, geistige und sittliche Milieu, aus welchem der grosse Denker hervorgewachsen ist, zunächst festgestellt werden. Denn vielfach ist es ja nur das geistige Milieu, das im Philosophen als seinem typischen Repräsentanten denkt. Und gerade die volksthümlichsten Denker, die ihrer Zeit gleichsam die Zunge lösen, die nur in eine knappe Formel pressen, was aller Welt längst auf den Lippen geschwebt hat, ohne dass sich vorher der erlösende Ausdruck dafür eingestellt hätte — gerade solche Denker sind ja nichts weiter als das personifizirte Milieu. Einzelne überragende Geister wachsen ja über ihr Milieu hinaus und schaffen ein neues. Aber selbst dieses ihr Hinauswachsen über ihr Milieu kann nur begriffen werden, wenn zuvor dasjenige, in welchem sie geworden sind, in seiner Wesenheit festgehalten und in seiner Wirkung auf den betreffenden Denker analysirt wird.

Glückliche Beispiele zur Illustrirung dieses Gedankenganges liefern uns zwei hervorragende philosophiegeschichtliche Publikationen der jüngsten Zeit: die im Erscheinen begriffenen Griechischen Denker von Theodor Gomperz nach der positiven, die Geschichte der Philosophie von W. Windelband (1892) nach der negativen Seite. Bei dem gesicherten Credo Wilhelm Windelbands, der durch seine zweibändige Geschichte der neueren Philosophie und die in zweiter Auflage erschienene Geschichte der antiken Philosophie, in denen er das biographische ebenso wie das im weitesten Sinne kulturgeschichtliche Material mit feinsinnigem Verständniss herbeizuziehen und mit erlesenem Takt auszumünzen verstanden hatte, konnte er vor einiger Zeit das gewagte Experiment machen, einmal einen historischen Querschnitt durch die philosophischen Probleme ohne Berücksichtigung des Biographischen zu versuchen. Er schrieb eine „Geschichte der Probleme und Begriffe“ und verzichtete geflissentlich auf den „ästhetischen Zauber, welcher dem individuellen Eigenwesen der grossen Träger jener Bewegung innewohnt, und welcher dem akademischen Vortrage wie der breiteren Darstellung der Geschichte der Philosophie seinen besonderen Reiz verleiht.“ Ist nun dieses Experiment geglückt? In den Augen des Forschers vortrefflich, in denen des Lesers wohl kaum! So werthvoll und anziehend dem Kenner der Probleme die geistvolle Zusammenfassung Windelband's auch ist, so wenig eignet sich das treffliche Buch zur Einführung in das Studium der früheren Denker. Der allen Menschen eigene Trieb nach Substanzialisirung und Personifizirung fordert instinktiv zu jedem Gedanken die Persönlichkeit des Denkers hinzu; der abstrakte Gedanke erhält erst Leben und Farbe, wenn er in einer grossen Persönlichkeit verkörpert erscheint. Und schliesslich klebt ja so manchem grossen Gedanken noch der Erdgeruch seines Entstehungsortes, das eigenthümliche Aroma seiner Ent-

stehungszeit und der persönliche Zauber seines Hervorbringers an. Man spricht mit vollem Recht von grossen Gedanken, die echt griechisch, römisch, deutsch, englisch, französisch sind, weil sie nur vom betreffenden Volk zu einer gegebenen Zeit von einer bestimmten Persönlichkeit erzeugt werden konnten. Es giebt gewisse geistige Atmosphären, litterarische und künstlerische Milieus, die ihre typischen Repräsentanten mit der Gewalt einer Naturnothwendigkeit hervortreiben. Empfindungen und Gedanken haben vielfach gewisse vom Klima, von der Bodenbeschaffenheit und der historischen Tradition abhängige nationale Schranken. Der gebildete Engländer denkt im Durchschnitt Anderes und anders als der dem gleichen Bildungsniveau angehörende Franzose — von Deutschen und Franzosen im gegebenen historischen Augenblick gar nicht zu sprechen. Das Alles zeigt, dass gewisse Gedanken nicht „zollfrei", nicht von selbstverständlicher Weltbürgerlichkeit sind, vielmehr ihr „Ursprungsattest" unverkennbar mit sich tragen. Die volle Eigenthümlichkeit eines grossen philosophischen Gedankens kann daher nur dann durchgreifend erfasst werden, wenn er von der Persönlichkeit des Trägers dieses Gedankens durchsonnt und der Schilderung des Milieus, in welchem dieser Gedanke entstanden ist, durchleuchtet wird. Wie man den Mann nur innerhalb seiner Kulturbedingungen begreift — Windelband hat dies in seinen früheren Schriften glänzend gezeigt — so den Gedanken dieses Mannes nur im Zusammenhange der Zeit und ihrer Strömungen.

Nimmt man nun aber die drei bisher erschienenen Hefte von Theodor Gomperz' „Griechischen Denkern" zur Hand, dann begreift man psychologisch die warme Zustimmung der Fachkreise,[1]) wie den jubelnden Wiederhall, den diese neueste „Geschichte der griechischen Philosophie" bei hervorragenden Männern anderer Berufskreise — man denke an Speidel und den unvergesslichen Billroth — geweckt hat. Dass dieses Buch ein litterarisches Ereigniss geworden ist, verdankt es neben seinen vielen sachlichen und stilistischen Vorzügen nicht zuletzt seiner ebenso feinfühligen wie diskreten Herbeiziehung und Ausgestaltung des biographischen Materials. Schon der Titel „Griechische Denker" deutet die enge Zusammengehörigkeit von Gedachtem und Denkendem leise an. Wie glücklich ist nun Gomperz in der Durchführung dieser durch den Titel sich stillschweigend kundgebenden Absicht, die Persönlichkeit der Denker schärfer hervortreten zu lassen. Aber auch die Schilderung des Milieus, das diese Persönlichkeiten gezeitigt hat, ist eine dermassen gelungene und für die Anlage des ganzen Buches charakteristische, dass ich in ihr die hervorstechendste schriftstellerische Eigenart dieser Meisterhand zu erblicken geneigt bin.

Schon die einführenden Bemerkungen über „Land und Leute" entrollen ein stimmungsvolles Kulturbild des alten Hellas. Neben der Hervor-

[1]) So neuerdings E. Wellmann, Archiv für Geschichte der Philosophie, Band VIII, 1895, S. 284—290.

hebung der politischen und sozialen Zustände gelangen auch — und das ist ein eminent wichtiges Novum — die ökonomischen Bedingungen in ihrer Wirkung auf die Gesammtkultur zu ihrem Recht. Wenn von Böotien, der Heimath Hesiods, berichtet wird, dass dort „die Luft minder leicht und der Menschensinn minder heiter war als in allen anderen Theilen von Hellas", und dass „Bauernkraft und Bauernverstand das gewaltige Werk — die Theogonie ist gemeint — verrichtet haben", so steht die kernhafte, kraftstrotzende Figur dieses „Römers unter Griechen" so lebendig und plastisch ausgemeisselt vor uns, dass wir ihm förmlich zusehen, wie er mit „strenger Ordnungsliebe und peinlichem Sparsinn" es anstellt, „das Inventar der Götterwelt" aufzunehmen (S. 31 ff.). In wenigen Strichen wird hier ein Milieu gezeichnet, das sich als wahre Fundgrube charakteristischer Züge offenbart. In einem einzigen Satz werden die gegensätzlichen Charaktere von Homer und Hesiod aus ihrem respektiven Milieu erklärt und in packendster Anschaulichkeit einander gegenüber gestellt: „Die fessellos waltende, durch Widersprüche der Sage wenig beirrte Phantasie jonischer Sänger ist der hausbackenen, systemisirenden Weisheit des böotischen Landmannes nicht weniger entgegengesetzt, als der stolze, gehobene Lebensmuth ihrer adligen Hörer sich von dem düstern Sinn der gedrückten Bauern und Ackerbürger abhebt, für welche Hesiod gedichtet hat".

Überhaupt versteht es Gomperz meisterlich, aus der Schilderung der Landschaft, die den grossen Denker erzeugte oder beherbergte, reiches Material für die Artung seiner Gedanken zu gewinnen. Einem Heraklit, der eigenartigsten Denkernatur des Alterthums, ersetzt die Landschaft den Lehrmeister. „Einsamkeit und Naturschönheit waren die Musen Heraklits". „Wenn der sinnende Knabe auf den zauberisch schönen, von beinahe tropisch üppigem Pflanzenwuchs bedeckten Höhen umherschweifte, die seine Vaterstadt umkränzen, da stahl sich manch eine Ahnung des All-Lebens und der in ihm waltenden Gesetze in seine wissensdurstige Seele" (S. 50). Die geistvolle Rückkonstruirung der Biographie Heraklits aus seinen deutungsreichen Fragmenten S. 51 ff. sei nur im Vorübergehen mit einem Worte gestreift. Ebenso sei auf die effektvolle schriftstellerische Gegenüberstellung von Einst und Jetzt, welche die Darstellung zu künstlerischer Wirkung erheben, nur kurz verwiesen. Bei Elea, der Heimath der eleatischen Philosophie, wird S. 127 daran erinnert, dass „der alte Name heute nur mehr an einem einsam ragenden Thurme haftet", bei Kroton, der ehemaligen Pflanzstätte der pythagoreischen Philosophie, wird S. 82 hervorgehoben, dass „diese Stätte heute verödet daliegt, während sein Name an dem armseligen Fischerdorf Cortona haftet", während die Topographie von Abdera, das man mit demselben Recht die Stadt des Atomismus nennen könnte wie man Königsberg die der reinen Vernunft betitelt, Gomperz heute noch gestattet, Hippokrates bei seinen Krankenbesuchen zu begleiten, die ihn einmal zum „Thrakischen Thor", ein andermal in die „heilige Strasse" und

in die „Hochstrasse“ geführt haben!“ Wer sieht nicht das von der Legende überlieferte Zusammentreffen des Hippokrates mit Demokritos leibhaftig vor sich, wenn der neckische Pinsel des mit Worten malenden Gomperz diese einzige Szene wie folgt festhält: „Und so mag auch jenes Gartenhaus hinter einem Thurm der Stadtmauer und die schattenreiche Platane, unter deren Laubdach der abderitische Weise mitten unter Schriftrollen und geöffneten Thierleibern auf seinem Knie schreibend von dem grossen Arzt angetroffen ward — dieses Bild der Legende mag sich von der Wirklichkeit nicht allzuweit entfernen“, S. 254.

Neben der Schilderung der Landschaft kommt bei der Feststellung des Milieus die Ermittlung der Rasse wesentlich in Betracht. Da wir, bei den antiken Denkern zumal, von dem Elternpaar des Denkers in der Regel nichts erfahren, so müssen zum Mindesten die Rassenmerkmale, soweit sie sich rekonstruiren lassen, kräftig betont und herausgearbeitet werden. Als ein glückliches Beispiel der Kennzeichnung dieser Seite des Milieus greife ich bei Gomperz die knappe Charakteristik von Thales, dem „Ahnherrn“ der griechischen Philosophie, heraus. „Dieser ausserordentliche Mann war das Produkt einer Rassenkreuzung; griechisches, karisches und phönizisches Blut floss in seinen Adern“, S. 39.

Für die Bildung des geistigen Horizonts eines Denkers ist auch die Stellung von Kunstfleiss, Gewerbe und Handel zur Zeit seines Auftretens nicht ohne Belang. Wären nicht auf der Insel Samos, dem Geburtsland des Pythagoras, im sechsten Jahrhundert „Schifffahrt, Handelsbetrieb und Kunstfleiss“ heimisch gewesen, S. 81, so hätte Pythagoras wohl kaum so leicht den weiten geographischen Gesichtskreis erlangt, in entlegene Fernen zu schweifen, um in fremden Ländern verborgene Wissensschätze zu heben und nach Hellas zu verpflanzen. So absonderlich es auch klingen mag, so bleibt es darum nicht weniger wahr, dass der Gedankenaustausch der Völker erst ihrem Waarenaustausch auf dem Fusse zu folgen pflegt. Die geistige Zurückgebliebenheit einzelner Völker lässt sich nicht selten an ihrem Abstande von der Küste messen. Je weiter eine Kultur von der unsrigen, im „Zeichen des Verkehrs“ stehenden zeitlich zurückliegt, um so mehr Gewicht ist bei der Feststellung des Milieus wie auf die klimatischen, somatischen und terrestrischen Bedingungen, so besonders auch auf die geographische Lage, auf Kunstfleiss, Gewerbe und Handel zu legen.

Das Temperament des Volksthums, dem der zu behandelnde Denker angehört, das freilich vielfach Produkt des Klimas und der terrestrischen Lage ist, darf bei der Abschätzung der geistigen Individualität des betreffenden Denkers nicht ausser Acht gelassen werden. Einem nordischen Denker kann gar leicht etwas als Fehler vorgerückt werden, was bei einem südländischen natürlich erscheint, ja ihm unter Umständen sogar vortrefflich zu Gesichte steht. Selbstgefälligkeit und Ruhmredigkeit würden wir

bei einem Kant gar nicht begreifen, bei einem Comte fast vermissen. Auch dafür möge ein prächtiges Beispiel von Gomperz' glücklicher Erfassung des Milieus hier eine Stelle finden. Um der Persönlichkeit des Empedocles gerecht zu werden, in welcher „das echte Gold gediegenen Verdienstes mit dem Flittergold wesenloser Ansprüche so seltsam gemengt ist", wird das Temperament seiner Landsleute wie folgt charakterisirt: „Ein Hang zur Schaustellung und zur Äusserlichkeit scheint den Bewohnern der Insel, welche die Wiege der Rhetorik gewesen ist, von altersher im Blut zu liegen. An den Trümmern der Tempel, welche die Hügel um Girgenti krönen, befremdet uns ein Zug zum Grellen, zum Effektvollen und Übertriebenen", S. 185. Wie feinsinnig ist hier Sicilien als die Wiege der Rhetorik zur Entschuldigung der überbeweglichen Psychologie des Empedocles verwerthet, und wie diskret sind hier die reichen archäologischen und kunstgeschichtlichen Kenntnisse, die der Gomperz'schen Darstellung so sehr zu statten kommen, im Dienste der philosophiegeschichtlichen Forschung herbeigezogen!

Endlich sei noch die Wichtigkeit der Betonung der Berufe, denen das Privatleben des Denkers gewidmet war, flüchtig hervorgehoben. Dass dem „Wasserträger" Kleanthes gewisse rauhe, herbe Züge eignen, die ihn auch gedanklich von seinem geschmeidigen, nur zu elastischen Nachfolger im stoischen Lehramt Chrysipp scheiden,[1] dass der ehemalige „Sklave" Epictet eine härtere Gedankenbiegung vertritt, als sein Vorgänger, der aalglatte und geschniegelte Höfling Seneca, und sein kaiserlicher Nachfolger Marc Aurel, dass der „Sackträger" Ammonius wuchtiger und entschlossener vorgegangen ist, als sein feingebildeter, alle Denkelemente der Vorzeit in sich aufnehmender Schüler Plotin, dass der Görlitzer Schuster Jakob Böhme die Mystik markiger zusammengehämmert und schärfer zurechtgespitzt hat, als seine kantianisirenden Verwässerer Baader und Schelling, sieht man wohl ohne Weiteres ein. Und so lassen sich die Einflüsse der Sonderberufe der Denker, sofern solche vorhanden waren, wohl durchgängig nachweisen. Der „kirchliche" Beruf der mittelalterlichen Denker, der „ärztliche" Beruf bei Renaissancedenkern wie Cardanus und Paracelsus, der „staatsmännische" Beruf bei Macchiavelli, Morus, Bacon, der „Erzieher- und Reisebegleiter-Beruf" bei Hobbes, Locke und Hume, das Brillenschleifen Spinoza's u. s. w., das Alles ist nicht spurlos an den Systemen der betreffenden Denker vorübergegangen. Leise und unvermerkt schleicht sich so manche im Beruf erlangte praktische Erfahrung in das theoretische Denken ein, um dort zu einer generellen Wahrheit umgestempelt zu werden. Und gar oft überträgt man auch im Beruf erworbene Charakterzüge auf das theoretische Denken. Wenn Gomperz beispielsweise dem Eleaten Melissos Unerschrockenheit des Denkens nachzurühmen hat, „gleichviel ob ihn am Ziel Hohngeschrei oder

[1] Vergl. die Charakteristiken dieser beiden stoischen Schulhäupter in meiner Psychologie der Stoa I, S. 168—178 und Erkenntnisstheorie der Stoa II, S. 316—348.

Jubelrufe erwarten“, so konnte dies kaum glücklicher als durch die Berufung auf die nautische Thätigkeit des Melissos geschehen. „Der beherzte Admiral war ein Denker von vollendeter Furchtlosigkeit“ (S. 155). Durch diese Heraushebung des Admirals in Melissos tritt uns diese absonderliche Denkergestalt menschlich näher. Seine dialektischen Spiegelfechtereien verlieren den ihnen sonst anhaftenden ominösen Beigeschmack, als handle es sich dabei um lustige Capriolen eines geistigen Jongleurs und Viertelskopfes oder gar um geflissentliches Falschmünzerthum; sie erscheinen vielmehr im weit milderen Lichte des dialektischen Husarenstückchens oder des kecken Säbelhiebs, den der thatenlustige Berufssoldat der Vernunft versetzt. Er befiehlt seinen Gedanken mit kurz angebundenem Commandowort, wie etwa seinen Matrosen, sich an einer bestimmten Stelle zu gruppiren und zum Angriff überzugehen, ohne zu erwägen, dass es in keiner Armee so schwierig ist, stramme Disziplin aufrecht zu erhalten und seinen Befehlen strikte Nachachtung zu verschaffen, als im Heer — der eigenen Gedanken.

Und noch ein Weiteres! Je grösser der zeitliche Abstand ist, der uns von einem Denker trennt, und je winziger und unzuverlässiger das über ihn vorhandene biographische Material ist, desto schwieriger wird es, seine Gestalt festzuhalten und sich einzuprägen. Wenn wir nicht viel mehr von ihm wissen als den blossen Namen, so verflüchtigt sich dieser sehr bald zum blossen Begriff von schattenhafter Unbestimmtheit. Glückt es nun aber, einen charakteristischen Zug aus seinem Leben, insbesondere seinem Berufsleben, aufzuspüren und mit dem Charakter seines Denkens ungezwungen zu verweben, dann belebt sich sofort das schattenhafte Gebilde, und die Persönlichkeit des Denkers geht unverlierbar in unsern geistigen Besitz über.

So haben wir eine Reihe von Momenten gefunden, die bei der Schilderung des Milieus, das den Denker erzeugt und trägt, nicht ausser Acht gelassen werden sollten. Dass daneben und vor Allem auch die politischen, sozialen, rechtlichen, moralischen, künstlerischen und allgemein litterarischen Faktoren Berücksichtigung finden müssen, versteht sich von selbst. Kein moderner Darsteller der Geschichte der Philosophie wird sich diese Faktoren entgehen lassen oder sie ungestraft auch nur vernachlässigen dürfen, seitdem der Altmeister Eduard Zeller ihre Unentbehrlichkeit für das intime Verständniss grosser philosophischer Bewegungen für immer dargethan hat.

Warum die allseitige Kennzeichnung des Milieus gerade bei der Darstellung eines Philosophenlebens von besonderer Wichtigkeit sein soll, lässt sich unschwer aufzeigen. Ist es doch die Aufgabe der Philosophie, die Elemente aller Wissenschaften und Künste aufzudecken, mit einander in Verbindung zu setzen, etwaige unter ihnen sich ergebende Unebenheiten oder logische Widersprüche zu glätten und auszugleichen, um solchergestalt eine einheitliche Weltanschauung zu ermöglichen, einen leitenden Faden

durch den chaotischen Wirrwarr dieser kaleidoskopisch bunten Mannigfaltigkeit, die sich Welt nennt, herauszufinden! Wie nun der Philosoph grössten Stiles Alles überblicken muss, um es in eine oder wenige Formeln zu fassen, so muss auch sein Biograph alle Elemente aufzuspüren suchen, die dieses gewaltige Ich konstituiren. Jede andere Berufsart hat es nur mit einem Ausschnitt des Universums zu thun; der Philosoph allein mit dem Universum selbst! Die Allseitigkeit des Objekts, mit welchem sich der Philosoph zu befassen hat, heischt gebieterisch eine möglichste Allseitigkeit in der psychologischen Analyse jenes Subjects, welches das All begreift — oder doch zu begreifen vermeint.

Der einzelne biographische Forscher kann indess kaum übersehen, ob und welchen Werth diese oder jene Notiz aus dem Leben eines Denkers für den künftigen berufenen Biographen desselben haben könnte. Darum muss in mühsamster Kleinarbeit Alles, aber auch Alles, zusammengetragen werden, dessen man nur irgend habhaft werden kann. Hier und nur hier liegt die wissenschaftliche Berechtigung des biographischen Details und des litterarischen Krimskrams! Es muss auch Spreu angesammelt werden, sintemal man nicht wissen kann, ob nicht ein künftiger grosser Forscher daraus ein Goldkörnchen wird herauspicken können. Man kann auch im Gebiete der Wissenschaft nicht ökonomisch genug verfahren. Nichts ist zu geringfügig, als dass es nicht gelegentlich von einem überlegenen Geiste glücklich verwerthet und ausgenützt werden könnte. Wie man jetzt aus Lumpen und Abfällen werthvolle Gewebe fabrizirt, so mag vielleicht ein grosser litterarhistorischer Konstrukteur aus litterarischem Kleinkram dereinst ein prächtiges Ganzes zusammenstellen. Das rastlose Aufzeichnen von litterarhistorischen Notizen und sorgfältige Registriren aller erreichbaren biographischen Details wäre öder Alexandrinismus nur dann, wenn dieses Ansammeln Selbstzweck bliebe. Heute ist sich indess jeder ernst zu nehmende biographische Detailforscher darüber wohl klar, dass diese seine Thätigkeit nur Kärrnerarbeit ist. Doch muss diese mühselige, geduldheischende Kärrnerarbeit unweigerlich verrichtet werden, sollen künftige Könige mit Erfolg bauen können.

Über den biographischen Gehalt des altdeutschen Minnesanges.

Von
ANTON E. SCHÖNBACH.

Es ist eine besonders während der letzten Jahrzehnte vielberegte Frage, die auf den folgenden Blättern erörtert werden soll. Nicht bloss, wer es sich vorsetzt, die geschichtliche Entwickelung des altdeutschen Minnesanges überhaupt zu erforschen, sieht sich genöthigt, mindestens für

sich nach einer beruhigenden Lösung zu streben, sondern auch die grosse Zahl jüngerer Gelehrter, die sich mit einzelnen Dichtern dieser Gruppe befassen, Texte kritisch herausgeben, Zusammenhänge feststellen, Charakteristiken liefern, findet sich immer wieder vor dem einen grossen Problem: in wie weit ist es möglich, aus den Liedern der altdeutschen Lyriker auf ihre Lebensverhältnisse zu schliessen, in wie fern entsprechen sich da Dichtung und Wahrheit und welche Methoden besitzen wir, um aus den überlieferten Versen die Schicksale ihrer Verfasser zu ermitteln? Schon der Umstand, wie hartnäckig diese Frage am Horizont der deutschen Litteraturgeschichte bleibt, belehrt uns, dass sie mit ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten behaftet sein muss. Das ist wirklich der Fall und zwar in solchem Maasse, dass durch einen ausgezeichneten Kenner dieser Studien (Burdach, Anzeiger f. d. Alterth. 12, 190 ff.) sogar von Bemühungen abgerathen wurde, mittelhochdeutsche Lieder biographisch auszudeuten, das sei unfruchtbar und aussichtslos. So berechtigt mir diese Abwehr unreifer Untersuchungen an sich scheint, so vermag ich solcher Skepsis doch nicht ganz zuzustimmen. Ich sehe vorläufig davon ab, dass die Frage nach dem biographischen Werth der altdeutschen Lyrik auch im Zusammenhange mit einer ästhetischen Theorie der Lyrik überhaupt behandelt werden kann, ich fasse den Minnesang zunächst nur als historische Erscheinung. Dabei nehme ich Biographie fürs erste einfach als Lebensbeschreibung, als Schilderung des äusseren Verlaufes eines Dichterdaseins.

Wir besitzen über die deutschen Minnesänger so gut wie gar keine biographischen Nachrichten. Einzelne von ihnen werden gelegentlich in den litterarischen Stellen höfischer Epen rühmend genannt, im Tristan Gottfrieds von Strassburg, bei Rudolf von Ems, Heinrich von dem Türlin und sonst noch, aber ohne dass dem meist allgemein gehaltenen Lobe Thatsächliches könnte entnommen werden. Die ungeheuren Massen von Urkunden, die besonders in unserem Jahrhundert gedruckt wurden, hat man auf diese Dichter hin bereits eifrig durchforscht, und es sind auch in der That viele Namen, hauptsächlich in den Scharen der Zeugen, zum Vorschein gekommen. Doch sind das eben nichts als Namen, und so wichtig es unter Umständen sein mag, zu wissen, wo ein Sänger, dessen Leben wir genauer kennen, zu einer bestimmten Zeit sich aufgehalten hat, (wofern nämlich die Urkunde darüber sicheres Zeugniss ablegt, was bei den Rittern, die zum gewöhnlichen Gefolge eines Fürsten gehörten, keineswegs immer der Fall ist), so gleichgültig ist es, wenn diese Erwähnung das einzige Datum seiner geschichtlichen Existenz ausmacht oder eines aus ganz wenigen, weit von einander abliegenden. Das ist alles. Wer da weiss, dass wir mehr als hundert Biographien provenzalischer Troubadours in Aufzeichnungen aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts besitzen, dass uns geschichtliche Erläuterungen zu einer Anzahl ihrer bedeutendsten Gedichte aufbehalten sind, der wird verwundert fragen, weshalb diesem Reichthum gegenüber der

deutsche Minnesang im Gedächtniss der Nachfahren so übel weggekommen ist. Wollen wir darauf ausreichend antworten, so ist es erforderlich, genauer aufzuklären, unter welch verschiedenen Umständen die Lyrik der Provence und die mittelhochdeutsche sich entwickelt haben.

Es ist ein arger Irrtum, und doch begegnet man ihm oft, wenn angenommen wird, dass die süd- und nordfranzösische sowie die deutsche Minnepoesie nur unwesentlich unterschiedene Gestaltungen ein- und desselben Phänomens des mittelalterlichen Geisteslebens darstellen. In Wahrheit ist ihnen nichts gemeinsam als der Stoff, die Liebe, und in Form und Ausdruck, was die Deutschen von den Romanen entlehnt haben. Das Minnewesen findet sich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert bei allen Kulturvölkern des Abendlandes, es giebt eine Lyrik dieses Inhaltes auch in Italien, Spanien und Portugal, sogar in der englischen Litteratur. Aber indess man die letztgenannten Erscheinungen in ihrer Besonderheit wohl auseinander zu halten versteht, giebt man sich meines Erachtens noch immer Täuschungen über die enge Verwandtschaft zwischen den Hauptgruppen hin. Die Minnedichtung entspringt bei Provenzalen, Franzosen und Deutschen aus verschiedenen Gründen und entfaltet sich auch anders bei jedem dieser Völker.

Uns allen ist die Thatsache geläufig, dass die Anfänge des Minnewesens bei den Provenzalen bis ins elfte Jahrhundert zurückreichen und dass darum die Lyrik, die es litterarisch abspiegelt, nicht sehr viel jünger sein wird. Wie es kam, dass gerade dort zuerst die „Frau“ zu einer so beherrschenden Stellung in Leben und Poesie gelangte, scheint in der Hauptsache klar. Die Provence, von der Natur aufs glücklichste ausgestattet, ist deshalb auch der Sitz einer uralten Kultur. Weit über die Römer hinaus, zu Griechen und Phöniziern, reicht unsere Kunde über blühende Niederlassungen und reiche Handelsstädte am mittelländischen Meer, Massilia zuvörderst. Wer das vielfarbige und bewegte Bild im Gedächtniss hat, das der Historiker der Merowinger, Gregor von Tours, von dem Leben der südfranzösischen Städte entwirft, wie es nach den Gräueln der Völkerwanderung bestand, den wird die Fülle des Glanzes nicht erstaunen, der sich bei dem Adel und den Kaufleuten des gesegneten Landes im zwölften Jahrhundert aufthut. Das ganze Gebiet ist in viele kleine, aber intensiv bewirthschaftete und darum erträgnissreiche Güter gespalten, die Zinsungen fliessen zum Theil an prunkvollen Höfen zusammen, in den Städten bewegt sich ein internationaler Verkehr, ganz insbesondere mit dem benachbarten hochstehenden Italien. Dem äusseren Leben ähnlich entwickelt sich das geistige, das nun freilich bis ins zwölfte Jahrhundert mehr in der lateinisch-kirchlichen Litteratur als in dem Schriftthum der klangvollen Volkssprache an den Tag tritt. Es giebt eine vornehme Gesellschaft, die sich am Spiele des Witzes und in feinen Umgangsformen ergötzt, ganz von selbst nehmen da die Frauen den vordersten Rang ein,

und man braucht gar nicht daran zu denken, dass ihr Emporsteigen etwa als ein Überlebsel aus alten Antrieben, vergleichbar dem Hetärenwesen der Blüthezeit Athens oder dem verliebten Treiben in dem Rom des Catull und Horaz, anzusehen wäre. „Frauen“ im engeren Sinne des Wortes waren es, die für die Gesellschaft der Provence den Ton angaben (wie heute in Frankreich und Italien), die Mädchen hielt häusliche Zucht oder klösterliche Erziehung ferne von dem Geräusch der Welt. Daher sind auch nur reife, vermählte Frauen die Heldinnen der provenzalischen Minnepoesie, ganz selten ereignen sich Fälle, in denen der Sänger um die Liebe eines Mädchens wirbt. Nimmt man dazu, dass die Heirathen in den wohlhabendsten Familien der Grundherren kaum je aus persönlicher Neigung geschlossen, sondern durch die Interessen des Besitzes bestimmt wurden, dass also das Eheband nicht sehr eng geschlungen war, hingegen eine neue romanische Tradition der vermählten Frau grössere Freiheit gestattete, so sind die Verhältnisse der Damen zu den Sängern auch trotz der vorkommenden Standesunterschiede wohl zu begreifen. Die Gefahr, der die Heiligkeit der Ehe dabei ausgesetzt war, darf man freilich nicht gering anschlagen, in den Augen einer grossen Zahl von Männern galt sie so viel nicht, weil doch sie selbst sich nicht weniger ungenirt bewegten. Ausnahmen, wenn den erfolgreichen Troubadours ein böses Geschick strafend widerfährt, werden mit solchem Lärm in der Überlieferung hervorgehoben, dass sie die Regel deutlich durchblicken lassen. Trotzdem glaube auch ich, die provenzalische Liederkunst sei so schlimm nicht gewesen, als sie uns heute scheint: Gesellschaft und geselliger Verkehr waren bereits hoch ausgebildet, als sie aufkam, deshalb durfte sie ihnen als ein willkommener Schmuck dienen, die Seufzer und Werbungen der Troubadours erfreuten mit ihren wohlklingenden Strophen den Kreis der Hörer und ehrten die gepriesenen Damen. Gerade dass so häufig, man darf vielleicht sagen, meistens, der Sänger den Namen seiner Herrin offen nennt oder wenigstens die Schönheit ihres Leibes, ihrer Gewänder, ohne Scheu vor Erkennung rühmt, scheint mir ein sicherer Beweis, dass die provenzalische Minnedichtung wahrhaft und mehr als irgend anderwärts eine gesellige Kunst gewesen ist. Deshalb kann ich auch dem neuesten und erprobten Schilderer dieser Verhältnisse (Stimming in Gröbers Grundriss für roman. Philolog. II 2, 15) durchaus nicht beifallen, der von dem Frauendienste der Provence meint, „er danke seine Entstehung wesentlich dem gewaltigen Aufschwunge des Marienkultus im elften Jahrhundert“. Das ist, näher überlegt, nicht denkbar. Wofern man nicht Frauendienst und Marienverehrung als zwei Ausdrucksformen derselben Lebensanschauung in gegenseitige Wechselwirkung setzen will, ist man gezwungen, das Minnewesen für älter und für einen Impuls zu halten, von dem der kirchliche Kultus Marias stark gefördert wurde. Da er so alt nicht ist, als man gemeinhin annimmt, empfiehlt sich diese Auffassung, obgleich schon das Hervortreten des

Gottessohnes in der französischen Theologie des elften Jahrhunderts nothwendig auch eine Steigerung des Ansehens der Gottesmutter zur Folge haben musste. Andere Antriebe für die Marienverehrung Südfrankreichs hat die kirchliche Archäologie in bisweilen sehr seltsamen Beziehungen an den Tag gebracht.

Diesem Ursprunge gemäss sind auch die Eigenthümlichkeiten des provenzalischen Minnesanges beschaffen. Das Lob der geliebten Frau konnte in einem kleineren Umkreise auch die höfische Gesellschaft interessiren, die ja die vornehme Dame mindestens dem Namen nach kannte; und war solches Lob ohne erkennbaren persönlichen Bezug ausgesprochen, dann zog es an, weil die anwesenden Ritter darunter ihre Schönen, die Frauen aber sich selbst verstehen durften. Es ist wenig echte, tiefe Leidenschaft in diesen Liedern zu spüren, deren Ausdruck für geselliges Vergnügen überdies kaum passlich gewesen wäre. Dafür ist der Minnetheorie, den allgemeinen Erörterungen über die Liebe, ihre Macht und Eigenschaften, der Liebesdialektik, weiter Raum gegönnt. Und endlich der Reflexion, der Analyse der eigenen Empfindung, dem Urtheile darüber, Leistungen praktischer Psychologie, die sich in jener Zeit sehr wohl begreifen, wenn wir uns des eingehenden Studiums erinnern, das die Theologen, besonders in asketischer Betrachtung der Sünde, auf die Zerlegung und Erkenntniss der Vorgänge des Seelenlebens gewandt hatten. Alles Übrige der Lyrik der Provenzalen ist politisch und didaktisch. Es darf jedoch nicht verabsäumt werden, die hohe Bedeutung hervorzuheben, die dabei der „Kunst“ als solcher, der Formengebung, zugestanden war. Ist das feine Ohr der Romanen allenthalben empfänglich für den Reiz des Verses an sich, für Rhythmus und Reim, so war die Form in dem provenzalischen Minnesange besonders ausgebildet. Dagegen trat sogar die Musik zurück, denn, soweit wir es wissen, waren selbständige neue Melodien bei neuen Liedern dort durchaus nicht nothwendig, die Weise wich dem Text, die Musik brachte sich beim Vortrage mehr begleitend als führend zur Geltung.

Ein anderes Bild gewährt die altfranzösische Lyrik. Zwar ist sie unter dem unmittelbaren Einfluss der provenzalischen entstanden, aber sie hat es nicht entfernt zu deren Erfolgen gebracht. Ihre Lieder sind unpersönlich, mehr sentimental als gefühlvoll, die Reflexion wiegt vor. Sie war auch stets ein Stiefkind und galt im französischen Hofleben nur so viel, als der gute Ton ritterlicher Unterhaltung begehrte. Weit über sie hinaus ist die höfische Epik gewachsen, die in einem fruchtbaren Grunde nationaler Überlieferung wurzelte. So hat sich denn auch eine Mischgattung, die zwischen Lyrik und Epik mitten inne steht, die Romanzen und Pastourellen, aufs glücklichste entwickelt; ihr kam es noch zu gute, dass sie aus der Volkspoesie selbst schöpfen durfte. Trotz dieser ungünstigen Umstände hat die altfranzösische Lyrik doch eigenthümliche Formen hervorgebracht und hat der altdeutschen die wesentlichsten

fördarndsten Anregungen gegeben. Da sie hauptsächlich in den nordfranzösischen Landschaften betrieben wurde, so waren der Vermittlung nach dem deutschen Boden, zunächst an den Niederrhein, die Wege geebnet und gewiesen, und wie die französische Theologie seit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts durch den Verkehr der Klöster und die politischen Verbindungen der Kirche auf die deutsche geistliche Litteratur befruchtend eingewirkt hat, so ist mit den äusseren Formen der Chevalerie die französische Epik und Lyrik im Geleite des Verkehres vor allem der Höfe, im diplomatischen Austausch, in Deutschland eingezogen.

Die Blüthe des deutschen Minnewesens, ungefähr von 1170—1230, weist nun wieder ganz andere Züge auf als die romanischen Vorbilder. Zwar hat es im Südosten, in Oesterreich und den anstossenden Gauen Bayerns, wie es scheint, eine bodenständige volksthümliche Liebeslyrik schon früher gegeben, allein auch sie unterliegt bereits dem Einflusse der neuen gesellschaftlichen Bildung, des Ritterthums. Ganz von diesem erfüllt ist die Lyrik des deutschen Westens, der in der Aufnahme der Chevalerie, so weit sich das aus der Bewaffnung, den militärischen Einrichtungen, dem Wappenwesen u. a. erschliessen lässt, dem Osten um ein paar Jahrzehnte voraus war. Prüfen wir nun die Eigenheiten des deutschen Minnesanges, so fällt uns zunächst der stark persönliche Charakter dieser Lyrik auf: die eigensten Empfindungen des Sängers bilden den Hauptstoff seiner Kunst. Und diese Empfindungen sind echt, nicht gemacht und auf dem Wege der Reflexion gewonnen. Dafür spricht nachdrücklich das von allem Anfang an durchwegs festgehaltene Gebot, den Namen der Geliebten zu verschweigen. (Vgl. Uhland, Schriften 5, 142. Wackernagel, Altfranz. Lieder u. Leiche S. 208. Litteraturgesch.[2] 1, 305, 17. Nicht einmal die provenzalischen Umschreibungen finden sich, Diez, Poesie des Troub.[2] s. 132.) Das kann nicht darin begründet sein, dass die Lieder, durch Fahrende verbreitet oder von den Verfassern selbst vorgetragen, mit den Namen der angesprochenen Frauen ausgestattet, weitere Kreise der ritterlichen Gesellschaft nicht interessirt haben würden; ist ja trotzdem genug Persönliches vorhanden gewesen, das doch die aufmerksame Theilnahme der Hörer errang. Freilich, lebendiger, anschaulicher, frischer in der Darstellung der Situationen ist der deutsche Minnesang durch diese Enthaltsamkeit nicht geworden. Mussten doch bei Schilderungen alle thatsächlichen Einzelheiten vermieden werden; darum vermisste Uhland in seiner meisterlichen Abhandlung über die Lyrik sogar die Kleiderbeschreibungen (Schriften 5, 134). Wichtiger ist ein Anderes: das stärkste Motiv für die Ausbildung des provenzalischen Minnesanges war der Ruhm, der durch die Lieder der Sänger für die Frauen zu erwarten war, deshalb begünstigten sie die Dichter, schmeichelten ihnen und gaben sich sogar lieber hin, bevor sie auf das öffentliche Lob verzichteten. Dieser mächtige Antrieb fehlte in Deutschland fast ganz, denn dass die Frau in stiller Kemenate wusste, das durch den

Boten überbrachte oder durch den Spielmann ihr vorgetragene Preislied beziehe sich auf sie selbst, diese bescheidene Genugthuung vermochte jene Impulse nicht zu ersetzen. Eine weitere Folge solcher Umstände ist, dass der deutsche Minnesang keine Dichterinnen mit Namen kennt wie der provenzalische: wurde wegen der Wahrheit der Liebesverhältnisse die Person der Geliebten in Dunkel gehüllt, so durfte die Frau nicht offen die Gefühle des Sängers erwiedern. Dass es heimlich geschah, wissen wir. Die sogenannten „Frauenstrophen“ der altdeutschen Lyrik (in der Regel durch die Verwendung der Pronomina im Eingange kenntlich gemacht) sind zum Theile gewiss von den Frauen selbst gedichtet, zum Theil von den Sängern nach Botschaften und Mittheilungen ihrer Damen bearbeitet und zum geringen Theile (häufiger erst in späterer Zeit) von den Männern zum Ausdruck ihrer Wünsche frei ersonnen. (Vgl. Burdach, Reinmar u. Walther S. 75 ff. Zeitschr. f. d. Altert. 27, 367. Mein Buch „Über Hartmann von Aue“ S. 370 ff.; dagegen Weinhold, Deutsche Frauen[2] 1, 147 ff.); aber die Namen der Verfasserinnen durften in keinem Fall preisgegeben werden.

Es würde hier zu weit führen, wollte ich noch andere Unterschiede des Inhaltes zwischen der deutschen und romanischen Minnedichtung behandeln (irrig Gervinus, Gesch. d. d. Dicht.[5] 1, 479 ff. 486 ff.). Äussere Differenzen hat einst schon Diez klar gelegt (Poesie der Troub.[2] S. 243 ff.). Vielleicht ist am wichtigsten, dass trotz der Entlehnungen des deutschen Strophenbaues von den Romanen doch die technischen Ausdrücke der Romanen nicht mit übernommen worden sind, ja es hat sich überhaupt eine Terminologie der poetischen Formen in Deutschland gar nicht ausgebildet (die schwachen Anläufe dazu hat Wackernagel verzeichnet Littgesch.[2] 1, 303 Anm. 33,34). Das wird ebensowohl aus der geringeren Kunst in der guten Zeit der deutschen Minnepoesie wie aus der grösseren Bedeutung der Musik in Deutschland zu erklären sein.

Aber enthält denn in der That der altdeutsche „Minnesang“, wie wir zu sagen uns angewöhnt haben, nur Liebeslieder wie der französische? (Das nimmt Gervinus an a. a. O. 483 ff. 499 ff.). Mit nichten. (Vgl. Wackernagel, Altfranz. Lieder u. L. S. 208 f.). Unter den 854 Strophen, die in der klassischen Sammlung „Minnesangs Frühling“ (5. Auflage, 1888) von Lachmann und Haupt herausgegeben wurden, gehören 582, also beiläufig zwei Drittel, wirklich der Minne im engeren Sinne an, das heisst, sie befassen sich mit den persönlichen Liebesverhältnissen der Dichter; 272 nicht, und darunter entfallen 157 auf unpersönliche „Minnetheorie“, die verhandelt werden könnte, ohne dass wahre Liebe in Frage kam, 80 Strophen sind didaktischen Inhaltes, 35 religiösen. Noch bezeichnender gestaltet sich das Verhältniss bei einzelnen hervorragenden Sängern: unter 52 Strophen Heinrichs von Veldeke gehören 29 der Minne, 22 der Minnetheorie, 1 der Religion. Und der Meister der älteren Lyrik, Reinmar von Hagenau, hat unter 259 Strophen 167 der Minne selbst gewidmet, in 76 unpersönlich

über sie reflektirt, dazu kommen 13 didaktische, 3 religiöse Strophen. Schlagend tritt dieses Verhältniss heraus bei dem Klassiker des altdeutschen Minnesanges, Walther von der Vogelweide: von seinen 455 Strophen wendet er nur 137 auf seine persönliche Liebe, 127 erörtern Minnelehre (diese Gruppe ist nicht immer gut von der folgenden abzusondern), 157 beschäftigen sich mit Didaktik, worunter ich die Politik einbegreife, 34 mit Religion. Und in der späteren Entwickelung des Minnesanges mehren sich die Gedichte, die Reflexion und Theorie enthalten, dessgleichen die lehrhaften, es vermindert sich die Zahl der Lieder, die der persönlichen Lyrik angehören, ebenso rasch als die Echtheit der ausgedrückten Empfindungen schwindet.

Wie verstehen sich die Verschiedenheiten zwischen Deutschen und Romanen, die bei einer ihnen gemeinsamen Erscheinung, dem Ritterthum und dem Gebrauch seiner Lebensformen im Minnedienste, hervortreten? Nothwendig müssen die historischen Zustände und Verhältnisse, unter denen diese Entwickelung stattfand, in deutschen und romanischen Ländern verschieden gewesen sein. Irre ich nicht, so lässt sich das beweisen. Vor allem mache ich aufmerksam, dass bei den Provenzalen fast ganz, bei den Nordfranzosen grossentheils eine Standesschicht fehlt, die vom elften Jahrhundert an durch das zwölfte und dreizehnte in Deutschland zu grosser Bedeutung gelangt ist: die Ministerialen oder Dienstmannen. Ursprünglich unfreie Leute, sind sie durch Tüchtigkeit, wohl auch durch Bildung ausgezeichnet, zunächst als Verwaltungsbeamte ihren adeligen Herren unentbehrlich geworden, sind allmählich aufsteigend neben sie getreten und sogar über sie hinaus gelangt. Insbesondere im Reichsdienste und wieder vornehmlich unter den Staufern haben diese Ministerialen die angesehensten Stellungen eingenommen. (Das hat W. Nitzsch dargethan, vgl. noch Waitz, Verfassungsgesch. [2] 5 ed. Zeumer, v. Zallinger: Ministeriales und Milites, Lamprechts Wirthschaftsgeschichte durchweg; falsch Gervinus a. a. O. 509.) Trotzdem blieb bis weit ins dreizehnte Jahrhundert hinauf ein gewisser Makel der Unfreiheit an ihnen haften: Ehe zwischen Adeligen und Ministerialen setzte nach alter Volksanschauung den besser geborenen Theil dauernd herab und wurde deshalb gemieden. Nun gehören, wie ich gefunden habe und anderwärts vielleicht noch ausführlich darlegen werde, die Minnesänger der ersten Epoche zum grössten Theile diesem Stande der Ministerialen an, unter den älteren bedeutenderen finden sie sich, in der behandelten Periode der deutschen Lyrik machen sie gut zwei Drittel der Gesammtheit der Dichter aus. Sie sind um die Wende des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts schon alle mit dem Rittergurt ausgestattet. Nun bedenke man, dass diese hervorragenden, gebildeten, zu Hof- und Staatsämtern verwendeten Ministerialen in der ritterlichen Gesellschaft der Zeit den deutschen Frauen adeliger Abkunft entgegentraten, mit denen sie die Vorzüge der Bildung gemein hatten (vgl. Wackernagel, Littgesch. [2] 1, 134 und Anm., S. 306,

Anm. 22), von denen sie aber noch immer durch Standesunterschiede getrennt waren. Ergaben sich da die thatsächlich vorhandenen Beziehungen der Minne nicht von selbst, mussten die Frauen nicht häufig ihre Gemahle ungünstig mit den Dienstmannen vergleichen, musste da nicht von vorneherein in diese Poesie der Ton der Sehnsucht dringen, der innere Zwiespalt eintreten, der sie charakterisirt? Die Werbung, muthiges Zugeständniss und ängstliches Versagen, die Bedeutung der êre in diesen Kämpfen des Gemüthes, die Rolle der merkære, begreift sich das nicht alles sehr wohl unter diesen Voraussetzungen? Wäre auch die Leidenschaft der Deutschen geringer gewesen als die der Provenzalen, was man nach meiner Kenntniss (gegen Gervinus) nicht annehmen darf, so erklärt doch der Umstand, dass die Frau durch ihre Beziehung zu dem Sänger oft nicht bloss in der Ehe, sondern auch in der Standesehre geschädigt zu werden fürchtete, das Scheue, Unsichere, vor allem aber die Heimlichkeit des ganzen Verhältnisses. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt milderten sich die Gegensätze und später, als der Minnesang wirklich zur geselligen Kunst geworden war, hatte diese ganze Kunst ihre Form schon fest aufgeprägt erhalten, war der Rahmen gezogen, ausserhalb dessen sie sich nicht mehr bewegte, bis sie beim Übergang in die Kreise des Bürgerthums ihren sachlichen und persönlichen Inhalt vollkommen einbüsste und zu blossen metrischen Übungen sich erniedrigte. So, denke ich, erklärt sich die besondere Art der altdeutschen Lyrik, wobei ich natürlich andere Momente, wie die Verschiedenheit der Begabung der Völker u. s. w. zwar nicht unterschätze, hier aber nicht verhandeln will. Ich bemerke nur noch, dass man das Eindringen der Chevalerie und des Minnewesens meines Erachtens jetzt noch immer um einige Dezennien zu spät ansetzt. Wenn in den Liedern des sogenannten Kürenbergers, öfters bei Meinloh von Seflingen, der Begriff des merkære schon um 1170 ganz feststeht, wenn Friedrich von Hausen in den achtziger Jahren bereits über eine ausgebildete Terminologie für die huote verfügt, dann müssen die den Worten zu Grunde liegenden Sachen doch wenigstens durch ein Menschenalter vorher aus dem Westen eingedrungen und geläufig geworden sein. Ganz abgesehen davon, dass wichtige Punkte der ritterlichen Lebensordnung sich auch selbstständig in Deutschland mögen festgesetzt haben (Steinmeyer im Anzeiger f. d. Alterth. 2, 144). Das stimmt mit den Beobachtungen überein, die wir an der Geschichte der höfischen Epik machen, und mit den Zeugnissen, die uns die kirchliche Litteratur der Zeit über die sittlichen Zustände Deutschlands gewährt.

So weit sind wir nun, dass wir erkennen, weshalb der altdeutsche Minnesang so arm ist an Erwähnung äusserer Thatsachen: damit wird es auch zusammenhängen, dass die Lebensschicksale der Sänger selbst nicht mit der Sorgfalt aufgezeichnet wurden, wie das in der Provence geschah; sogar der Manessische

Kodex, dessen Herstellung ein bleibendes Denkmal des Interesses für die Minnepoesie bildet, enthält zwar die Texte, giebt ihnen selbst in Gemälden die ideal aufgefassten Sänger und ihre grossentheils phantastischen Wappen bei, berichtet aber mit keinem Worte über die Geschicke der Dichter, von denen doch manche dem kunstsinnigen Sammler oder seinen Helfern noch bekannt sein mussten. Und diese Texte, enthalten sie denn ausser den Liebesgeschichten keinerlei Andeutung über Leben und Wirken der Verfasser? Im ganzen keine — soweit nicht politische Anspielungen von uns wahrgenommen und gedeutet werden dürfen — obwohl ich nicht bestimmt in Abrede stellen möchte, dass es nicht doch gelingen könnte, ihnen noch dieses oder jenes Ergebniss abzulocken. Ich meine, auf dem Wege eines tieferen Eindringens in die realen Lebensverhältnisse der Zeit, aus dem sich uns dann wohl ein besseres Verständniss einzelner Stellen der Überlieferung eröffnen wird, als wir heute besitzen. Gleichnisse, die jetzt bedeutungslos sind, können noch historische Züge gewinnen; Verse, über die wir gleichgültig hinweglesen, mögen sich als Anspielungen erweisen. Das Liedchen des Ritters, an die Dame gesandt, stellt sich als ein Heirathsantrag dar, weil die damals in der Kirche gebräuchlichen Formeln des Eheverlöbnisses darin gebraucht werden. Bestimmte äussere Lebensverhältnisse werden klar, wenn sich zwischen den Worten des Dichters und dem Sprachschatz der Kirche (Gervinus leugnet das vergebens a. a. O. S. 503), der Verwaltung, des Rechtes, des Krieges u. s. w. Beziehungen aufthun. Der Wort- und Phrasenvorrath eines Sängers kann — sofern nur das Material ausreicht — zu Schlüssen auf seinen Bildungsgang benutzt werden. die sich dann wieder zu geschichtlichen Thatsachen verdichten. Man braucht also die Hoffnung nicht aufzugeben, dass aus ihren Strophen selbst für die Biographien der altdeutschen Minnesänger noch manche Punkte ihres äusseren Lebens möchten festgelegt werden.

Höher wird man für die Biographie die innere Entwicklung des Dichters anschlagen. Und haben wir nicht wenigstens dabei in der deutschen Minnepoesie sicheren Boden unter den Füssen? Verschiedene Forscher urtheilen darüber verschieden. Wer diese Lyrik ohne Voreingenommenheit studirt, weder um jeden Preis Resultate erlangen will, noch allzu bequem auf jegliches positive Ergebniss verzichtet, der wird vor allem bald sehen, dass die einzelnen Abschnitte des altdeutschen Minnesanges, wie sie der Zeit nach auf einander folgen, auch verschiedene Stufen in dem Verhältniss zwischen Wahrheit und Dichtung des Inhaltes bezeichnen. Ich für meine Person kann nicht einsehen, warum jener ersten Epoche, etwa von 1170—1230, in Bausch und Bogen der Glaube in Bezug auf das Thatsächliche des Inhaltes der Liebeslieder versagt werden sollte; sobald dieselben Dichter lehrhaft werden oder religiöse Stoffe behandeln, glauben wir ihnen ja ohnediess und beurtheilen sie anders. Ist meine früher dargelegte Anschauung richtig und wohnt der Poesie dieser Zeit ein wohl

erklärbarer persönlicher Charakter inne, dann wird man die darin vorgetragenen Ereignisse des Liebeslebens doch mit Vertrauen aufnehmen dürfen (vgl. Burdach, Anz. f. d. Altert. 9, 350 ff.). Es bleiben dann noch genug Schwierigkeiten übrig: einmal solche, die überhaupt bei aller Lyrik auf dem Wege zwischen Erlebniss und Dichtung liegen; ferner die, welche für die Rekonstruktion einer Liebesepisode in dem Zustande der handschriftlichen Überlieferung begründet sind; auf beide Gruppen von Problemen lasse ich mich nicht ein. Allerdings muss ich hinzufügen, dass auch meiner Ansicht nach schon in dieser ersten Epoche des Minnesanges wânwîsen vorkommen, Gedichte, die keine anderen Thatsachen voraussetzen, als die Spiegelungen in der Einbildungskraft ihrer Verfasser. Ich meine aber doch, dass aus einem nur einigermaassen genügenden Vorrathe von Liedern der Charakter des Sängers bestimmt genug erschlossen werden könne, um zu beurtheilen, ob solche Gedankenspiele ihm zuzutrauen sind oder nicht. In den späteren Abschnitten vermehren sich auch die Gedichte, die auf blossen „Gedankenerlebnissen“ (wie das Werner in seinem Buche „Lyrik und Lyriker“, 1890, nennt) beruhen, ungemein im Verhältniss zur Gesammtzahl. Es kommt dann die Menge der Lieder hinzu, die den bereits geläufigen Stoff nur fortdichten, — galt ja erst dieser Zeit die Dichtkunst als lehrbar (Wackernagel, Littgesch.[2] 1, 138 und Anm. 51. 52, ferner S. 303) — diese Poesie ist somit für biographische Untersuchungen überhaupt unbrauchbar. Das hängt aber damit zusammen, dass, wie bereits gesagt, sie eben nun erst wirklich zu einer geselligen Kunst geworden ist, eine Eigenschaft, die ich der ersten Epoche abspreche, indem ich ihren lyrischen Schöpfungen nur so viel Rücksicht auf das Publikum zugestehe, als jeder Dichter allzeit nehmen muss. Für sich allein hat noch keiner gesungen.

Das Alles ist wenig genug, immerhin aber mehr, als heute von manchen Litterarhistorikern eingeräumt wird. Vergleicht z. B. Gervinus (a. a. O. S. 489 ff.) die lateinische Vagantenpoesie mit dem deutschen Minnesange zu dessen Ungunsten, spricht jener eine Echtheit und Lebendigkeit zu, die dieser gänzlich fehle, so vergisst er dabei Eines: die Goliarden durften ihre übermüthige Üppigkeit unverholen, ohne jegliche Scheu, realistisch aussprechen, weil man nur im Kreise ihrer gebildeten Standesgenossen, des Klerus, Latein verstand und ein Dichter in dieser Sprache sehr wenig genirt war. Aus den Briefwechseln französischer und deutscher Kleriker im zwölften und dreizehnten Jahrhundert lernt man erstaunt, wie anders und rücksichtsvoller wichtige Dinge des Lebens in den Nationalsprachen verhandelt wurden denn in der lateinischen Standessprache.

Es giebt aber noch andere Zugänge in das innere Leben der Minnesänger. Wilhelm Scherer hat zuerst (1870—1874) Beobachtungen über den Stil einzelner von ihnen angestellt, sie zu einer Charakteristik ihrer Kunst verbunden, chronologisch zu ordnen versucht und dadurch eine ganze Reihe von Forschungen angeregt. Von Konrad Burdach ist dann die Stilgeschichte

zu einer Geschichte der inneren Entwickelung der Dichter verarbeitet worden in seinem Buche „Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide“ (1880), das sogar ganz zuverlässige Ergebnisse für das Leben Walthers geliefert, bekannte Thatsachen in anderer Weise gedeutet und wesentliche Charakterzüge erkennen gelehrt hat. Die von Burdach angewandten Methoden werden mit Nutzen auch für die anderen Sänger in Bewegung gesetzt werden dürfen, von denen noch manche, weil ihnen zufällig gute Ausgaben bisher nicht zu Theil geworden sind, unverdient im Hintergrunde stehen. Sie können dabei jeder für sich betrachtet werden oder in ihrem Verhältniss zum Ganzen des Minnesanges: endlich wird doch auch einmal die Zeit kommen, die uns eine wissenschaftliche Geschichte der altdeutschen Lyrik darbringt. Wortschatz, Syntax, poetische Motive, ihre Auswahl und ihr verschiedener Gebrauch, die Beziehung der Form zum Inhalt, das Alles muss in einer fortschreitenden Entwicklung bei dem Dichter beobachtet und erklärend verknüpft werden, denn es stellt in sich, als ein integrirender Theil seines Geisteslebens, dessen Werden dar. Den Gedankenvorrath des älteren Minnesanges hat Wilmanns im dritten Abschnitte seines schönen Buches „Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide“ (1882), vielleicht nach den Vorbildern von Diez und Uhland, zusammengetragen; diese Übersicht erleichtert es ungemein, das persönliche Eigenthum der Dichter von der geistigen Überlieferung ihrer Zeit abzuscheiden. Das wird noch mehr der Fall sein, wenn es gelingt, den Gedankenkreis des Minnesanges mit dem der Kirche des zwölften Jahrhunderts zu vergleichen: die Berührungen sind überraschend zahlreich und sehr ergiebig für ein genaueres Urtheil über die Leistung der altdeutschen Lyrik.

Mit vielen Forschern finde ich mich gewiss einig, wenn ich, zumal bei dem bescheidenen Stande unserer historischen Kenntniss, als das höchste Ziel, das von dem philologischen Studium des Minnesanges angestrebt werden muss, die Konstruktion der Dichtercharaktere bezeichne. Mir persönlich scheint dies eine der vornehmsten Aufgaben unserer Wissenschaft überhaupt, vielleicht aus einer gewissen Einseitigkeit heraus, weil ich es nie vermocht habe, mich für eine Dichtung zu interessiren, sofern es mir nicht gelang, den Menschen mir vorzustellen, der sie geschaffen hatte. Wollen wir das Leben einer vergangenen Zeit unseres Volkes mit eindringendem Verständniss in uns wieder erwecken, um es erneut vor die Augen der Gegenwart zu stellen, — und darin begreift sich für mich die ganze Arbeit der deutschen Philologie — so kann das ja doch nur geschehen, indem die einzelnen Persönlichkeiten, wie sie von uns erkannt worden sind, zu einem Gesammtbilde ihrer Epoche an einander gefügt werden. Nun verkenne ich freilich nicht, dass wir bei diesem heiklen Werk mit sehr groben Mitteln arbeiten. Schon die wesentlichsten Definitionen, deren wir uns bedienen, sind keineswegs fest umschrieben und werden auch nicht einheitlich verwendet. Was ist Charakter? Eine Summe von Eindrücken

einer Persönlichkeit, die ich dadurch gewinne, dass ich ihr Denken und Handeln im Verhältniss zu den wichtigsten menschlichen Dingen, zu Gott, Welt und Leben, hinreichend oft in Einzelfällen beobachten konnte, um darin gewisse Linien eines gewohnheitsmässigen Verfahrens wahrzunehmen. Und das Maass dafür? Ich entnehme es doch zunächst meinem eigenen Wesen, der Erfahrung meiner Zeit, und muss die Abstände dieser von der Art des Vorgängers, mit dem ich mich beschäftige, genau schätzen können, will ich nicht den Fehler des unkundigen Fischjägers begehen, der die Gesetze der Brechung des Lichtes im Wasser praktisch nicht handhaben gelernt hat. Die moderne Psychologie bietet zur Bewältigung solcher Probleme noch wenig brauchbares Werkzeug dar, weder ist es fein noch zuverlässig, und wir sind darum von einer sicheren Methode historischer Psychologie noch weit entfernt. Was sich uns heute als „Experimentalpsychologie“ präsentirt, das steht noch in seinen allerersten Anfängen, und ich theile durchaus nicht die Zuversicht mancher Philologen (z. B. Roetteken in der Vierteljahrsschrift für vergleichende Littgesch. 1895), die schon jetzt von den Studien auf diesem Gebiete Förderung der Litterarhistorie erhoffen. Um so weniger sehe ich mich veranlasst, von meiner Zurückhaltung abzugehen, wenn ich merke, wie ausserordentlich rasch eine persönliche Erfahrung, unter bestimmten singulären Umständen einmal zu Wege gebracht, sich den gelehrten Philosophen unter der Hand in eine „praktische Thatsache“ verwandelt, aus der dann Schlüsse deduzirt werden, die sich sofort zu „Gesetzen“ zusammenfügen, indess es noch durchaus an einer zureichenden Induktion gebricht. Da werden wir uns denn doch lieber in Geduld fassen und abwarten.

Vielleicht können wir aber für die praktische Psychologie, die wir an den altdeutschen Texten treiben müssen, anderswoher ein wenig Unterstützung erlangen. Darf man nicht bei der Rekonstruktion eines persönlichen Charakters die Charakterqualitäten seines Volkes oder Stammes als einen Faktor unter anderen mit in Betracht ziehen? Da fragt es sich zuvörderst: existirt das überhaupt, was wir Nationalcharakter nennen, und wenn, ist das nicht auch eine wechselnde Grösse in verschiedenen historischen Zeiträumen? Ich bejahe beide Glieder dieser Frage unbedingt. Für die Entstehung des „Volkscharakters“ ist mir die Analogie der Sprache maassgebend. Wir wissen heute Folgendes: die Sprache eines grossen Volkes, z. B. der Germanen, unterscheidet sich von der ungeheuren allgemeinen Einheit, innerhalb deren sie sich befindet, durch eine Reihe von Besonderheiten. Nenne ich das Gemeinsame Bekannte a, die Besonderheiten x, so geben $a+x$ zusammen den Charakter der Volkssprache. Das Volk zerfällt in Stämme; die Eigenthümlichkeit, durch die sich eine Stammessprache von der Volkssprache unterscheidet, heisse x^1, so formulirt sich der Charakter der Stammessprache zu $a+x+x^1$. Steige ich nun durch die verschiedenen dazwischen liegenden Einheiten — Gau, Dorf, Familie,

Haus — herab bis zum Individuum, so stellt sich mir die Summe des Bekannten Allgemeinen nebst allen dazu gehörigen Besonderheiten dar als $a+x+x^1+x^2 \ldots\ldots\ldots +x^x$; das ist die Individualsprache. Gleicherweise verhält es sich meines Erachtens mit dem Charakter des Individuums, der ebenso aus den allgemeinen Qualitäten des Volkes, hinzugenommen die Besonderheiten der niedrigeren Einheiten bis zur einzelnen Persönlichkeit herunter, sich zusammensetzt, wie das bei der Sprache der Fall war. Will ich also den Charakter eines Menschen ermitteln, so darf ich die mir bekannten Eigenschaften seines Volkes als bestimmte Addenda in der Zusammensetzung seiner Persönlichkeit annehmen. Die von Bertillon begründete Anthropometrie bietet, wie ich glaube, ein weiteres schlagendes Analogon dar: elf Körpermerkmale genügen nach ihm zur absolut sicheren Feststellung eines Individuums. Wie es gelingt, indem bei jedem Merkmal eine Anzahl von Individuen ausgeschaltet wird, zur Begrenzung einer einzigen Persönlichkeit absteigend zu gelangen, so müssen auch die addirten Besonderheiten, z. B. innerhalb der Bevölkerung Frankreichs, zu einer Summe verbunden werden können, welche diese Nation körperlich charakterisirt.

Kann es denn überhaupt anders sein? Das Individuum ist das Produkt von zwei Eltern, die von vier Menschen ausgegangen sind, ... und so fort; überall her erben sich die allgemeinen und die besonderen Qualitäten zusammen: in letzter Linie sind ebenso gewiss alle Menschen unter einander blutsverwandt, als jeder für sich eine Summe von stufenweise immer kleiner werdenden Gruppen übereinstimmender Merkmale bildet. Beim Charakter kommen allerdings ausser den angeborenen noch erworbene Eigenschaften in Betracht, die ihrerseits wieder in solche zerfallen, die bewusst beigebracht werden, und solche, die unbewusst angewachsen sind. Darum ändert sich ja auch der Charakter eines Volkes im Laufe seiner historischen Entwicklung, und ich glaube es nicht nur, ich meine es zu wissen, dass die Deutschen um 1200 andere Charakterqualitäten und in anderer Mischung besessen haben als die Deutschen von 1900.

Kehren wir zurück zur biographischen Forschung über den altdeutschen Minnesang, so dürfen wir diese Studien nicht mit Siegesgewissheit betreiben, brauchen sie aber auch nicht resignirt bei Seite zu legen. Indem wir die Persönlichkeit des Dichters, wie sie aus seiner Schöpfung uns entgegentritt, in Bezug setzen zu dem Charakter seines Volkes, erhellen wir eines der beiden durch das andere, vermindern die Zahl der unbekannten Grössen in den zusammengehörigen Gleichungen und gelangen somit vielleicht doch zu einer für unseren Erkenntnisstrieb ausreichend genauen Vorstellung von beiden. In diesem Betrachte fördern und ergänzen sich, wie ich denke, Biographie und Völkerpsychologie: Einblicke in die Persönlichkeit, Ausblicke über das Ganze des Zusammenhanges, in den sie gestellt ist, verbinden sich zu einem klaren Bilde altdeutschen Geisteslebens.

Eine Meinung über Autobiographien.

An den Herausgeber dieser Blätter schrieb gelegentlich der Einladung Peter Rosegger den folgenden Brief:

Sehr geehrter Freund!

Ihre Absicht, eine Zeitschrift für Biographien herauszugeben, gefällt mir. Keinem Literaturzweige verdanke z. B. ich so viele Belehrung und Anregung, als biographischen Werken. Bei der Beschreibung der Helden, Erfinder, Entdecker ist man mir zwar manchmal zu sehr äusserlich, zu wenig innerlich; jeder Mensch interessirt mich vor allem als Mensch. Es kommt nicht immer darauf an, dass der Held einer Biographie ein mannigfaltiges, thatenreiches Leben geführt; seine Entwickelung, sein Wollen, Streben, Kämpfen und Leiden, seine Glückseligkeitsanlage sind mir oft fast noch wichtiger. Und derlei schreibt freilich Jeder am besten selbst. Der Selbstbiographie sollten Sie viel Raum geben. Bei der schreibseligen Gegenwart wundert es mich, dass so Wenige daran denken, ihr eigenes Leben aufzumerken. Das kennt doch Jeder von sich am besten, sollte man meinen, und jedes Menschen Leben ist wichtig. Freilich auf die Art der Darstellung kommt es an, auf den Charakter des Darstellenden. Nicht Jeder verfügt über die Hauptbedingungen des Selbstbiographen: Wahrheit und Klarheit. Klarheit über sich selber, Klarheit für Andere, das ist viel verlangt. Dann Aufrichtigkeit und Strenge, ohne Eitelkeit und ohne falsche Bescheidenheit — das ist noch mehr verlangt. Leider kennen wir uns selbst lange nicht so gut, als wir glauben, darum ist für den Autobiographen strenge und unausgesetzte Selbstprüfung nöthig. Man hüte sich vor Stimmungen und werthe sich vor allem nach seinen eigenen Handlungen, wenn es überhaupt darauf ankommt, sich zu werthen, was aber bei einer objektiven Selbstbeschreibung fraglich bleibt. Ich habe zu sagen, wie ich bin; wie viel ich werth bin, sollen Andere schätzen. Der Mensch ist interessant als Schaffender, Ringender, Siegender, interessanter als Irrender, Fehlender, am interessantesten als Sünder. Aber nicht etwa dass er als frivoler, selbstgefälliger Sünder auftrete, vielmehr als redlicher Wahrheitsucher soll er seine Bekenntnisse der Welt darlegen, ohne Umschweife, ohne Beschönigung und ohne Entstellung. Wenn er freimüthig sagt, wie er ist, wie es so mit ihm ward und wie er sich des Besseren bestrebt, dann wird er gerechtfertigt sein. Solche Selbstbeschreibungen und Selbstbekenntnisse wären nach meiner Meinung von grossem Werthe, sie würden uns — immer vorausgesetzt die Wahrhaftigkeit — in der Menschenwissenschaft weiter bringen als Philosophie. Wichtiger als die Meinung der Menschen ist ihr Sein.

Freilich, zu früh darf man nicht anfangen mit der Beschreibung seiner selbst. Als ich in früher Jugend meine Selbstbiographie dem Dichter

Robert Hamerling vorgelegt, sagte er lächelnd, das wäre ja sehr schön, nur pflege man seine Biographie nicht zu Anfang des Lebens zu schreiben, vielmehr gegen Ende desselben. Er selber hielt es so und seine „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" sind ein Beispiel, wie ichs meine. Hamerling schrieb nicht Wahrheit und Dichtung, sondern lautere Wahrheit; vielleicht hatte er hiervon nur noch zu wenig gesagt. Kunstwerk wird eine Biographie selten sein, und warum? weil das Leben des Menschen selbst so selten ein Kunstwerk ist.

Halten Sie einmal Rundfrage an hervorragende Charaktere: Was war in Ihrem Leben das Entscheidende? Was war in Ihrem Dasein das wichtigste Ereigniss? — Sie werden Beiträge erhalten, die für Biographie, Philosophie und Literatur gleich werthvoll sind. Das „Dekorum" soll abkommen, der Freimuth soll aufkommen. Hinter dem sechzigsten Lebensjahre hinauf verliert der Mensch die Lust am äusseren Schein, er sieht freier den Gehalt des Lebens, er verfügt über in der Schule des Schicksals hart errungene Selbsterkenntniss, und wenn zu seiner grösseren Mittheilsamkeit auch die Aufrichtigkeit kommt, dann ist für ihn Zeit, die Selbstbiographie zu schreiben. Wer jedoch einen schönen Roman daraus machen will, dem danken Sie höflich und sagen Sie, schöne Romane hätten wir ohnehin schon genug, aber ernste, tiefgründende Biographien und Selbstbekenntnisse hätten wir noch zu wenig. Und wenn Einer selbstgefällig mit seinen Tugenden oder prahlerisch mit seinen Lastern kommt, dann deuten Sie an, dass an Heuchlern und Cynikern auch gerade kein Mangel wäre, dass Sie hingegen ein Schätzer des echten Mannesmuthes seien, der in Selbstachtung und Demuth zugleich für sich einsteht und sein Wähnen und Wirken offen dem Urtheil der Menschheit zu unterbreiten wagt.

Also frisch ans Werk zum Blatte für Biographie und Selbstbiographie! Mit aufrichtigem Glückwunsch

Ihr ergebener

Peter Rosegger.

Graz, am 11. Febr. 1895.

Joseph Schreyvogels Entwurf einer Wiener Hof- und Staats-Zeitung.

Mitgetheilt und eingeleitet von
KARL GLOSSY.

Schreyvogels Thätigkeit als Schriftsteller ist bisher noch immer nicht eingehend gewürdigt worden. Der künstlerische Ruf des Burgtheaters, von Schreyvogel begründet, hat ihm ein unvergängliches Andenken in der Geschichte des deutschen Theaters gesichert und seinen Namen über das heimathliche Gebiet seines Wirkens verbreitet. Als Schriftsteller hingegen war er nahezu vergessen,

und erst in unseren Tagen ist die Forschung auch seinem litterarischen Wirken gerecht geworden. Seine Schriften, die bei ihrer geringen Auflage heute bereits sehr selten sind, vor Allem aber sein „Sonntagsblatt“ reihen Schreyvogel in litterarischer Hinsicht zu den Besten seiner Zeit, und Aufgabe der Litteraturgeschichte wird es sein, Schreyvogels grosse Verdienste in das richtige Licht zu stellen. Dies kann jedoch nur im Zusammenhange mit der Geshichte seiner Zeit erfolgen, mit der Darstellung jener Verhältnisse, gegen die Schreyvogel nicht minder, ja noch weit mehr zu kämpfen hatte, als in seiner Eigenschaft als Dramaturg und Leiter der ersten deutschen Bühne. Schreyvogels Anfang als Schriftsteller fällt in den Beginn der nachjosephinischen Periode, in welcher der kürzlich noch lebhafte Pulsschlag der öffentlichen Meinung bereits in eine bedenkliche Trägheit verfallen war.

Seine ersten Schriften sind politischen Inhalts und mit jener Vorsicht abgefasst, die durch die Strenge der Zensur bedingt war. Eine Reihe von Beschränkungen der Pressfreiheit, mit denen übrigens schon Joseph II. in den letzten Jahren seiner Regierung begann, „um der unsinnigen Schreibsucht nach und nach am sichersten ein Ende zu machen“, drängte das freie Wort in streng gemessene Schranken und hemmte das Aufklärungswerk in empfindlicher Weise. Die Vorgänge in Frankreich vermehrten die Ängstlichkeit der Machthaber gegen das geschriebene Wort. Nicht einmal eine objektive Darstellung der Zeitereignisse sollte stattfinden. Man ging im Staatsrathe von der Ansicht aus, dass, so wie man sich hüte vor jungen Leuten von Lastern zu sprechen, auch die politischen Gräuel der Kenntniss des Volkes entzogen werden müssen. Es durfte daher nicht mehr gedruckt werden, als in der Wiener Zeitung publizirt wurde. Da aber diese ausser Berichten über Hoffeste und Mittheilungen über die Vorgänge in der Türkei sonst keine anderen, weder inländische noch ausländische Nachrichten enthielt, so blieb dem Wiener Publikum kein anderer Ausweg übrig, als durch ausländische Blätter sich über die Ereignisse in- und ausserhalb des Vaterlandes unterrichten zu lassen. Das ging aber nur kurze Zeit, da nach und nach die meisten Blätter verboten wurden, darunter auch die Allgemeine Zeitung, deren Eigenthümer Cotta lange Zeit hindurch vergeblich dagegen Vorstellungen erhob. Die Ängstlichkeit beschränkte sich aber keineswegs auf politische Zeitungen, sie erstreckte sich auch auf die philosophischen und schöngeistigen Zeitschriften, die, als im Dienste der revolutionären Grundsätze verdächtig, strenge überwacht wurden. Besonders lenkte sich die Aufmerksamkeit auf Nicolai's „Allgemeine deutsche Bibliothek“, hauptsächlich aber auf die Jenaer Litteraturzeitung, der man in Folge ihres Eifers für die kantische Philosophie den grössten Antheil an dem sittlichen Verderben beimass. Noch 1789 hatte Kaiser Joseph die Litteraturzeitung wegen ihrer Gemeinnützigkeit von der Stempelung befreit, drei Jahre danach war sie verboten. Mit der Begründung, dass dem Staate nicht nur die Obsorge über die physische, sondern auch über die geistige Wohlfahrt des Volkes zustehe, wurde nach und nach die Presse als ein Übel betrachtet, gegen deren Verbreitung ein umfassender Apparat von Präventiv- und Prohibitivmassregeln in Anwendung kam. Nur wenige Beherzte, darunter auch Joseph Schreyvogel, bewahrten den Muth, in der Zeit des üppig blühenden Denunziantenwesens als Apostel der Aufklärung in wahrhaft patriotischem Sinne aufzutreten. Wir finden seinen Namen zu dieser Zeit in zwei Zeitschriften vertreten, die nahezu das Um- und Auf der damaligen periodischen Litteratur ausmachen: in „der Wiener Zeitschrift“ und in der„ Österreichischen Monatsschrift“. Erstere, von dem berüchtigten Hoffmann 1792 begründet, enthält 2 Aufsätze von Schreyvogel und zwar (1. Band): „Ein Vorschlag, den Streit über das Recht

der Konstitution betreffend, mit einer kurzen Prüfung der neuesten Äusserungen des Herrn Justus Möser über das benannte Recht" (gez.: J. Svl.), ferner im 2. Band 4. Heft: „Hat vor dem Hochgerichte der französischen Nation eine rechtliche Klage gegen die ausgewanderten Franzosen statt?" (Gez.: Svl.) Den ersten Aufsatz, eine vornehm gehaltene Polemik gegen Mösers Aufsatz in der Berlinischen Monatsschrift (1791), hat Hoffmann hinterlistig mit spöttelnden Bemerkungen versehen. Eine weit umfassendere Thätigkeit äusserte Schreyvogel in der „Österreichischen Monatsschrift", die sein Freund Alxinger 1793 begründet und bis zum Ende dieses Jahres geleitet hatte, worauf Schreyvogel, Ehrenberg, Leon, Ratschky und Schwandner abwechselnd die Herausgabe der Monatschrift übernahmen, deren letztes Heft im Juni 1794 erschien. Im ersten Jahrgange dieser Schrift hat Schreyvogel ein Trauerspiel: „Die eiserne Maske" veröffentlicht, und im Dezemberheft ist ein von ihm unterzeichneter Aufsatz erschienen, betitelt: „Ein Beitrag zur Geschichte der Proscriptionen". Weit umfassender ist Schreyvogels Thätigkeit im Jahrgang 1794. Die meisten seiner Aufsätze sind hier voll gezeichnet, einige nur mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens; ausserdem wird derjenige, der mit Schreyvogels Stileigenthümlichkeit vertraut ist, mit Leichtigkeit auch noch eine Reihe nicht signirter Aufsätze von ihm finden. Viele derselben sind polemischer Natur, gegen Hoffmann und den Herausgeber des Magazins Hofstäter gerichtet, der gleich dem ersteren ebenfalls eine denunziatorische Thätigkeit entfaltete und mit jenem wiederholt den Vorwurf der Geheimbündelei gegen Schreyvogel erhoben hatte, den dieser mit den Worten abwehrte: „Ich habe keine persönliche Ursache, gegen die geheimen Gesellschaften Gelindigkeit und Schonung zu empfehlen. Sie gehen mich nichts an. Ich stehe mit keiner derselben in Verbindung und habe auch nie mit irgend einer in Verbindung gestanden." Trotz dieser offenen Erklärung dauerten die Anfeindungen heimlich fort, und obwohl es unrichtig ist, dass Schreyvogel in den damaligen Wiener Jakobinerprozess verwickelt wurde, so ist es anderseits richtig, dass er, müde der hässlichen Anfeindungen und überzeugt von der Nutzlosigkeit seines Wirkens in der Heimath, es vorgezogen hatte, eine freiere Luft in Jena zu athmen, wo er im Verkehr mit hervorragenden Geistern neuen Lebensmuth schöpfte. Ein herzlicher Brief Wielands, der sich im Nachlasse Schreyvogels vorgefunden, bezeugt die gute Aufnahme, deren sich der Österreicher im Auslande zu erfreuen hatte. In Wielands deutschem Merkur hat Schreyvogel, der sich auch an der Jenaer Litteraturzeitung betheiligte, seinen Roman à la Richardson, betitelt: „Der deutsche Lovelace", anonym veröffentlicht. —

1796 nach Wien zurückgekehrt, verkehrte er häufig mit dem von Sonnenfels hochgeschätzten Professor der allgemeinen Weltgeschichte an der Wiener Universität Mumelter von Sebenthal und dem schwarzenbergischen Hofrathe Leopold Pläch von Seinsberg. Im Kreise dieser Männer scheint die Idee zu einem gemeinsamen Wirken an einer Wochenschrift gefasst worden zu sein, deren Plan uns erhalten geblieben ist. Handschrift und Papier dieses nicht datirten Schriftstückes weisen auf diese Zeit zurück. Das Projekt, das sich streng an englische Muster anschliesst, führt verschiedene Titel: „Der Stammler", „Die Invaliden", „Die Müssiggänger", „Die Untauglichen". Es stellt eine Gesellschaft von 5—6 Personen vor, die eine Art von Club bilden, worin sie Nützliches und Angenehmes verhandeln. Der Wunsch, auch das Publikum daran theilnehmen zu lassen, führt zu der Idee eines Wochenblattes in Form eines Bulletins über ihre Versammlungen. Die Wochenschrift soll in Wien erscheinen und von Österreichern gelesen werden; Gegenstand das bürgerliche und häusliche Leben und alles sein, was die Angelegenheiten eines Privatmannes, seine Pflichten und Obliegenheiten im Staate

und Kirche, in seinem Stande und in der Gesellschaft betrifft. Alles in Allem der Vorbote des späteren Sonntagsblattes, wodurch Schreyvogel seine litterarische Meisterschaft bekundete. Warum der Plan damals nicht zur Ausführung kam, ist aus Schreyvogels Aufzeichnungen nicht zu ersehen. Als wahrscheinliche Ursache kann das Projekt eines neuen grossartigen Unternehmens angesehen werden, das Schreyvogel damals in Gemeinschaft mit Professor Mumelter entworfen hatte, dessen schriftliche Darstellung aber, wie urkundlich nachgewiesen ist, von Schreyvogel allein ausgeführt wurde. Der Plan betrifft die Umänderung der „Wiener Zeitung“ in eine Hof- und Staatszeitung nach englischem Muster. Die Wiener Zeitung war seit langer Zeit an die Erben des Johann von Ghelen verpachtet, der bereits 1678 von Kaiser Leopold ein Privilegium zur Herausgabe einer Zeitung erhalten hatte. Anfangs wurde der Familie Ghelen der Verlag der Wiener Zeitung unentgeltlich, später gegen einen Beitrag zum Hofbibliotheksfond und zum Wiener Versatzamte überlassen, der 1775 bereits 9210 Gulden betrug. Als 1787 der Termin des Privilegiums zu Ende ging, wurde durch eine öffentliche Versteigerung der Pachtschilling auf 17 200 Gulden erhöht und das Privilegium auf weitere 12 Jahre ausgedehnt. Als Bewerber für die neue Pachtung meldeten sich 1798: Schreyvogel und Mumelter, der Hofbuchdrucker Schönfeld, der Buchdrucker Salzer und die Ghelenschen Erben. An Mumelters Stelle, der im selben Jahre plötzlich starb, traten der Rechtsgelehrte, als Verfasser des bürgerlichen Gesetzbuches wohlbekannte Professor Zeiller und Hofrath Pläch ein, die in einer Eingabe an den Kaiser erklärten, „sich mit dem Verfasser des Entwurfes und eigentlichen Urheber der Unternehmung Josef Schreyvogel“ vereinigt zu haben, um den Plan auszuführen. Ein Mann von so hervorragender Bedeutung wie Zeiller, der damals bereits Mitglied der Gesetzgebungs-Kommission war und als Rechtsgelehrter im besten Rufe stand, an einem journalistischen Unternehmen in Gemeinschaft mit einem Schriftsteller thätig, dessen Talente auch von den Behörden anerkannt wurden, liess einen völligen Umschwung im österreichischen Zeitungswesen erwarten, das damals tief im Argen lag. Wie das einzig bestehende politische Blatt, die Wiener Zeitung, schon in der josephinischen Zeit im Ansehen stand, ist aus einer Stelle in der „Wiener Kronik“ (1784, II. 343) zu entnehmen, wo es unter Anderem heisst: „Man sollte doch wenigstens eine richtige, reine Sprache und weniger Unsinn fordern dürfen, womit fast jedes Blatt derselben gleichsam gestempelt ist. Öfters liest man einen und denselben Artikel zweimal im nämlichen Blatte, und nicht selten kommt vier Wochen nachher die nämliche Nachricht wieder vor, die schon ehedem darin stand.“ Das Gleiche galt auch in der nachjosephinischen Periode, in der das Wort noch enger in Fesseln geschlagen wurde.

Unter solchen Umständen wirft sich die Frage auf, mit welchen Mitteln die Regierung dieser Zeit auf die Volksstimmung eingewirkt hatte? Die Antwort ist nicht schwer zu finden, wenn man einen Blick auf die zahlreichen Broschüren wirft, die zu jenen Zeiten, zumeist von der Regierung veranlasst, erschienen sind. Dazu kam noch, dass sich das Augenmerk mehr auf die volksthümliche Schreibweise lenkte, und nur so erklärt es sich, dass der Verfasser der vielgenannten „Eipeldauer-Briefe“ im Grunde einer der ersten offiziösen Journalisten war und als Vorläufer des Wiener Hans Jörgels die Bestimmung hatte, Meinungen und Ansichten der Regierung im Lokaltone zu propagiren.

Erst in späteren Jahren hatte der aufgeklärte Stadion, den moralischen Werth einer gemässigten Volksaufklärung durch die Presse erwägend, die Bestrebungen derselben auch wirksam unterstützt. Wie sein Nachfolger Metternich über die Wichtigkeit der Zeitung dachte, ist wohl hinlänglich bekannt. — Zu

bedauern ist, dass Schreyvogels Plan eines alle Zweige des staatlichen Lebens umfassenden publizistischen Organs am massgebenden Orte nicht jene Aufmerksamkeit fand, die einem solchen Unternehmen gebührt hätte. Man nannte Schreyvogels Idee neu, kühn, gross, man erklärte den Vortrag und die Darstellung als einnehmend und verführerisch, aber man bezweifelte zugleich, dass der Entwurf in seinem „gigantesken“ Umfange verwirklicht werden könne. In einem Vortrage an den Kaiser Franz vom 26. März 1795 erklärte die Hofkanzlei, dass Schreyvogels Zeitung das vollständigste encyclopädische Journal sein würde, aber die Zeitung zur Stimmung des guten Publikums für dieses oder jenes zu gebrauchen, wäre nicht nöthig, da ohnehin die Folgsamkeit und gute Denkart des österreichischen Unterthanen bekannt sei. Überdies würden Abhandlungen im gelehrten Fache in einem täglichen Blatte dem grössten Theil der Leser nicht lange behagen. Auch im Staatsrathe, der letzten Instanz vor der kaiserlichen Entschliessung, fand Schreyvogels Entwurf wenig Anklang. Auch hier wurde das geringe Interesse des Publikums an einem gelehrten Journal betont und die Befürchtung ausgesprochen, dass die Leser nach auswärtigen Zeitungen greifen würden, was bedenklich wäre, da man diese nicht in der Macht habe. Man verkannte im obersten Rath der Krone nicht, dass die „Wiener Zeitung“ lückenhaft sei, aber die Schuld wurde nicht dem Herausgeber, sondern dem Censor zugemessen, „der vieles aus politischen Rücksichten hinwegstreicht, das man auswärts aus Mangel an Aufsicht und mit Beseitigung aller Delikatesse ungescheut zu Papier bringt.“ Es sei überhaupt nicht leicht, einen Wiener Zeitungsschreiber abzugeben, da dieser ungemein behutsam vorgehen müsse. (Haus-, Hof- und Staats-Archiv: Staatsraths-Akten.) Nach alledem wird es nicht überraschen, dass Schreyvogels Plan, den er handschriftlich hinterlassen hat, nicht zur Ausführung kam, und die Verpachtung der Wiener Zeitung auf weitere 12 Jahre an die Ghelenschen Erben erfolgte. Immerhin erfordert es die Gerechtigkeit festzustellen, dass der erste Plan zur Organisation der modernen Zeitung das Werk eines Österreichers ist. Was hätte man von dem Publizisten Schreyvogel Gutes für sein Vaterland erwarten dürfen, von dem Manne, dessen Grab Grillparzer mit den Worten zierte: „Stand Jemand Lessing nahe, so war er's“!

Schreyvogels Entwurf lautet:

Die politische Wichtigkeit der Zeitungen scheint in unseren Tagen keines Beweises zu bedürfen. Sie sind die einzige Art Schriften, von denen es gewiss ist, dass sie auf die öffentliche Meinung gewirkt haben. Kein Buch wird so allgemein, noch so zur rechten Zeit gelesen. In Verbindung mit den Posten gehören die Zeitungen zu den sinnreichsten Anstalten der neueren Staatskunst. Sie sind das Organ der Gesetze; es giebt kein kräftigeres Mittel, ein ganzes Volk für grosse Maassregeln zu vereinigen und schnell in Bewegung zu setzen. Auch haben sich die streitenden Parteien in allen Ländern einer so wirksamen Maschine zuerst zu bemächtigen gesucht.

Überall haben Zeitungen die Revolution angekündigt; hier und da haben sie alleine Revolutionen gemacht. In anderen Verhältnissen ist dadurch dem Geiste der Neuerungen glücklich entgegen gearbeitet worden. Das glänzende Beispiel von Gemeingeist und patriotischer Anstrengung, wodurch Grossbritannien die Bewunderung der Welt auf sich gezogen hat, wäre ohne die Mitwirkung seiner öffentlichen Blätter nicht möglich gewesen.

Die Bemühung der Regierungen, der Ausbreitung fremder Zeitungsblätter durch Verbote und Auflagen Abbruch zu thun, zeigt hinlänglich, dass ein so vielseitiger Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit in keinerlei Betrachte entgangen ist.

Aber Verbote und Taxen sind kein Ersatz für ein entbehrtes Bedürfniss. Sie begünstigen oft nur den Schleichhandel mit der beliebten Waare, der, da er im Verborgenen um sich greift und keiner Berechnung unterliegt, nicht selten bedenklicher ist als die unbeschränkte Freiheit des Gebrauches selbst. Die Zeitungen enthalten ausserdem so manches, dessen öffentliche Mittheilung nicht zu hindern, einer weisen Verwaltung angelegen sein muss. Sie stellen gleichsam das allgemeine Komptoir der grossen Handlungsverbindung der Welt vor. Die Industrie und der Erfindungsgeist suchen darin einen fortdauernden Anreiz und eine stets bereite Unterstützung. Vielleicht sind mehr nützliche Entdeckungen und brauchbare Kenntnisse durch Zeitungen in das Publikum gebracht worden, als durch alle Handlungs-Akademien und ökonomischen Gesellschaften zusammengenommen. — Ein Volk, wie ein einzelner Mensch, darf in dem Fortgange zur Kultur nicht ungestraft hinter seinen Zeitgenossen zurückbleiben. Es soll sich selbst kennen und die Stelle, die es in der Reihe der Nationen einnimmt, würdigen lernen. Alle seine Anlagen soll es entwickeln und jedes Gut ergreifen, das ungenützt in ihm liegt, oder ihm von Aussen dargeboten wird.

Wenn es in dieser Hinsicht möglich ist, die öffentliche Meinung einem strengeren Systeme der Staatskunst zu unterwerfen, ohne den Umlauf nutzbarer Begriffe und Wahrheiten zu hemmen, so kann dieses nur durch die Veranstaltung einer vaterländischen Zeitung geschehen, die darauf angelegt ist, die politischen Blätter des Auslandes entbehrlich zu machen. Eine solche Zeitung wird einen weiten Plan umfassen und auf alle Bedürfnisse eines ausgebreiteten Gemeinwesens berechnet sein. Sie wird die Vorzüge der Vollständigkeit, der Auswahl und des guten Geschmackes mit dem Verdienste der Neuheit und einer schnellen Beförderung vereinigen. Es ist wesentlich, dass die Zeitung einen gewissen Charakter der Unabhängigkeit behaupte: sie wird in den Grundsätzen der Regierung, aber nicht in ihrem Solde geschrieben sein.

Es hat nicht das Ansehen, dass bei der gewöhnlichen Einrichtung der Zeitungsblätter eine ganz deutliche Vorstellung von dem Zwecke derselben zum Grunde gelegt werde. Nicht bestimmter scheinet der Begriff zu sein, unter dem man sich das Publikum solcher Blätter gedacht hat. Die Leser der Zeitungen sind Menschen in bürgerlichen Beschäftigungen, selten Staatsmänner und fast immer Unterthanen. Welchen Nutzen soll die grössere Zahl derselben aus Nachrichten schöpfen, die sich beinahe ganz auf den Gang des Krieges und der diplomatischen Unterhandlungen beschränken? Diese Einseitigkeit hat die Zeitungen zu einem Spielwerke seichter Köpfe und politischer Schwätzer herabgewürdigt, anstatt dass sie bestimmt wäre, die Künste des Friedens zu beleben und alle geselligen Tugenden in den Gemüthern der Bürger anzufachen.

Ein öffentliches Blatt, das den Absichten einer thätigen Verwaltung und den Bedürfnissen eines grossen und gebildeten Publikums zugleich angemessen sein soll, wird auf folgender Grundlage beruhen müssen.

Es wird fürs erste das Tagebuch der Gesetzgebung enthalten. In dieser Eigenschaft wird es der obersten Gewalt den Dienst eines Vehikels leisten, ihre Beschlüsse und Anordnungen, ohne Verzug, mit Sicherheit und in grösster Ausbreitung, zur Kenntniss des Volkes zu bringen.

Hiernächst wird es das Zentral-Bureau der Privat-Angelegenheiten vorstellen, welche vor dem Publikum verhandelt werden. Als ein solches wird das Blatt der Betriebsamkeit und dem Vortheile der Einzelnen einen Vereinigungspunkt darbieten, und indem es die Wege der Mittheilung erleichtert, die Wirkungen eines schnellen Umlaufes der Geschäfte an seinem Theile befördern.

Es wird endlich den Zustand und die Geschichte des Landes in ihrem ganzen

Detail, die allgemeine Lage der Welthändel aber in einem pragmatischen Auszuge, und in steter Beziehung auf den Gebrauch des bürgerlichen Lebens, darlegen. In dieser Rücksicht wird sich darin die Kunst entwickeln, den Geschmack der Menge von der Tändelei mit politischen Neuigkeiten und Meinungen, auf das, was den Menschen und den Bürger zunächst angeht und was ihm nützt, zu leiten; auf den Fortgang der Gewerbe, des Ackerbaues, der Handlung, der Künste und der Wissenschaften.

Ein solches Blatt wird dann zugleich ein schickliches Werkzeug der Politik abgeben können, die Unternehmungen der Regierung, wo es nöthig ist, vorzubereiten, zu erklären, zu unterstützen; richtigere Vorstellungen über die verwickelten Zweige der Verwaltung, über das Finanzwesen. den Staatskredit, das allgemeine Handlungsinteresse, die öffentliche Erziehung, zu verbreiten; den Ton gegen auswärtige Mächte nach den Berechnungen des Kabinetes zu stimmen, und die Sache der Nation und des Regenten, in jedem Falle, mit Nachdruck und Würde zu führen.

Ein mächtiges Reich von so gemischter Zusammensetzung als die österreichische Monarchie, und auf einer gleichen Stufe der Kultur, scheint einer Anstalt dieser Art vor andern zu bedürfen.

Sie vereinigt die Triebwerke der Publizität und der Meinungen in den Händen der obersten Macht, und schliesst zugleich eine reiche Quelle des Gemeingeistes und der National-Thätigkeit auf. Das verschiedene, oft sich durchkreuzende Interesse der Provinzen erhält dadurch neue Punkte der Annäherung. Die Bewohner entfernterer Himmelsstriche theilen einander ihre Vortheile, ihre Einsichten, ihre sittliche Bildung mit. Das Nützliche wird unvermerkt herrschend. Alle Menschengattungen haben ein Vorbild der Eintracht, der Ordnung und des Wetteifers vor den Augen, zum Besten des Ganzen nach ihren Kräften mitzuwirken.

Es verdient kaum angeregt zu werden, wie sehr der gegenwärtige Zustand der inländischen Zeitungen von den Eigenschaften abweicht, die wir als die Bedingungen der Brauchbarkeit solcher Blätter vorgestellt haben. Nirgends entdeckt sich in dieser Art Schriften die Spur eines durchdachten Entwurfes. Der öffentliche Dienst leidet unter der Langsamkeit, die dabei herkömmlich ist; nur mit Mühe empfangen die Industrie und das Privat-Interesse ihren kümmerlichen Beistand. Aus Einrichtungen von so schwachem Charakter geht kein des Vaterlandes würdiger Gedanke hervor. Nicht einmal dem gemeinen Bedürfnisse der Neugierde haben unsere politischen Blätter abzuhelfen gewusst. Schwerlich verliert ein anderer Staat so beträchtliche Summen an das Ausland, für einen so zweideutigen Artikel des Luxus.

Die bevorstehende Erneuerung des Kontraktes der Wiener Zeitung lässt die Möglichkeit absehen, mit einem Gegenstande von solcher Wichtigkeit eine Veränderung zu treffen. Der unternehmende Geist des Zeitalters scheint eine Veranstaltung dieser Art mehr als sonst zu erheischen, er scheint sie dringend zu machen. Die Unterzeichneten haben den Plan umständlich überlegt, wie dieselbe bewerkstelligt werden könnte. Sie sind bereit, und es ist ihr angelegener Wunsch, die übrige Zeit ihres Lebens, welches dem Studium der Geschichte und der nützlichen Kenntnisse bestimmt ist, der Ausführung eines Werkes zu widmen, das der Theilnahme des Patrioten vor anderen werth zu sein scheint. — Hier ist ihr Plan.

Das öffentliche Blatt, das nach der Absicht der Unterzeichneten an die Stelle der jetzigen Wiener Zeitung treten soll, wird eine National-Zeitung unter dem Schutze und der unmittelbaren Leitung der Verwaltung sein. Bei der strengsten

Abhängigkeit von den Grundsätzen der Regierung, wird es den Anschein eines freien Institutes für den Dienst des Publikums haben. Zu diesem Ende muss die offizielle Beschaffenheit seines Inhaltes sorgfältig unterschieden und durchaus beobachtet werden. Dies ist ein Hauptumstand und von durchgängiger Anwendung in dem folgenden Detail.

Die Unterzeichneten schlagen den Titel:

Wiener Hof- und Staatszeitung

für das neue Zeitungsblatt vor. — Das Blatt wird enthalten:

I. Die Gesetze und Anordnungen der höchsten Macht und der abhängigen Gewalten, in ihrem ganzen Umfange und ohne Ausnahme des Justizfaches.

Die möglichst schnellste Verbreitung allgemein verbindender Gesetze ist eine der wesentlichen Obliegenheiten der Zeitung. Als das einzige öffentliche Blatt der ersten Provinz und der Hauptstadt der Monarchie, wird sie zugleich die Verordnungen, welche diese beiden vorzüglichen Bestandtheile des Staates insbesondere betreffen, in voller Ausdehnung liefern. Die Beschlüsse aller übrigen Provinzial- und Distrikts-Verwaltungen gehören zur Geschichte des Innern, und finden daselbst ihren Platz, nach Massgabe ihrer Wichtigkeit, entweder auszugsweise oder auch vollständig.

Die Verfasser der Zeitung führen selbst das Wort, so oft es die Natur einer Anstalt nöthig macht, sich der Mitwirkung der Nation, auch ausser dem gesetzlichen Wege, zu versichern. Durch diese Einrichtung erlangt die Administration den Besitz eines Mittels, die Stimmung des Publikums für weit aussehende Maassregeln zu prüfen und auf mancherlei Weise vorzubereiten. Einzelne Punkte verwickelter Unternehmungen können hier in das Licht gestellt, und die Pflicht und das eigene Interesse der Unterthanen dringend eingeschärft werden, den Absichten der Verwaltung in jeder Rücksicht Genüge zu leisten.

In allen angeführten Beziehungen ist die Zeitung lediglich im Dienste der obersten Gewalt. Die Herausgeber treten dadurch in die allgemeine Verpflichtung wirklicher Staatsdiener; sie sind in Ansehung der empfangenen Aufträge besonders verantwortlich. Das Stillschweigen über jede Art des Zusammenhanges, worin die Zeitung mit der Staatsaufsicht steht, ist ein wesentlicher Theil jener allgemeinen Verpflichtung.

II. Die Aufträge und Verhandlungen der Privat-Personen unter einander und in ihren Verhältnissen mit dem Publikum überhaupt.

Hierunter ist der einfache Inhalt des bisherigen Intelligenzblattes begriffen. —

Die Unterzeichneten halten für zweckmässig, einen Theil desselben mit der Zeitung selbst zu vereinigen. Dies wird, in dringenden Fällen, die Schnelligkeit und Allgemeinheit der Mittheilung möglich machen. Es wird eine geschickte Stellung der Materien begünstigen, wodurch mancher Umstand der Bemerkung derer, welchen er wichtig sein kann, näher gerückt wird. In Bezug auf das Ganze wird es den Reiz der Mannigfaltigkeit zu erhöhen dienen, und es zugleich dem Beobachter nie an Stoff und Anlass zu fruchtbaren Betrachtungen fehlen lassen.

Die Herausgeber werden Sorge tragen, die Übersicht der hierher gehörigen Artikel durch eine lichtvolle Anordnung zu erleichtern. Es wird ihre besondere Angelegenheit sein:

1. Den Umsatz der Güter im Grossen, der Ländereien, Häuser, Kapitalien und öffentlichen Fonds, mit Hintanhaltung des Wuchers und der Agiotage, zwischen den Parteien selbst zu betreiben.

2. Die Nachfrage nach Verdienst und Arbeit, durch eine bessere Einrichtung der Komptoirs-Anzeigen, in einen regelmässigen Gang zu bringen.

3. Einen tauglichen Plan zu Unterzeichnungen für patriotische Anstalten und für Werke der Wohlthätigkeit, auf dem Wege der Publizität einzuführen.

Die gewohnte Ordnung der gerichtlichen, und ähnlicher Kundmachungen, bleibt hierbei ungestört. Diese erscheinen wie sonst anfangsweise, an den üblichen Tagen wöchentlich zweimal.

III. Die Begebenheiten der Zeit, in einer, für den Gebrauch des bürgerlichen Lebens und aus einem patriotischen Gesichtspunkte behandelten, Darstellung.

Diese Hauptabtheilung zerfällt in drei besondere Abschnitte. Wir verstehen darunter:

1. Geschichte des Hofes und der Regierung.

Es hängt allein von dem Ermessen der Staatsverwaltung ab, welchen Umfang und welche Fruchtbarkeit dieser wichtige Abschnitt erhalten soll. Die erhabenen Gegenstände, womit er sich beschäftigt, sind den Augen und der Verehrung der Nation vielleicht zu sehr entrückt worden. Die Vortheile einer wohlverstandenen, von der Administration selbst geleiteten Publizität, finden von Zeit zu Zeit einen weniger gegründeten, und sogar einen weniger hartnäckigen Widerspruch.

Es ist nützlich, es ist vielleicht nöthig, dass die Triebfedern einer gerechten und weisen Verfassung an den Tag gelegt werden, damit die Machinationen der Ehrsucht und der Volksverführung in dem vollen Kontraste ihrer Nichtswürdigkeit erscheinen.

Schon jetzt gehört übrigens hierher: Alles was die Person und die Familie des Monarchen betrifft. Der Hofstaat; das Ceremoniell; Gnaden- und Ehrenbezeigungen; Collegial-Verfassung; Veränderung in denselben, mit Einschluss dessen, was die Verwaltungskörper der Provinzen angeht. Der äussere Dienst; Gesandschaften; Konsulate. — Amtsberichte, den Krieg und die Unterhandlungen mit auswärtigen Mächten betreffend.

Die neue Einrichtung der Zeitung giebt zugleich die schicklichsten Formen an die Hand, dasjenige in Umlauf zu setzen, was die Politik von dem Gange und den Resultaten der äusseren Geschäfte, ohne den Charakter einer ministeriellen Mittheilung, bekannt werden zu lassen für gut achten möchte. Es ist einleuchtend, dass die Pflicht der Geheimhaltung, in Betracht der Quelle, hierbei noch unverbrüchlicher ist als in dem oben berührten Falle.

2. Die Geschichte des Landes und der Nation.

Wir sind bereit in ein weites Feld überzugehen, dessen trockene Ansicht die Aufmerksamkeit zu ermüden scheinet. Der grösste Theil der Gegenstände, welche wir in dem gegenwärtigen und in dem folgenden Abschnitte aufzuzählen bemüht sind, hat bis jetzt selten oder nie eine Stelle in den Zeitungen gefunden.

Es sind gleichwohl Dinge, von denen unterrichtet zu sein den Meisten nützlich und allen anständig ist. Sie machen vereint die Denkwürdigkeiten des Zeitalters aus, welche zu sammeln und für die Nachwelt aufzubewahren, eine Bestimmung der Zeitblätter sein sollte. Der Punkt der Schlachten und Staatsaktionen fängt nach und nach an in der älteren und neueren Geschichte dem Nützlichen und Lehrreichen Platz zu machen. Die Zeitungen, welche die Geschichte der Gegenwart enthalten, sollen in einer so lobenswerthen Reform nicht zurückbleiben. Die Idee des Ausserordentlichen hat eine grosse Gewalt über die Einbildungskraft der Menschen; man sollte nichts unversucht lassen, was fähig ist eine so gefährliche Macht zu schwächen. Dem Menschen gefällt, was er treibt,

und er unterhält sich gerne von dem, was ihm Vortheil bringt. Man führe den Bürger in sich selbst, zu seinen Geschäften, zu seinen Bedürfnissen zurück; man lehre ihn sein eigenes Land und dessen Vorzüge kennen; man zeige ihm das Bild der Gesellschaft in ihrem Wohlstande, in der sittlichen Ordnung, und er wird den zerstörenden Übermuth der Zeit verabscheuen, den ein unverwahrtes Auge zu bewundern geneigt ist, wenn er sich ihm in seinem falschen Schimmer zeigt.

Es sind ungefähr folgende Rubriken, worunter sich der statistisch-historische Theil des Inhaltes der Zeitung zusammenfassen lässt.

Physischer Zustand.

Messungen und nähere Aufschlüsse über das Innere des Landes; Veränderungen des Klima; meteorologische Beobachtungen; Bemerkung des Einflusses der Witterung auf die Organisation; Beiträge zur natürlichen Geschichte der Gebirge, der Gewässer, des flachen Landes; Fruchtbarkeitstabellen; Merkwürdigkeiten der animalischen Natur; Beobachtungen über den Gesundheitszustand einzelner Gegenden; Epidemien; Sterblichkeit unter Menschen und Thieren; physikalische Entdeckungen; Naturseltenheiten.

Ökonomischer Zustand.

Fortschritte in der Urbarmachung des Landes; neue Anpflanzungen; Fortgang, Stillstand und Verfall der Bauten in Städten und Dörfern; Strassenbau; Versuche zur Schiffbarmachung und ökonomischen Benutzung der Flüsse und Landseen; Kanäle; jährlicher Ertrag der Ländereien und Bergwerke; Verhältniss des Ackerbaues zur Viehzucht, zum Wein- und Flachsbaue, etc.; Zustand der Forste, der Steinkohlengruben und Torfgräbereien; bemerkte Mängel in der Ökonomie des Landes und Vorschläge zur Verbesserung derselben; Zustand des Landvolkes. — Städtisches Gewerbe. Verhältnisse der Industrie zum Landbaue; Geschichte der Zünfte; Listen über die Erlangung des Meister- und Bürgerrechtes, Fabriken; Fortgang der grossen Manufakturgeschäfte einzelner Districte, des Leinengewerbes, der Eisenwerke, Glashütten, Papiermühlen etc., Aufkommen neuer Gewerbszweige; Technische Erfindungen; Steigen und Fallen des Handlohnes; Wohlstand und Lebensart der Unternehmer; Preise der Fabrikate; Moden. — Öffentliche Bildungsanstalten, Frequenz derselben; Zustand der Kunst- und Kommerzial-Schulen, Gelehrte Institute; Pflanzschulen für die Geistlichkeit, für das Militär, für die Staatsämter.

Freie gelehrte Gewerbe; Promotions-Listen. — Berechnung des Verlustes der industriösen Klasse, durch das Zudrängen der Bürger zu den höheren Ständen; Erhebungen in den Adelsstand. Bemerkungen über den Fortgang des Luxus in ökonomischer Hinsicht. Handel. Überfluss oder Abgang der ersten Bedürfnisse für den eigenen Verbrauch der Provinzen; Eröffnung neuer Kommerzialstrassen und Verbesserung der alten; Ausbreitung der Schifffahrt und des Schiffbaues; Zustand des Fuhrwesens; Chronik der Jahrmärkte; Zollregister; Hauptzug des inneren Produkten- und Manufakturhandels; Tabellen über die Ein- und Ausfuhr; Geschichte der grossen Markt- und Seeplätze der Monarchie; Österreichisches Küstenland; Seefahrt; Assekuranz-Kompagnien. Zustand der Kaufmannschaft; Bankerotte. Veränderungen und Kurs der Münzen, der Wechsel und der öffentlichen Fonds. Inländische Banken. Stand der Geldzinsen. Werth der Landgüter und Wohnhäuser. Wuchergeschäfte und Künste der Agioteurs. Jährliche Handlungs-Bilanz der Provinzen gegen einander und der Monarchie gegen das Ausland. — Verordnungen und Anstalten der Provinzial- und Distrikts-Verwaltungen, in Betreff aller benannten Gegenstände.

Sittlicher Zustand.

Verhältniss der ehelichen Geburten zu den unehelichen; Ehestands-Prozesse; Trauungslisten, nach den Ständen und Glaubensbekenntnissen, Herrschende Krankheiten, Stand der Spitäler, Zucht- und Waisenhäuser; politische Rechnungen aus den Todtenregistern, Sanitätsanstalten; Polizeistrafen; Kriminal-Fälle; Konsumtions-Tabellen.

Verbrauch geistiger Getränke; Anzahl und Zustand der Wein-, Bier- und Kaffeehäuser. Aufwand in Kleidern und Ameublement. Equipagen; Lohnkutschen. Preise der Arbeiten für den Luxus. Pferde- und Hundeliebhabereien. Menge des Gesindes. Lohn und Zustand des Dienstvolkes. Häuslichkeit. Hang zum Wohlleben; schneller Glückswechsel; Konkurse. Lotto; Bettelei, unerlaubte Gewerbe. Anstalten zur Beschäftigung brodloser Menschen. Milde Stiftungen; Rechnungen der Armen-Institute. — Öffentliches Leben. Unterhaltungen des Volkes; Feiertage. Frequenz der Theater, Gärten, Tanz- und Spielhäuser. Vornehme Welt; Landleben; Chronik der Bäder und Gesundbrunnen. Bemerkungen über den vermuthlichen Absatz einzelner Luxusartikel, als der Spielkarten, der Zeitungen und Modebücher. — Denkungsart der Nation in religiösen und politischen Dingen. Bereitwilligkeit der Unterthanen zu den Lasten des Staates beizutragen: patriotische Gaben; Rückstände in der Zahlung der Abgaben; Betrügerische Beeinträchtigungen des Fiskus; Schleichhandel. Militär-Dienste; freiwillige Werbungen. Gegenseitige Verhältnisse der Stände und Volksklassen unter einander. Justiz-Verfassung; Zivil-Prozesse. — Seminarien der Klerisei. Zustand der Landpfarrer. Anordnungen der Bischöfe und Konsistorien. Verdienste der geistlichen Orden um die Kultur des Landes, den öffentlichen Unterricht und die Gelehrsamkeit. — Bildung des Geschmacks und des Verstandes. Kultur der Sprache. Gelehrte Gesellschaften. Buchhandel; Schriftstellerei, Ausbreitung des Lesens; Volksschriften; wissenschaftliche Werke. — Allgemeiner Nekrolog der österreichischen Nation.

3. Geschichte der Welt.

Geographische Entdeckungen, Kolonien; Veränderungen in der ökonomischen Verfassung besonderer Staaten; Geschichte des Ackerbaues und der Nutzung des Bodens im Allgemeinen. Fortgang und Zug der Industrie und des Wohlstandes unter den Bewohnern des Erdbodens. Beitritt einzelner Völker zum Welthandel. Neue Städte. Eröffnung von Schiffshäfen und inneren Kommunikations-Strassen. Geschichte der Posten. Veränderungen in Maassen und Gewichten. Münz-Politik. Verhältnisse des Goldes und Silbers. Zustand der öffentlichen Banken. Geschichte des Wechsels in grösster Ausbreitung, mit Erläuterungen über das Schwanken der Handlungs-Bilanz im Allgemeinen. — Finanz-Verwaltung einzelner Staaten. System der Auflagen, Staatsschulden, Stand der Zinsen und des Profites der Stocks in allen Theilen der Welt. Geheime Finanz-Verbindungen in Europa, Bemerkungen über die Geldherrschaft überhaupt. — Geschichte der politischen Verfassungen; der Gesetzgebung; der Regierungen. Politische Kräfte der Staaten; Kriegsmacht; Marine. — Verhältnisse der Regierungen untereinander. Öffentliche Unterhandlungen. Bündnisse, Kriegs-, Friedens- und Handlungstraktate. — Geschichte der Meinungen, Religiosität. Geist der Reformen; ihr Gutes und Böses. Fortgang und Flor der Wissenschaften; Mathematik, Chemie, Kriegskunst, Nautik, Künste des Genies. Veränderungen in dem geselligen und sittlichen Zustande der Welt überhaupt.

Die Quellen, woraus die Verfasser der Zeitung schöpfen, müssen zum Theile ganz neu eröffnet, und in vielerlei Betracht erst recht nutzbar gemacht werden. Sie sind indessen wirklich vorhanden, und es bedarf nur des ordnenden Fleisses, damit ihr ganzer Reichthum angewendet werden könne. Die Wichtigkeit des

Endzweckes scheint einer beharrlichen Anstrengung werth zu sein. Jene Quellen sind überhaupt: 1. Die urkundliche Mittheilung der nöthigen Actenstücke aus den Archiven und Registraturen des Staates; 2. ein ausgebreiteter und lebhaft unterhaltener Briefwechsel mit den Hauptplätzen der Monarchie; 3. die öffentlichen Blätter aller Länder und Sprachen; 4. eine gewählte Korrespondenz mit dem Auslande, vornehmlich mit den Gegenden, welche bis jetzt des Vortheiles ordentlicher Zeitungen entbehren; 5. alles, was von Zeit zu Zeit in Journalen, Flugschriften und grösseren Werken erscheint und irgend etwas enthält, das für die Absicht der Verfasser brauchbar ist; 6. die Anzeigen der Privat-Personen in ihren eigenen Angelegenheiten.

Die Unterzeichneten gründen den vorzüglichsten Werth der Zeitung, in Ansehung der Materien, auf die Erwartung einer unmittelbaren Unterstützung von Seite der obersten Staatsverwaltung. Sogleich nach der Übernahme des Kontraktes sollen übrigens die vorläufigen Anstalten zu einem so weit aussehenden Unternehmen in Gang gebracht werden.

Die Herausgeber werden weder Mühe noch Kosten sparen, die guten Köpfe der Nation und die unterrichtetsten Leute in den Provinzen in das Interesse der Zeitung zu ziehen. Es soll eine allgemeine Instruktion für die Korrespondenten aufgesetzt werden. Man wird, zur Beschleunigung der auswärtigen Nachrichten, frühzeitig alles nöthige besorgen und überall den kürzesten Weg zu den eigentlichen Quellen einzuschlagen suchen. Es soll insbesondere eine weitläufige und kostbare Korrespondenz mit dem ganzen Osten eingeleitet werden. Von diesem Theile der Welt wird das ganze gebildete Europa die ersten, zuverlässigsten und vollständigsten Berichte in Zukunft über Wien erhalten.

Um dem schnellen Fortgange der Expedition kein Hinderniss zu verursachen, wird es dienlich sein, für die laufenden Artikel der Zeitung einen besonderen Censor zu bestellen, dessen Honorar aus den Fonds derselben bestritten werden kann.

Das Bureau der Zeitung wird in einer leicht zu übersehenden Ordnung erhalten werden. Es sollen nur sichere Menschen zu den untergeordneten Arbeiten gewählt werden. Die Einrichtung des Werkes in allen seinen Verhältnissen steht der Einsicht der Staatsverwaltung jeder Zeit offen. Die Herausgeber sind zur Geheimhaltung der sämmtlichen Papiere und Hilfsmittel, deren Gebrauch ihnen zu ihrem Zwecke gestattet wird, vor Jedermann ohne Ausnahme, aufs strengste verpflichtet.

Diese Verbindlichkeit ist allgemein, und erstreckt sich zugleich auf die Pflicht des mündlichen Stillschweigens.

Die Zeitung erscheint im grössten Formate täglich, vor dem Abschlusse der inländischen Posten.

Die bisherige Einrichtung des Intelligenz- und Kundschaftsblattes wird aufgehoben. Von den darin enthaltenen Anzeigen werden die, welche dringend oder durch irgend einen Umstand auffallend sind, nach Art der englischen Blätter mit der Zeitung vereinigt. Die Masse der gewöhnlichen Bekanntmachungen wird, in zwei wöchentlichen Beilagen, ordnungsmässig nachgetragen.

Die Gattung und der verschiedene Gehalt der aufgenommenen Artikel werden durch dreierlei Arten des Druckes unterschieden, die offizielle Eigenschaft jeder Nachricht wird ausserdem besonders bemerkt.

Am Schlusse jedes Quartals wird ein allgemeines Register geliefert, welches nach vier Hauptabtheilungen die merkwürdigsten Sachen nachweiset. Die Rubriken sind: Gesetzkunde; gerichtliche Verhandlungen; Geschichte des Innern; Gegenstände der allgemeinen Zeitgeschichte.

Der Preis der Zeitung ist für die ganze Monarchie sechszehn Gulden jährlich. Diess ist der jetzige Preis der Wiener Zeitung, mit Einschluss des Kundschaftsblattes, welches nach der projektirten Einrichtung mit der Zeitung selbst verbunden wird. Die Erhöhung ist daher nur scheinbar.

Sie wäre indessen in jedem Falle nothwendig, um die beinahe dreimal vermehrte Ausgabe an die Posten zu decken, wovon wieder ein Theil dem Aerarium zu gute kommt.

Alle übrigen noch weit ansehnlicheren Kosten der neuen Einrichtung fallen den Unternehmern allein zur Last, und das Publikum geniesst den ganzen Vortheil derselben, ohne mehr als sonst zu bezahlen.

Hierbei darf auch die Verminderung der allzu kostbaren Extrablätter in Rechnung gebracht werden, ein Gewinn für das Publikum, der zugleich einen beträchtlichen Abgang der Einnahme für die Unternehmer der Zeitung zur Folge hat.

Wir bemerken noch, dass es von Nutzen sein wird, die Gebühr für Inserate, nach einer anderen Norm als bisher, zu bestimmen; so zwar, dass auch kürzere Anzeigen, für die Hälfte und das Drittel der gegenwärtigen Taxe, aufgenommen werden können. Das Zweckmässigste wäre vielleicht, die Taxe nach der Zeile festzusetzen, wodurch zu gleicher Zeit der unangenehmen Weitschweifigkeit mancher Privat-Kundmachungen abgeholfen würde.

Die Unterzeichneten sagen nichts von den Vortheilen, welche sich der Staat, in ökonomischer Hinsicht, von der Einführung der in Vorschlag gebrachten Zeitung zu versprechen hat.

Der wahrscheinliche Belauf der Summe, die Oesterreich jährlich für auswärtige Blätter bezahlt, muss dem Finanz- und Kommerz-Kollegium bekannt sein. Es ist sichtbar, dass der unverhältnissmässige Aufwand des Landes für dieses bedenkliche Fabrikat der Fremde, vornehmlich in der unvollkommenen Beschaffenheit der inländischen Produkte gleicher Art, seinen Grund hat. Schon die Verbesserung der vaterländischen Zeitungen allein muss diesem National-Verluste Grenzen setzen. Es übersteigt die Kompetenz eines blossen Privat-Urtheiles, die weiteren Maassregeln anzugeben, welche, nach richtigen Grundsätzen der Staatswirthschaft, mit einer solchen Anstalt zu verbinden sein möchten. Die Unterzeichneten erwarten die Festsetzung derselben von der Weisheit der Staatsverwaltung, indem sie nur noch bemerklich machen, wie wichtig es in jedem Falle sein wird, den Kredit des neuen Institutes möglichst zu schonen.

Der vorliegende Plan ist schwerlich ohne erhebliche Fehler. Noch ist das Ganze der Betrachtung der Verfasser zu nahe, als dass nicht mancher Umstand von ihnen sollte übersehen worden sein. Ein Mangel anderer Art ist indessen ihrer Bemerkung nicht entgangen. Dieser Mangel liegt in der Natur eines Gegenstandes von so grosser Ausdehnung. Um nicht allzu weitläufig zu werden, haben sich die Verfasser genöthigt gesehen, ganze Abtheilungen vielmehr nur anzudeuten als umständlich ins Licht zu stellen.

So bedarf jede Nummer, die das Intelligenzblatt betrifft, beinahe eines neuen erläuternden Planes, wenn die Absicht derselben durchaus deutlich werden soll. Die Verfasser glauben jedoch bewiesen zu haben, dass sie mit ihrem Gegenstande hinlänglich bekannt sind. Sie setzen die Grundsätze fest: es kann ihnen vielleicht zugetraut werden, dass sie fähig sind, den noch unvollständigen Entwurf in seinen einzelnen Theilen zu ergänzen.

Eine Zeitung ist ein Kunstwerk der historischen Gattung. Die Art, welche sie ausmacht, hat viel besonderes und geniesst einer grossen Freiheit der Form.

Alle Gaben der Darstellung und des kritischen Geistes sind dabei beschäftigt; der reichste Vorrath wissenschaftlicher Begriffe kann darin eine Anwendung finden.

Eine Welt voll Mannigfaltigkeit und Abwechslung ist der Stoff, den die Kunst hier verarbeiten soll. Der herrschende Charakter einer solchen Komposition wird ernst und ein ruhiger Berechnungsgeist sein; aber sie verschmäht den Schmuck der Beredsamkeit nicht, und sogar der Witz wird ihr verziehen. Alles, selbst eine Zeitung, erkennt die Gesetze der Einheit und Ordnung. Sie wird sich nie erlauben, was einen feinen Geschmack, oder das richtige Gefühl für das Schickliche, beleidigen könnte.

Eine Regung der Bescheidenheit hält die Unterzeichneten zurück, da sie im Begriffe sind, von den Eigenschaften des Zeitungsschreibers zu sprechen. Der Verfasser einer allgemeinen Zeitung ist der Geschichtschreiber seines Zeitalters.

Mit einem ausgebreitetem Wissen und einer unermüdlichen Arbeitsamkeit soll er die lebhafteste Fassungskraft und eine volle Reife des Urtheils verbinden. Er soll den Lauf der Dinge mit leichter Hand verfolgen, ohne doch minder nachdrücklich, edel und zierlich zu schreiben. Die Verfasser kennen ihre eigene Unzulänglichkeit, der ganzen Strenge dieser Forderungen ein Genüge zu leisten. Was mehr ist, — und hier erhalten die Unterzeichneten ihre Zuversicht wieder: — der Verfasser der Zeitung soll ein durchaus rechtschaffener Mann, und von der Liebe zur Wahrheit, Ordnung und Sittlichkeit durchdrungen sein.

Er soll das Glück der Menschen in seinem Herzen tragen, aber die Gesetze, über seine eigenen Begriffe von öffentlicher Wohlfahrt, verehren. In diesem Geiste wird er der Verfassung seines Landes anhangen, weil sie rechtlich ist, und weil ihm die Pflicht ihrer Vertheidigung obliegt; er wird den Absichten seiner Regierung ehrenvolle Dienste leisten, ohne sich von dem Bewusstsein gedrückt zu fühlen, eine knechtische Feder einem fremden und unlauteren Interesse geweiht zu haben.

Wenn jemals eine Zeit war, wo die Überzeugung denkender Männer im Privat-Stande mit den Maassregeln erleuchteter Kabinette in völliger Eintracht erschienen ist, so muss es die gegenwärtige sein. Das Gefühl der Menschlichkeit, der gesunde Verstand und die Berechnungen der Politik führen insgesammt auf einerlei Resultat. Es giebt unter den Redlichen keinen Unterschied der Meinungen mehr.

Das System der Treulosigkeit, der Zwietracht und der blutigen Ehrsucht, welches die Ruhe und Glückseligkeit von Europa bedroht und zum Theile vernichtet hat, muss alle empfindenden Herzen und alle Menschen von Einsicht um die erschütterte Grundfeste der Staaten versammeln. Die Verfasser wiederholen es: Die Unternehmungen der Mächte und die guten Wünsche des gebildeten Bürgers können in diesem Augenblicke nur auf Einen grossen Zweck gerichtet sein. Es ist der Zweck, die betrogene Einbildungskraft der Menge aus dem leeren Raum politischer Träumereien und Parteiungen auf den festen Boden der gesellschaftlichen Bedürfnisse und Obliegenheiten zurückzuführen. Seiner ganzen Anlage nach soll das angekündigte Werk einen bleibenden Werth für die jetzigen und künftigen Zeiten erhalten. Es soll ein Denkmal des österreichischen Gemeingeistes und der Nationalehre sein. Denkmäler dieser Art sind so viele feste Punkte in der Verfassung eines Landes, die sich dem Einbruche der Barbaren und der Herrschsucht entgegen stellen. Sie verbürgen dem Volke, unter dem sie entstehen, die Dauer seines Glückes und seiner Grösse, indem sie den Beweis seiner Macht und Wohlfahrt in einem gegenwärtigen Beispiele an den Tag legen.

Rede auf Scheffel.

Gehalten am Tage der Enthüllung seines Denkmals in Karlsruhe, 19. November 1892.

Von
MICHAEL BERNAYS.*)

Von dem Denkmal, das wir dem Dichter aufgerichtet, soll bald nun die Hülle sinken. Er, in allen Gauen Deutschlands heimisch und geliebt, wird wie zu einem neuen, dauernden, vergeistigten Dasein von seinen Volksgenossen in den Umkreis der Vaterstadt zurückgeführt. Das Antlitz, dem die sicher bildende Künstlerhand die sprechenden Züge des Lebens aufgeprägt, wird von den Lüften der Heimath umspielt, der Heimath, die ihm den nahrungsprossenden Boden für das kraftvolle Gedeihen seiner Dichtung gewährte. Und wie das Haupt, auf dem freudig stolz und wehmuthsvoll unsere Blicke weilen, von freier lichter Anhöhe sich emporhebt, so fällt alles von ihm ab, was der irdischen Erscheinung anhaftete, und ledig wird er alles dessen, was dem Bereiche des Vergänglichen entstammt. In der ursprünglichen ungebrochenen Tüchtigkeit seines Wesens steht er vor uns da. Nicht mit anmasslichem Urtheilsspruch sollen wir hier die Grenzen festsetzen, die seinem Streben und Können gezogen waren; nicht wollen wir erörtern, wie innere Erlebnisse, wie äussere Ereignisse sein Schaffen bedingten, seinen künstlerischen Drang erregten, leiteten oder beschränkten; nein, vergegenwärtigen wollen wir uns ihn, wie er, dem wandelbaren Erdendasein enthoben, in gefesteter Gestalt der Nachwelt sich zeigt.

Aber hat denn auch wirklich für ihn die Nachwelt schon begonnen? Die Meisten derer, die sich vereinigen, ihn zu feiern, fühlen sie sich ihm gegenüber nicht als Mitlebende? Noch klingt ihnen seine markig eindringliche Stimme, noch ist ihnen der Blick vertraut, in dem bald die Herzlichkeit warmen Mitempfindens sich kundgab, aus dem bald die Schalkheit geistreich keck hervorbrach; noch erneuert sich ihnen der Eindruck seines Gesprächs, das durch sein anschauliches Wort sich so eigenartig belebte; sie glauben noch seine gemüthvolle Erzählung zu vernehmen, die sich unwillkürlich zu einer fast dichterischen Darstellung umbildete, in der sich der Urheber des Ekkehard, der Sänger des Gaudeamus nicht verleugnete, und in der, wie in seinen Werken, die Gegensätze von Scherz und Ernst leicht in einander

*) Genau so, wie sie gehalten worden, erscheint hier diese Rede. Freunde und Lebensgenossen Scheffels hatten mich durch dankenswerthe vertrauliche Mittheilungen in den Stand gesetzt, mir von der Persönlichkeit des Dichters, den ich niemals mit Augen gesehen, ein anschauliches Bild zu entwerfen. Den reichsten Dank jedoch schulde ich dem trefflichen Biographen Scheffels, Johannes Proelss. Erst seine zuverlässige, liebevoll eingehende und lebendig anregende Darstellung gewährte mir die Möglichkeit, Wesen und Schaffen des Dichters deutlicher zu überblicken.

überspielten, so dass man auch hier unmittelbar die Wahrheit des Ausspruchs erkannte, mit dem er die einheitliche Doppelnatur seiner Poesie bezeichnete: seine Komik sei nur die umgekehrte Form der inneren Melancholie.

Und wie Manche unter denen, die sein Andenken werth und theuer halten, können ganz eigentlich als seine Lebensgenossen gelten, denen noch in lebendiger Erinnerung vorschwebt, wie er seinen Erdengang durchmass. Sie sehen ihn als den durch vielerlei Preise ausgezeichneten Schüler des vaterstädtischen Gymnasiums, das schon damals der Pflege der edelsten Studien sich erfolgreich befliss; unter seinen Kameraden that er sich als der Erste hervor. Schon regte sich in ihm der dichterische Geist, der, wie er in kindlicher Zärtlichkeit behauptete, ihm von der poetisch gestimmten und befähigten Mutter als köstlichstes Gut angeerbt war; doch übermächtiger noch als das dichterische Streben beherrscht ihn der Hang zur bildenden Kunst. Indess weder der Dichtung noch der Malerei darf er sich zu eigen geben. Mit jenem Pflichtgefühl, das er als einen der Grundzüge seines Wesens festhielt, und das er später auch den höheren Aufgaben der dichterischen Kunst gegenüber bewährte, fügt er sich dem väterlichen Willen: der zur Kunst Berufene ergiebt sich den strengen Meistern des römischen Rechts. Aber weder Gaius noch Ulpianus und am wenigsten der Kaiser Justinianus können den Muth ihm wirren oder den Dämon der Poesie bannen. So sieht ihn München, Heidelberg, Berlin und dann wiederum das theure Heidelberg als heiteren und erheiternden Studenten. Doch darf man aus manchen frisch übermüthigen Äusserungen eines Welt-, Kunst- und Natur-frohen Jugendsinnes keineswegs schliessen, dass er einer allzu leichten Auffassung des Lebens und der Lebensforderungen sich zugeneigt. Gerade seine jugendlichen Verehrer, denen sein Lied immer von Neuem die Lust am Dasein weckt und stärkt, gerade sie mögen erwägen, dass, wenn der widerwillige Jurist, gleich seinem Jung-Werner, in gewissem Sinne sich hernach seines corpus iuris entäusserte, er diesen immerhin bedenklichen Schritt doch dann erst wagte, nachdem er es gründlich durchstudirt hatte.

Gestützt auf die Ergebnisse dieser Studien, macht er sich eben bereit, den ordnungsgemässen Weg des nach höherer Stellung strebenden Staatsdieners anzutreten: da findet sich der 23jährige einem unterwühlten, im tiefsten Inneren erschütterten Staats- und Gesellschaftsleben gegenüber. Bei dem Zusammenbruch alt überlieferter Zustände blieb er kein theilnahmloser Zuschauer. Durch die Stürme, die mit mächtigen Schwingen über die Völker Europas, die auch über unser Vaterland einher fuhren, liess er sich nicht blindlings in das wogende Getriebe der Zeit fortreissen. Was er beobachtete, was er erlebte, konnte die Unbefangenheit seiner Anschauungen nicht beeinträchtigen; sicherlich ging er aus diesen Bewegungen mit neu bestärktem vaterländischem Sinne hervor. Unmuths- und hoffnungsvoll zugleich, hie und da von einem Gefühl der Bitterkeit übermannt, blickte

er hinaus in eine Zeit, da unser Deutschland durch eiserne That wieder jung werden sollte.

Inzwischen, während die vaterländischen Geschicke noch im Ungewissen schwankten, sollte sein Geschick sich Glück verheissend entscheiden. Die Muse, die sich einmal ihn erkoren, gesellte sich eben dann zu ihm, als die Schranke der Wirklichkeit sich trennend zwischen ihm und ihr zu erheben drohte. Eben der Ort, wo der Meister Josephus vom dürren Ast als armer Schreiber — so nennt er sich wohl selbst — gewissenhaft seines ersten bescheidenen Amtes im Dienste des Staates waltete, eben dieser Ort ward ihm, wie durch die Einwirkung des heiligen Fridolinus, die geweihte Stätte, auf der ihm wie von selbst der Stoff der ersten Dichtung entgegenwuchs, durch die er alsbald so vieler Menschen Herzen gewinnen sollte.

Wie überall, wohin er sein Auge wandte, das Geringfügige Bedeutung erhielt, das Unscheinbare bezeichnende Gestalt annahm, — wie er aller Orten sicheren Schrittes den Spuren nachging, die aus einer mehr oder minder verbildeten Gegenwart in die Fülle des freien und doch gesetzmässigen Naturlebens, in die lebendige Wahrheit der Geschichte zurückleiteten, das bewiesen seine Säckinger Briefe, die Schilderung des Hauensteiner Schwarzwaldes und jene Berichte aus den rhätischen Alpen, zu deren Abfassung er sich mit Ludwig Häusser vereinigte — wie gern ergreift man jeden Anlass, des theuren Namens zu gedenken! — Während er aber so schon halb unbewusst von der Vorahnung seines ersten grossen Gedichtes umfangen war, schien die bildende Kunst ihn endgültig für sich gewinnen zu wollen. Aus den bedrängenden Zweifeln, mit denen der Widerstreit der beiden Künste in seinem Innern ihn peinigte, konnte er nur durch eigene künstlerisch erlösende That befreit werden. War er ins Land Italia gepilgert, um dort unter der Führung deutscher Meister mit hingebendem strengem Fleiss sich die technischen Mittel der malerischen Darstellung zu erringen, so ward ihm dort, wie in plötzlich aufstrahlender Umleuchtung, das Ziel deutlich erkennbar, dem sein künstlerisches Sinnen und Trachten in Wahrheit zustrebte. Als er in froher Frühlings-Ahnung auf Capri's Klippen den Sang von der stillen Schwarzwald-Lieb' anstimmte, als er mit dem beginnenden Mai 1853 das Lied von Werner und Margaretha vollendet hatte, da wichen alle Zweifel: er wusste nun, welche holdselige Kunst fortan als leitendes Gestirn über ihm und seinem Leben walten sollte.

Das Bündniss mit der Dichtung, das in der Fremde so schön besiegelt worden, konnte nun in der Heimath sich nicht mehr lockern. Mochte er in die Vorbereitungen zu einer rechtsgeschichtlichen Abhandlung sich vertiefen, durch die er den Zugang zur akademischen Lehrthätigkeit sich eröffnen wollte, — umsonst! er ward in andere Tiefen gezogen, zu anderen Höhen hinangeführt. Indem er den Rechtszuständen der Vergangenheit nachforschte, gewann der Gesammtgeist der Vergangenheit Macht über ihn; oder vielmehr, er befreundete sich in innigem Einverständniss mit dem

Geiste, der einst den vielgestaltigen Lebensreichthum entschwundener Menschenalter erzeugt. Wie unter der Leitung dieses Geistes fügten sich im Ekkehard die Einzel-Erscheinungen zu einem mit künstlerischer Weisheit geordneten Ganzen zusammen — ein Zeitenbild, in festen, wenn auch nicht eng umschliessenden, Rahmen gefasst — das Leben des zehnten Jahrhunderts scheint sich dem neunzehnten zu offenbaren.

So früh — der Dichter stand noch vor seinem 30. Jahre — war so Hohes erreicht worden. Sein Schaffen auf solcher Höhe zu erhalten, empfand er als Verpflichtung gegen sich und seine Kunst. Wenn er abermals Italien durchwandert, wenn er auf südfranzösischem Boden das Wehen des Petrarca'schen Dichtergeistes empfindet — es sei an die belebte Schilderung des in Vaucluse verbrachten Tages erinnert! — wenn er vaterländische Fluren durchstreift, oder wenn er im Verkehr mit edel strebenden Künstlern den Sinn erfrischt und das Auge stärkt, immer begleiten ihn die vorwärts treibenden Gedanken an vielumfassende Entwürfe, in deren Ausführung er von Neuem die Fähigkeit hätte bewähren müssen, die Gestalten und Zustände versunkener Zeitalter, in denen das Leben der Menschheit in folgenreicher Entfaltung sich machtvoll ausgebreitet, durch dichterische That ans Licht der Gegenwart heranzuheben. Da ward das Nächste in das Entlegenste verwebt. Der Schmerz um die eben entrissene herrliche, auch künstlerisch verwandte Schwester kam in dem düster ergreifenden Bilde des Hugideo zum Ausdruck, das uns noch um ein halb Jahrtausend hinter den Ekkehard zurück versetzt. Dann wird er heimgesucht von der Überfülle der Erscheinungen, die aus dem Bereiche des 12. und 13. Jahrhunderts auf ihn eindrangen, und die, wie um einen hochragenden Sitz, um die Wartburg sich sammeln sollten. Sie umschwärmen ihn, sie bringen ihm geheimnissvolle Mären, wohl auch verwirrende Kunde zu, selbst während er in der fürstlichen Bibliothek zu Donaueschingen jenes Verzeichniss der altdeutschen Handschriften herstellt, das allein schon, gleich einem ehrenden Zeugniss, uns die Reife seines Wissens wie seine wissenschaftliche Sorgfalt verbürgen könnte. Innerhalb welcher weitgeschwungenen Umrisse sich das prosaische Wartburg-Gedicht ausgestalten sollte, — eine Vorstellung davon mag der Juniperus in uns wachrufen. Die Kleinodien erlesener Lyrik, welche die schmuckreiche Ausstattung der geschichtlich dichterischen Darstellung bilden sollten, hat uns Frau Aventiure glücklich aufbehalten. Die tiefen Töne dieser Lieder erfassen das Gemüth mit um so grösserer Macht, wenn wir bedenken, dass sie demselben Dichtermund entschweben, der alle Höhen und Abgründe der bis ins Gigantische anwachsenden germanischen Zecherwonnen so hinreissend überzeugungsvoll zu besingen wusste. Wohl darf man dem Dichter die Klage darüber nicht verargen, dass man über jenen Liedern, welche den allersonnigsten Sonnenschein über ein genussfrohes Leben zu breiten scheinen, nur allzu leicht solcher melodisch gedämpften Schmerzenslaute vergisst, wie sie auch seiner Brust entsteigen,

wenn des Daseins unentwirrbares Geheimniss ihn anstarrt, wenn der Blick der Geliebten ihm erlöschen will:

Nur wer sehnend in der Sonne	Auch Dein Scheiden glich dem ihren.
Untergehnde Gluthen späht,	Denn sie scheidet, weil sie muss. — —
Kennt die schmerzensbittre Wonne,	Läutet, Glocken, dumpfen Schalles
Die aus solchem Blick erweht.	Einem armen Mann zu Grab:
War Dich finden, Dich verlieren	Hier war's, o mein Eins und Alles,
Nicht wie kurzer Sonnenkuss?	Wo ich Dich verloren hab'!

So, nachdem er in abgeklärter Form seinem Volke sein Bestes dargegeben, sammelten sich aus den Kreisen der Nation und über die Grenzen Deutschlands hinaus in immer fester geschlossenen Massen die Scharen derer, die seiner tiefernsten Dichterrede hingegeben lauschten, die an seinen heitersten Sängen zur Lebensfreude sich begeisterten. Lagerte sich auch umschattendes Dunkel über so manche seiner Tage, so blieb doch an jener Lebensfreude, die er so Vielen schuf, ihm selbst ein reiches Maass gesichert. Und musste er, der dem Leben des alten Deutschlands mit der Liebe des Künstlers so emsig nachgespürt, musste er es nicht mit innerer Erhebung wahrnehmen und mit lautem Freudenruf begrüssen, als die vaterländischen Geschicke sich endlich glorreich erfüllten und auch so mancher seiner Jugend-Hoffnungen die unerwartete Erfüllung brachten? Und vernahm er in dem Zujauchzen der Jugend nicht den weithin fortgesetzten Wiederhall seiner eigenen Jugendlust?

In seiner wahrhaft männlichen Bescheidenheit — gewiss blieb ihm jede Selbstüberschätzung fremd — hätte er sich dem geräuschvollen Andringen der Bewunderer hie und da wohl lieber entzogen; doch durfte er mit heiterer Befriedigung die gehäufte Ehrenlast tragen. In wie liebevoller Erinnerung hegen Alle, die sich in den letzten Jahren ihm nähern konnten, das Bild des ehrenfesten deutschen Mannes, der auf dem Stück heimischer Erde, das er freudig sein eigen nannte, wirthlich waltete. Hartnäckig, aber niemals böswillig, hielt er fest an dem, was er einmal als Recht erkannt hatte. Vertraut mit den alt hergebrachten Lebens-Zuständen des Volkes, verschmähte er den Prunk, verachtete er die Ziererei. Er selbst, ein ausdauernd treuer Freund, erfuhr sein ganzes Leben hindurch an edlen Freunden die deutsche Mannestreue. Und dankbar empfanden und empfinden wir mit ihm, dass sein Dichterleben gehoben und durchleuchtet ward von der Huld des hochsinnigsten und geliebtesten Fürstenpaares, das durch seine Anerkennung allein dem wahren Verdienste die schönste der Kronen reicht.

Können wir aber den Dichter vor unser geistiges Auge rufen, ohne dass unwillkürlich die Gestalten um ihn sich sammeln, die seine Künstlerhand geformt, denen sein Geist ein selbständiges Leben eingehaucht? Selbständig überdauern sie ihn, wie gänzlich losgelöst vom Dasein ihres Urhebers; und doch untrennbar bleiben sie ihm vereint. Ihn schauen wir

in diesen Gestalten; in ihnen thut sein eigentliches Wesen sich uns auf. Der Reichthum seines inneren Lebens ist in sie hinübergeströmt; sie tragen in sich, was er sann und schaute. Welche eindrucksvollere und des Dichters würdigere Feier könnten wir erdenken, als wenn wir, statt über ihn zu reden, — immer ein gewagtes Unterfangen! denn das Grundgeheimniss alles Dichtens bleibt unausdeutbar — welche schicklichere Feier also könnten wir ihm bereiten, als wenn wir ihn selbst durch die Gestalten, mit denen er seine Dichtungswelt bevölkerte, zu uns reden liessen. Ganz anders als wir es vermöchten, würden sie, jedes in seiner Sprache, das Lob ihres Schöpfers und Bildners austönen. Werner und Margaretha, Hadwig, Ekkehard und Praxedis mit ihrer ganzen höfischen und klösterlichen, kriegerischen und bürgerlichen Umgebung, das aus lieblich kindlicher Befangenheit zum Leben und zur thätigen Liebe aufblühende Paar Audifax und Hadumoth, Juniperus und Rothtraut von Almisshofen, und jenes in antiker Marmorschönheit leuchtende Schwesterbild Benigna Serena — und dann jene andere Reihe, aus der neben dem Mönch von Banth und den fahrenden Leuten Reinmar, Wolfram und Heinrich von Ofterdingen hervorragen. — Aber wundersam! während vor dem musternden Blicke diese Gestalten wie im anmuthigen Reigen daherziehen, überkommt uns die Betrachtung: sie Alle entstammen der Vergangenheit. Was haben sie der Gegenwart zu künden? Wie gelang es ihnen, sich so innig einzuleben in die Anschauungen, in die Gefühlswelt dieser Gegenwart, die in der Kunst nur ihr eigenes Abbild sucht, die in allen Bezirken der Kunst nur sich selbst wieder finden will?

Den Poeten bindet keine Zeit. Im freien Fluge überschwebt er mit seinem Geiste die Weltalter. Durch allen Wandel der Zeiten hindurch vernimmt er die ewig lebendigen Stimmen der Menschheit, und wo sie mit lieblicher Gewalt verheissungsvoll ihn locken, da, wie in einer neu gefundenen Heimath, lässt er sich nieder. Wie mit seinem Eigenthum schaltet er mit dem Vorrath der Geistesschätze, die frühere Menschengeschlechter gesammelt: da bietet sich ihm der gefügige Stoff, aus dem er seine Schöpfungen erstehen lässt.

Aber der Dichter ist auch der Sohn seiner Zeit. Aus ihrem gesammten Sein heraus schafft er; zu ihr allererst muss er reden, und sollte sie auch nicht gleich ihn zu fassen vermögen. Sind es nicht eben die grössten, deren Wort nie veraltet, deren Einwirkung auf die Menschheit durch keine Grenze von Zeit und Ort beschränkt erscheint, — Geister wie Aeschylos, Dante, Cervantes und wer noch gleichberechtigt ihnen zur Seite tritt, sind sie nicht auch die ewig redenden Zeugen ihrer Zeit, deren lebevollste Verkörperung sie uns in ihren Werken bieten? Dieser Zeit, aus der sie hervorgegangen, angehörig, und nur durch sie verständlich, greifen sie hinaus in's Künftige, wenden sie sich rückwärts in's Vergangene. Die Menschheit steht vor ihnen wie ein grosses, nur scheinbar in sich ge-

schiedenes Wesen, dessen Gesammt-Dasein sie mit allumfassender Empfänglichkeit durchleben. Die innere Einheit alles menschlich Gewordenen stellt sich vor ihrer Einbildungskraft her. Der Dichter, sagt uns ein grosser Poet, lebt den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. So bewährt er sich als der aussöhnende Vermittler der Zeiten. Und war nicht vornehmlich der Dichter des Ekkehard zu einem solchen Vermittler-Amt erkoren?

Wie Vieles und Vielartiges muss doch zusammentreffen, damit ein Kunstwerk von echtem Gehalt entstehe! Als im Beginn des Jahrhunderts der Druck fremder Gewalt auf Deutschland erniedrigend lastete und innere Spaltungen längst die Volkskraft zersplittert hatten, da suchte der deutsche Geist in der Erforschung des vaterländischen Alterthums das Bewusstsein der angestammten Grösse wieder zu gewinnen. Das Wissen vom deutschen Alterthum war eben zur gediegenen Wissenschaft herangereift, als unser Dichter emporwuchs. Zwei Jahre nach seiner Geburt traten Jacob Grimms deutsche Rechtsalterthümer hervor, aus denen seine Poesie hernach wahre Lebensnahrung ziehen sollte; ein Jahr darauf folgte Wilhelm Grimms deutsche Heldensage. Um die Zeit, da er seine akademischen Studien begonnen, erschien in erneuter Ausarbeitung Jacob Grimms deutsche Mythologie, die ihm den ahnungsvollen Natursinn der Vorväter, wie das uralt Sinnbildliche in Sitte und Brauch deutete, und ihm die religiöse Anschauungswelt der Germanen eröffnete. In der grossartigen Sammlung der Monumenta zeigte das Mittelalter sein wahres Antlitz, das früher bis zur Verzerrung entstellt oder von Nebeln phantastischen Wahnes verhüllt worden.

So sprach aus unverfälschten Urkunden unmittelbar zu ihm die Vorzeit; und neuere Forschung lichtete und erleuchtete ihm den Pfad, auf dem er zum Anblick der Vergangenheit vordringen wollte. Und wie versenkte er sich in diesen gleichsam eroberten Anblick! Durchliest man die dem Ekkehard beigefügten gelehrten Quellen-Angaben, so könnte man wohl irrthümlich glauben, der Stoff hätte dem Dichter bereit vor Augen gelegen, es hätte nur eines kecken Zugreifens bedurft, um ihn zu erfassen und zu bewältigen. Aber man wende sich doch einmal selbst unmittelbar an eine der Hauptquellen, aus denen er für seinen Ekkehard so reichlich schöpfte, an die Geschichte der Vorfälle im Kloster St. Gallen, die casus Sancti Galli von Ekkehard IV, die in deutscher Übertragung nun einen Jeden belehren können, der vor mittelalterlichem Kloster-Latein zurückschreckt. Da wird man sich überzeugen: schon das Finden des Stoffes war eine entscheidende dichterische That. Ehe unter einer wirrevollen Masse von Einzelheiten der Forscherblick brauchbare Bestandtheile einer dichterischen Darstellung entdecken konnte, musste der leuchtend eindringende Dichterblick das Ganze schon ergriffen und verklärt haben. So aus innerer

Nothwendigkeit heraus schloss sich der Bund zwischen Forschung und Dichtung.

Gänzlich sondert sich der Dichter des Ekkehard von der Zunftgenossenschaft derer, die uns in graue Jahrtausende zurück zu täuschen wähnen, wenn sie die schwächlich gearteten Tagesgeschöpfe, die ihrem von der Gegenwart befangenen Sinne entsprungen, mit alterthümlich fadenscheiniger Gewandung kümmerlich umhängen; und ebenso getrennt hält er sich von Denen, die von der bannenden Gewalt der geschichtlichen Überlieferung so unterjocht und gelähmt werden, dass sie den freien Schritt in die Gegenwart nicht mehr zurückthun können, und ihnen jedes Gefühl für Forderungen und Bedürfnisse ihrer Zeit schwindet. Er vielmehr — und dabei kam ihm die juristische Schulung wohl zu Statten — er sieht die Zustände der Vergangenheit in schärfster Umgrenzung; zugleich sieht er innerhalb dieser Grenzen Alles in lebendiger geschmeidiger Bewegung; nichts bleibt starr; im Bereich der Vergangenheit regen und tummeln sich dieselben Lebenskräfte, die auch unserem Dasein Schwung und Erhebung verleihen, es mit Genuss und Wonnen, mit Herzensweh und Geistesqualen überfüllen. So lässt uns der Dichter unsere Verwandtschaft mit dem Gewesenen empfinden. Ihm droht nicht die Gefahr, dass die Geschichte die Poesie übermeistere. Mochte auch späterhin die allzu enge Nachbarschaft des Gelehrten und des Dichters dem Künstler zu hemmender Bedrängniss gereichen — so lang ihm seine Vollkraft ungeschmälert blieb, bezwang er die Geschichte, anstatt sich von ihr in Bande schlagen zu lassen: er verfügte über ihren Gehalt, als ob er ihn nicht dem Buche, als ob er ihn dem Leben entnommen. Er gleicht den Gegensatz der Jahrhunderte durch dichterische Vermittlung aus, ohne doch die schroffen Eigenthümlichkeiten der alten, längst geschwundenen, ja, längst unmöglich gewordenen Zustände abzuschwächen. Das wissenschaftlich Ergründete wird zum dichterisch Geschauten. Versprengte Trümmer fügen sich an einander, wie zum Wieder-Aufbau einer alten Welt, und über ihr leuchtet eine ewig junge Sonne, welche die Menschheit, die uns hier begegnet, mit Lebenswärme und Jugendfrische durchströmt. Ja, so nahe tritt sie im Panzer oder Kutte, in höfischer Zier oder bäuerlicher Schlichtheit zu ihm heran, dass er, wie in einem mühelosen Verkehr, mit ihr umgehen mag. Da hat er Acht auf ihr Thun im Grossen, auf ihr Behaben im Kleinen; da verräth sich ihm ihr Sinnen und Fühlen; er erlauscht die edlen Regungen wie die kleinlichen Gedanken. Muss da nicht ungerufen d e r sich einstellen, der im Geistesgebiete unseres Dichters sich gleichsam ein eigenes Reich gegründet hat, der Humor? Er schwebt verbindend über den Gegensätzen, lösend über den Widersprüchen, die im Menschendasein aneinanderstossen und sich durchkreuzen. In fast unbemerkbaren Übergängen leitet er vom Würdigsten zum Alltäglichen, vom Freudenjubel zur herzzerschneidenden Trauer; und indem er bezeugt, dass der feste Dichtersinn unberührt bleibt

von der kränklichen Sehnsucht nach vergangenen Lebens- und Gesellschaftsformen, verbreitet er durch Darstellung und Sprache eine Würze, die den alterthümlichen Inhalt vor dem Veralten bewahrt.

Und doch — wenn auch, wie vor dem Blicke eines rückwärtsgewandten Sehers, vor dem Dichter das Bild jener fernen Menschheit in Lebensfülle und Lebensfarbe hell emporstieg, dennoch wäre es ihm kaum geglückt, diese unwiederbringlich entschwundene Welt über die Kluft der Jahrhunderte auch der empfänglichsten Einbildungskraft so deutlich entgegenzubringen, wenn er seinen Gestalten nicht in der vertraulichsten heimathlichen Nähe den Boden bereitet hätte. Hier erkennen wir eine gewiss halb unbewusste Meisterthat des Dichters, die dadurch nichts von ihrer Bedeutung, geschweige denn von ihrer Wirkung, einbüsst, dass sie durch die Wahl des Stoffes schon gefordert ward. Was in der Zeitenferne geschah, wird uns im Raume nahe, ganz nahe gerückt. Das Thun und Dulden der längst vom Zeitenstrudel verschlungenen Menschen, ihr Ankämpfen gegen den äusseren Feind und gegen den gefährlicheren, der im Innern sich aufbäumt, ihre Alltags-Sorgen und ihre ausserordentlichen Wagnisse, ihr Triumphiren und Unterliegen, das Alles wird angeknüpft an die vaterländischen Bezirke, die schon mit ihres Namens Klange in allen Deutschen eben so liebliche Anschauungen wie theure Erinnerungen hervorrufen, und über die unser Auge ergötzt und entzückt hinschweift. Da liegt es vor uns hingebreitet, das schöne Stück deutscher Erde, „was dort zwischen Schwarzwald und schwäbischem Meer sich aufthut“ — da wallt der See, da hebt sich der Hohentwiel — bald blinkt von ferne die Rheineswelle, bald trägt vor unseren Augen der deutsche Strom zwischen Uferfels und bebuschten Höhen seine Wogen mächtig daher. Der Säntis ragt auf neben seinen hochgipflichten Genossen — und Flur und Trift, Waldesdunkel, Ackerfeld und schattige Halde — da haben sie gehaust und gewaltet, die urväterlichen Geschlechter! Warum sollen sie nicht zurückkehren auf diesen heimischen Boden, der sich unverändert vor unsern Blicken dahinstreckt? Im hallenden Klostergang sammeln sich die Mönche, die arbeitsamen, und die beschaulich stillen; die heilige Einsiedlerin psalmodiert und kasteit sich in ihrer ummauerten Zelle, die Waldfrau in ihrer steinernen Hütte am steilen Fels treibt ihr heidnisches Werk. Hadwig herrscht auf ihrer Burg, wo von den Lippen des heimlich Geliebten und unselig Liebenden die berückende Versmelodie des seelenvollsten der römischen Dichter tönt:

Infelix Dido, longumque bibebat amorem!

Zeitenferne — räumliche Nähe — aus der Verbindung Beider entspringt die sinnliche Täuschung, aus der die künstlerische Wahrheit siegend hervorgeht. Da sinkt gänzlich die Scheidewand, die sonst die Menschenalter von einander abtrennt. Folgte der Dichter doch selbst seinen Gestalten unmittelbar an die Stätten, wo sich das begeben, was er in künstlerischer Ausführung

wiederholte. Erst siedelt er am Hohentwiel sich an, dann am Waldkirchlein beim Säntis. Was er einst in der bildenden Kunst so gern geleistet hätte, das überträgt sich auf sein bildendes Wort, so bald er die Natur-Erscheinung erfasst und wiedergiebt. Begleitet man in Gedanken Hadumoth auf ihrer Wanderfahrt, auf der sie Gott vertrauend dem geraubten Gespielen endlich wieder begegnet, so wird man nachfühlen, wie die wechselnden Gegenden, die sie durchzieht, sich beleben, ja, mithandeln und mitsprechen. Vor ihm, in dem rege Wanderseligkeit und strenge Forschungslust sich einen, lag das Buch der Geschichte und das Buch der Natur aufgeschlagen: nicht todte Buchstaben, nicht unbelebte Formen fand er in ihnen; aus Beiden vernahm er lebendige Laute, die weckend und erhebend an Geist und Seele drangen. Wenn er der offenkundigen Schönheit und Majestät der Natur preisend und huldigend sich hingiebt, so lockt es ihn doch vielleicht mit noch lebhafterem Reiz, Sinn und Ahnungsvermögen in das geheime Weben, in das leise Wirken der Erdenkräfte zu versenken. Er ist es,

> Der zu hören weiss in frommem Lauschen,
> Wie, herrlicher als Lied und Kunstgedicht,
> In stundenlangem, leisem Wipfelrauschen
> Des Waldes Seele mit sich selber spricht.

Aber nicht nur aus dem, was er erlernt, erlauscht und erwandert, fügt er die Elemente seiner Dichtung. Die Gestalten und Anschauungen, die er von aussen und aus der Ferne empfängt, werden doch nur dadurch sein eigen, dass er sein inneres Leben — soll ich sagen — in sie einarbeitet oder gelind in sie einflösst. Und so wird ihm das eigene Sein zum Urquell seiner Dichtung. „Es kam Alles von Innen heraus“ — so erklärt er selbst in späteren Jahren die Entstehung seiner Gebilde; oder, wie er es dem Parzival-Dichter in den Mund legt:

> Des eignen Herzens räthseldunkle Ziele
> Entwirren sich im höfisch-bunten Spiele.

Aus seinen eigenen Stimmungen erhebt sich Werners kräftiger Sang und sein Sehnsuchtslied; Selbsterlebtes führt zu der schmerzlich-ernsten, aber nicht unmännlichen Ergebung, welche die Lieder des stillen Mannes athmen; der Nachhall solcher eigenen Stimmungen zieht wohl auch durch die mürrische, stets zur Kritik bereite, Weltweisheit des sinnschweren Katers, dessen Stammbaum man nicht bei älteren Literatur-Katern suchen darf, der vielmehr leibhaftig aus dem Leben sich würdevoll in die Poesie hinüber begeben hat. Der Dichter selbst leidet, verzweifelt und läutert sich mit seinem Ekkehard. Er ist es, der mit dem Regensburger Bischof in die Bergeseinsamkeit hinaufsteigt, wo er im erhabenen Sturmes-Ungewitter, das ihn umtost, und in dem noch erhabeneren Schweigen, das auf dem erdüberschauenden und himmelanstrebenden Gipfel lagert, sein eigenes, von Stürmen durchwühltes, Gemüth zur Ruhe schwichtigt, und im Anblick dieser ragenden Schöpfungs-Wunder den schwer wuchtigen Feier-Psalm zu

dem empor sendet, der die Tiefen gegründet und in unnahbarer Höhe über allen Erdenhöhen thront. So tritt der Dichter auch in ein durchaus persönliches Verhältniss zur Frau Aventiure, der spröden Unholdin, um deren Gunst er mit den gehaltreichsten und ausgebildetsten seiner Lieder wirbt. Wohl hat er ganz und tief sich eingelebt in die Gemeinschaft der Meister mittelalterlicher Dichtkunst; was in Ritterburgen und an Fürstenhöfen gesagt und gesungen worden, was im Waldesgrün und auf lichter Haide erklang und sich mit den Naturlauten der beschwingten Waldessänger mischte, — das war ihm, seinem eigenen Worte nach, wie ein Abglanz der unsterblichen Jugend unseres Volkes. Über diesen Lebens- und Dichtungs-Kreis jedoch, in den Literatur-Geschichte und Kritik ihn eingeführt hatten, wie bald schwingt er sich unabhängig über ihn empor! Reinmar, Walter, Wolfram und, den er aus Sagendunkel zuerst hervortreten lässt, Heinrich von Ofterdingen — sie Alle werden ihm brüderliche Sangesgenossen; durch ihren Liedermund macht er uns vertraut mit seinem Gemüth, mit seinem Geschick — sind beide nicht Eins? Aus den zarten, aus den erschütternden Tönen der alten Meister müssen wir erfahren, wie er mit den höchsten Aufgaben der Kunst, bald hoffend, bald in düsterer Verzweiflung, ringt:

— — Im Sturm-durchbrausten Lenze
Fahr' ich dahin und suche meinen Stern.

Gewiss, das treueste Abbild seines Inneren zeichnet er uns in den Liedern, in denen lyrische Stimmung mit epigrammatisch geschärftem Ausdruck auf eigene, oft überraschende, niemals beleidigende Weise zusammen trifft. — Und niemals darf ihn die lyrische Stimmung ins Unbestimmte, ins Form- und Haltlose hinein verleiten. Nur Gestaltetes und Festgefügtes darf von ihm ausgehen. Unwiderstehlich drängt ihn seine Künstlernatur zu Geschichte und Sage, wo schon das innere Leben sich verdichtet und verkörpert hat, so dass es der sinnlichen Anschauung fassbar geworden. So erblüht selbst seine Lyrik, die Trägerin seines Seelenlebens, am günstigsten auf episch-sagenhaftem Boden. Behält man diesen epischen Hintergrund im Auge, so versteht man vielleicht, warum der Zugang zum Drama ihm stets verschlossen blieb und seine Poesie auf die Beweglichkeit dramatischer Charakter-Entwickelung verzichten musste. Er bedarf für seine Dichtung ganz eigentlich festen Grund und Boden. Im Säckinger Gedicht und im Ekkehard bot sich ihm dieser von selbst, wie eben nur dem geborenen Dichter sich so etwas bietet. Vergebens strebte er ihn für seine Viola, für sein prosaisches Epos von der Wartburg zu finden. Unermüdlich forschend wanderte er am Rhein, an der Donau auf den Nibelungen-Pfaden; umsonst! Die Welt, die Gestalten, die hier vor ihm schwebten und schwankten, sie wollten sich nicht verdichten. Der gewissenhafte Künstler jedoch — gleich jedem echten Dichter näherte er sich der künstlerischen Arbeit mit strengem Ernst und verschmähte jedes Spielen

mit der Kunst — der gewissenhafte Künstler mochte seinen Bau nur auf geschichtlich gesichertem Boden errichten. In Wahrheit, er konnte nicht eher ruhen, als bis alle Abstraktion in einen bildlichen Eindruck verwandelt worden. Der Mythus wächst ihm so zu sagen unter den Händen; seine ausgelassensten Scherze kleiden sich in historisches und mythisches Gewand, — mag er nun, in graue Schöpfungsdämmerung zurückblickend, den Basalt und den erratischen Block, oder in bildungsheller Gegenwart das Heidelberger Fass besingen, das für die germanische Menschheit leider nicht mehr sprudelt. Auch die Zechlust darf nicht im Abstrakten verharren. Aus ihr erwächst im Rodensteiner die kolossal heroische Verkörperung eines Dörfer verschlingenden und dennoch unstillbaren, Zeit und Ewigkeit trotzig überdauernden Durstes.

Überall ist es deutsche Geschichte und Sage, denen Scheffelsche Dichtung sich anschliesst, mit denen sie zusammenwächst. Kaum mag man sich denken, dass sie in einem anderen als dem vaterländischen Boden wurzeln könnte. Durch einen Stoff, der ihn in die Fremde lockte, wie Tizian und Irene di Spielimbergo, konnte er wohl auf lange hinaus gefesselt werden, aber nicht konnte er mit dichterischer Kraft ihn befruchten. Nur heimische Sitte, heimisches Heldenthum, heimische Geistesthat kann seinen Geist zu schöpferisch gestaltender Thätigkeit entzünden. Und scheint sich nicht etwas von der kernhaften Gesundheit der deutschen Heldendichtung seinen Kunstgebilden mitzutheilen? Man darf es betonen — und dasselbe gilt von den Erzeugnissen seines alemannischen Kunstgenossen, des einzig unvergleichbaren Hebel, zu dem Scheffel so liebevoll aufblickte und den er in dessen eigenen Tönen so anmuthig zu rühmen musste — man darf es betonen: nie hat sich eine unlautere Zeile schändend in seine Werke eingeschlichen. Dies wahrhafte Leben, das er im Bilde vor uns auseinander faltet, ist gesäubert von den Schlacken gemeiner Wirklichkeit. Die Luft weht rein, wo er schafft. Unverhohlen blieben ihm die Schäden, die jetzt am Körper der Menschheit nagen und zehren. Der zweiten Auflage seines Jugendgedichtes gab er die Geleitsworte mit:

> Die Welt von heut ist dienstbar falschen Götzen,
> Die Wahrheit schweigt, die Schönheit seufzt und klagt,
> Nur Unnatur und Lüge schafft Ergötzen,
> Gott ist vergessen, Mammons Standbild ragt.

Um so höher ist die sittliche Tüchtigkeit dieser Poesie anzuschlagen, da der Poet die unbedingte Freiheit seiner Kunst unverringert behauptet, und sich in seinem Schaffen und Bilden niemals durch die Rücksicht auf andere, wenn auch noch so edle, Zwecke beengen oder beirren lässt. Nicht an einen parteimässig abgegrenzten Theil des Volkes wendet sich diese Dichtung; zum ganzen Volke spricht sie. Ganze Menschen stellt sie vor uns hin, von deren Urkraft eine einseitige Bildung noch nichts abgebröckelt hat. In ihr ergeht eine milde Friedensbotschaft an eine in trostlosem

Zweifel mit sich selbst ringende, in sieglosen Kämpfen sich aufreibende Menschheit.

Als eine Genesung spendende Heilsgöttin, so tritt die Poesie selbst in den Werken unseres Dichters auf. Von sehnender Verzweiflung Pein muss Ekkehard genesen, da er den Erzklang des germanischen Heldenliedes vom Waltharius in Virgilischen Maassen nachtönen lässt. Auf ähnliche Weise sollte in jenem grössten unvollendeten Werke Heinrich von Ofterdingen von bedrängender Qual sich erlösend befreien, indem er das Lied von der Nibelungen Noth zu seiner endgültigen Gestalt ausbildet. Als entschlossener Vorkämpfer deutscher Dichtung war er den künstlerisch überlegenen Meistern der nach französischem Muster entwickelten höfischen Poesie zu gefährlichem Wettkampf entgegen gestellt worden. Wie einen schmählich Überwundenen treibt man ihn davon; aber Leben, Zorn und Kunst sind ihm noch frisch geblieben. Der Glaube an deutsche Dichtung hält ihn aufrecht. In arbeitseliger Einsamkeit wächst er, genest und erstarkt am dichterischen Schaffen. Triumphirend kehrt er zurück auf den Schauplatz der früheren Niederlage. Mit sich bringt er als höchste Gabe das ewige Lied von des strahlenden Siegfrieds Tod und Kriemhildens Rache-heischender Liebe, von Dietrich von Bern und Rüdiger von Bechelaren:

> Der Ahnen Geister steigen aus den Grüften,
> Ein rauh Geschlecht erprobt in Grenzmark Streit;
> Noch rauscht ihr Schlachtruf mächtig in den Lüften,
> Die Enkel mahnend alter Tapferkeit.

Es war das dreizehnte Jahrhundert, das unser Nibelungenlied entstehen sah; dasselbe Jahrhundert, in dem alle deutsche Dichtung zu so wundersamer Blüthe gelangte, dasselbe Jahrhundert, das unser Dichter im Beginn der Aventiure mit dem Weihespruch begrüsste:

> Schwingt Euch auf, Posaunen-Chöre,
> Dass in sternenklarer Nacht
> Gott der Herr ein Loblied höre
> Von der Thürme hoher Wacht;
> Seine Hand führt die Planeten
> Sichern Laufs durch Raum und Zeit,
> Führt die Seele nach den Fehden
> Dieser Welt zur Ewigkeit. —
>
> Ein Jahrhundert will zerrinnen,
> Und ein neues hebt sich an —

Auch wir harren einem neuen, allgemach aufdämmernden Jahrhundert entgegen. Als ein Lebendiger wird unser Dichter die Schwelle eines neuen Zeitalters überschreiten, im Gefolge jener gewaltigen und reinen Genien, deren Deutschland, ohne sich selbst aufzugeben, nie vergessen darf, und denen er, seiner vollen Selbständigkeit in seinem Kreise sich bewusst, eine wahrhaft männliche Verehrung widmete. Wir wagen zu erhoffen, dass er in der kommenden Zeit Geistesgenossen wecken wird, nicht solche, die in

knechtischer Nachahmung unwirksam wiederholen, was er wirkungsvoll gesagt — möge die trübselige Reihe seiner Nachahmer abgeschlossen sein für immer! — solche vielmehr, die seinem Sinne gemäss, aber ohne die von ihm erborgten Kunstmittel, auf das ewig Menschliche gerichtet und des Göttlichen eingedenk, in ihren Werken selbständig des deutschen Geistes immer neu erstehende Herrlichkeit bekunden und Deutschlands ewig strebendes Volk mit herzergreifenden Klängen an seine heiligen Pflichten mahnen.

Was hier mehr unvollkommen angedeutet, als kunstgerecht ausgeführt worden, soll keineswegs als Gedächtnissrede gelten. Das Gedächtniss dessen, der unter uns aus eigener Kraft fortlebt, bedarf keiner Auffrischung durch ungenügende Rede. Das bescheidene Wort, das hier vernommen worden, sollte uns nur vor die Seele führen, was sein badisches Land, das er so geliebt und liebend verherrlicht, was sein ganzes grosses Deutschland, ja was jeder, der durch deutsches Dichterwort die Macht des Deutschen Geistes an sich erfahren, unserm Dichter innig zu danken hat und auch in Zukunft treulich danken wird.

Anselm Feuerbach.

Von

KARL VON LÜTZOW.

Drei Mal erscheint auf den Stufengängen der modernen Kulturgeschichte Deutschlands der Name Anselm Feuerbach. Und immer ist es das gleiche silberhelle, milde Licht, was von ihm ausstrahlt: von seinem ersten Träger, dem humanen Kriminalisten, wie von dem zweiten und dritten, dem geistvollen Deuter klassischer Bildnerkunst und dem Maler der „Iphigenia“.

Von allen Dreien besitzen wir biographische Darstellungen, die zugleich mit dem geistigen auch das menschliche Wesen der edlen Männer der Nachwelt überliefern; von keinem eine schönere als das ergreifende Bild der eigenen Seele, das Anselm Feuerbach der Maler in dem bald nach seinem Tode von pietätvoller Hand herausgegebenen „Vermächtniss“ uns hinterlassen hat.*) Die Bedeutsamkeit dieser merkwürdigen Schrift reicht weit über den Kreis der aufklärenden Wirkung hinaus, die sich der Verfasser davon für das bessere Verständniss seiner künstlerischen Schöpfungen erhofft hatte: sie zählt überhaupt zu dem Besten, was je ein Künstler über Kunst geschrieben hat. Auch der äussere Lebensgang des Meisters ist in ihr, wenn auch nicht erschöpfend, so doch grundlegend festgestellt.

*) Ein Vermächtniss von Anselm Feuerbach. Wien, C. Gerold's Sohn. 1882; 3. Aufl. 1890.

Den Versuch, die Lücken zu ergänzen und uns ein vollständig abgerundetes Bild von dem Leben und Schaffen Anselm Feuerbach's zu bieten, konnte nur ein Mann wagen, der sich ganz in die Natur des Künstlers versenkt, der durch Miterlebtes und von Nächststehenden Dargebotenes einen freien Überblick über das Wesen und die Entwickelung seiner Kunst gewonnen hatte. Wir müssen bereitwillig zugestehen, dass in dem vor einigen Monaten erschienenen Buche von Julius Allgeyer die schwierige Aufgabe glücklich gelöst erscheint.*) Deckt sich unsere Auffassung von der Eigenthümlichkeit der Kunst Feuerbach's auch nicht vollkommen mit derjenigen des Biographen, so begrüssen wir doch sein Buch als ein durchaus würdiges Denkmal des Dahingeschiedenen mit lebhafter Freude. Die kleine Zahl guter deutscher Künstlerbiographien ist damit um eine der gelungensten vermehrt.

Besonders reichhaltig erweist sich Allgeyer's Darstellung für die reife Zeit des Künstlers, vom siebenundzwanzigsten Lebensjahre an bis zu seinem Tode. Vier Jahre hindurch war er der tägliche Zeuge seines Schaffens und stand auch in der Folge mit dem Künstler im regsten persönlichen Verkehr. Dazu boten ihm die Briefe Feuerbach's und die von dessen Stiefmutter Aufschluss über alle wichtigeren Vorgänge des inneren und äusseren Lebens. Obschon das in der Berliner Nationalgalerie bewahrte handschriftliche Material aus dem Nachlasse Feuerbach's dem Biographen aus bisher unbekannt gebliebenen Gründen vorenthalten wurde, dürfen seine Quellen für die wichtigste Periode von Feuerbach's Leben doch als vollkommen ausreichend betrachtet werden.

Auch für die Kindheit und Jugend Anselm's, die im „Vermächtniss“ mit festen Strichen gezeichnet sind, fehlt es nicht an neuen, fesselnden Zügen. Vornehmlich zur Charakteristik von Feuerbach's Vater, mit dessen „plastisch weicher Art“ die seinige wesensverwandter war, als man bei ihren sonstigen Verschiedenheiten zugestehen möchte. Eine Briefstelle möge hier wiederholt werden, weil sie ein wenig bekanntes Goethebildniss enthält, von der Hand des Verfassers des „Vatikanischen Apollo“ entworfen. Dieser befand sich in jungen Jahren in Begleitung der Frau von der Recke, Tiedge's und der Herzogin Dorothea von Curland einmal zur Herstellung seiner erschütterten Gesundheit in Karlsbad und sah dort seinen glühenden Wunsch erfüllt, mit Goethe in Berührung zu kommen. „Ich habe Goethe gesehen und gesprochen“; — schreibt er am 11. Mai 1820 an den Vater — „die Herzogin, die meinen Wunsch errathen, schickte mich zu ihm. Mit klopfendem Herzen stieg ich die Treppe hinauf und bat stotternd vor Angst und Freude den Bedienten, mich zu melden. Ich ward vorgelassen, und besänftigend überraschte mich die grosse Freundlichkeit, mit der er mir entgegentrat; und gar bald waren die Schreckbilder von der Aufnahme, die

*) Anselm Feuerbach. Sein Leben und seine Kunst. Mit einem in Kupfer gestochenen Selbstbildniss des Künstlers und 38 Text-Illustrationen in Autotypie. Bamberg, Buchner's Verlag 1894. XIV u. 432 S. 8⁰.

Bürger und Rückert bei ihm gefunden, aus meinem Sinne entschwunden. Er nöthigte mich zu sich auf's Sopha. Welch' ein Kopf! Wie eines Tempels Gewölbe hebt sich die Stirn. Die Augen treten licht und klar wie strahlende Heroen im dunkelglänzenden Waffenschmuck mit ernstem, gemessenem Schritte aus der gewaltigen Wölbung. Ruhig und doch so voll Feuer. So gebieterisch und doch so milde. Im seltsamen Kontrast mit der Ruhe seiner Felsenstirne steht die gefällige Beweglichkeit des Mundes, durch dessen freundliches Lächeln nicht selten eine gewisse Ironie durchblickt. Ruhe haben diese Lippen nie; auch wenn sie schweigen, sind sie beredt".

Wie klar anschaulich und zugleich feurig bewegt ist diese Schilderung, völlig im Stil des „Vatikanischen Apollo"! Der Maler Anselm hätte sie kaum wesentlich anders geschrieben. Seine ganze Art wurzelt in der des Vaters, nur hatte die Natur ihm noch ein Organ mehr als diesem verliehen, sich auszudrücken.

Bald nach jenem Besuche in Karlsbad lernte der Vater das weibliche Wesen kennen, welches unserm Anselm das Leben schenken sollte, Amalie Keerl aus Ansbach, „ein Mädchen von so seltener Anmuth, Schönheit und Lieblichkeit des äusseren und inneren Wesens", — heisst es von ihr — „dass, hätte Jean Paul sie gekannt, als er seinen Titan schrieb, Niemand gezweifelt haben würde, Liane sei Amaliens Porträt". In der Idylle des Speyerer Häuschens, das Feuerbach mit der glückselig Heimgeführten im Herbst 1826 bezog, ist als „mächtiger Penate" der „Vatikanische Apollo" und wenige Jahre vor dessen Erscheinen, am 12. September 1829 Anselm, der Maler, der Welt geschenkt worden. Wer kann sich darüber wundern, dass sie mit einander wesensverwandt sind? Beide zugleich ganz modern und doch voll hellenischen Geistes!

Die „schöne, stille" Amalie starb früh. Der kleine Anselm kam für kurze Zeit zu dem Grossvater nach Ansbach. Als er in die Geburtsstadt heimkehrte, war dort eine Stiefmutter eingezogen, jene verehrungswürdige Frau, welcher der Künstler für sein ganzes weiteres Leben das Meiste zu danken hatte. Sie war hochgebildet, namentlich in Musik und Sprachen, selbst des Lateinischen und Griechischen „in einem für eine deutsche Frau unseres Jahrhunderts höchst seltenen Grade mächtig". Rührend ist, wie der Künstler im „Vermächtniss" den Eintritt der Stiefmutter in das Vaterhaus begrüsst: „Grenzenloses Mitleid mag unsere zweite Mutter zu diesem gesegneten Entschluss veranlasst haben".

Die Knabenjahre verlebte er in der Universitätsstadt Freiburg im Breisgau, wohin der Vater 1836 als Professor der Philologie und Alterthumskunde berufen war. „Der schöne Schwarzwald mit seinen Felsenschluchten und stürzenden Bächen ist von da an neun Jahre lang der Hintergrund meines kindlichen Denkens und Empfindens geworden", heisst es im „Vermächtniss". Unter den Gestalten des Hauses, in dem ein reger

Verkehr bedeutender Persönlichkeiten herrschte, tritt Anselm's phantasiebegabte Schwester Emilie in den Vordergrund, „ein zartes Geschöpfchen, feingliedrig, voller Beweglichkeit“; wir „spielten mit einander ein phantastisches Märchenleben“. Dazu kam die Pflege der Musik; mit Haydn, Mozart, Beethoven wurde Anselm früh vertraut. Über dem Allen waltete der liebevoll sorgende Vater; er hatte, wohl in der Erinnerung an Amalie, „eine Art von geheiligter Rücksicht für seine Kinder“. Anselm mag sie oft genug erfahren haben; denn er war ein wilder, von allerlei schlimmen Fährlichkeiten bedrohter Strassenjunge; dabei übrigens im Gymnasium immer der Erste in der Klasse. Als der Vater 1840 von einer ergebnissreichen Studienreise nach Italien heimkehrte, vermochte der Knabe schon aus der Anschauung der mitgebrachten Gipse, Münzen und Stiche seinen Gewinn zu ziehen. Allein die antike Kunst war es nicht, die das Malerauge damals zumeist entzückte; Rubens und van Dyck waren Anselm's erste Lieblinge.

Das Talent zum Künstler zeigte sich früh. Mit der linken wie mit der rechten Hand wurde alles mögliche Papier mit Kreide oder Kohle bekritzelt. Auch Versuche mit Plastik fielen leidlich aus. Der Widerwille des Vaters, die Einreden des Zeichenlehrers wurden überwunden. Mit der Unterstützung der Freunde setzte es Anselm durch, Maler werden zu dürfen.

Sein künstlerischer Bildungsgang begann in Düsseldorf, wo damals Wilhelm Schadow ein weitverbreitetes Ansehen als Lehrer besass. Kaum sechzehnjährig, in Wahrheit noch ein Kind in seinem ganzen Wesen, kam Anselm auf die rheinische Akademie. Das „Vermächtniss“ bringt köstliche Schilderungen des dortigen Treibens und der leitenden Persönlichkeiten, zu denen Allgeyer uns den kunstgeschichtlichen Hintergrund bietet. Der zornige Lessing behagte dem jungen Akademiker immer noch besser als Schadow „mit seiner Güte und seinem Unverstand“. Anselm hat so gut wie nichts bei ihm gelernt. Aber einen guten Rath gab Schadow dem Scheidenden: zu Delaroche nach Paris zu gehen. Bevor wir ihn von Düsseldorf weiter begleiten, sei in Kürze der um jene Zeit entstandenen Werke des Künstlers gedacht. Es sind darunter mehrere vorzügliche Selbstbildnisse. Eines derselben, klein, mit Hut, ist Eigenthum der Frau Rosa v. Gerold in Wien. Ein grösseres Brustbild, in schwarzem Sammetrock, besitzt Herr Fabrikant Riedinger in Augsburg. Die feinen, plastisch edlen Züge strahlen darin im Glanze der ersten Jugend.

Der Sturm des Jahres achtundvierzig verwehte den Akademiker von Düsseldorf für zwei Jahre nach München. Dort war, nach dem Abgange des Cornelius, inzwischen Karl Schorn (seit 1847 Professor an der Akademie), „der richtige Stammvater der Piloty-Schule“, am Kunsthimmel aufgegangen. Feuerbach urtheilt über ihn mit schonungsloser Schärfe. Schorn versprach den Schülern, sie Bilder malen zu lehren, die sich „sofort verkaufen“. — „Schorn's Schüler werden Maler, ich will ein Künstler werden“. — Ähnlich, dem Sinne nach, nur mit andern Worten pflegte M. v. Schwind zu unter-

scheiden zwischen Malern und blossen „Malen-Könnern“. — Auch zu Rahl, der sich damals zeitweilig in München aufhielt, fand unser Künster kein geistiges Verhältniss. Er blieb bei ihm wohl „anstandshalber“ einige Wochen im Atelier; aber — sagt er — Rahl „verpfuschte mir“ so ziemlich die Zeichnung einer Penthesilea „durch seine reflektirte Korrektur“. — Noch entschiedener ist seine Abneigung gegen Cornelius. Die „groben Zeichnungsfehler“, der Mangel jeden Colorits in dessen Wandgemälden erregten in Feuerbach ein förmliches Entsetzen. Nirgends ein Lehrer für ihn, ein begeisterndes Vorbild!

Es wundert uns nicht, wenn dem jungen Künstler unter solchen Umständen der innere Halt verloren ging. „Meine Stimmung in München“ — schreibt er — „war launisch, faul, spaziergängerisch, vergnügungssüchtig“, als Rückschlag gegen die „Düsseldorfer quälerische Gewissenhaftigkeit“. Dazu forderte die Natur stürmisch ihr Recht; Jugendneigung, dichterischer Drang bewegten die Seele; unter den Verwandten in der Heimath, welche zeitweilig besucht werden, wie unter den Freunden in München findet der verwöhnte Liebling seine schmeichlerischen Bewunderer. Bei einem Fest erscheint er als „Wappenträger der Künstlerschaft“ mit einem Kranz von wildem Wein um das Haupt, wie ein Vorbild seines Alkibiades auf dem „Gastmahl des Platon“. — „Ich kam mir eines Tages“ — heisst es im „Vermächtniss“ — „in meinem malerischen Sammetkostüm vor wie ein Pfau, der nichts hat als sein glänzendes Gefieder.“

Um sich in eine „grenzenlose Arbeit“ zu stürzen, entfloh Feuerbach dem gefährlichen Münchener Treiben und bezog im Winter 1849—50 die Antwerpener Akademie. Im Verein mit heiteren Freunden aus der Düsseldorfer Zeit begann er hier ein reges praktisches Naturstudium. Aber es war das doch nur die Brücke, die ihn zum eigentlichen Ziele geleitete, „die richtige Vorbereitung für Paris“.

Hier, unter dem unmittelbaren Einflusse eines Delacroix und Decamps, eines Rousseau und Troyon, hat Feuerbach den Ernst des rechten Studiums, das zur Vollendung führt, wie so viele andere deutsche Künstler vor und nach ihm, erst kennen und schätzen gelernt. Gleich „vom ersten Tage an fühlt er sich dort heimisch“. Auch nach Paris folgten ihm lustige Genossen, treue Freunde. An mancherlei Muthwillen und frohem Lebensgenuss fehlte es nicht. Abends erfreuen sich die Vereinten an dem Gesange deutscher Lieder. „Ohne meinen Tenor können sie nicht auskommen“, schreibt Feuerbach. Aber die Grundstimmung ist ernst und arbeitsam. Die Überzeugung, dass das Höchste nur durch mühevolles Ringen zu erreichen sei, erfüllte die Seelen der Genossen. „Wir athmeten die kräftige Luft einer echten Kunstblüthe“.

Noch einmal ertönt die milde, mahnende Stimme des Vaters in dieser Zeit der energischen Sammlung. Dann verstummt sie für immer. Der Tod des innig Verehrten (9. September 1851), der dem Künstler gemeldet

wurde, als er eben an einer „Italienischen Begräbnissskizze“ malte, bezeichnet einen verhängnissvollen Abschnitt in seinem Leben. „An der Stätte dieses theuren Grabes liegt auch meine Jugend eingesargt“, schreibt Anselm.

Nach einem kurzen Besuch bei der Mutter in Heidelberg im Sommer 1852 finden wir den nach Paris Zurückgekehrten im Atelier von Couture. Dieser ist als der eigentliche Lehrer Feuerbach's zu betrachten. Endlich hatte er einen „Meister“ gefunden, der ihn „von der deutschen Spitzpinselei zu breiter, pastoser Behandlung, von der akademischen Schablonenkomposition zu grosser Anschauung und Auffassung führte.“ Feuerbach malte bei Couture lebensgrosse Akte. „Der Meister“ — schreibt er — „behandelt meine Mängel mit medizinischer Genauigkeit. Alles bis aufs Kleinste giebt er an, jede Mischung“.

Mit dem sicheren Fundament für seine künstlerische Bildung verdankt Feuerbach den Jahren des Pariser Aufenthalts auch die Festigung des Charakters und der Lebensführung. Die Briefe aus jener Zeit spiegeln das innere Werden seiner Natur in bedeutsamen Äusserungen wieder. Sie athmen fast alle die frohe Zuversicht des Auserwählten. „Ich weiss, dass alle Diejenigen, die ein ernstes Streben haben, gefeit sind“, heisst es einmal. — Nur hin und wieder lagert eine Wolke über der hellen Stimmung, die uns die Veränderung in Feuerbach's materieller Lage, welche mit dem Tode des Vaters eingetreten war, nur zu deutlich erkennen lässt. — „Es giebt Eines“, — schreibt er — „was ich fürchte, das Gespenst, das uns auf den Fersen folgt“. — „Es ist der dunkle hässliche Schatten, die Sorge“. — Und in einem folgenden Briefe spricht er von dem „Fluch der Armuth“, da keines der von ihm geschaffenen Werke sich verkäuflich erwies.

An der Spitze der in Paris entstandenen Werke Feuerbach's, von denen es sich verlohnt zu sprechen, steht der „Hafis in der Schänke“ (Frühjahr 1852). In der „selig von Liebe und Wein“ lächelnden Gestalt und ihrer rührenden Armuth, aus deren zerrissener Kleidung „zu jedem genialen Loch der echte Dichter herausschaut“, hat uns der Künstler ein Bild seines eigenen Wesens vor Augen gestellt. Das Bild wurde in der Heimath mit „Hohn und Spott“ empfangen. Ebenso erging es den Werken, die der 1854 nach Karlsruhe zurückgekehrte Künstler persönlich den Gönnern und Kollegen vorführte. Den „Tod des Pietro Aretino“ und die „Versuchung des heiligen Antonius“ wies die Karlsruher Jury für die Pariser Weltausstellung jenes Jahres einfach zurück. Namentlich Lessing entpuppte sich mehr und mehr als Feuerbach's ausgesprochener Gegner. Man möchte fast sagen, zum Glück. Denn aus dem Zwiespalt mit den Kunstmächten der Heimath entwickelte sich des Künstlers Anwartschaft auf einen mehrjährigen Aufenthalt in Rom. Ausgestattet mit der Bestellung einer Kopie von Tizian's „Assuata“ für den ihm wohlgewogenen Grossherzog von Baden, unternahm Feuerbach am 4. Juni 1855 in Begleitung Joseph Victor v. Scheffel's seine erste Italienfahrt.

In Rom, dieser „gottbegnadeten Insel des stillen Denkens und Schaffens", fand unser Meister seine „zweite Heimath". Wenn Paris ihm das Fundament seiner künstlerischen Bildung gegeben hatte, so empfing er dort den ihm völlig homogenen geistigen Gehalt; es befreite sich seine hellenisch gestimmte Seele. Die Stationen der Reise, Venedig, Parma, Florenz stellen die Vorstadien seiner Selbstbefreiung dar. Die Venetianer, diese „Bruderschaft der echten Farbe", bringen dem trüben, zerrissenen Gemüthe Klarheit und Ruhe. Beim Anblick der Werke des Correggio in Parma war es ihm, als „sähe er Musik mit den Augen". Die Gemälde in der Tribuna der Uffizien sind ihm „eine Offenbarung".

Aus Nachklängen der Tribuna und Eindrücken der Umgebung von Rom sind eine ganze Anzahl der „bei aller Strenge doch weichen Werke" entstanden, welche Feuerbach am Beginn seines römischen Aufenthalts gemalt hat. Vor allen das erste (gegenwärtig in der Galerie zu Karlsruhe befindliche), im März 1858 in Rom ausgestellte Bild: „Dante, mit edlen Frauen Ravenna's lustwandelnd". Den „Dante" empfand der Künstler in seinem stillen Wandeln wie ein „Mozartsches Andante". Dazu gesellt sich ihm eine Erinnerung an Frascati, durch dessen dunkle Laubgänge verschleierte Frauen schreiten, und „schöne Gedanken ziehen wie Musik ihm durch die Seele".

Diese Worte sind ungemein bezeichnend für die Art und Entstehungsweise von Feuerbach's Schöpfungen. Äussere Anschauung und innere Stimmung fliessen darin stets harmonisch zusammen; es lebt in ihnen ein starkes persönliches Element, ihr Stil ist lyrisch, elegisch. Vornehmlich die römischen Bilder, die erste wie die zweite Iphigenia, die Pietà, Francesca da Rimini, Petrarca in der Kirche, die Madonna mit den musizirenden Kindern und die verschiedenen genreartigen Variationen dieses familienhaft-idyllischen Gegenstandes tragen sämmtlich ein ausgesprochen subjektives Gepräge, bei aller Poesie und Hoheit ihrer Erfindung. Die Gestalt, die als persönliches Leitmotiv in allen Werken Feuerbachs aus jener Epoche wiederkehrt, ist Nanna, seine römische Geliebte. Der Biograph, der dem Künstler damals täglich zur Seite war, schildert uns den Augenblick, in dem sich die Beiden zuerst sahen: „In dieser Zeit (1859) geschah es, dass wir eines Tages in der Via Tritone eine junge Frau erblickten, die mit einem Kinde auf den Armen unter einem offenen Fenster stand, dessen Rahmen den natürlichen Abschluss um den reizvollsten Vorwurf bildete, welchen der Zufall einem Künstler für eine Madonna grössten Stils liefern konnte. Die Frau, eine Erscheinung von geradezu imponierender Hoheit, mochte Mitte der Zwanzig sein. Eine Last von dunkeln Haaren umrahmte die strengen, von einem melancholischen Ausdruck gemilderten Züge, deren Schnitt von der reinsten römischen Abstammung zeugte. Von dem wundersamen Bilde überrascht und gefesselt, zögerte Feuerbach einige Augenblicke im Weiterschreiten, und über das ernste Antlitz der stattlichen Frau glitt ein flüchtiges

Lächeln, als empfinde sie recht wohl die dem Weibe wie der Mutter unwillkürlich gezollte Huldigung“.

Das Heroinenhafte in der Gestalt der Römerin ist künstlerisch niedergelegt in den Feuerbachschen Medeabildern. Das liebende, sehnsuchtsvolle Weib fand seine Verklärung in den beiden Iphigenien. Als Feuerbach den ersten Keim zu diesen hellenischen Frauenbildern in sich trug, beschäftigte er sich mit der Lektüre, von seines Vaters hinterlassener Geschichte der griechischen Plastik und sah sich selbst vorbereitet in dessen Geist. Das Streben nach der höchsten Einfachheit, bei starker Empfindung und Fülle des Naturgehalts, leitete ihn bei seinem Schaffen. Als er einst das geliebte römische Modell der Iphigenia in dem von dem Bildhauer Cardwell zugeschnittenen griechischen Gewande sich bewegen sah, erschrack er, weil er „eine Statue von Phidias vor sich zu haben glaubte“. In der ersten Gestalt hat das hellenische Wesen jenes Bildes noch einen Zug von sentimentaler Schwärmerei; die Wendung des Kopfes und die Bewegung der rechten Hand sind ausgesprochen modern. Die zweite Iphigenia giebt den Gedanken schlichter und vergeistigter. Sie ist die schwer zu übertreffende malerische Verkörperung des „Liedes von der ewigen Sehnsucht“.

Drei Mal hat Feuerbach während seines langen römischen Aufenthaltes von Deutschland aus einen Ruf als Professor bekommen, — nach Weimar, München und Karlsruhe. Die Scheu vor dem akademischen Lehramt, sowie seine Anhänglichkeit an Rom und was es für ihn Liebes barg, hielten ihn ab, einzuwilligen. Da kam die Berufung nach Wien, unter dem Ministerium Stremayr, auf Eitelberger's Betreiben ergangen. Jetzt lagen die persönlichen Verhältnisse günstiger: Feuerbach nahm an und kam im Weltausstellungsjahre 1873 nach Wien.

Der Künstler hat sich hier nicht heimisch gefühlt. Treffliche Kollegen, zahlreiche begabte Schüler umgaben ihn, bei der Unterrichtsbehörde fand er das freundlichste Entgegenkommen. Aber was Feuerbach in Wien an bedeutenden neuen Schöpfungen der Öffentlichkeit vorführte, der „Amazonenkampf“ und die zweite Fassung des „Gastmahls“, stiess auf mannigfachen Widerspruch, wie er ihn früher und später bekanntlich auch in Deutschland erfahren hat. Dazu kamen finanzielle Misshelligkeiten. Aus Kränklichkeit und Reizbarkeit entwickelte sich allmälig eine tiefe Verbitterung. Feuerbach fühlte sich berufen, der „veralteten Konventionskunst“ entgegen zu arbeiten; aber seine Kraft erlahmte, bevor der Sieg errungen war. Im Frühling 1876 verliess der Künstler Wien, schwer krank, eilte zunächst nach Nürnberg zu der Mutter, nahm dann einstweilen einen längeren Urlaub und endlich seine definitive Entlassung aus dem Amte.

Feuerbach schied von uns, zum Glück nicht ohne einen grossen Auftrag von der österreichischen Regierung, an dessen Verwirklichung er auch bereits in Wien seit 1874 arbeitete: es ist der „Titanensturz“ mit den ihn umgebenden Deckenbildern für die Aula der damals im Bau begriffenen

Wiener Akademie. Während der Herbstferien des Jahres 1875, die der Meister in Rom verbrachte, war die Arbeit so weit vorgeschritten, dass er voll Selbstgefühl darüber berichten konnte. Früher heisst es in den Briefen: „Mein Mittelstück ist glücklich erdacht. Wenn es mir gelänge, wollte ich gerne sterben“. Jetzt kann er froh versichern, „dass alle Gestalten Naturlaut haben“, wie er stets nur aus der Natur heraus Empfundenes zu schaffen bestrebt gewesen sei.

Der erste, vom Jahre 1874 datirte Entwurf zum „Titanensturz“ (Ölskizze, neue Pinakothek in München) ist ein schmales Oblongum, mit dem verglichen das ausgeführte Deckenbild wesentliche Abweichungen aufweist. Nicht nur in der ovalen und mehr in die Breite gezogenen Gesammtform, sondern auch in fast sämmtlichen Hauptgruppen der Komposition selbst. Allgeyer analysirt dieselben vortrefflich, und wir können dem Biographen nur darin nicht beipflichten, dass er in der endgültigen Gestalt des Werkes durchgängig ein höheres Stadium desselben erkennt. Die Modifikationen, welche Feuerbach mit dem Bilde vorgenommen hat, sind durch den Raum, d. h. durch die Gliederung der Decke nothwendig gewordene Veränderungen, aber nicht sämmtlich Verbesserungen der ursprünglichen Komposition. Besonders der untere Theil des Bildes hat in der ersten Fassung einen entschieden dramatischeren Charakter. Man fühlt es überhaupt dem ganzen Werke an, dass wir in der ursprünglichen Gestalt die völlig freie Schöpfung des Malers, in der späteren Form dagegen ein Kompromiss des Malers mit dem Architekten vor uns haben. Bei den Seitenfeldern, von denen Feuerbach bekanntlich nur vier eigenhändig ausgeführt hinterlassen hat, kommt dieser unvermeidliche Zwang nicht als solcher zum Ausdruck. Sie sind, verglichen mit der kampfbewegten Hauptkomposition, durchweg ruhige Existenz- und Stimmungsbilder, deren Einfügung in die Linien der Umrahmungen dem Künstler keine wesentlichen Schwierigkeiten bereitete. Im Allgemeinen hat Feuerbach das Verdienst, darauf hingewirkt zu haben, dass die ursprünglich vielgetheilte, in eine grosse Anzahl kleiner Felder zerlegte Decke nach den Ansprüchen seiner Kunst im grösseren Stil umgearbeitet wurde.

Am 26. Oktober 1892 wurde das von erprobten Händen fertig gestellte Deckenwerk feierlich enthüllt, und Wien darf sich rühmen, in ihm die erhabenste Schöpfung des gottbegnadeten Meisters und eines der gedankenreichsten Werke moderner Monumentalmalerei in edler Umgebung zu bewahren. Durchaus eigenartig in der Erfindung wie im Stil, in jedem Zuge der Ausdruck einer kühnen, naturgewaltigen Künstlerkraft, gleich weit entfernt von gedankenloser Konvention wie von der Modekunst des Tages, wetteifert Feuerbach's Titanencyklus an seiner kunstgeweihten Stätte würdig und ernst mit den klassischen Gebilden hellenischer Kunst. In malerischer Hinsicht, sagt Allgeyer mit Recht, „entspricht das Werk dem hellen, durchleuchteten Tone guter Frescomalerei“. So hatte es der Künstler

dem Raum für am entsprechendsten erachtet; diesem hat er sich malerisch aufs glücklichste angepasst.

Ausser dem Titanenbilde fallen noch zwei grosse Schöpfungen in die letzten Jahre Feuerbach's: „Kaiser Ludwig der Bayer, Privilegien ertheilend" (im Justizgebäude zu Nürnberg), und das „Konzert" oder „Quartett" (in der Nationalgalerie zu Berlin). Das Bild „grossartiger Heiterkeit", das der Meister in jener Ceremonienscene entfaltete, steht in eigenthümlichem Kontrast zu dem schwermüthigen Gange seines eigenen Lebens, das gegen den Schluss immer tiefer in Einsamkeit und Melancholie versank. Wie eine Verklärung seiner weichen Künstlerseele erscheint hingegen das „Konzert": vier musizierende weibliche Gestalten in einer venetianischen Bogenhalle. Mit der Verherrlichung des altpersischen Dichters, des Sängers der Liebe und des Weins, hatte der feurige Jüngling inmitten des rauschenden Pariser Lebens einst seinen Künstlergang angetreten. „Tiefe, seelische Versenkung in das überirdische Reich des Klanges und der Harmonieen" ist der Inhalt des letzten Bildes, das aus der müden Hand des reifen Meisters in der feierlich stillen Lagunenstadt hervorgegangen ist.

Sanft und friedlich, wie dieser sein Schwanengesang, klang auch Anselm Feuerbach's Leben aus. Am Morgen des 4. Januar 1880 fand man ihn im Albergo della Luna zu Venedig entseelt im Bette. Vom Herzschlage getroffen, war er, allem Anscheine nach, schmerzlos verschieden. — Auf dem Johannisfriedhofe zu Nürnberg, der auch Dürer's sterbliche Überreste birgt, fand er seine letzte Ruhestätte.

Leonhard Rauwolf aus Augsburg.

Von
FRIEDRICH RATZEL.

Unter den deutschen Reisenden und Reisebeschreibern des 16. Jahrhunderts nimmt Leonhard Rauwolf aus Augsburg eine hervorragende Rolle ein. Das ist zu seinen Lebzeiten anerkannt und auch später nicht vergessen worden. Besonders seine Verdienste um die Pflanzenkunde sind in allen Jahrhunderten durch hervorragende Fachgenossen gepriesen worden. Dabei blieben aber einige Punkte in dem bewegten Leben des merkwürdigen Mannes so dunkel, wie sie schon kurz nach seinem Tode gewesen sein müssen. Durch die Güte des Herrn Stadtarchivars Dr. Buff in Augsburg ist es mir gelungen, für die ohnehin ziemlich gut bekannte erste und glücklichere Hälfte des Lebens Rauwolf's einige neue feste Punkte zu gewinnen. Was aber Rauwolf's Leben in der zweiten Periode anbetrifft, die eine Zeit tragischen Niederganges gewesen zu sein scheint, so haben wir darüber nur ziemlich unklare Nachrichten, deren Bestätigung aus den Urkunden

mir bisher nicht möglich gewesen ist. Als ich die Einladung zur Mitarbeitung an den Biographischen Blättern erhielt, schöpfte ich neue Hoffnung, dass es gelingen möchte, für die noch zu lösenden Probleme dieses Lebens Interesse zu wecken und Mitarbeit dafür an entscheidenden Punkten zu finden. Gestatten Sie daher, dass ich Ihren Lesern eine kurze Schilderung des Lebens und Wirkens von Rauwolf vorlege. Wenn ich dabei besonders jene Punkte hervorhebe, die noch nicht aufgeklärt sind, so leitet mich die unbestimmte Erwartung, dass es anderen, an anderen Orten und mit anderen Mitteln besser damit gelingen könnte.

Leonhard Rauwolf aus Augsburg, Sohn eines Kaufmanns, ging 1560 nach Frankreich, erwarb in Valence 1562 den Doktorgrad und beschäftigte sich in Montpellier mit Botanik. Den berühmten Rondelet pries er gern als seinen Lehrer. Auf seinen Wanderungen in Südfrankreich war sein Begleiter Jeremias Martius (Mertz) aus Augsburg, der später ein berühmter Arzt in seiner Vaterstadt wurde. Rauwolf ging 1563 nach Italien und der Schweiz, wo er die Bekanntschaft von Konrad Gesner machte, und liess sich 1563 als Arzt in Augsburg nieder, wo er auch einen Pflanzengarten begründete. Am 26. Februar 1565 hat er sich mit Regina Jung verheirathet. Vom 12. Oktober 1563 ist ein Gesuch Rauwolf's an Stadtpfleger, Bürgermeister und Rath von Augsburg datirt, worin er um Anstellung oder Verwendung „in diesen schwären und sterbenden leufen“ (die Pest war damals in Augsburg) bittet. Er ist Anfangs 1571 mit einem Jahresgehalt von 100 Gulden angestellt worden. Wahrscheinlich war er vorher einige Zeit in Aichach und in Kempten Arzt gewesen, aber schon 1573 trieb ihn der Wunsch, die unbekannten Heimathsorte wichtiger Arzneipflanzen des Orients zu erkunden, in die Ferne. Er selbst giebt an, er habe mit Zustimmung und Erlaubniss der Seinigen die Reise angetreten und sein Schwager Manlich, der ein Haus in Marseille hatte, habe ihn ausgerüstet. Rauwolf reiste im Mai 1573 mit seinem Landsmann Friedrich Rentz über den Splügen und Mailand nach Marseille, von wo er am 1. September mit dem durch eine gute Reisebeschreibung bekannten Ulrich Krafft aus Ulm nach Tripolis in Syrien fuhr. Dann verweilte er längere Zeit in Aleppo, von wo er im August 1574 im Gewand eines armenischen Kaufmanns nach Bagdad ging. Rauwolf's Plan war gewesen, von hier nach Indien weiter zu reisen, und er erkundigte sich genau nach allen dahin führenden Wegen. Aber nach wenigen Wochen rief ihn ein Brief nach Aleppo zurück. Ulrich Krafft war in türkische Gefangenschaft gerathen, und Rauwolf musste sich Monate hindurch still im Fondo der Franzosen in Aleppo aufhalten, fand aber später Gelegenheit, mit einem Patriarchen der Maroniten den Libanon zu besuchen. 1575 verliess er Tripolis und kehrte nach einem kurzen Besuche Jerusalems über Venedig nach Augsburg zurück. Hier hat er nun eine seiner Erfahrung und Wissenschaft entsprechende, angesehene Stellung eingenommen. Vom letzten Quartal 1577

an wurde sein Gehalt auf 250 Gulden hinaufgesetzt. Er scheint in dieser Zeit dem Pestspital vorgestanden zu haben. Aus den Sämereien, die er von seiner Reise mitgebracht hatte, zog er fremde Pflanzen, mit denen auch die Gärten der Augsburger Patrizier bereichert wurden; er selbst nennt besonders den Garten des Rathsverwandten Herwart. Seine zuerst 1582 erschienene Reisebeschreibung brachte ihn mit weiteren Kreisen in Verbindung, wie er denn den vierten aus 42 schön ausgeführten Pflanzenbildern in Holzschnitt bestehenden Theil den Leibärzten des Königs von Württemberg gewidmet hat. Von dem in Lauingen erschienenen Original wurde im gleichen Jahr zu Frankfurt a. M. ein Nachdruck veranstaltet und 1583 erschien eine vergrösserte Titelausgabe. Aber seine Wirksamkeit in Augsburg wurde jäh unterbrochen, als er sich in die Unruhen mischte, die dort durch die Einführung des gregorianischen Kalenders entstanden waren. Am 9. März 1588 wurde ihm zum letzten Mal sein Gehalt ausgezahlt. In Paul von Stettens Geschichte der Reichsstadt Augsburg (I. Theil S. 705) lesen wir: „Weilen auch ein grosser Theil der Evangelischen Bürgerschafft noch immer der neuaufgestellten Geistlichen Predigten zu besuchen sich nicht bequemen wollen, wurden alle Stadt-Beamte, oder welche sonsten von der Stadt Besoldungen genossen, sowohl, als diejenige so Häuser, Kram-Läden und andere zu der Stadt gehörige Güter in Bestand gehabt, theils vor den geheimen Rath, theils vor die Bau-Meister gefordert, und befraget, ob sie hinfürd die Predigten besuchen wollten oder nicht? Als nun einige von denen, so in der Stadt Diensten stunden, sonderlich zwey Stadt-Physicii und medecinae doctores, nehmlich Leonhard Rauchwolff und Adolph Occo ... sich hiezu nicht bequemen wollen, wurden sie ihrer Bedienungen entsetzt und ihnen ihr Besoldungen genommen.“ Von hier an ist das Schicksal Rauwolfs dunkel. Es wird angegeben, dass er mit seiner Familie nach Linz gezogen sei, und dass er dort von den oberösterreichischen Ständen als Poliates et Ordinum Archiducatus Austriae Medicus angestellt worden sei. Meine Nachforschungen in Linz haben seinen Namen in der Liste der dortigen Ärzte nicht auffinden lassen. Er soll später die oberösterreichischen Streitkräfte in den Türkenkrieg begleitet haben und, von häuslichem Unglück bedrückt, 1596 bei der Belagerung von Hatvan gestorben sein.

Die Angaben des Tobias Coberus in den 1604—6 erschienenen Observationum castrensium et hungaricarum Decades tres[1], scheinen darüber keinen Zweifel zu lassen. Coberus war Feldarzt in Ungarn und erzählt in der dritten Observatio der dritten Dekade, dass er im Juli 1596 mit Rauwolf zusammengetroffen sei, den er als einen bereits alternden, von den Strapazen des Feldzugs stark mitgenommenen und ausserdem von häuslichen Sorgen „quae vel ipsa morte graviores“ bedrückten Mann schildert. Coberus schreibt es einem ungesunden Trunke zu, dass Rauwolf von der Dysenterie befallen

[1]) Mir liegt eine Ausgabe von Heinrich Meibom von 1685 (Helmstädt und Gardelegen) vor.

wurde, die ihn im September 1596 hinraffte. Dass Einige seinen Tod auf das Jahr 1606 verlegen, mag damit zusammenhängen, dass dieser Bericht des Coberus 1606 veröffentlicht wurde. Wie das Leben des einst so viel genannten Mannes von seinem Weggang von Augsburg bis zu diesem einsamen Sterben so tief ins Dunkel tauchen konnte, ist räthselhaft. Augsburg scheint er nicht mehr besucht zu haben. In Wien fand ich seine Spur so wenig wie in Linz. Seltsam muthet eine Eintragung in einem Exemplar der 1582er Ausgabe der Rauwolfschen Reise in der Universitätsbibliothek zu Leipzig an. Es heisst darin, R. sei wenige Jahre nach seiner Rückkehr von der Reise zu Augsburg beim Wettspringen in einen Brunnen gestürzt und dadurch ums Leben gekommen. Nach dem Urtheil meines schriftkundigen Kollegen Wilhelm Arndt gehört die Eintragung wohl noch dem 16. Jahrhundert an. Die Angabe ist unglaubwürdig, ich konnte auch in Augsburg nichts über den Vorfall erfahren, der doch damals Aufsehen erregt haben müsste.

* * *

Die Reisebeschreibung, die den Namen Rauwolfs unter den Namen hervorragender deutscher Reisenden nie vergessen lassen wird, erschien 1582 zu Lauingen und im selben Jahre in Nachdruck zu Frankfurt a. M. Einer 1583er Titelausgabe von Lauingen ist jener 4. Theil angehängt. Während die Reisebeschreibung noch einmal 1609 in Frankfurt aufgelegt und mehrmals (so 1693, 1707 und 1738*) ins Englische und Holländische übersetzt wurde, fand der vierte Theil nach einer Mittheilung von Albrecht Haller eine Übertragung ins Lateinische durch Danty d'Isnard zu Paris. Es ist mir nicht bekannt, ob diese Übertragung mit der verkleinerten Ausgabe der Rauwolfschen Pflanzenbilder in dem zweiten Bande von Dalechamps Historia Generalis Plantarum (1586) zusammenhängt. Diese hat nämlich ausführliche Pflanzenbeschreibungen, die kaum ein andrer als Rauwolf selbst angefertigt haben kann. Die Aufmerksamkeit Rauwolfs ist auch in der eigentlichen Reisebeschreibung mit rührender Beständigkeit dem Pflanzenreich zugewandt. Von den Ranunkeln und Saxifragen, die er auf dem Weg von Bregenz nach Feldkirch findet, bis zu den sorgfältigen Neubeschreibungen der zuerst von ihm bei Tripolis und um Aleppo gesammelten Pflanzen, deren Aufzählung das ganze 4. und 9. Kapitel des ersten Theiles füllt, bleibt nichts unerwähnt. Die Banane, das Zuckerrohr, der Kaffeebaum werden beschrieben. In der Schilderung des Greifs zahlt Rauwolf der Leichtgläubigkeit seiner Zeit Tribut. Was er aber mit besonderer Vorliebe über Krankheiten, Heilmittel, Bäder, Speisen und Getränke, und alle möglichen Gewerbe sagt, das muss er aus einem sorgfältig geführten Tagebuch genommen haben. Nur so erklärt sich die Fülle genauer

*) Diese Ausgabe ist von Ray besorgt, die Übersetzung von Nicolas Staphorst nach dem „original high dutch", und ist als 2d Editon bezeichnet.

Einzelangaben. Die Völkerbeschreibuugen sind eingehend, besonders die der Trachten und Sitten. Die Lage grösserer Städte ist sorgfältig angegeben. Aber geradezu ärmlich ist die Geographie des Natürlichen; von den Gebirgen und Flüssen ist wenig die Rede. Es ist als ob Alpen, Libanon, Taurus, Sinai gar keinen Eindruck auf ihn gemacht hätten. Das Landschaftliche hat Rauwolf offenbar der Erwähnung noch unwerther gehalten, als viele seiner Zeitgenossen. Die Reste alter Grossstädte am Euphrat, die er mit unter den ersten erwähnt, beschreibt er leider auch nur oberflächlich. Grösseres Interesse gewann ihm das moderne Städteleben in Aleppo, Bagdad, Jerusalem ab, und er schildert es auch von der handelsgeographischen und politischen Seite mit Vorliebe. In Jerusalem hat er den verschiedenen Arten von Christen, die er an den heiligen Stätten vertreten fand, besondere Beachtung gewidmet; seine Schilderungen sind genau und werthvoll, abgesehen von einigen Parteilichkeiten, gegen die von katholischer Seite Erinnerungen erhoben worden sind.

Das Deutsch des Buches ist schwerfällig, die Darstellung ungleich. Sie zeigt einen fleissigen Mann voll Wissenstrieb, aber ohne tiefen und selbständigen Geist. Nur das Mannigfaltige und wissenschaftlich Neue, was es bringt, erklärt den Erfolg des Buches, das einst so weit verbreitet war, dass es noch heute in fast jeder grösseren Bibliothek Deutschlands gefunden wird.

Rauwolf's Verdienste als Botaniker sind von vielen bereitwillig anerkannt worden. Sie werden erhöht durch den musterhaften Fleiss, mit dem er (mit Hülfe seines Gefährten Ulrich Krafft) sein Herbarium von 972 Pflanzen anlegte, in dem er zahlreiche Vulgärnamen aufgezeichnet hat. Als Breynius 1663 dieses Herbarium benützte, fand er die Pflanzen darin so frisch, als ob sie eben erst gesammelt worden seien. Ich hatte Gelegenheit, das Herbarium 1889 in Leyden zu sehen, wo es sich bis heute in dem Botanischen Institut (im Besitz der Universitätsbibliothek) befindet. Diese vier imposanten sauberen Bände sind trotz ihres Alters und trotz ihrer wechselnden Schicksale auch heute vortrefflich erhalten. Einen eingehenden Bericht über diese Pflanzensammlung bringt nach der Angabe Boerlages, des Konservators des Staatsherbariums zu Leyden, Saint Lager's Histoire des Herbiers, 1885 S. 69 u. f. Die Pflanzensammlung soll nach dem Tode ihres Besitzers in die Bibliothek des Kurfürsten von Bayern, aus dieser nach Schweden und von dort durch Isaac Vossius[1]) nach Holland gekommen sein. Sie muss aber zeitweilig auch in England gewesen sein, wo u. A. Ray und Breynius sie benützt haben. Gronovius hat über 300 Pflanzen dieses Herbariums nach dem Linné'schen System beschrieben und 1755 herausgegeben. Wenn auch Rauwolf mit den Mitteln der

---

[1]) Aus dessen Bücherei das Exemplar der 1583er Ausgabe der R.'schen Reise in der Leydener Universitätsbibliothek stammt. Ebendort trägt ein Exemplar der 1582er Ausgabe auf den letzten $1^1/_2$ Seiten botanische Auszüge in einer der des Vossius ähnlichen Handschrift.

Wissenschaft seines Jahrhunderts nicht das leisten konnte, was Kämpfer und Tournefort später gelang, wenn er nicht die Vertiefung des wahren Forschers, vielleicht auch nicht dessen Musse besessen hat, und wenn es besonders zu bedauern sein wird, dass er die im vierten Theil seines Reisebuchs begonnene systematische Verwerthung nicht fortgesetzt hat, so bleibt doch dieses Herbarium ein hervorragendes Denkmal der jungen Wissenschaftspflege des 16. Jahrhunderts. Als ich die ehrwürdigen Bände vor mir liegen sah, gemahnten sie mich an ein anderes Monument, ein noch älteres diesen wissenschaftsfreudigen Zeitalters, Martin Behaim's Erdkugel in Nürnberg. Diese Pflanzensammlung ist bis in unser Jahrhundert eine wichtige Quelle für die Flora Westasiens geblieben. Sie ist jetzt überhaupt die älteste der wissenschaftlich noch verwerthbaren Sammlung ihrer Art. Durch sie allein schon verdiente Leonhard Rauwolf in die Erinnerung späterer Geschlechter zurückgerufen zu werden, auch wenn er nicht in seinen Thaten und Schicksalen sich als ein so echtes Kind seines Jahrhunderts erwiese.



Georg Hanssen.*)

Geboren 31. Mai 1809; gestorben 19. December 1894.

Von

G. F. KNAPP.

Als vor einigen Jahren der Göttinger Nationalökonom Soetbeer starb, wusste Jedermann in Deutschland, wer das war, denn eine wahrhaft erstaunliche Thätigkeit für die Neuordnung des deutschen Geldwesens hatte seinen Namen jedem Zeitungsleser geläufig gemacht.

Nun ist in Göttingen ein anderer Nationlökonom, Georg Hanssen, gestorben, ebenfalls wie Soetbeer ein Hamburger von Geburt. Aber kennt Jedermann Hanssen? In weiteren Kreisen fast Niemand. In engeren Kreisen wird er desto höher verehrt, ja gefeiert. Alle Pfleger der agrarischen Nationalökonomie kennen seinen Namen und nennen ihn stets mit Ehrfurcht, heute so sehr wie ehemals.

Das hohe Alter von 85 Jahren, das er erreicht hat, könnte zur Vermuthung führen, dass Hanssen seinen Ruhm überlebt habe. Das ist aber ganz und gar nicht der Fall, im Gegentheil, die Anerkennung ist stets im Steigen gewesen und wird nie zurückgehen; nur war sie von jeher auf die Kreise der Wissenschaft beschränkt.

Seit 1862, also etwa seit seinem 53. Lebensjahr, war Hanssen Mitglied der Berliner Akademie; und in Göttingen hat man seine Marmorbüste, gleichzeitig mit dem Bildniss des grossen Physikers Wilhelm Weber, in der

*) Mit Genehmigung des Herrn Verfassers, sowie des Herausgebers der „Beilage“, Herrn Dr. R. Otto, aus der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ wiederholt.

Bibliothek aufgestellt, als er noch lebte — eine Büste, die, beiläufig gesagt, von geistreichster Ähnlichkeit ist.

Es kann also nicht die Rede davon sein, dass er unerkannt geblieben wäre, nur in die Zeitungen kam er nicht, und das rührt von allerlei persönlichen Eigenschaften her.

Es fehlte ihm vor allem jede Art der Betriebsamkeit. Mit völliger Gemüthsruhe liess er sich gehen; seines eigenen Werthes gewiss, ging er seinen Lieblingsgedanken nach; was er da an Beute erhaschen konnte, nahm er mit, und was auf der Seite lag, das liess er liegen. Schüler hat er nie ausgebildet, und dass er trotzdem Anhänger hat, das ist nur dem Inhalt seiner Werke, nicht aber seiner Lehrkraft zu verdanken. Man musste ihm sogar zureden, bis er sich entschloss, seine sehr zerstreuten agrarhistorischen Abhandlungen zu sammeln, die jetzt in zwei Bänden (1880 und 1884) vorliegen.

Nur einmal hat er eine äussere Gelegenheit ergriffen, um eine grössere Arbeit abzuschliessen. Die St. Petersburger Akademie hatte im Hinblick auf die Reformen Alexanders II. eine Preisaufgabe gestellt, und Hanssen reichte seine Schrift über die Aufhebung der Leibeigenschaft in Schleswig und Holstein ein. Natürlich wurde sie gekrönt und 1861 von der Akademie herausgegeben. Es handelt sich dabei in der Hauptsache um die östliche Ecke von Holstein, fast nur um etwa 40 Rittergüter, während Sugenheim — der mit Recht ebenfalls einen Preis erhielt — Alles aus Bibiotheken zusammensuchte, was unter dem Stichwort „Leibeigenschaft“ aus allen Staaten Europa's aufzutreiben war. Aber aus welchem Werke lernt man mehr? Zweifellos aus dem Hanssens, der eine erschöpfende Darstellung der Sache und nur dieser Sache gab.

Während seiner Berliner Zeit (1860 bis 1869) waren seine Vorlesungen nicht gerade sehr besucht, auch eigentlich nicht beliebt. Er trug nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Hefte vor, brachte sehr viele Thatsachen zu Gehör, war überaus vorsichtig im Urtheil, beinahe zweifelsüchtig, und deutete stets auf die tausend Schwierigkeiten der Praxis hin. Nie war er parteilich und nie beredt. Es kam Alles gewissenhaft, aber kühl heraus. Man vermisste bei ihm etwas Freudigkeit und Wärme. Dazu sprach er das Deutsche aus wie ein Schleswiger aus dem höchsten Norden — denn daher stammten seine Eltern —, und der Mitteldeutsche glaubte in ihm einen Dänen vor sich zu haben. Der erste Eindruck aus seinem Hörsaal — es war an einem frostigen Vormittag Ende April 1863 — ist mir noch lebhaft in Erinnerung: das Bild des stimmungslosen Professors. Der Gegenstand war theoretische Nationalökonomie, aber alle allgemeinen Gedanken waren überwuchert durch zahllose Beispiele, und jeder an dogmatischen Vortrag gewöhnte Hörer fühlte sofort, dass hier kein Dogmatiker sprach. Das wäre ja an sich kein Unglück gewesen — aber warum musste gerade er Dogmatik vortragen wollen? In München — so kam es mir vor — war doch dies Fach ganz anders vertreten gewesen.

Seine Sprechstunden zu Hause — er wohnte in der Grabenstrasse — hatte er auf 8 Uhr Morgens angesetzt. Harmlos ging man hin: aber das Erstaunen der Dienstboten verrieth, dass ein solcher Besuch fast unerhört sei. Es dauerte eine halbe Stunde, bis er kam, sichtlich gestört und wenig geneigt, auf die persönlichen Verhältnisse des rathbedürftigen Zuhörers einzugehen. Die gelbliche Gesichtsfarbe und die dunkelbraunen Augen erweckten die Vorstellung eines Leberleidenden. Sein Rath war: „Lesen Sie Rau!", das damals verbreitetste, allgemein bekannte, jedem Studenten selbstverständliche Handbuch. Mit dem Zweifel, ob es weise gewesen sei, nach Berlin zu gehen, stieg man die drei Treppen wieder hinunter.

Und dieser Mann war, freilich an andern Orten, ein vorzüglicher Gesellschafter. Von seinen guten Geschichten, die er stets vorräthig hatte, mag sich der geistvolle Ihering manche aufgeschrieben haben, wie das so seine Gewohnheit war. Und auch Wilhelm Weber ging mit Niemandem lieber als mit seinem alten Freunde Hanssen, als sie wieder in Göttingen vereint waren, Nachmittags auf die benachbarten Höhen spazieren. Wenn er nicht erzählte, pflegte Hanssen endlos auszufragen, nie nach persönlichen Verhältnissen, denn er hatte die Zurückhaltung des Niederdeutschen an sich, sondern immer nach Sachen, die der Begleiter oder Besucher etwa aus eigener Erfahrung kennen mochte: Arbeitslöhne, Getreidepreise und dergleichen merkte er sich gern.

Im Winter 1863/64 wurde ein neuer Versuch gemacht, ihn zu hören. Er las Finanzwissenschaft, und diesmal ging es besser. Wir waren etwa zwanzig Mann und haben tapfer ausgehalten. Man fühlte durch, dass er in seinem Fahrwasser war: die festen, sicheren Kenntnisse des ehemaligen Kopenhagener Kammerraths wirkten mit. Noch besser gefiel uns die andere Vorlesung, genannt praktische Nationalökonomie: trotz des unfreien und etwas steifen Vortrags hatten wir den Eindruck des Mannes, der seine Sache vorzüglich verstand und der uns Anfängern furchtbar überlegen war. Einmal, so um Weihnachten herum, wurde er sogar lebhaft; er schilderte den Zustand der holsteinischen Gutsunterthanen im 18. Jahrhundert; offenbar hatten sich seine monographischen Erinnerungen von 1861 zwischen die Blätter seines Heftes gedrängt; es war, als ob auf einen Augenblick die Sonne durch die Wolken bräche. Wie dankbar waren wir — denn er hatte uns nicht verwöhnt!

Und nun gar im Februar 1864 geschah das Unerhörteste: er trat am Ende der Stunde vom Katheder herunter, stellte sich vor die erste Bank, und sagte mit sichtlicher Aufregung: „Bei Eckernförde hat eine preussische Batterie den Rolf Krake vertrieben." Dies dänische Panzerschiff kannte damals Jedermann. So erfreulich die Nachricht war — noch mehr wirkte auf uns, dass der zugeknöpfte ältere Herr Empfindungen hatte. Nicht als ob er die Dänen als solche gehasst hätte — dazu kannte er sie viel zu gut; aber der alte Schleswiger regte sich in ihm, er sah die Zeit der Unabhängigkeit herannahen: er hatte schleswig-holsteinisches Blut.

Später, im Winter 1865/66, habe ich Vorträge von ihm im Königl. Preuss. Statistischen Bureau gehört, wo der Director, Dr. E. Engel, sehr zeitgemäss einen Lehrkurs eingerichtet hatte. Hanssens Heft war freilich wiederzuerkennen, aber als Mensch war er wie ausgewechselt: unter Doktoren, Assessoren, künftigen Dozenten, mitten am Tisch — ohne Katheder — fühlte er sich behaglich, war redselig und zugänglich und ging auf alle Streitpunkte des damaligen politischen Konflikts mit Wärme, oft mit schonungsloser Leidenschaft ein. Offenbar war also das studentische Publikum nicht sein Fall, er wollte von reiferen Hörern umgeben sein. Wir thaten ihm innerlich Abbitte: welche reiche und lebhafte Natur! Welch ein selbständiger Geist, welcher scharfe Beobachter! Es war nun Jedem klar: hier lag die ursprünglichste Begabung vor; eine ganz eigenartige Persönlichkeit, kein Geschöpf des blossen Fleisses und der Beharrlichkeit. Nicht die Spur vom trockenen Gelehrten bei allem Reichthum des Wissens.

Wenn er Briefe schrieb, so waren sie von ungezwungener Feinheit und Anmuth; schrieb er aber Abhandlungen, so waren sie schwer, von einiger Härte, ein cyklopischer Gedankenbau — lauter Blöcke ohne Mörtel.

In einer Tischrede, die er bei seinem Jubiläum hielt, kam auch der feine Humor zu Tage, den er sonst aufs Zwiegespräch versparte. Er erzählte da von seinem Doktorexamen vor 50 Jahren: „Von dem Vielen, was die Herren Examinatoren wussten, wusste ich wenig; und von dem Wenigen, das ich wusste, wussten die Examinatoren — nichts!“ Wie hat die Tafelrunde von etwa 50 Theilnehmern damals über diese Schilderung gelacht, die er mit köstlichem Mienenspiel seines faltenreichen Gesichtes begleitete. Das war er selbst, wie er leibte und lebte. Ihn hat es nie bekümmert, ob er alle Bücher gelesen habe oder nicht. Denn wohin er griff — wenn er griff —, da hatte er stets etwas Eigenartiges in der Hand.

Sein schlichter Lebenslauf enthält eine Wendung, die nicht Jedem sofort verständlich ist: im Jahre 1869, als der Göttinger Lehrstuhl wieder frei wurde, erbat sich Hanssen die Gunst und erlangte sie, von Berlin dorthin zurückzukehren; also von Berlin, wo er wohlbestallt als sechzigjähriger Ordinarius und als Mitglied der Akademie in der Preussischen Hauptstadt sass, nach Göttingen, dessen Wall damals noch stand und dessen Ländlichkeit und Bescheidenheit als Wohnort geradezu rührend waren. Warum? Offenbar weil ihm Göttingen besser gefiel; dort waren alte Freunde, dort ging es ruhiger her; der grössere Wirkungskreis Berlins war für ihn keine Lockung. Eine Dozentennatur war er nicht, er wählte, wie ein stiller Gelehrter wählt, und bereute es nie. Denn er war eben ein stiller Gelehrter, ein Mann, wie sie früher häufiger heranwuchsen als jetzt. Was Andere darüber denken mochten, das war ihm einerlei.

Seine Arbeitsweise war ganz anders als die seiner Fachgenossen.

Der geistvoll konstruirende Lorenz v. Stein in Wien ist sein Gegenpol, denn Hanssen systematisirte nie und war gross in der Einzelforschung, von der jener nichts wissen wollte. Der Münchener Staatsrath v. Hermann war ein ganz hervorragend dogmatisch angelegter Kopf; Hanssen war es, wie erwähnt, gar nicht. Wilhelm Roscher in Leipzig, mit seiner Alles berührenden Belesenheit, schrieb grosse, vielbändige Werke; „dazu bin ich nie gekommen“, pflegte Hanssen zu sagen, und man wusste nicht, ob es nur Bescheidenheit war oder auch ein wenig Schalkheit, wenn er dies so ruhig zugab. Eine gewisse Ähnlichkeit hat er mit H. v. Thünen, nur war dieser ein Autodidakt, und Hanssen war ein Gelehrter; aber Beide arbeiteten mit Vorliebe über landwirthschaftliche Betriebssysteme, Beide thaten es monographisch, Beide standen durchaus auf deutschem Boden, ohne Abhängigkeit vom Auslande.

Hanssens liebstes Forschungsgebiet war die Dorfverfassung und insbesondere die Gemengelage der Äcker auf der Flur. Dazu hatte ihn früh ein Däne, Olufsen, angeregt, dessen Ergebnisse er mitgetheilt und dann weitergeführt hat. Von hier aus wagte er die sonderbare Agrarverfassung der sogenannten „Gehöferschaften“ im Regierungsbezirk Trier zu schildern. Es sind dies Bauernschaften an der Saar, die noch inmitten unsres Jahrhunderts periodisch ihre Äcker und sogar ihre Feldgärten neu vertheilten, freilich nur im Umkreise der Berechtigten. Für den Landwirth Schwerz war dies nur eine Seltsamkeit gewesen. Hanssen schilderte die ganze Sache aus dem Vollen, so dass man sie begriff und vernünftig fand; dass er diese Verfassung für älter hielt, als sie zu sein scheint, bedeutet nicht viel; die Hauptsache war, dass er den fremdartigen Zustand in seiner Ganzheit fasste und völlig zur Anschauung brachte. Die Abhandlung hierüber wird stets eine Quelle der reichsten Belehrung bilden; wer sie nicht versteht, der hat noch etwas zu lernen; sie ist sozusagen der Prüfstein, ob man die Anfängerschaft hinter sich hat oder nicht.

Ein anderes seiner grossen Themata war die Frage nach dem ältesten System des landwirthschaftlichen Betriebs. Man glaubte früher, dieses älteste System sei die Dreifelderwirthschaft — was aber schon Roscher mit Recht bezweifelte. Hanssen zeigte nun den richtigen Weg: es war die wilde Feldgraswirthschaft. Regellos wurde ein Fleck Landes aus der Weide herausgenommen und, solange es ging, mit Getreide bestellt. War das Land erschöpft, so fiel es wieder in die Weide zurück, und anderswo wurde ein neuer „Schlag“ für den Getreidebau ausgesondert. Hanssen wusste dies dergestalt aus der Natur der Sache zu begründen, dass er alle die endlose Auslegerei alter Schriftsteller siegreich zur Seite schob. Dieser kühne und glückliche Versuch, aus reiner Sachkenntniss heraus zu sagen: „so muss es gewesen sein“, trägt ganz und gar den Stempel seines Geistes.

Endlich hat Hanssen unstreitig das Meiste gethan, um die Natur des

Rittergutes unsrer Ostsee-Länder zu erschliessen. Wie dieser Grossbetrieb anwuchs durch „Legen“ von Bauerngütern; wie die übrig bleibenden Bauern zu immer steigenden Frohndiensten für den Gutsherrn genöthigt werden: das haben wir von ihm gelernt. Und nicht minder dies: die Befreiung der Bauern aus der sogenannten „Leibeigenschaft“ konnte nur geschehen unter tiefgreifender Änderung der Wirthschaft. Im östlichen Holstein sind damals die Gutsbetriebe meistens zerschlagen und bäuerlichen Pächtern zugetheilt worden, die nun allerdings frei sein konnten. Dabei haben auch die landwirthschaftlichen Betriebssysteme sich mannichfach verändert, und so hängt diese ganze Neuordnung aufs engste mit den Fragen zusammen, die für Hanssen im Vordergrund standen: er zeigte stets mit Vorliebe die Bedingungen auf, durch welche die Wandlungen in der Landwirthschaft herbeigeführt werden; natürlich sind hier nur die gesellschaftlichen (nicht die naturwissenschaftlichen) Bedingungen gemeint, die auf die Technik der Landwirthschaft zurückwirken.

Geradezu unbegreiflich war es, wie wenig Hanssen in seinen Vorlesungen das zur Geltung brachte, was er selbst erforscht hatte. Er fühlte sich an die herkömmliche Form des Unterrichts, etwa im Sinne der Rau'schen Werke, innerlich gebunden. So klar und kraftvoll, so reich und so gedrängt er schrieb, so war dies nur ein unbewusster Nebenerfolg seiner scharfen Auffassungsgabe und nicht eigentlich künstlerisches Wollen: sonst wäre der redende Lehrer dem schreibenden Forscher ähnlicher gewesen. Aber es giebt eine unfehlbare Probe auf die Echtheit des Gedankengehaltes: wenn ein Dozent viele Wochen lang das vorträgt, was bei Hanssen steht, und wenn dabei die Zuhörer bis auf den letzten Mann beisammenbleiben und mit nie nachlassender Spannung bis in die entlegensten Gebiete folgen: dann weiss man, was die Quelle werth ist; und dieser Beweis wird Jahr für Jahr geführt — nur darf ich leider nicht verrathen, an welcher Universität es geschieht.

Dem alten Herrn ist dieser Umstand nicht verborgen geblieben, und er müsste von Stein gewesen sein, wenn er sich nicht darüber gefreut hätte. Er fürchtete einmal, den zweiten Band seiner Abhandlungen nicht mehr fertig herausgeben zu können, und bat damals seinen jüngeren Verehrer, im Nothfalle für ihn einzutreten. Glücklicherweise ist es nicht nöthig gewesen.

Schon um Ostern 1893 war der hochbetagte Forscher schwer bedrückt durch die Leiden des Alters. Er sass in Kissen eingebettet auf dem Sopha, erkundigte sich aber voll Theilnahme nach jüngeren Fachgenossen, sogar nach den allerjüngsten; er klagte nur, dass ihm das Ausgehen schwer falle und dass er längere Schriften nicht recht bewältigen könne. Beim Abschied wollte er aufstehen, aber es ging nicht ohne Hülfe: man musste ihm beide Hände reichen, und so schwang er sich in die Höhe, wurde wieder der Alte, als er stand, und konnte nicht genug Glück auf den Weg wünschen.

Er schlang zum Abschied die Arme um seinen Besucher und drückte ihn an sich.

Unten auf der Strasse war es einem zu Muthe, als wäre man schon Zeuge seines friedlichen Hingangs gewesen; auch die friedlichste Trennung erschüttert, und man suchte Trost in dem Gedanken, dass er wenigstens wisse, wie sehr man ihn geliebt habe.

Hanssen stammte aus einer Zeit, in der es auf deutschem Boden noch keine Sozialpolitik gab. Die grossen Gegensätze der gesellschaftlichen Klassen schlummerten in seiner Jugend noch. Er schrieb zunächst nur die Geschichte der Wirthschaft, aber indem er dies that, ebnete er einer jüngeren Generation den Weg. Seine Schüler, die der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstammen, haben die sozialpolitische Seite der Geschichte des Ritterguts hinzugefügt. Der Meister hat sie hierzu nicht aufgefordert und nicht angeleitet; aber ohne ihn, das heisst ohne seine grundlegenden, gedankenreichen Schriften, wäre das nie unternommen worden. Deshalb nennen wir den Namen unseres Lehrers stets mit Dankbarkeit und Ehrfurcht, denn er ist als Forscher gross gewesen; und vom Forschen allein lebt schliesslich doch die Wissenschaft.

Karl von Haushofer.

Von
MAX HAUSHOFER.

Es ist eine weitverbreitete Klage, dass das der Gegenwart eigenthümliche Spezialisiren nicht geeignet ist, die Erkenntniss der Einheit der Wissenschaft zu fördern, und dass selbst bedeutende Talente durch den beständigen Blick in ein engumschriebenes Fach einseitig werden. Noch seltener als wissenschaftliche Vielseitigkeit ist aber wohl jene Geistesanlage, welche wissenschaftliche und künstlerische Befähigung zu vereinigen weiss. Und zwar so zu vereinigen, dass nicht blos die eine dieser Befähigungen als Dilettantismus neben der andren einhergeht, sondern dass sie sich gegenseitig durchdringen und adeln.

Solch ein zwiespältiges Talent ist der deutschen Gelehrtenwelt in dem am 8. Januar 1895 dahingeschiedenen Direktor der Münchener technischen Hochschule, Dr. Karl v. Haushofer, entrissen worden.

Seine künstlerische Anlage beruhte theils auf Vererbung, theils auf Erziehung. Sein Vater war der Münchener Landschaftsmaler Max Haushofer, ein Künstler aus der cornelianischen Zeit, der ursprünglich die Rechte studirt, aber während des stolzen Aufschwunges der Münchener Kunst unter König Ludwig I. das Corpus Juris mit der Palette vertauscht hatte. Noch während seines Münchener Aufenthalts hatte der Maler Haus-

hofer eine Familie begründet; zwei Söhne waren ihr entsprossen. Die Rücksicht auf diese Familie bewog ihn, aus dem Münchener Künstlerkreise zu scheiden und eine Professur an der Prager Akademie der Künste anzunehmen — ein Wechsel, den der fein und tief empfindende Mann mit zwanzigjährigem Heimweh bezahlen musste. So kam es, dass K. v. Haushofer, der am 28. April 1839 geboren war, kaum fünf Jahre alt, nach Prag übersiedelte, wo er an dem trefflich geleiteten deutschen Gymnasium auf der Kleinseite seit 1850 seine Ausbildung erhielt. Es waren fast durchweg einsichtige und warmherzige Schulmänner, die damals an dieser Anstalt wirkten; Haushofer vergass auch nie, wieviel er ihnen verdankte. Schneller als der Vater, welcher sich an den Ufern der Moldau zeitlebens als ein vereinsamter Pionier deutschen Kunstlebens fühlte, lebten sich die Söhne in die Prager Verhältnisse ein; trotzdem fühlten sie sich als Ausländer, um so mehr, da ihnen fast in jedem Sommer zwei Ferienmonate an den Ufern des Chiemsee's beschieden waren. Eine heisse, ja leidenschaftliche Liebe zur heimischen Berglandschaft ging aus der Seele des Vaters als Erbtheil in die des Sohnes über; aber nicht blos der Sinn für landschaftliche Schönheit, sondern auch das zeichnerische und malerische Talent. Es hing an einem Haare, dass K. Haushofer auch, wie sein Vater, Maler geworden wäre. An der Befähigung dazu hätte es ihm nicht gefehlt. Aber manche trübe Erfahrung, die der Vater während einer Reihe von Jahren hatte machen müssen, veranlassten denselben, nicht blos auf einer Vollendung des Studiums seiner Söhne zu beharren, sondern auch dieselben zu diesem Ziele wieder nach Deutschland zu schicken. So bezog K. Haushofer 1856 das Maximiliansgymnasium zu München und absolvirte dasselbe im Jahre 1857. Einigermassen ohne bestimmten Lebensplan, noch schwankend zwischen künstlerischen und wissenschaftlichen Anregungen, ward er zunächst Hans von Hopfen's Leibfuchs beim Korps Franconia, warf sich mit jauchzendem Übermuth in den Strudel des Studentenlebens und schlug sich schneidig mit seinen Gegnern herum.

Er war indessen doch eine zu ernste Natur, um mehr als ein paar Semester den akademischen Freuden zu widmen. Angeborne Liebe zur anorganischen Natur hatte ihn bestimmt, sich hauptsächlich dem Studium der Mineralogie und Geologie zu widmen; und da er zunächst nicht blos an die wissenschaftliche Theorie, sondern auch an die Praxis des Berg- und Hüttenwesens dachte, für welche nur eine Bergakademie als vorbereitendes Arbeitsfeld erschien, wandte er sich nach einem noch in Prag zugebrachten Semester nach der altberühmten Bergakademie zu Freiberg, wo damals v. Beust, Weishaupt u. A. als Leiter und Lehrer wirkten. An dieser Hochschule des Unterirdischen herrschte ein flotter, internationaler Ton, wobei aber doch tüchtig gearbeitet ward. Eine Franconia war auch vorhanden, die den waffenkundigen jungen Bergmann in ihren Kreis zog. Dass er das Zeichnen und Malen von Kinderjahren an getrieben hatte,

kam ihm auch hier zu statten; nicht blos, dass es ihm half, elegante Grubenrisse zu Papier zu bringen; auch manche Lebenserinnerung illustrirte er für sich und für seine Lieben.

Als er die Freiberger Studien vollendet hatte, trat die ernste Lebensfrage an ihn heran: Was nun? Aus den Kreisen böhmischer Grossindustrieller war ihm eine Anregung zugekommen, sich dem Eisenhüttenwesen zu widmen. Die Hoffnung, auf diesem Felde bald zu selbständigem Erwerb zu kommen, führte ihn dahin; er trat in die Dienste der Prager Eisenindustriegesellschaft, und zwar zunächst als Arbeiter im Werk Hermannshütte, unweit Pilsen. Es war 1861.

Hier herrschte nun freilich ein ganz andrer Geist, als ihn der Freiberger Student in den alten sächsischen Silbergruben, in den Zeichnungssälen und Laboratorien seiner liebgewonnenen Akademie kennen gelernt hatte. Hier hauste jener mächtige, dröhnende und stahlklirrende Zug, der in jener Zeit bestrebt war, Österreich mit einem Schlage aus einem Ackerbaustaat in einen Industriestaat zu verwandeln. Da rauchten die Hochöfen; die Puddler fluchten; zwischen riesigen Walzen hindurch zwängten sich weissglühende Eisenbahnschienen; gigantische Dampfhämmer gingen auf und nieder und in die stille Nachtluft hinauf sprühten Funken aus den Schloten. Es war eine harte Schule, durch welche Haushofer in dieser Zeit seines Lebens getrieben ward, eine Schule, die etwas Infernalisches an sich hatte.

Zum Walzmeister vorgerückt, war ihm nun freilich ein stattlicher Wirkungskreis gegeben; hatte er doch manchmal drei- bis vierhundert Arbeiter zu leiten, die ihre Anweisungen in deutscher und böhmischer Sprache empfingen. Aber wie ein Märchen lag hinter ihm eine sonnige Jugend mit einem Schatz von klassischen und künstlerischen Erinnerungen, die allmählich verblassen und zerrinnen wollten, weil sie in dieser Gegenwart keine Anregung mehr fanden; weil der junge Techniker, wenn er schweisstriefend, mit Kohlenstaub bedeckt und mit Brandwunden an den Händen aus seiner Hütte kam, zu todmüde war, um noch ein Buch zu lesen. Er fühlte mit Schmerz einen geistigen Rückgang in dieser Beschäftigung, ein tiefes Heimweh. Sein Vater durchschaute ihn und rieth ihm, die Stellung an der Hütte aufzugeben. Er that's, nicht ganz leichten Herzens; musste er doch wieder in eine unsichere Zukunft hinein. Aber diese empfing ihn wenigstens liebenswürdig. Als er wieder nach München übergesiedelt war, um nunmehr die akademische Laufbahn zu beschreiten, fand er nicht nur in dem Mineralogen Kobell[1]) und dem Physiker Jolly gütige Lehrer, die ihn nach Kräften förderten; seine persönliche Weltgewandtheit und ein sprühender Humor führten ihn auch als gerngesehenen Gast in jene akademischen Kreise, die ihre Mittelpunkte in den Häusern

[1]) Als dankbarer Schüler setzte H. ihm ein Denkmal in Form einer Abhandlung „Franz v. Kobell". Abh. d. bayr. Akademie d. Wissenschaften, 1883.

von Liebig, Jolly und Bischoff hatten. Nach einjährigem Aufenthalt an der Universität gelang es ihm 1864 eine von der philosophischen Fakultät gestellte Preisfrage (physikalischen Inhalts) zu lösen, sein Doktorexamen zu machen und sich bald darauf als Privatdozent zu habilitiren. Der gemüthvolle alte Kobell nahm ihn zum Assistenten. In dieser Eigenschaft und als Privatdozent war er bis zum Jahre 1868 thätig. Leider verlor er im Jahre 1866 seinen Vater, der ihm immer der treueste und liebevollste Rathgeber gewesen war und den er mit leidenschaftlicher Liebe verehrte.

Als im Jahre 1868 die Technische Hochschule zu München gegründet ward und der geniale Bauernfeind, die Seele dieser Anstalt, die schwere Aufgabe hatte, den Lehrkörper derselben zusammenzusetzen, wählte Bauernfeind ohne Zögern für die Professur der Mineralogie den Privatdozenten Haushofer und schlug ihn im Hinblick auf seine technische Vergangenheit, auch für das Fach des Eisenhüttenwesens vor. So erhielt Haushofer diese beiden Fächer zugetheilt und trat, nachdem er noch vorher seine Jugendgeliebte an den Altar geführt hatte, im November 1868 sein Lehramt an. Neben seinen Vorlesungen hatte er eine mineralogische und hüttenmännische Sammlung zu schaffen und ein mineralogisches Laboratorium einzurichten. Seine Schüler waren Ingenieure, Chemiker und Maschinenbauer, aber auch Kandidaten des Lehramtes. Im Lehrkörper der Hochschule gewann er sich bald allseitig Freunde; ein besonders inniges kollegiales Verhältniss knüpfte ihn an den ausgezeichneten Chemiker E. Erlenmeyer, welchen leider sein Gesundheitszustand viel zu früh der Münchener Thätigkeit wieder entfremdete. Aber auch mit seinen Gönnern an der Universität, mit Kobell und Jolly blieb Haushofer im herzlichsten Einvernehmen.

Auf Grund krystallographischer Untersuchungen[2]) ward er von der bayrischen Akademie der Wissenschaften als Mitglied aufgenommen. Eine von Jugend auf geübte Naturbetrachtung, ein vorzügliches Auge und ein Talent, Schwierigkeiten der Beobachtungstechnik spielend zu bewältigen, liessen ihn niemals im Stiche.

Aber er sah und liebte die Natur nicht blos im Laboratorium. Nachdem er als Knabe schon seinen Vater auf beschwerlichen Hochgebirgswanderungen begleitet und dabei mit dem Hammer des Naturforschers wie mit dem Stift des Künstlers gearbeitet hatte, blieb die Anhänglichkeit an die ewige Schönheit der Bergnatur auch dem Manne. Während er in jungen Jahren einer jener muthigen Pioniere war, die als solche in der Geschichte der Erschliessung der Ostalpen verzeichnet sind, widmete er späterhin ein treues Interesse dem Deutschen und Österreichischen Alpenverein. Er war einer der Mitgründer des Deutschen Alpenvereins und redigirte lange Jahre hindurch dessen Zeitschrift, wobei sein vollendeter

[2]) Krystallographische Untersuchungen in der „Zeitschrift für Krystallographie u. Mineralogie"; Jahrg. 1877 ff. — Auch eine Reihe von mineralogischen Arbeiten in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften, seit 1879.

künstlerischer Geschmack wohl das Meiste dazu beitrug, die bildliche Ausstattung der Zeitschrift zu veredeln. Zahlreiche kleine Skizzen von seiner Hand in jenen Blättern geben Zengniss von seiner feinen Auffassung der Alpenlandschaft, von einer Auffassung, die eben so sehr das künstlerisch wie das geologisch Interessante mit wenigen scharfen Strichen zu geben wusste. Auch die Hochgebirgskarten, die von ihm für diese Zeitschrift gezeichnet wurden, beweisen dieses künstlerische Empfinden, nicht minder die von ihm entworfenen geologischen Wandtafeln[3]) und manche Skizze, mit welcher er seine Vorträge zu illustriren wusste.

Ausserhalb seines Berufes bethätigte er sein künstlerisches Können durch manches Albumblatt, das nur für Freundeskreise bestimmt war; durch scharf zugespitzte Karrikaturen; jene feinen Miniaturen nicht zu vergessen, mit welchen er die berühmte Künstlerchronik von Frauenwörth in frohen Sommertagen schmückte.

Immer seltener freilich ward ihm die Musse gegeben, solcher Phantasie Zugang zu gewähren. Die Berufspflichten häuften sich. Da er schon seit dem Antritt seiner Lehrthätigkeit auch für die Verwaltungsangelegenheiten der technischen Hochschule lebhaftes Interesse gehabt hatte, ward er länger und häufiger zu denselben herangezogen; und als der hochverdiente Geheimrath v. Bauernfeind im Jahre 1889 vom Direktorium zurücktrat, war Haushofer der Vertrauensmann, dem die Staatsregierung die Stellung des Direktors übertrug. Feurige Beredtsamkeit und praktischer Blick, unerschütterliche Pflichttreue und eine Vereinigung von klassischer Bildung und von technischer Erfahrung liessen ihn diese Stellung voll und ganz ausfüllen. Die mit derselben verbundene Arbeitslast und Repräsentationspflicht störte freilich Haushofer's wissenschaftliche Thätigkeit, für die ihm nun neben seinen Direktorialgeschäften und neben seinem Lehramte nur eine Spanne Zeit noch übrig blieb. Auch diese hätte er bei seiner unermüdlichen Arbeitskraft noch ausgenützt, wäre nicht schwerer Familienkummer hinzugekommen. Seine überaus geliebte Gattin ward von langwieriger Krankheit ergriffen und starb, nachdem sie ein halbes Jahr lang von ihm auf's zärtlichste gepflegt worden war, im Jahre 1890 in seinen Armen. Die lodernde Leidenschaft, die in Haushofer's Jugendjahren so oft emporgeflackert war, wurde nun, nachdem der gereifte Mann sie Jahrzehnte hindurch in strenger Zucht gehalten hatte, zur still verzehrenden Flamme, die seine Lebenskraft zerfrass. Wohl häuften sich Ehren auf sein Haupt; er erhielt den persönlichen Adel und ward zum Mitgliede des obersten Schulrathes ernannt; aber diese Auszeichnungen brachten ihn nur dahin, in verstärkter Arbeitsthätigkeit ein Vergessen seines Kummers zu suchen. Zwei Jahre später warf ihn ein heftiger Anfall von Influenza auf ein Krankenlager; er erholte sich, aber nur scheinbar. Nach wie vor arbeitete er in seinem Laboratorium und

[3]) Dieselben erschienen bei Fischer, Kassel, seit 1878.

leitete den immer umfangreicher gewordenen Organismus seiner geliebten technischen Hochschule; aber man sah es ihm an, dass er im innersten Kern seines Wesens getroffen war. Noch zweimal hatte er im Herbste des Jahres 1893 Gelegenheit, seine Rednergabe vor grosser Zuhörerschaft zu entfalten; und namentlich in seiner letzten Rede bei einem grossen Kommerse der sämmtlichen Studirenden der technischen Hochschule zeigte er ein hinreissendes Feuer, so dass wohl Niemand glauben mochte, einen todgeweihten Mann sprechen zu hören.[4])

Es war das letzte Aufflackern seiner Lebenskraft. Im Winter musste er, um Heilung für seine leidende Brust zu suchen, an die Riviera; aber die lauen Lüfte des Mittelmeeres brachten ihm keine Genesung mehr. Die fand er auch nicht an den Gestaden des heimischen Chiemsees, wo er seit länger als einem Vierteljahrhundert die Sommermonate zugebracht und oft mit starkem Arm sein Segelboot durch den Sturm gesteuert hatte. Nach München zurückgekehrt, war er ein Sterbender, den nach einem leidvollen Herbste der Tod aus dem Leben riss zu einer Zeit, in welcher dasselbe erst anfangen sollte, die Ernte edelsten Strebens zu tragen.

So war er dahingegangen. Das Beste, was er hätte leisten können, blieb nicht er der Welt schuldig, sondern jenes Schicksal, das ihn zu früh zu den Schatten senkte. Es ist sicher ein tragisches Verhängniss, wenn, wie es hier geschah, weder der Grossvater, noch der Vater, noch der Sohn ihr Leben voll ausleben dürfen, sondern mitten aus der Fülle der Lebenspläne, von der Schwelle der Erfolge hinweggerissen werden.

Es ist von ihm weniger an wissenschaftlichen Werken geblieben, als man bei seiner rastlosen Arbeitsthätigkeit vermuthen sollte[5]). Umfangreichere Bücher wurden durch seine Amtsgeschäfte und sein frühes Ende unmöglich gemacht. Um so reicher ist die Erinnerung an seine mächtige Persönlichkeit, welche die ganze Stufenleiter menschlichen Empfindens, die seltenste Vereinigung von künstlerischer und wissenschaftlicher Begabung zum Ausdruck brachte[6]). Die steinerne Natur war sein Arbeitsfeld; aber nicht blos in ihrer Eigenschaft als abgrundtiefes Räthsel, sondern auch als tausendgestaltige Schönheit. Und wo sie nicht blos Aufgaben an den forschenden Gedanken, sondern gleichzeitig an künstlerisches Verständniss stellt: da ging er ihrem Wesen am liebsten nach. Die Verbindung der Thätigkeit des experimentirenden Gelehrten mit jener des frei schaffenden Künstlers verlieh

---

[4]) Von seinen Reden erwähnen wir die Antrittsrede „Über die Aufgaben der techn. Hochschule auf dem Gebiet allgemeiner Bildung“. Enthalten im Jahresberichte der techn. Hochschule für 1889/90.

[5]) Genannt werden müssen; „Die Constitution der natürl. Silicate“. Braunschw. 1874. — „Mikroskopische Reactionen“. Ebenda, 1885. — „Leitfaden für Mineralienbestimmung“. Ebenda 1892.

[6]) Wir erwähnen hier auch zahlreiche kunstkritische Besprechungen, die er seit 1886 für die „Illustr. Zeitung“ lieferte; sowie kunstgewerbliche Vorträge, wie solche u. A. in den Jahrgängen 1886 u. 1889 der Zeitschr. d. bayr. Kunstgewerbevereins enthalten sind.

seiner Hand eine besondere Art von Meisterschaft, die eigentlich nur derjenige beurtheilen kann, der ihn experimentiren oder zeichnen sah und ihn beobachtete, wenn er sich den einen oder andren Experimentir-Apparat selbst konstruirte. Alle die Erfahrungen, die er hinsichtlich dieser Fähigkeit erwarb, sind mit ihm zu Grabe gegangen. Wer heute noch einen Einblick in diese Mischung künstlerischer und wissenschaftlicher Arbeit gewinnen will, erhält ihn nur annäherungsweise durch eine Betrachtung von Haushofers geologischen Wandtafeln, durch seine charakteristischen Darstellungen in dem kleinen Werke „Die Mineralien“ [7]) oder durch seine Hochgebirgskarten, welche bei aller kartographischen Genauigkeit einen eigenartig landschaftlichen Eindruck hervorbringen; endlich durch seine landschaftlichen Zeichnungen, welche zeigen, wie er mit einem untrüglichen Scharfblick das Wesentliche jeder Art von Erdrindenbildung zu erfassen wusste. Wenn jemand berufen war, ein Buch zu schreiben über „Phantasie und Experiment“ oder über „Künstlerhand und Forschungsgeist“, so wäre er der Mann dazu gewesen.

Nur selten war ihm Veranlassung gegeben, mit rhetorischer Kunst oder gar in gebundener Sprache zu schreiben. Aber wenn er es that, dann wusste er zu zeigen, dass ihm der höchste Adel sprachlichen Ausdrucks ebenso geläufig war wie das trockene präzise Wort des Fachgelehrten. Und was er trieb und that; ob ihn ein winziger Kristallsplitter beschäftigte oder ein in die Wolken ragender Hochgebirgsgipfel [8]): stets wusste sein geistiges Auge jene Fäden zu finden, welche die leblose Natur mit dem Menschen und seiner Geschichte verbinden und darüber hinaus in das Entlegenste führen [9]).

Er ging durch ein kurzes Leben, aber als ein ganzer Mann, mit blanker Ehre, mit heiss fühlendem Herzen, mit hellem Blick und von rastlosen Gedanken beschwingt.

---

7) Verl. v. Kaiser, München, 1871.

8) Vgl. hierfür seine Abhandlung „Über die Entstehung der Alpen“ in der Zeitschr. d. D. u. Ö. Alpenvereins, 1886.

9) Fein durchgearbeitete Vorträge über Manches sind uns gedruckt noch nicht zu Gesicht gekommen; zur Charakteristik von Haushofer's Gedankenwelt diene aber noch eine Arbeit „Über das Weltende“ in der Deutschen Revue (1884).

Stammbuchblätter von
(Mit Silhouetten von

Die Autogramme von Goethe, Lessing, Wieland sind einem (gegenwärtig im Besitz des Geh. Commercienrathes Dr. Kilian Steiner in Stuttgart befindlichen) Stammbuch des stud. jur. Wilhelm Lud. Rodowé entnommen. Lehrern und Gönnern, Berühmtheiten und namenlosen Kameraden hat der Osnabrücker, wie der Schüler im Faust, das Anliegen vorgetragen: „Gönn' Eure Gunst mir dieses Zeichen," und manches gereimte, manches im Zeitgeschmacke gemalte und gezeichnete Blatt ward dem Bittenden gewährt. Leipziger und Göttinger Professoren (Böhmer, Clodius, Ernesti, Kästner, Platner, Pütter etc.) sind in dem Bande vertreten. Lessings Gegenüber ist Nicolai mit dem Eintrag: „wer frey darf denken, denket wol. Zum Andenken geschrieben von Fr. Nicolai, Buchhändler aus Berlin, Leipzig 26. März 1775." Weisse, Hagedorns Bruder und C. G. Körner seien noch genannt von den Beiträgern zu diesem (in Albert Cohns Katalog, Auktion vom 27. 1. 1891, näher beschriebenen) Stammbuch. Es heisst dort:

Decipimur specie recti.

zum Andenken
Goethe

1776.

C. M. Wieland

Weimar den 6ten Octob. 1774.

Goethe, Lessing, Wieland.

Goethe und Lessing.)



Lessing verweilte auf seiner Reise nach Berlin im Februar 1775 eine Woche in Leipzig. Die vorliegende Eintragung scheint das einzige Produkt seiner Feder während des Leipziger Aufenthaltes zu sein. Er wählte eine Stelle aus den Adelphi des Terenz, auf die er nach Mittheilung von Dr. Fritz Jonas schon 1752 bei der Übersetzung von Huartes Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften gestossen war.

Goethe verliess am 24. März 1776 Weimar, um über Auerstädt, Naumburg, Rippach nach Leipzig zu reisen, wo er bis zum 31. blieb.

Die beigezeichneten, nicht eingeklebten Silhouetten Lessings und Goethes sind als Originalbildnisse der beiden Dichter von Werth. Man kannte bisher nur zwei Originalbildnisse Lessings: das Oelgemälde von Graff, einer viel früheren, und den aus Fritz Jacobis Nachlass stammenden Schattenriss, einer viel späteren Epoche angehörend als unsere Silhouette. Wahrscheinlich hat Lessing dazu gesessen, da von einem Schattenriss, den er Rodowé als Vorlage gegeben haben könnte, nichts bekannt ist. Die Silhouette Goethes stellt den Dichter im 27. Lebensjahre dar, in jugendlicher Schönheit und Anmuth. Sie erinnert an diejenige, welche Goethe am 31. Aug. 1774 an Lotte Kestner sandte, doch ist sie mit dieser nicht identisch, u. A. auch bedeutend grösser, von ungewöhnlicher Grösse überhaupt.

Ita vita est hominum, quasi cum ludas tesseris:
Si illud, quod maxime opus est jactu, non cadit,
Illud, quod cecidit forte, id arte ut corrigas.

Ad. e. scrip.
Gotthold Ephraim Lessing.
Lipsiae d. 20 Febr. CIↃIↃCCLXXV.

Vier Briefe Böckh's an Al. v. Humboldt.

a D. Über das vertraute Verhältniss Böckh's zu Al. v. Humboldt giebt die von K. Bruhns 1872 herausgegebene „wissenschaftliche Biographie" des letzteren im zweiten Bande hinreichende Auskunft. Zugrunde gelegt wurden dabei gegen 300 im Besitze von Böckh's Schwiegersohn Gneist befindliche Briefe Humboldt's an den Freund und philologischen Berather aus den Jahren 1831—1859, sowie das wenige, was von Anschreiben und Antworten Böckh's im Nachlasse des Empfängers noch übrig war. Der weitaus grösste Theil des Inhalts dieser Böckh'schen

Briefe besteht aus eingehenden Belehrungen über Fragen zur Geschichte der Naturwissenschaft bei den Griechen und ist, soweit es sich um die Resultate handelt, von Humboldt in den Anmerkungen zum Kosmos getreulich benutzt und somit in gewissem Sinne veröffentlicht worden. Eine philologische Lebensbeschreibung Böckh's, zu der es K. B. Stark (Verfasser des Artikels in der Allg. Dtsch. Biogr.) trotz langjähriger Vorbereitung leider nicht gebracht hat, müsste immerhin von den methodisch und sachlich interessanten Briefen selber Kenntniss nehmen. Allgemeinere Theilnahme dürften inzwischen wegen ihres persönlichen Gehalts die nachstehenden Stücke aus der letzten Zeit der Korrespondenz erregen.

1.

Ew. Excellenz

wissen, dass ich Ihrer stets in Verehrung und Dankbarkeit gedenke: unter so vielen, die hierzu verpflichtet sind, bin ich nicht einer der letzten, und unter den vielen, die dies auch innig empfinden, bin ich gewiss einer der ersten. Darum darf ich es nicht unterlassen, Ihnen von ganzem Herzen Glück zu wünschen zu der erfreulichen Wiederkehr Ihres Geburtstages, die Sie übermorgen erleben. Mögen Sie den Wissenschaften und dem Vaterlande noch viele Jahre in ungeschwächter Gesundheit erhalten bleiben! Ew. Exc. Leben und Wirken wirft noch einen heiteren Schein und Hoffnungsstrahl in die umdüsterte Zeit, und ich kann mir kaum eine Vorstellung von dem Zustande und der Stimmung machen, welche eintreten werden, wenn auch dieser Stern unter Preussens Horizont hinabgegangen seyn wird. Möge ein göttliches Geschick seinen Ablauf verzögern!

Ich habe zwei Wochen in Carlsbad in nicht unerquicklicher Unthätigkeit gelebt, und setze diese hier fort; auch Ihnen ist, soviel ich weiss, der hiesige Aufenthalt nicht unangenehm gewesen. In Carlsbad wurde ich von der Nachricht des Todes von Schelling überrascht. Wenn der bombastische Artikel der Kreuzzeitung über ihn Ekel erregt, so finde ich die ganz wegwerfenden der Vossischen doch auch widerlich, und dass Schopenhauer, den Ew. Exc. auch kennen, der Messias der Philosophie seyn soll, wird wenigen einleuchten. Wie gross auch die Fortschritte sind, welche die Empirie gemacht hat, so scheint mir doch der Verlust der ideellen Richtung zu beklagen, die die letzten Jahre des vorigen und die ersten des laufenden Jahrhunderts auszeichnete; zu dieser hat Schelling ungeachtet aller seiner Mängel und Fehler wesentlich beigetragen. Den christlich-heidnisch-mythologisirenden Schelling, wie er in der letzten Zeit war, gebe ich freilich völlig preis.

Auch ohne diese Bemerkung über eine zu Grabe gegangene Grösse, die sich schon bei Lebzeiten selbst vernichtet hat, wäre der Zweck dieser Zeilen erfüllt gewesen, und ich will Ew. Exc. um so weniger bei diesen festhalten, da Sie viele dergleichen Zuschriften wo nicht zu lesen, doch zu überblicken haben werden. In der Hoffnung, Ew. Exc. nach meiner Rückkehr frisch und wohl zu finden, wiederhole ich meine besten Glückwünsche.

Ew. Excellenz

stets dankbarster inniger Verehrer

Böckh.

Teplitz, d. 12. Sept. 1854.

2.

Wenn Ew. Excellenz diese Zeilen an einem Tage erhalten werden, an welchem Sie durch vielfältige Beglückwünschungen werden überhäuft und belästigt seyn, so mögen Sie dieses Briefchen, mehr verlange ich nicht, nur eines Blickes würdigen und dann ungelesen bei Seite legen; denn auch ohne dass Sie es lesen,

wissen Sie, dass sein Zweck kein anderer seyn kann, als Ew. Exc. meine innigste Anhänglichkeit und meine Freude über Ihr heiteres, möglichst rüstiges und wohlgemuthes Befinden in hohem Alter zu erkennen zu geben. Es giebt der Wünsche für das letzte Lebensziel zwei, dass es spät komme, und dass es, wie Pindar sagt, ἀτειρεῖ σὺν ἀγαθῷ komme. Beide sind bis jetzt für Sie in Erfüllung gegangen, und wir hoffen, dass sie sich noch fernerhin erfüllen mögen.

Wiewohl ich hier sehr abgeschieden lebe und selten eine Zeitung zu Gesicht bekomme, so habe ich doch erst hier gelernt, dass Ew. Exc. bei der Kais. Leopoldinischen Akademie als Timaeus Locrensis eingetragen sind. Das hätte ich damals wissen sollen, als ich es wagte, an Sie den Brief über das kosmische System des Platon, namentlich des Platonischen Timaeus zu richten[1]; zu dem ernsthaften Motiv, welches mich dazu legitimirte, hätte ich dann noch hieraus ein scherzhaftes entnehmen und hinzufügen können. Als ich jene Notiz las, fiel mir aber auf, wie schön und treffend die Wahl dieses Namens war, in welchem die Idealität Ihrer Naturansicht, bei aller Verschiedenheit derselben von den Träumen der Alten, Ihre Liebe zum Alterthum, endlich divinatorisch die Vollendung der Erkenntniss des Kosmos, den die Pythagoreer ahneten, glücklich ausgedrückt sind.

Mit innigster Verehrung
Ew. Excellenz
stets dankbarster
Böckh.

Friedrichroda bei Gotha,
d. 12. Sept. 1855.

3.

Ew. Excellenz

stehen mir auch in der Entfernung stets vor Augen, und es vergeht gewiss kein Tag, dass ich Ihrer nicht mehr als einmal gedächte, sei es bei mir selber, sei es gegen andere. Denn so abgeschieden von der grossen Welt auch das Örtchen ist, aus welchem ich schreibe, kommen doch immer Personen in meinen Bereich, denen Bildung und Litteratur und die Beziehungen auf die höchsten Angelegenheiten der Menschheit nicht fremd sind. Heute stehen wir am Vorabend Ihres neunzigsten Geburtstages; wie könnte ich den Tag vorbeilassen, ohne wenigstens im Geiste Ihnen zu nahen? Wenn irgend jemandem Glück dazu gewünscht werden kann, ein so hohes Alter erreicht zu haben, so kann es Ew. Exc. gewünscht werden. Die Gründe dieses Urtheils zu analysiren ist Überfluss; doch will ich einen Grund nennen, der für das Ganze der wichtigste ist: Zu wessen möglichst langer Erhaltung sich der wissenschaftliche oder um mich umfassender auszudrücken der geistige Staat, und der politische Staat und der Staat der gesammten Menschheit, der kosmopolitische, soweit er jetzt schon verwirklicht ist, um seinetwillen Glück wünschen muss, der Mann ist der hochbeglückteste. Indem ich dies ausspreche, muss ich Ihnen das Pindarische zurufen: Ἴσθι ἐν τούτῳ πεδίλῳ δαιμόνιον πόδ' ἔχων. Möge uns lange noch dieses Glück bleiben, welches uns heute erfreut.

Dass die Tage von Jena[2] (sit venia verbo, da man sonst damit wohl eher sehr trübe Tage zu bezeichnen gewohnt ist) auch Ew. Exc. geweiht wurden, lag in mehr als einer Beziehung sehr nahe. Mir gereichte es zu besonderer Befriedigung,

[1] Untersuchungen über das kosmische System des Platon, Sendschreiben an Al. v. Humboldt 1852, worin O. F. Gruppe's verfehlte Schrift über die kosmischen Systeme der Griechen widerlegt ward.

[2] Feier des 300jährigen Jubiläums der Universität. Humboldt hatte seines Uralters wegen der persönlichen Einladung nicht folgen können; Böckh, als Festabgeordneter für Berlin, gedachte sein in einer Ansprache im Hinblick auf seine Beziehungen zu Jena's klassischer Zeit.

dass gerade mir die Gelegenheit vergönnt war, meine Liebe, Verehrung und Bewunderung für Sie auszudrücken; war vielleicht ein anderer wissenschaftlich würdiger dies zu thun, so gestatte ich hierin keinem den Vorrang, wenn die Würdigkeit nach Herz und Gemüth geschätzt wird. Was die Überreichung des Bildes Ihres Bibliothekszimmers betrifft, so wird Hr. Seifert[3]) wohl darüber berichtet haben, was ihm von mir darüber geschrieben worden.

Von der Jenaer Feier habe ich mich hierher begeben, wo ich mit meiner Familie zurückgezogen lebe; doch kommen ab und zu Gelehrte und Studiengenossen hierher, da das Städtchen sehr beliebt ist. Ein permanenter Genosse meines Landlebens ist der General v. Olberg, ein sehr kenntnissreicher und angenehmer Mann, der Ew. Exc. nicht unbekannt seyn wird. Eine einzige Ausnahme von unserer Abgeschiedenheit fand sich ein, indem ich mit meinem Schwiegersohn bei dem Hrn. Herzog in Reinhardsbrunn zur Tafel war; es war daselbst auch der Markgraf Max von Baden, ein sehr liebenswürdiger Landsmann von mir. Ich studire sehr wenig, und meistens nur Unsinn, den man am besten in solchen Tagen abmacht, die man ohnehin verloren geben will. Zufälliger Weise sind mir in Jena mehrere Sachen der Art in die Hände gesteckt worden. Dahin gehört die Ableitung des Etruskischen aus dem Semitischen von Stickel in Jena, ein nicht unmethodisches Buch, aber doch unmöglich ein vernünftiges; desgleichen die Proben Homerischer Arithmetik von Hrn. v. Hahn auf Syra. Uterque insanit cum ratione. Auch aufs Land verfolgt mich die Chronologie. Denn unerwartet habe ich in dem letzteren Buche gefunden, dass der Urkern der Ilias das Sommersolstitium, der Urkern der Odyssee das Wintersolstitium sei, und dass die Homerischen Epopoeen die Attische Oktaëteris darstellen. Hierzu gesellt sich die Römische Chronologie von Theod. Mommsen, wonach die feste Ägyptische Zeitrechnung nicht 30 Jahre vor der Christlichen, sondern den 29. August 1483 a. Chr. beginnt, andere Entdeckungen abgerechnet, die auf Missverstand der Stellen und auf unhaltbaren Combinationen beruhen. Es ist in der That zu beklagen, dass so viele schöne Kräfte in verkehrten Richtungen in Bewegung gesetzt werden.

Verzeihen Ew. Exc. diese Expectorationen, die zwar an sich unschuldig sind, aber zur unrechten Zeit kommen, da Sie mehr zu lesen haben werden als solche Sachen, wie ich sie hier schreibe. Ew. Exc. werden aber gleich sehen, was Sie davon ungelesen lassen können.

In der Hoffnung, dass diese Zeilen Sie im besten Wohlseyn treffen mögen, empfiehlt sich Ew. Excellenz

Ihr stets getreuer und dankbarer Verehrer
Böckh.

Friedrichroda bei Gotha,
13. Sept. 1858.

4.

Ew. Excellenz

habe ich sehr lange nicht aufgewartet. Kurz nach dem Schluss meiner Vorlesungen, den ich etwas spät gemacht hatte, wurde ich von einem heftigen Husten und Katarrh befallen, der mich nöthigte das Zimmer zu hüten, und ich bin davon noch nicht wiederhergestellt, so dass ich es nicht wagen darf einen grösseren Ausgang zu machen. Daher entledige ich mich schriftlich der Pflicht, Ew. Exc. das einliegende Sammelwerk[4]) vorzulegen. Ich habe das Unglück,

---

[3]) Humboldt's Kammerdiener Seifert vertrieb mit Erlaubniss seines Herrn zu eigenem Nutzen die farbige Lithographie nach Ed. Hildebrandt's Aquarellbild des Bibliothekzimmers und ersah auch in der Jenaer Feier eine günstige Gelegenheit für dies Geschäft.

[4]) Sammlung der „kleineren Schriften“ Böckh's.

dass mir nichts gefällt was ich geschrieben habe, zumal nachdem es gedruckt ist; da aber so viele, die nicht besser sind als ich, ihre Sachen gesammelt herausgegeben haben, so wird diese Sammlung auch mit drunter durch gehen können.

Die drohenden Zeitverhältnisse verstimmen mich sehr. Ich sehe keinen Ausweg für uns aus diesen bedenklichen Wirren.

Mögen Ew. Exc. noch lange zu aller Freude und Frommen sich Ihrer Thätigkeit, die unermüdlich ist, hingeben können[5]). Dies wünscht von ganzem Herzen

Ihr innigster und dankbarster
Verehrer
Böckh.

Berlin, d. 30. April 1859.

Ein Brief Grillparzers an Paul Heyse.

Mitgetheilt von
MAX KALBECK in WIEN.

Vorbemerkung. Grillparzers Novelle „Der arme Spielmann" erschien zuerst in dem von J. Grafen Mailáth für das Jahr 1848 bei Gust. Heckenast in Pest herausgegebenen „Deutschen Almanach: Iris". Ohne nach seinem wahren Werthe gewürdigt worden zu sein, gerieth dieses Meisterstück der erzählenden Poesie bald wieder in Vergessenheit. Wer bekümmerte sich im Sturmjahre 1848 viel um Kunst und Litteratur!? Einer der Wenigen, die das köstliche Werk des grossen Dichters schätzen lernten und in treuem Andenken behielten, war Paul Heyse. Als er um zwei Decennien später mit seinem Freunde Hermann Kurz die (1871 erfolgte) Herausgabe des „Deutschen Novellenschatzes vorbereitete, wandte er sich sogleich an Grillparzer, mit der Bitte, ihm den armen Spielmann zum Abdrucke zu überlassen. Darauf erfolgte der in dem unten mitgetheilten Briefe*) begründete abschlägige Bescheid. Am 11. Juni 1871 erneuerte Heyse seine Bitte (siehe Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft I. p. 246). Als Vorstand der in Nürnberg zusammengetretenen Genossenschaft dramatischer Autoren fühlte er sich verpflichtet, dem „allverehrten Altmeister der dramatischen Dichtung" ein Exemplar der neuen Statuten zu übersenden, und erinnerte bei dieser Gelegenheit wieder an den noch immer der Auferstehung harrenden armen Spielmann. Zwischen den beiden Briefen Heyse's aber lag die Feier von Grillparzer's achtzigstem Geburtstage, und Heyse hatte zu dem festlichen Tage in feurigen Huldigungsstrophen, die eine Münchener Adresse begleiteten, seine Glückwünsche dargebracht. (Das Gedicht ist unter dem Titel „An Grillparzer" im ersten Bande der gesammelten Heyse'schen Werke zu finden.) Die ehrliche Begeisterung, welche aus jeder Zeile des formschönen, sinnigen Carmens hervorbricht, mag den Alten erwärmt und zur Nachgiebigkeit bestimmt haben. Überdies konnte Grillparzer aus dem einleitenden Vorwort des bereits bis zum dritten Bande gediehenen Novellenschatzes entnehmen, dass Heyse's Versicherung, gerade der arme Spielmann habe ihm zuerst den Gedanken dieser Sammlung eingegeben, keine blosse Artigkeit war. Von dem Vorhaben, den Spielmann zugleich mit dem Kloster bei Sendomir und dem Esther-Fragment als Buch erscheinen zu lassen, war Grillparzer ohnehin abgekommen, und so konnte Heyse nach empfangener Erlaubniss den fünften Band des Novellenschatzes mit dem ersehnten Beitrage zieren. Die Novelle, von welcher der Herausgeber als kundiger Altmeister der Gattung in einer charakteristischen Vorrede voll Bewunderung spricht, überraschte das deutsche Publikum fast noch mehr, als Gottfried Keller's Meisternovelle „Romeo und Julie auf dem Dorfe", die im dritten Bande der Heyse'schen Sammlung ebenfalls von den Todten zu unsterblichem Leben erstanden war.

5) Humboldt starb wenige Tage darauf, am 6. Mai.
*) Das Original befindet sich in Max Kalbeck's Autographensammlung.

Baden 16. Juni 1870.

Hochgeehrter Herr!

Ihr geehrtes Schreiben hat mir, alles abgerechnet schon darum grosse Freude gemacht, weil es mir den Eindruck Ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit wieder erneuert hat.

Was den Wiederabdruck der Novelle „Der alte Spielmann“ betrifft, so steht dem im Wege, dass die mir nächst Stehenden verlangen, dass ich eben diese Novelle zugleich mit dem dramatischen Fragmente Esther und (zur Raumausfüllung) mit noch einer andern Almanach-Novelle in einem eignen Bändchen drucken lassen soll. Und dieses zwar des Fragmentes Esther wegen, das wunderlicher Weise in der Aufführung auf dem Theater grosses Glück gemacht hat, so dass ich von allen Seiten um Mittheilung des gedruckten Textes bestürmt werde, den ich doch selbst nicht besitze, so wie Keines der Meinigen, worüber letztere sehr ungehalten sind. Ich bin dem Plane sehr entgegengesetzt, werde aber doch schwerlich aushalten können.

Von einer Ausgabe meiner sämtlichen Arbeiten kann nur die Rede sein nach meinem Tode, oder wenn Deutschland wieder poetisch geworden sein wird, welche zwei Zeitpunkte so ziemlich zusammenfallen dürften.

Verzeihen Sie wenn ich nicht länger schreibe, denn die Schwäche meiner Augen und meiner Hand machen mir das Schreiben peinlich, was wohl auch die Beschaffenheit meiner Handschrift kund gibt.

Freundschaftlichst

Grillparzer.

Biographie der Namenlosen.

Von

R. M. WERNER

I. Eine Anregung.

Wer hat sich nicht schon einmal in einer schönen Sternennacht dem erhebenden und doch furchtbaren Gedanken hingegeben, dass alle die ungezählten Lichter, die so unfassbar weit von uns liegen, grösser und mächtiger sind, als das Fleckchen, auf dem wir leben. Schwindelerregend, vernichtend könnte der Kontrast zwischen jenen fernen mächtigen Welten und unserem unscheinbaren Ich werden, wenn nicht der glückliche Egoismus käme und uns rettete. Viel weniger leicht werden wir auf den Gedanken geführt, dass Milliarden Menschen mit uns gleichzeitig auf dieser unserer Erde leben, von deren Lebensführung wir keine Ahnung haben; sie mühen sich, sie freuen sich, sie machen Qual und Freude durch und legen sich abgehetzt oder mit ungestillter Lebenssehnsucht zum ewigen Schlafe nieder, und keine Spur bleibt von ihnen übrig. Und doch war die Spanne Zeit, die ihnen gegönnt war, ihr Lebensreichthum, und doch waren sie vielleicht, wie wir mit Ibsen sagen müssten, „Stützen der Gesellschaft“, freilich ihrer Gesellschaft. „Wie gering ein Mann, wie ich, auch ist, so bin ich doch immer gewohnt gewesen, als das Haupt meiner Familie betrachtet zu werden. Mein bescheidenes Daheim bildet auch eine kleine Gesellschaft. Und diese kleine Gesellschaft hab' ich nur stützen und aufrecht erhalten können, weil meine Frau und meine Kinder an mich glaubten. . . .“ Diese Worte sind dem alten Arbeiter Auler in den Mund gelegt. Nur selten wird uns eine Kunde von solchem Leben, trotzdem es vielleicht verhältnissmässig reicher an Inhalt war, als das vieler Anderer.

Hat ein solches Leben Anspruch auf Beschreibung, oder gilt wirklich das Wort Hebbels: „Wenig Menschen haben ein Recht auf eine Biographie“? Ein Unternehmen für biographische Kunst und Forschung wäre bald zu Ende, wenn nur die führenden Geister, „nur diejenigen“ in Betracht kämen, „die bei einer entschiedenen Wirkung nach aussen in dem Kreise ihrer Thätigkeit keine Gelegenheit fanden, ihr Inneres befriedigend und genügend darzulegen“. Jedes Menschenleben verdient eine Erzählung, wenn sich nur der Erzähler Rechenschaft giebt, was er erreichen will. Die Menschen sind selten, deren Schicksale durchaus merkwürdig, durchaus originell sind, und auch die Lessing'sche Formel: „Er ward geboren, nahm ein Weib und — starb“, kann einen Reichthum an interessanten Verwickelungen umschliessen. Eines allerdings steht fest, jede Zeit und in ihr wieder jeder Stand hat einen Typus des Lebens, so dass eine Biographie mit geringen Modifikationen für viele Menschen passen würde. Diese Gewöhnung der Lebensführung scheint bisher noch viel zu wenig berücksichtigt. Es lässt sich nicht verkennen, dass auch hier der Mode eine nicht unbedeutende Rolle zufällt. Wie verschieden ist z. B. der Typus einer Dichterbiographie im 17., im 18. und im 19. Jahrhundert! und wie viele Züge wiederholen sich doch im Leben jedes Dichters, je nachdem er einem dieser Jahrhunderte angehört. Warum fehlt denn im 18. Jahrhundert die „grosse Tour“, die einen Dichter des 17. Jahrhunderts in die Niederlande, nach England, Frankreich und Italien führte! Die Mode ist eine andere geworden, oder wenn man lieber will, die Gewöhnung. Und mit den kleinen Leuten ist's ebenso, auch in ihrem Leben entscheidet die Mode.

Ein recht auffallendes Beispiel einer typischen Biographie finden wir bei den „Grundwirthen“ der deutschen Kolonien in Galizien. Die Söhne erhalten in der deutschen Privatschule, die jede protestantische Gemeinde mit schweren Opfern errichtet, um ihre Kinder nicht in die benachbarte öffentliche Volksschule mit ruthenischer Unterrichtssprache schicken zu müssen, bis zum vorgeschriebenen Lebensjahre den nöthigen Schulunterricht, dann kommen sie nach Lemberg in ein Gasthaus und steigen nun vom Messerputzer zum Bierjungen und endlich zum Kellner auf. In dieser Stellung bleiben sie bis zum 20. Lebensjahre, dienen dann ihre Zeit meist bei der Artillerie ab und bringen es fast immer bis zum Unteroffizier, weil sie der Landessprache, wie des Deutschen mächtig sind, auch lesen und schreiben können, dann aber kehren sie entweder zum Pflug und Handwerk (meist der Tischlerei) zurück, oder aber sie werden Zahlkellner und endlich Wirthe. Die Mädchen aber suchen einen Dienstposten, den sie treu und fleissig erfüllen, bis sie heiraten. Hier haben wir einen Typus der Lebensführung, dem sich aus den deutschen Provinzen kaum etwas vergleichen lässt. Die Söhne der deutschen Schulmeister in Galizien dagegen bilden sich in Bielitz wieder zu deutschen Schulmeistern aus, obwohl sie die kümmerlichen Verhältnisse ihrer Väter zur Genüge kennen und die Noth als stete Begleiterin im Leben haben. Warum diese Gleichmässigkeit? Die Gewöhnung hat sie mit sich gebracht.

Die Söhne von Beamten pflegen wieder Beamte zu werden, wie früher der Sohn eines Kaufmanns sich abermals dem Kaufmannsstande zu widmen pflegte. Freilich sehen wir allmähliche Umgestaltungen, ein Streben nach aufwärts, und es ist merkwürdig genug zu beobachten, wie seit noch nicht allzulanger Zeit dem Offizierscorps Söhne aus Kreisen zuwachsen, die bisher andere Laufbahnen einschlugen. Auch hier zeigt die Mode ihre Macht.

Wo wir hinblicken, können wir solche Typen der Lebensführung erkennen: es wäre wichtig, hier durch reiches Material festen Halt zu gewinnen. Mitunter kommt es nämlich auch anders, und dann erhalten die Biographien ein weiteres Interesse. Marie von Ebner-Eschenbach sagt von dem Helden ihrer tiefempfun-

denen Novelle „Nach dem Tode“: „In seinem Leben war Alles anders gewesen als in dem der meisten seiner Standesgenossen. Eine Jugend voll Arbeit und Mühen lag hinter ihm. Er hatte als Kind die öffentlichen Schulen besucht und dann eine deutsche Universität bezogen.“ Dieser Bildungsgang des österreichischen Aristokraten Paul Sonnberg entsprach dem Typus seines Standes und seiner Zeit nicht, obwohl er dem Typus anderer Stände gleicht. Dafür ging ihm, wie die Dichterin sagt, „der Ruf eines Mannes voran, der zu einer grossen Laufbahn bestimmt sei.“

Dieser Satz giebt zu denken, man kann ihn nämlich erweitern und geradezu behaupten, jene Männer pflegen es am weitesten zu bringen, welche den Typus des Lebens in ihrer Zeit, ihrem Stande durchbrechen und nach einem andern Typus sich entwickeln. Man nehme nur einmal das Leben eines Künstlers, der etwa aus einer Beamtenfamilie hervorgeht. Auf die normalen Anfänge einer Beamtenlaufbahn folgen die Kämpfe mit Eltern und Lehrern, mit Umgebung und Tradition, vielleicht die Gefahr, einen „verlorenen Sohn“, der „es zu nichts bringen wird“, aufwachsen zu sehen. Man versucht alles Mögliche, dem Unglücksmenschen einen Posten im Leben zu verschaffen, nur das eine wagt man nicht, ihn sich seiner Kunst widmen zu lassen. Gelingt es der Kraft schliesslich, alle Hindernisse zu überwinden, dann staunt Alles, wie der Unbegabte, als faul Verschriene plötzlich der Fleiss und die Ausdauer selber wird und in dem neuen Boden überraschend schnelle Fortschritte macht, ohne zu wanken arbeitet, mit Entbehrungen sich zum Gipfel emporringt. Auch diese Ausnahmsmenschen zeigen einen Typus des Lebens, den einmal der sinnige Schweizer Karl Spitteler für den Dichter entworfen hat.

Wir sind damit aber zu einem Punkte gelangt, wo sich das Menschenleben mit einem „Gesetze“ berührt, das in der Naturwissenschaft bei der Entstehung neuer Arten von einzelnen Gelehrten als maassgebend angesehen wird. Bekanntlich steht der Darwinschen „Selectionstheorie“ die sogenannte „Migrationstheorie“ Moriz Wagners gegenüber; nach ihr entstehen neue Arten dann, wenn Individuen unter geänderten Lebensbedingungen existieren müssen. Man braucht nicht weiter auf diese Lehre einzugehen, um zu erkennen, wie sehr sie auf die Biographie passe. Wie häufig knüpfen die bedeutendsten Fortschritte nicht an „zünftige“ Vertreter des betreffenden Faches an, sondern an Leute, die auf anderem Gebiete ausgebildet, in eine neue Atmosphäre versetzt werden; wie häufig gehen grosse Künstler aus Familien hervor, in denen der Kunstsinn bis dahin ganz versteckt war. Der Sohn eines armen Maurers wird ein grosser Dichter, nachdem er in der Jugend selbst die Kelle gehandhabt hat. Der Sohn eines Offiziers und Hufschmiedes kann seinen Wunsch nicht erfüllen, Theologe zu werden, sondern wird zum Juristen, dann zum Mediziner gepresst, aber er wird doch einer der grössten deutschen Dichter und Denker. Dies ist eine so merkwürdige Erscheinung, dass man darin den Zufall wirksam sehen könnte, wenn sich nicht dem tiefer Blickenden ein auch auf anderen Gebieten der Natur waltendes Gesetz darin enthüllte. Was den Typus durchbricht, ringt sich zu Neuem empor.

Wir dürfen Hebbels Ausspruch umkehren und sagen: „Alle Menschen haben ein Recht auf eine Biographie“, wenn gleich die Biographien von uns kleinen Leuten einander ähnlich sind, wie ein Japanese dem andern. Es ist eine schöne Aufgabe des Kulturhistorikers, diesen Typus des Lebens herauszuarbeiten. Ja es ist der schönste Beruf des Dichters, in „dieser Armuth welche Fülle“ zu zeigen! Derselbe Hebbel, der nur wenigen Menschen das Recht auf eine Biographie zuerkennt, hat das Leben, das alltägliche Leben kleiner Menschen zum Gegenstande seines schönen Epos „Mutter und Kind“ genommen, hat in „Maria

Magdalena“ leider gewöhnliche Schicksale gewöhnlicher Leute behandelt, hat in seinen Novellen, besonders im „Schnock“, das typische Leben nicht verschmäht. Wie wunderbar versteht es eine Ebner-Eschenbach, das Leben eines armen Gemeindekindes zu erzählen, eine Th. Justus, in die Räume des Armenhauses, in die Schifferhäuschen zu führen und dort das Gold der Poesie im alltäglichen Lebenslauf der Unbekannten, der grossen Menge aufzudecken! Wie hübsch schildert uns ein R. Reichenau „unsere vier Wände“ oder eine Ch. Niese die dänische Zeit Schleswig-Holsteins!

Man vergleiche nur einmal den „alten Thurmhahn“ des Schwaben Eduard Mörike mit „Rothkehlchens Neujahrsbetrachtung“ des Tyrolers Anton von Schullern! Dort das Leben des protestantischen Pfarrers, hier der Tageslauf eines altösterreichischen Beamten; in beiden Gedichten das Leben einer jener Familien, die sich scheinbar durch nichts von den übrigen unterscheiden und uns doch zwei Typen verschieden nach Stand und Gegend darstellen.

Es wäre höchst erwünscht, wenn das neue Unternehmen für biographische Forschung solche Typen aus den verschiedenen Zeiten, Ständen und Gegenden zusammenstellte und durch solche Biographien der „Namenlosen“ dem Völkerpsychologen reiches Material zuführte.*)

II. Aus dem Leben armer Studenten.

Als Obmann eines Wiener Studentenunterstützungsvereines hatte ich einmal Gelegenheit, einen besonders armen Collegen zur Unterstützung zu empfehlen. Mir liegt sein Gesuch noch immer vor, weil ich mich nicht entschliessen konnte, dieses bereits zerrissene Aktenstück zu verbrennen; es zeichnet einen einfachen Lebenslauf, der sich leider nur zu oft wiederholt. Ich lasse das Wesentliche daraus folgen. Der Bittsteller schreibt:

„Ich beendigte im Jahre 187* meine Gymnasialstudien zu Czernowitz in der Bukowina, und nachdem ich ein Maturitätszeugniss mit der Note ‚reif‘ erhalten, ging ich, obwohl aller und jeglicher Mittel entblösst, jedoch gedrängt vom Streben nach Wissen in meiner jugendlichen Unbesonnenheit nach Wien, um hier das Studium der Philologie und Geschichte zu beginnen. Mit vierzig Kreuzern nach Wien gekommen, gab mir eine längere Periode von Noth und Entbehrung die Gewissheit, dass man von Begeisterung allein nicht leben könne, und dass unter solchen Umständen ein so weites Gebiet, wie das der Philologie, sich nicht gehörig und gewissenhaft bearbeiten lasse. Daher begann ich auf das Anrathen vieler Collegen und in der Hoffnung, dass mir so mehr Zeit bleibe und mehr Gelegenheit geboten sei, auf die eine oder die andere Weise meinen Unterhalt zu finden, das juridische Studium. Vom halben Collegiengelde für beide Semester befreit, gelang es mir durch eine Unterstützung, die ich vom Bukowiner Studentenverein erhielt, das Collegiengeld für das erste Semester zu bezahlen, im zweiten Semester konnte ich es jedoch nicht, infolge dessen wurde mir dieses Semester nicht angerechnet.

Im zweiten Jahre kehrte ich zum philologischen Studium zurück, weil ich einerseits erwog, dass ich vom Collegiengelde nicht wieder werde befreit werden, da ich nicht in der Lage war, Colloquienzeugnisse vorzulegen, bei der Philologie aber mich vorderhand mit zehn bis zwölf Stunden begnügen konnte, wofür das Collegiengeld ungefähr die Hälfte des von den Juristen zu entrichtenden Collegiengeldes betrug; andererseits auch bedachte, dass das philologische Studium nebstdem, dass es mein Lieblingsstudium sei, eine weit kürzere Zeit in Anspruch nehme, als das juridische, zumal ich das zweite Semester verloren hatte, das erste mir aber in das philologische Triennium eingerechnet werden musste. Ich ward demnach studiosus philosophiae. Aber das verhängnissvolle Collegiengeld schlug allen meinen Er-

*) Lorédan Larchey hat Ähnliches versucht: vgl. Anatole France, La vie littéraire (Paris, I, 1888): à propos du journal des Goncourt (S. 91 ff.) A. d. H.

wägungen ein Schnippchen; so gering es war: ich konnte es nicht erschwingen; wieder war ein Semester vorbei, ohne dass ich irgendwie vorwärts gekommen wäre.

Zwei Semester waren verloren! Ich gehörte durch zwei Semester hintereinander dem Verbande der Universität nicht an, musste daher erst durch neuerliche Immatrikulation das akademische Bürgerrecht erwerben, was mitten im Jahre nicht recht anging, was ich aber auch nicht anstrebte, weil ich wohl einsah, dass ich, der ich heute nicht wusste, wie ich morgen leben werde, das Collegiengeld als etwas Unerreichbares betrachten müsse.

So waren anderthalb Jahre verstrichen, ohne dass ich in die Lage kam, irgendwie geistig thätig zu sein, anderthalb Jahre, in denen ich mich mit einer gewissen Consequenz im Hungern übte, in denen ich gleichsam zur Ergänzung des Ganzen mehrmals erkrankte.

Unter solchen Auspizien begann das vierte Halbjahr. In diesem erging es mir, so unglaublich es auch scheinen mag, bedeutend besser: ich wurde endlich ernstlich krank, musste ins Spital transportirt werden und brachte daselbst zwei Monate zu, während welcher ich mich endlich doch auch ausruhen konnte von den furchtbaren Strapazen, die mir Noth und Elend auferlegt hatten; zwei Monate, in welchen ich fortwährend hoffen konnte, dass ich endlich ein Leben voll Noth, Elend und, was wohl am meisten drückte, Nichtsthun beendigen werde! Vollkommene Ruhe winkte mir, aber ich wurde nach zwei Monaten als — geheilt entlassen! Ganz schwach, ohne Kreuzer Geld, in defekter Kleidung, was wohl die Ursache war, dass ich schon früher keine Beschäftigung erhalten konnte, blieb mir scheinbar nichts übrig, als meine Todeshoffnungen durch eigenes Zuthun zu realisiren. Der Schein hat jedoch getrogen, ich fand rechtzeitig einen anderen und besseren Ausweg. Ich erinnerte mich, dass dem damaligen Decan, Herrn Professor Dr. S., viel Güte und Menschenfreundlichkeit nachgesagt werde, ich beschloss daher, den letzten Versuch zu machen und mich an ihn zu wenden. Und siehe da, ich täuschte mich nicht, das erste Mal, dass meine Hoffnungen mich nicht im Stiche liessen!

Dieser edle Menschenfreund befürwortete, nachdem ich mich bei dem gegenwärtigen Decan, Herrn Professor Dr. H., einer kleinen Prüfung aus dem Lateinischen und Griechischen unterzogen und dieser ausgesagt hatte, dass ich in beiden Sprachen so viele Kenntnisse habe, um das philologische Studium beginnen und mit Erfolg betreiben zu können, ein Gesuch an das Unterrichtsministerium um eine ausserordentliche Unterstützung sehr warm. Ich erhielt binnen zehn Tagen eine Unterstützung von fünfzig Gulden. Mit warmer Freundlichkeit benachrichtigte mich Herr Prof. S. hiervon, ermahnte mich, die Summe für das Collegiengeld, das ich im nächsten Semester zu bezahlen hatte, bei Seite zu legen, damit ich dann, wenn ich colloquirt haben würde, eine Staatssubvention erhalten könnte.

Und wie ein einziger Sonnenstrahl auch einen grösseren Raum zu erleuchten und zu erwärmen vermag, so machte dieser edle Zug eines edlen Mannes mein durch die frostige Aussenwelt fast erstarrtes Herz wärmer und freudiger dem Leben entgegenschlagen. Lebe und lerne und werde ein tüchtiger Mann und zeige denen, die dir Gutes gethan, dass sie ihre Güte nicht an einen Unwürdigen verschwendet haben. Das sagte ich mir damals und sage mir's noch, und so will ich es auch halten.

Von den mir angewiesenen fünfzig Gulden legte ich siebzehn bei Seite, schaffte mir etwas Kleidung und lebte mit dem Reste und mit einigen kleinen Verdiensten über die Ferien. Mit Anfang dieses Schuljahres inskribirte ich mich, erlegte sogleich das Collegiengeld, studirte fleissig und schien in ein halbwegs ruhigeres Fahrwasser gelangt zu sein. Aber das Schiffchen schlug noch einmal um, ich ward wieder ins allgemeine Krankenhaus gebracht, das ich erst nach einer sechswöchentlichen Krankheit verliess. Aber nicht mit schwarzen Gedanken geh' ich umher, wie im vorigen Jahre, denn ich habe die glänzende Seite des menschlichen Herzens kennen gelernt, und ich hoffe vertrauend auf weitere Unterstützung, die es mir möglich machen soll, drei oder nur dritthalb Monate zu leben, auf dass ich studiren, colloquiren und endlich eine ständige Subvention erhalten könnte."

Mündlich ergänzte der Student noch das Ganze durch seine Erzählungen, von denen

mir einiges im Gedächtniss geblieben ist. Er kam nach Wien mit vierzig Kreuzern, aber auch mit grosser Zuversicht, hatte er sich doch bisher in Czernowitz mit Stundengeben erhalten, führte er doch eine Reihe von Empfehlungsbriefen mit sich, die ihm einer seiner Czernowitzer Lehrer mitgegeben hatte. Zum ersten Mal war er nun in der grossen Stadt, die ihn verwirrte. Ungewandt und unerfahren, wie er war, glaubte er, seine Empfehlungsbriefe sofort abgeben und daraufhin augenblicklich Unterhalt finden zu können. Aber er traf die Adressaten nicht gleich an, nur Wenige versprachen dem etwas linkisch aussehenden jungen Menschen ihre Hilfe, eigentlich that keiner etwas Rechtes für ihn. Nun begann die Suche nach Lektionen. Auch hier ging es nicht leicht, er bekam nur ganz schlecht bezahlte, von deren Ertrag er sich nicht zu erhalten vermochte, trotzdem er fast nur trockenes Brot ass und auch das nicht immer in ausreichendem Masse. So viel ich weiss, hat er die Noth auch nicht aushalten können, sondern ist bald nach der günstigen Wendung seines Schicksals gestorben.

Das ist die Biographie eines Namenlosen.



ANZEIGEN.

Anton Ritter von Schmerling. Episoden aus seinem Leben. 1835, 1848—1849. Von Alfred Ritter von Arneth. Mit zwei Heliogravuren. Prag und Wien. F. Tempsky. 1895. XII u. 343 S.

Eine Biographie Schmerling's, verfasst von einem, der ihn kannte, der mit ihm lebte, vielleicht auch mit ihm handelte, wäre ein sehr erwünschtes Buch. Arneth trug sich einen Augenblick mit dem Gedanken, diese Biographie zu schreiben. Dann aber bedachte er sich, es sei noch zu früh dazu, sie würde nicht objektiv genug ausfallen, auch seien ihm zu wenig Materialien — was der Gelehrte Materialien nennt, Dokumente, Akten — zugänglich. Und so erzählt er denn nur zwei Episoden aus dem Leben Schmerling's, für die ihm, auch nach seiner strengen Ansicht, Quellen genug zur Verfügung standen. Er erzählt sie sehr einfach, sehr klar, sehr objektiv — so objektiv, dass er sich selber auch dort nicht einmengt, wo sein eigener Lebensweg sich mit dem seines Helden kreuzte. Strenge befolgt er das erste Gesetz des höheren Stils: alles Überflüssige wegzulassen und nur zu sagen, was zum Gegenstand gehört. Nirgends geräth der ruhige Fluss der Erzählung in leidenschaftliche Bewegung, wohl aber hält er öfters wie in sinnender Betrachtung inne, wenn sich aus Gegenwärtigem Zukünftiges vorzubereiten scheint und bedeutsame Züge des Werdenden die spätere Vollendung errathen lassen.

Die Theorie vom Milieu zu illustriren, ist Schmerling's Lebensgeschichte nicht geeignet. Aus der österreichischen Beamtenschaft des Vormärz ist er hervorgegangen, sein Vater reicht in die der josephinischen Periode hinauf; einen Anton Albrecht von Schmerling finden wir schon 1708 als Hofkammerrath und Sekretarius. Dieser Lebenskreis umschloss gewiss ehrenhafte, tüchtige, pflichtgetreue Männer genug, aber Selbstständigkeit im Handeln zu erzeugen, war er nicht geeignet. Und dann gehörte Schmerling einer ständischen Körperschaft des alten Oesterreich an, den niederösterreichischen Landständen. Wohl regten sich da in den zehn Jahren vor der Revolution Keime des Widerstands gegen die verrottete Ordnung des Staates, und guter Willen, Hand an eine Reform zu legen, war auch vorhanden. Aber eine Schule für werdende Staatsmänner wird man die niederösterreichischen Landstände doch nicht nennen wollen. Und von da, aus diesem engen Kreis, wo kaum frei zu reden, geschweige denn frei zu handeln gestattet war, tritt Schmerling auf einen fremden Schauplatz, unter fremde Menschen; hier genügt es nicht, tüchtige Beamtenarbeit zu thun oder über Reformplanen ruhig zu brüten; hier gilt es Verworrenes zu schlichten, Widerstrebende zu gewinnen, Drohende zurückzuweisen, vor dem Entschluss nicht zu scheuen, der den Streit der Geister in einen Streit der Waffen wandelt. Und

Schmerling behauptet sich, bewährt sich auf diesem Schauplatz, vor solchen Aufgaben. Und nicht durch Leidenschaft, nicht in Aufwallungen eines heissen Blutes, sondern kühl und besonnen, „vor Schärfe starrend“, verächtlich, gleichgültig, wo ungestüme Gegner ihm Zugeständnisse ertrotzen, ihn durch Schmähungen einschüchtern wollen. Da offenbart sich einmal wieder das Geheimniss der Persönlichkeit: er hat es nirgends gelernt, er konnte sich nirgends vorbereiten — über Nacht musste er es können oder ablassen vom Werk. Und so wie sein erstes Auftreten auf der Bühne der Welt war — sicher, frei, stolz — so auch sein Abgang. Ein herrischer Minister glaubt ihn, der gar wohl weiss, wie viel er geleistet, wie sehr er sich um das weitere und engere Vaterland verdient gemacht hat, als willenloses Beamtenwerkzeug wieder brauchen zu können, als die Stunde der Gefahr vorüber ist und die Gespenster der Revolution fernab ziehen. Aber Schmerling widerstrebt, er entsagt einer glänzenden Stelle, um in die Dunkelheit seiner früheren Jahre zurückzukehren; er opfert ein Amt, das dreissigtausend Gulden jährlich eintrug, um sich mit einem von dreitausend zu bescheiden. Hier musste sich die ruhige Darstellung des Biographen freilich einen Augenblick zu poetischem Schwunge erheben: „. . . es muthet wie der Anblick quellendurchrieselter Matten, wie das Athmen würziger Waldluft einen aus öder Sandwüste Kommenden an, wenn man aus der Reihe diplomatischer Alltagsmenschen Einen sich emporheben sieht, der nicht nur eigene Überzeugung hegt, sondern auch, um ihnen treu zu bleiben und seine Ehre zu wahren, den äusseren Vortheilen einer glanzvollen Stellung in raschem und selbstlosem Entschlusse entsagt. . . .“

Die Episode von 1835 — eigentlich 1835—1840 — enthält die „Idylle von Schmerling's kurzer Ehe“. Auch hier erkennen wir etwas Eigenartiges in ihm; noch in jungen Jahren, im Bräutigams- und Flitterwochenglück ein maassvolles Wesen, einen gereiften Geist. In der geliebten Frau bewundert er nicht nur „den zartesten Sinn, das höchste Gefühl für Kunst, tiefe Empfindung und treueste Liebe“, sondern auch „ruhige Haltung und verständiges Wesen“; in „noch grünender Liebe“ ist er ihr zugleich auch „der treueste Freund“. Der Tod schied sie von ihm, da er kaum fünfunddreissig Jahre zählte, aber er dachte niemals daran, ihr eine Nachfolgerin zu geben, dreiundfünfzig Jahre hat er noch einsam in ihrem Andenken gelebt.

Höchst erwünscht sind die zwei Heliogravuren, die das Buch Arneth's schmücken; die eine stellt Schmerling dar, wie er etwa in den vierziger Jahren war, die andere Pauline, seine Gemahlin. Wir brauchen es nicht zu sagen: gute Portraits unterstützen unendlich das Verständniss biographischer Werke. So manches, was der Biograph nicht ausspricht, nicht auszusprechen vermag oder nicht aussprechen will, erkennen wir da auf einen Blick. Dieses Bild von Schmerling, und wir sehen ihn auf der Tribüne der Paulskirche um so viel deutlicher als in Laubes ausführlicher Schilderung; dieses Bild von Pauline, und sie steht lebendiger vor uns, als die gute Karoline Pichler sie uns mit ihren beredtesten Worten zu zeigen vermochte. Eugen Guglia.

Münchener Künstler-Nekrologe. Der neueste Rechenschafts-Bericht des Münchener Kunstvereins bringt kurze biographische Erinnerungen an die im Jahre 1894 verstorbenen Künstler. Diese sind: Franz Amling (geb. 1853 zu Trier, gest. 28. August 1894 zu Schleissheim bei München), welcher das Soldatenleben im Krieg und Frieden und ausserdem auch allerlei Staatsaktionen und Szenen aus dem Sport- und Volkstreiben schilderte; dann der durch vielseitige und grossartige Schöpfungen berühmte Bruno Piglhein (geb. 19. Februar 1848 zu Hamburg, gest. 15. Juli 1894 zu München), dessen vielgefeiertes „Rundgemälde von Jerusalem“ am 27. April 1892 zu Wien verbrannte; der Kupferstecher Georg Goldberg (geb. 12. Mai 1830 zu Nürnberg, gest. 25. Juli 1894 zu München), welcher sowohl durch seine Karton- wie Farbenstiche (nach Vautier, Kurzbauer, Grützner u. s. w.) als feinfühliger Künstler sich bewährte; der heitere Eduard Unger (geb. 4. Februar 1853 zu Hofheim in Unterfranken, gest. 4. August 1894 zu Oberaudorf), der erst als Landschaftsmaler, dann aber insbesondere als Illustrator durch seine putzigen Amoretten, lustigen Zwerge und Heinzelmännchen, mit einer Unzahl von Kopfbogen und Zierleisten einen vor-

züglichen Namen errang. Dazu kommt der Landschaftsmaler Graf Stanislaus von Kalckreuth, (geb. 24. Dezember 1821 zu Kozmin in Posen), welcher, erst ein Schüler von Krause und Schirmer in Düsseldorf und Karlsruhe seine idealen Bilder malte, dann einem ehrenvollen Rufe nach Weimar folgend daselbst 1860 die Kunstschule gründete und als Direktor und Lehrer bis 1876 wirkte, endlich aber nach München übersiedelte und bis zu seinem am 25. November 1894 erfolgten Ableben als unermüdlicher Maler auf neuen Wegen sich möglichst zeitgemäss in der Technik förderte und weiter bildete. Nachträglich beigegeben ist eine biographische Skizze über den Historienmaler Christian Heinrich Burckhardt (geb. 16. April 1824 zu Eisfeld in Thüringen, gest. 14. September 1893 zu München), welcher seine eigenen, meistentheils biblischen Kompositionen in Glasgemälden zur Ausführung brachte, die nach der Schweiz, nach Frankreich, England, Amerika, sogar nach China gingen und ihrem Meister und Schöpfer durch ihre sorgfältige Ausführung und harmonisch-kräftige Farbenstimmung viele Ehrenauszeichnungen erwarben. H. Holland.

---

bm. Südfranzösisches Bauernleben schildert als Autobiograph ein Schützling von Alphonse Daudet in der heimischen Mundart: Batisto Bonnet: Un paysan du midi. Traduction et présentation par Alphonse Daudet. Paris, Dentu o. J. (Daudets Vorrede ist vom 1. Oktober 1894). Der erste vorliegende Band bringt Kinder-Eindrücke (Vie d'enfant). Zwei Folgebände Le valet de ferme und Le pacan de Paris werden angekündigt. Bonnet, der heute die Mitte der Vierzig überschritten hat, ist in der Gegend von Bellegarde, zwischen Nimes und Beaucaire geboren; bis zu seinem 20. Jahre schlug er sich als Hirt und Bauernknecht durch; dann musste er Soldat werden, der fünf Jahre in Algier diente. Den Abschied in der Tasche, kehrte er wieder in die Heimath zurück, als Säemann und Pflüger, den erst das Jahr Siebzig wieder unter die Waffen rief. Während der Belagerung von Paris verwundet, bleibt er nach dem Friedensschluss in der Hauptstadt, in der er sich schlecht und recht durchschlägt. „Geschmeidig, findig, zu allem — nur nicht zum Aufgeben seines provenzalischen Accentes — geschickt, vertreibt er Wein, Öl, Bücher". Er verliebt sich, heirathet und sucht seine sehr mangelhaften, daheim und in der Regimentsschule gesammelten Kenntnisse zu ergänzen. Sein Lehrer, ein kleiner Journalist aus der Landsmannschaft, giebt ihm Mistrals „Mireille" zu lesen. Diesem Wink und diesem Vorbild hat es Bonnet nach seinem eigenen Bekenntnis zu danken, dass er es wagte, in der Mundart seiner Kinder- und Jünglings-Jahre die Eindrücke seiner Frühzeit aufzuzeichnen. „Der erste Band, Vie d'enfant, den ich" — so schreibt Daudet — „mit Henri Ner übersetzt habe, vergegenwärtigt in einer Reihe von Bildern und Episoden das Leben eines Kleinbauern mit all seinen Plagen, Mühen und Freuden; schlicht und wahr, kindlich, nicht kindisch, ab und an von einer Milde und Grösse, die uns ergreift, wie ein Blatt des Evangeliums." „Im Gegensatz zu den trostlosen grossstädtischen Souvenirs d'enfance von Jules Vallès' Doppelgänger Jacques Vingtras, wirken Bonnet's bitterste Erlebnisse erquicklich: ein doppelter Regenbogen von Güte und Zärtlichkeit spannt sich von der ersten bis zur letzten Seite seines Buches, allen Jammer der Wirklichkeit verklärend." Und weiter: „ein Bauerntolpatsch, der Sohn von Bauernkerlen, der mit solcher Achtung und Rührung von seinem Vater und seiner Mutter spricht, führt uns weitab von den wilden Bestien in Zolas „Terre". Und dennoch sind die Bauern Bonnets ebenso wahr, wie die Bauern Zolas. Er hat sie nur unter andern Breitegraden (nicht nur der Geographie) gewählt: Bonnets Weltansicht ist von der Zolas grundverschieden. Er wuchs mit sieben Geschwistern in der Hütte eines Tagelöhners auf, der, wenn's gut ging, Abends 40 Sous heimbrachte und aus so trübseligen Verhältnissen ging dies Buch des Frohsinns und der Zuversicht hervor." Bonnets Sprache preist Daudet als saftige Prosa, geschöpft aus dem Urquell der Mundart, reich an urwüchsigen Ausdrücken, frei von Alterthümelei und Künstelei, une prose, que Mistral seul, peut-être encore Charles Rieu, l'humble terrassier du Paradou auraient été capable d'écrire, l'un plus lyriquement, l'autre avec moins de sève et d'abondance. Aus dem Ertrag dieser ländlichen Trilogie will Daudet seinem Musterbauern ein Gütchen in

der Provence kaufen, auf dem dieser tagsüber schanzen, abends schreiben soll. So lieblich das klingt, glaubhaft wird diese andere Idylle erst sein, wenn sie Jahr und Tag gewährt haben wird. Sachliches Urtheil über Reiz und Werth von Bonnets Autobiographie verschieben wir bis nach der Veröffentlichung der angekündigten Bände: dann wollen wir sie an dem „armen Mann im Tockenburg", an Gotthelf's „Uli" und Roseggers „Als ich jung noch war" messen.

* * *

Raum-Noth zwingt uns, eingehenden Bericht über wichtigere Neuigkeiten der französischen Biographik auf eine spätere Nummer zu versparen. Einstweilen genüge der Hinweis auf das (1887 in der Revue internationale erschienene, nun von derselben feinen, doch leider mitunter zimperlichen Damenhand, D. Melegari, in Buchform herausgegebene) Journal intime de Benjamin Constant (Paris, Ollendorff, 1895). Nur Überschätzung preist es als le plus beau document humain du siècle; als bedeutenden Beitrag zur Charakteristik dieser merkwürdigen Persönlichkeit, als werthvolles Zeugniss für C.'s Verkehr mit Goethe, Schiller, Herder, dem Kreis der Staël, der Recamier, als unersetzliche Urkunde zur Vorgeschichte des Adolphe wird man den reichhaltigen, mit Familien- und Freundesbriefen, Bildnissen und Schriftproben ausgestatteten Band dankbar willkommen heissen. — Neue Aufschlüsse über Mérimée giebt Augustin Filon's anmuthig geschriebenes, anekdotenreiches Buch Mérimée et ses amis avec une bibliographie des oeuvres complètes de Mérimée par le vicomte de Spoelberch de Lovenjoul (Paris, Hachette, 1894). Gefördert durch Mittheilungen ungedruckter Briefwechsel Mérimée's (zumal mit der Gräfin Montijo 1839—1870 und seinem Jugendfreund Albert Stapfer 1825—70) war der Verfasser auch durch seine Vertrauensstellung am Hofe Napoleons III. in der Lage, manche Eigenheiten und Heimlichkeiten Mérimée's zu erfahren, deren Offenbarung dem (von Taine in einem Meister-Essay mit Recht als Charakter gerühmten) Mann zu neuer Ehre gereicht. Ein abschliessendes Werk über Mérimée hat Filon nicht gegeben, wohl auch nicht geben wollen; seine litterarischen Urtheile zumal sind mitunter gar zu weltmännisch. — Der Heimgang von Renan und Taine erinnert wieder einmal daran, dass die Stunde nach Sonnenuntergang am kühlsten ist oder scheint. Der Autor der Origines du christianisme beginnt merklich im Ansehen seiner Landsleute zu sinken. Vogüé's Losungswort: 'oeuvre de Mr. Renan souffrira peut-être une longue éclipse sucht der Professor der Philosophie an der Pariser Faculté des lettres, Gabriel Séailles, in einem Essai de biographie psychologique zu erhärten: Ernest Renan. (Ref. hat das bereits in zweiter Auflage bei Perrin & Cie. erschienene Buch in der Beil. zur Allg. Ztg. 1895, 9. Febr., No. 33 angezeigt.) Taine's „Derniers essais" (Paris, Hachette, 1894) haben nicht so viel Glück gehabt, wie Séailles' Untersuchung, und doch zählt dieser dem Maler Bonnat gewidmete Nachlassband nicht nur zum Besten, was Taine je geschrieben: die letzten Essais bieten auch dem Biographen (den wir baldigst in Octave Gréard zu begrüssen hoffen) sehr bezeichnende Selbstbekenntnisse. Seiner Kindheits-Eindrücke gedenkt Taine in dem Erinnerungsblatt Les Ardennes, Einblick in seine Studentenzeit und in die Mitarbeit an der Vie parisienne gewährt der Versuch über Marcelin; seinen Beziehungen zum Journal des Débats dankt die französische Litteratur die einzigen Bildnisse von Sacy und Eduard Bertin. Das Bedeutendste, was seit Taine's Tod über ihn gesagt wurde — Albert Sorels' Rede auf seinen Vorgänger in der französischen Akademie — werden die Biographischen Blätter nächstens mit Genehmigung des Verfassers unverkürzt wiedergeben.

Eine Reihe bemerkenswerther deutscher Autobiographien sind im vorigen Jahre erschienen. Selbstbekenntnisse im eigentlichen, strengen Wortsinn, wie Gervinus' bisher noch nicht genugsam gewürdigtes Werk; Arneth's gehalt- und geschmackvolle Denkwürdigkeiten „Aus meinem Leben"; Hanslick's, Friedrich Pecht's und Pietsch' feuilletonistische Plaudereien; Roquette's reichhaltige Rückblicke „Siebzig Jahre"; Ebers' und Dahn's Mittheilungen; Moleschott's Confession „Für meine Freunde" u. A. m., von denen

in den Biogr. Bl. noch die Rede sein soll. Genrehaft hübsch sind Heinrich Seidel's Kinder- und Lehrjahre geschildert in dem Bändchen „Von Perlin nach Berlin“, und allerhand neue stets willkommene Idyllen und Grotesken aus seiner unerschöpflichen Knabenzeit bescheert Rosegger in dem Sammelband „Als ich jung noch war“.

Biographische Bibliographie 1894.

Zusammengestellt von VIOTOR HANTZSOH (Dresden).

I. Deutschland.

Januar bis Juni 1894.

Acta martyrum et sanctorum. Syriace ed. Bedjan. T. IV. XV, 668. Paris, Lpz., Harrassowitz.

Thiele. Rud., Ernst Moritz **Arndt**. Sein Leben und Arbeiten für Deutschlands Freiheit, Ehre, Einheit und Grösse. VII, 210. Gütersloh. Bertelsmann.

Steig, R., und Grimm, H., Achim **v. Arnim** und die ihm nahe standen. B. I. IX, 376. Stg., Cotta.

Irmer, G., Hans Georg **v. Arnim**. Lebensbild eines prot. Feldherrn u. Staatsmannes a. d. Zeit d. 30jähr. Krieges. XII, 397. Lpz., Hirzel.

Bornhak, F., Kaiserin **Auguste** Viktoria (Neue Volksbücher H. 4) 100. Berl., Ev. Vereinsbuchh.

Bruder, S., Aurelii **Augustini** confessiones. Ed. ster. Carol. Tauchnitii. Lpz., Bredt.

Pestalozzi-Wiser, R., Leben des Malers und Schriftstellers Auguste **Bachelin**. Neujahrsblatt d. Künstlergesellschaft in Zürich.

Die ehrwürdige Dienerin Gottes Magdalena Sophia **Barat**, Stifterin der Gesellschaft d. heiligsten Herzens Jesu. Ein Lebensabriss. 48. Regensb., Pustet.

Werchshagen, C., Michael **Baumgarten**, ein theol. Charakter f. unsere Zeit. 26. Berl., Wiegandt.

Martens, A., Nachruf auf J. **Bauschinger**. München. Ackermann.

Wolff, M. v., Leben und Werke d. Antonio **Beccadelli** genannt Panormita. VII, 98. Lpz., Seemann.

Hipler, F., Geheimrath Joseph **Bender**. Ein Lebensbild: 23. Braunsberg, Huye.

Kiepert, A., Zum 70. Geburtstage Rudolf **v. Bennigsens**. 144. Hann., Meyer.

Schreck, E., Rudolf **v. Bennigsen**. Ein lebensgeschichtl. Charakterbild. 50. Hann., Ost.

Bütler, P., Abt **Berchtold** v. Falkenstein. 1244—1272. 63. St. Gallen, Huber & Co.

Pallmann, d. histor. Götz **v. Berlichingen**. Quellenstudie. 44. Berl., Gärtner.

Lüning, O., Hector **Berlioz**. 24. Zürich, Fäsi & Beer.

Ringholz, O., der selige Markgraf **Bernhard** v. Baden. VI, 93. Freib., Herder.

Aus dem Leben Theodor **v. Bernhardis**. Lpz., Hirzel. Theil 1—3.

Allg. deutsche **Biographie**. B. 36, 481—796; 37, 1—480. Lpz., Duncker & Humblot.

Blum, H., Fürst **Bismarck** u. s. Zeit. 1. Halbband. München, Beck.

Lowe, Ch., Fürst **Bismarck**. Deutsch v. Alb. Witte. 315. Lpz., Wigand.

Kohut, A., Fürst **Bismarck** u. d. Frauen. 155. Berl., Stahn.

Fürst **Bismarck**, Leben und Wirken. 486. Lpz., Renger.

Furre, K., François **Bociow**. Neujahrsblatt d. Künstlergesellschaft in Zürich.

Traub, G., **Bonifatius**. Ein Lebensbild. VII, 223. Lpz., Buchh. d. Ev. Bundes.

Poschinger, H. v., Lothar **Buchers** Leben und Werke. B. 1—3. Berl., Heymann.

Huppenbauer, D., Karl **Buck**. Ein afrik. Missionsleben. 2. A. 48. Basel, Missionsbuchh.

Gabriele **v. Bülow**, Tochter Wilhelms v. Humboldt. Ein Lebensbild. 3. Aufl. XI, 572. Berl., Mittler & Sohn.

Zabel, E., Hans v. **Bülow**. Gedenkblätter a. seinen letzten Lebensjahren. 56. Hbg., Gräfe & Sillem.

Brugsch, H., Mein Leben und mein Wandern. 2. Aufl. 396. Berl., Verein f. deutsche Litteratur.

Thelemann, O., **Calvins** Leben. 3. Aufl. 104. Barmen. Traktatges.

Zahn, A., Studien über Johs. **Calvin**. VII, 119. Gütersloh. Bertelsmann.

Fröhlich, F., Lebensbilder berühmter Feldherren d. Alterthums. I. Die Römer. 2. Heft: Gajus Julius **Cäsar**. 109. Zürich, Schulthess.

Knörich, W., King **Charles** the First von David Hume. (English Authors Lfg. 64.) XVI, 173, 21. Bielef., Velhagen & Klasing.

Der h. Petrus **Claver**, Apostel der Negersklaven. (Kath. Flugschr. z. Wehr u. Lehr. H. 83.) 52. Berl., Germania.

Josaphet, D., D. h. Papst **Cölestin V.** IV, 71. Fulda, Actiendruckerei.

Thiergen, O., Lord **Clive** by Thomas Babington Macaulay. (English Authors Lfg. 52.) 138. Bielef., Velhagen & Klasing.

Conrad, G., Wahl-Fahrten. Erinnerungen a. m. Reichstags-Kandidatenzeit. 64. München, Albert & Co.

Branscheid, P., Lebensbild von Charles **Dickens.** Progr. 17. Meiningen.
Meier, Karl Wilhelm **v. Dieskau.** 62. Berl., Eisenschmidt.
Breymann, H., Friedrich **Diez,** s. Leben u. Wirken. 54. Lpz., Deichert Nachf.
Förster, W., Freundesbriefe von Friedrich **Diez.** Progr. 35. Bonn.
Pick, A., Professor Jakob **Dominikus,** der Freund des Coadjutors v. Dalberg. Sammlung gemeinverständlicher wiss. Vorträge. Heft 189, 44. Hambg., Verlagsanst.
Pasch. K., Edmund **Dorer.** Ein Lebens- u. Charakterbild. 47. Wien, Austria.
Herbert, L., Heinrich **Dorie,** ein koreanischer Märtyrer. A. d. Engl. v. R. Hubert. 109. Steyl, Missionsdruckerei.
Merkle, J., Segenswerthe Wirksamkeit durch 4 Generationen. 4 Lebensbilder i. Vorträgen: **Dorothea,** Herzogin v. Würtembg., Maria Feodorowna, Kaiserin v. Russland, Katharina Powlowna, Olga Nikolajewna, Königinnen v. Würtemberg. 96. Stg., Malcomes.
Hindrichs, E., Fr. Wilh. **Dörpfeld.** Sein Leben und Wirken u. s. Schriften. 128. Gütersloh, Bertelsmann.
Cathian, Freiherr Karl Friedr. **Drais** von Sauerbronn, grossh. Forstmeister u. Prof. d. Mechanik, und das zweiachsige Dreirad. 16. Karlsr., Bielefeld.
Iken, F., D. Wirksamkeit d. Pastor **Dulon** in Bremen. (1848—52.) IV, 48. Bremen, Heinsius Nachf.
Disselhoff, J., Albrecht **Dürer,** Luthers Freund u. Mitstreiter. 2. A. 28. Kaiserswerth, Diakonissenanstalt.
Weber, A., Albrecht **Dürer.** Sein Leben, Wirken und Glauben. IV, 115. Regensburg, Pustet.
Eckart, R., Gesch. d. Familie **Eckart.** XI, VIII, 326. Nörten.
C. de Elpidio Janetschek, O. S. A., Necrologia patrum et fratum Ordinis **Eremitarum** calceat S. Augustini in vicariatu Moraviae ab a. 1363—1888 defunctorum. 39. Brünn, Winiker.
Ohorn, A., Herzog **Ernst I.** von Sachsen-Koburg-Gotha. Ein Lebensbild. VI, 239. Lpz., Renger.
Das Alfred **Escher**-Denkmal. Bericht der Centralkommission nebst Beiträgen zu e. Biogr. v. Dr. A. E. III, 134. Zürich, Müller.
Vulpinus, Th., der lateinische Dichter Johs. **Fabricius** Montanus 1527—66. (Beitr. z. Landes- und Volkskunde von Elsass-Lothringen.) Heft 18. 27. Strassbg., Heitz.
Schnyder, Aloys **Feldmann,** Kunstmaler. Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich.
Wirz, C., Ennio **Filonardi,** d. letzte Nuntius i. Zürich. V, 114. Zürich, Fäsi & Beer.
Hermann, W., D. Johann **Forster,** d. Hennebergische Reformator. (Neue Beitr. z. Geschichte d. deutschen Alterthums. H. 12.) VIII, 468, 112. Meiningen.
Seeberg, R., Franz Herm. Reinhold **v. Frank.** Ein Gedenkblatt. 24. Lpz., Dörffling & Franke.
Mayer, C., Benjamin **Franklins** Autobiography. IX, 152. (English Authors Lfg. 48.) Bielef., Velhagen & Klasing.
Edle **Frauen.** Acht Frauenbilder m. Vorwort v. R. Rocholl. Elberfeld, Bädeker.
Preger, K., Pankraz v. **Freyberg** auf Hohenaschau, e. bair. Edelmann a. d. Refzeit. (Schr. d. V. f. Refgeschichte.) Heft 40. 59. Halle, Niemeyer.
Dittrich, Prinz **Friedrich** August, Herzog zu Sachsen. 54. Rathenow, Babenzien.
Friedrich Eugen, Herzog v. Würtemberg. 48. Berl., Eisenschmidt.
Frensdorff, F., Briefe König **Friedrich** Wilhelms I. v. Preussen an Hermann Reinhold Pauli. 58. Göttingen, Dieterich.
A. **Fritzen,** Bischof v. Strassburg. Ein Lebensbild. 12. Regensb., Pustet.
Gamper, O., Otto **Frölicher.** Neujahrsblatt d. Künstlergesellschaft in Zürich.
D. sel. Leopr. **v. Galche** a. d. Franziskanerorden. IV, 118. Innsbr., Rauch.
v. Braunmühl, Galileo **Galilei.** (Samml. pop. Schr., hg. v. d. Gesellschaft Urania. 25. Berl., Paetel.
v. Wörz, G., Johann **Gänsbacher.** 57. Innsbruck, Wagner.
Schullerus, A., **Gellerts** Leben u. Werke. 44. Lpz., Bibliogr. Institut.
Schmidt, F., Joh. **Gerhardt** in Heldburg. 36. Meiningen, Eye.
P. **Geyser.** S. Persönlichkeit u. s. Schriften. 21. Bern.
Schreck, E., Lebensbilder aus Hannoverland. 2. Reihe: Karl **Gödeke,** Ludwig **Harms,** Joh. Hch. **Schüren,** Fr. **Kohlrausch,** Joh. Fr. Wilh. **Jerusalem,** Fürst Karl Aug. **v. Hardenberg.** Hann., Ost.
Grimm, H., **Goethe.** 5. A. XXVI, 542. Berl., Besser.
Prem, M., **Goethe.** 2. A. 474. Lpz., Fock.
v. Kügelgen, W., Rudolf **Grau,** e. akad. Zeuge d. luth. Kirche. 19. München. Beck.
Truxa, M., 4 Decennien Arzt, Menschenfreund, Schriftsteller u. Patriot. Gedenkblätter z. 40j. Doktorjubiläum d. Med.-Dr. Alois **Gruber.** 2. A. 59. Wien.
William Barstov **v. Günther.** Ein Lebensbild. 18. Posen, Jolowicz.
Kaiser, C., **Gustav Adolf.** Ein christl. Heldenleben. 89. Bielef., Velhagen & Klasing.
Rogge, B., **Gustav Adolf**-Büchlein. 96. Wittenbg., Herrosé.
v. Stenglin, F., **Gustav Adolf,** König v. Schweden. (Neue Volksbücher H. 13). 119. Berl., Ev. Vereinsbuchh.
Hase, K. v., Ideale u. Irrthümer. Jugenderinnerungen. 5. A. IX, 230. Lpz. Breitkopf.

Mendheim, M., **Hauffs** Leben u. Werke. Lpz., Bibliogr. Institut.

Gilhne, F., Studien über Joh. Peter **Hebel.** 54. Würzb., Stuber.

Schiemann, Th., Viktor **Hehn.** Ein Lebensbild. VIII, 348. Stg., Cotta.

Planck, M., Heinrich Rudolf **Hertz.** 23. Lpz., Barth.

Pache, O., Max **Hirsch.** Ein Bild s. Lebens u. Wirkens. 29. Bremerhaven, Tienken.

Ohorn, A., Andreas **Hofer.** (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, Heft 182.) 15. Prag. Härpfer.

Hoffmann v. Fallersleben. Mein Leben. In verkürzter Form hg. u. bis zu d. Dichters Tode fortgeführt v. H. Gerstenberg. Bd. 2. VIII. 429. Berlin, Fontane & Co.

J. Lippert, 25 Jahre des Strebens f. Volksbildung. Josef **Holzamer.** (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, H. 185. 186.) 36. Prag. Härpfer.

Humboldt, W. v., Briefe an Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, hg. v. R. Haym. XI, 140. Berl., Felber.

Mann, H., Ludw. S. **Jacoby,** d. 1. Prediger d. bisch. Methodistenkirche v. Deutschland u. d. Schweiz. XI, 274. Bremen, Traktathaus.

Schultheiss, F. G., Friedr. Ludw. **Jahn.** Sein Leben u. s. Bedeutung. Preisgekr. Arbeit. (Bettelheim, Geisteshelden [Führende Geister]. B. 7.) VII, 198. Berl., Ernst Hofmann & Co.

Gebhardt, B., Deutscher **Kaiser-Saal.** Gesch. d. deutschen Kaiser in Biographien. 2.—15. Lfg. Stg., Union.

Fromm, E., Immanuel **Kant** u. die preuss. Censur. Nebst kleineren Beitr. z. Lebensgeschichte Kants. Hamb., Voss.

Carlson, König **Karls XII.** eigenhändige Briefe. Aut. deutsche Übers. v. F. Mewius. XLVIII, 455. Berl., Reimer.

Graul, R., Fritz August **v. Kaulbach.** 20. Wien.

Baechtold, J., Gottfried **Kellers** Leben. Seine Briefe u. Tagebücher. B. 2. VII, 544. Berl., Besser.

Schäffer, G., Adolf **Kolding,** der Gesellenvater. 3. A. VIII, 336. Paderb., Schöningh.

Kreyenberg, G., Karl Theodor **Körner.** Ein Lebens- u. Charakterbild. 2. A. V, 71. Dresden, Ehlermann.

Michels, F., Theodor **Körner.** 15. Kbg., Hartung.

Zimmer, H., Theodor **Körners** Leben und Werke. (Meyers Volksbücher Nr. 1039).

Somogyi, E., Ludwig **Kossuth.** Sein Leben u. Wirken. IV, 214. Lpz., Wigand.

Degenkolb, H., Johs. Emil **Kuntze.** 11. Lpz., Rossberg.

Seraphim, A., Kur-Liv-Estländer auf d. Univers. Königsberg. Riga.

Mayr, M., Wolfgang **Lazius** als Geschichtsschreiber Oesterreichs. IV, 91. Innsbr., Wagner.

Brandes, G., Ferd. **Lassalle.** Ein litterar. Charakterbild. 3. A. VII, 190. Lpz., Barsdorf.

v. Destouches, E., Orlando di **Lasso.** Ein Lebensbild z. 3. Centenarium s. Todestages. 77. München, Lentner.

Haug, E., Aus dem **Lavaterschen** Kreise. Progr. IV, 69. Schaffh.

Wilkens, A., Jenny **Lind.** Ein Cäcilienbild a. d. evang. Kirche. 66. Gütersloh, Bertelsmann.

David **Livingstone,** d. grosse Missionar u. Erforscher Afrikas. (Kleine Hermannsburger Missionsschriften Nr. 2.) 36. Hermannsb., Missionsbuchh.

C. Genelli, Leben d. h. Ignatius **v. Loyola,** Stifters d. Gesellschaft Jesu. In neuer Bearbeitung hg. v. V. Kolb. XVI, 404. Wien, Mayer.

Guglia, E., Kaiserin Maria **Ludovica** von Oesterreich. (Oesterr. Bibliothek B. 3.) XI, 196. Wien, Gräser.

Dilgskron, C., Leben d. sel. Gerard **Majella,** Profoss u. Laienbruders d. Congregation d. allerh. Erlösers. 3. A. VIII, 504. Dülmen, Laumann.

Prölss, R., Königin **Maria Antoinette.** Bilder a. ihrem Leben. III, 244. Lpz., Reissner.

Fürst, R., August Gottlieb **Meissner.** Eine Darst. s. Lebens u. s. Schr. m. Quellenuntersuchungen. XV, 356. Stg., Göschen.

Schäfer, R., Philipp **Melanchthons** Leben, a. d. Quellen dargestellt. VIII, 288. Gütersloh, Bertelsmann.

Kerner, J., Franz Anton **Mesmer** aus Schwaben, Entdecker d. thierischen Magnetismus. Frf.

Grimm, H., Leben **Michelangelos.** VIII, 470. IV, 474. Berl., Besser.

Mitscherlich, Eilhard, Erinnerungen. V, 26. Berl., Mittler.

Jähns, M., Feldmarschall **Moltke.** I. Theil: Lehr- und Wanderjahre. (Geisteshelden [Führende Geister]. Bd. 10. 11.) XVI, 251. Berl., Ernst Hofmann & Co.

Thomas **Morus,** Lordkanzler v. England. Ein kl. Lebensbild d. grossen Mannes, gezeichnet v. e. Priester d. Erzdiöcese Köln. Steyl.

v. Mülinen, W., Ritter Kaspar **v. Mülinen.** Neujahrsblatt d. hist. Vereins v. Bern.

Müllensiefen, P., Julius **Müllensiefen,** weil. Prediger an St. Marien in Berlin. 31. Halle, Strien.

Niggli, A., Karl **Munzinger.** Biographien schweizerischer Tonkünstler. 25. Zürich, Hug.

Ebeling, A., **Napoleon III.** u. sein Hof. Bd. 3. 2. A. 384. Köln, Ahn.

v. Hérisson, M., d. Kaiserl. Prinz. **(Napoleon IV.)** XVI, 518. Augsb., Reichel.

Zielinski, Th., August **Nauck**. Ein Bild s. Lebens u. s. Werke. 65. Berl., Calvary.

Andreas-Salomé, L., Friedrich **Nietzsche** in s. Werken. V, 263. Wien, Konegen.

Franz **Nissel**. Mein Leben. Selbstbiographie, Tagebuchblätter u. Briefe. V, 310. Stg., Cotta.

Nonnenmacher, E., die h. **Ottilia**, Schutzpatronin d. Elsasses. VII, 76. Strassb., Le Roux.

Kahlbaum, A., Theophrastus **Paracelsus**. 70. Basel, Schwabe.

Altherr, A., Theodor **Parker** i. s. Leben u. Wirken. IX, 404. St. Gallen, Wirth & Co.

Krebs, A., Kurze Lebensgesch. d. Dieners Gottes P. Joseph **Passerat**, VIII, 124. Dülmen, Laumann.

Pellico, S., Meine Kerkerhaft. Lpz., Bibliogr. Institut. (Meyers Volksbücher Nr. 1034--6.)

Pfau, F., Erinnerungen e. Buchhändlers. 79. Lpz., Pfau.

Keller, J., Michael Traugott **Pfeiffer**, der Musiker, Dichter u. Erzieher. IV, 139. Frauenfeld, Huber.

Albrecht, K., Joh. Georg **Pfranger**. Sein Leben u. s. Werke. Progr. 28. Wismar.

Pirogow, J., Lebensfragen. Tagebuch e. alten Arztes. (Bibliothek russ. Denkwürdigkeiten B. 3.) IX, 500. Stg., Cotta.

J. v. M., Zur Erinnerung an den Landrath Josias v. **Plüskow** auf Kowalz. 15. Ludwigslust, Hinstorff.

Plutarchs Biographien. Deutsch v. E. Eyth. 19. u. 20. Lfg. 3. A. Berl., Langenscheidt.

Handmann, R., Pakianada **Pülleis** Selbstbiographie (Palmzweige a. d. ostind. Missionsfelde Nr. 8.) 3. A. 21. Lpz., Naumann.

Ledderhose, F., Lebensbild Dr. Johann Jakob **Rambachs**. Basel, Jäger & Kober.

Pawlicki, S., Leben u. Schr. Ernest **Renans**. 53. Wien, St. Norbertus.

Albrecht, Adam **Ries** u. d. Entwickelung unserer Rechenkunst. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge H. 184.) 18. Prag, Härpfer.

Panzer, F., Meister **Rumzlants** Leben u. Dichten. Diss. 76. Lpz., Fock.

Disselhoff, J., Ernst **Rietschel**, der Schöpfer d. Lutherdenkmals. 2. A. 72 S. Kaiserswerth.

Gedenkschrift an d. 50. Geburtstag Peter **Roseggers**. 111. Graz, Leykam.

Wahner, J., Dichtung u. Leben d. Minnesängers Rudolf v. **Rotenburg**. Diss. 114. Greifsw.

Vogt, Th., J. J. **Rousseaus** Biographie (Bibliothek pädag. Klassiker B. 6) CXXIV. Langensalza, Beyer.

Leben u. Tugenden d. ehrwürdigen Mutter Maria Mechtilde v. **Roziers**. A. d. Franz. IV, 119. Dülmen, Laumann.

Suppe, C., Friedlieb Ferd. **Runge**, Prof. d. Gewerbekunde. 15. Oranienb., Freyhoff.

(Prieger, E.) Fr. Wilh. **Rust**, ein Vorgänger Beethovens. Köln, Tonger.

Jonas, **Schillers** Briefe. Stg., Deutsche Verlagsanst.

Müller, E., **Schillers** Mutter. E. Lebensbild. VIII, 208. Lpz., Seemann.

Johann Heinrich **Schmelen** aus Cassebruch. E. Erstling unter den hannov. Missionaren in Südafrika. (Kleine Hermannsburger Missionsschr. H. 6)36. Hermannsb., Missionsbuchh.

Dübi, H., 2 vergessene Berner Gelehrte a. d. 18. Jh. (Samuel **Schmidt** u. Friedr. Sam. Schmidt.) Neujahrsblatt d. litt. Gesellschaft in Bern.

Settegast, H., Rosalie **Schönfliess**. Charakterbild e. deutschen Frau. 34. Lpz., Hesse.

Baur, W., Lebensbild d. weil. 1. Generalsuperintendenten d. Prov. Sachsen Dr. th. Leop. **Schultze**. 55. Magdeb., Baensch.

Zum Gedächtnis an S. Leopold **Schultze**. 26. Magdeb., Heinrichshofen.

Graul, R., Hans **Schwaiger**. 13. Wien.

v. Geyso, A., Feldhauptmann Siegfried **Schweppermann**. E. biogr. Studie. 16. Berl., Mittler.

Pater August **Schynse** u. s. Missionsreisen in Afrika. VIII, 336. Strassb. Le Roux.

Seeland, L., Erinnerungen a. d. poln. Revolution v. 1830--1. (Bibliothek russ. Denkwürdigkeiten Bd. 2.) VII, 138. Stg. Cotta.

Seidensticker, O., Prof. an d. Univ. v. Pennsylvanien. Ein Lebensbild. 72. Philad., Schäfer & Koradi.

Piltz, E., zur Erinnerung an Ferd. **Senft** in Eisenach. 14. Jena, Mauke.

Brandl, A., **Shakspere**. (Geisteshelden. [Führende Geister.] B. 8.) VIII, 232. Berl., Ernst Hofmann & Co..

v. Bergmann, E., Worte d. Erinnerung an A. W. v. **Hofmann** und Werner **v. Siemens**, 14. Lpz. Vogel.

v. **Siemens**, W. Lebenserinnerungen. 3. A. 317. Berl., Springer.

Markscheffel, K., Leuthold **Siegismund**. Sein Leben und Schaffen als Arzt, Pädagog, Dichter u. Volksschriftsteller. Progr. 54. Jena, Mauke.

Bolin, W., **Spinoza**. Ein Kultur- u. Lebensbild. (Geisteshelden. [Führende Geister.] B. 9.) VIII, 176. Berl., Ernst Hofmann. & Co.

Kalbeck, M., Charakteristik v. Daniel **Spitzers** Leben u. Werken. (Spitzer, Letzte Wiener Spaziergänge.) XLV, 310. Wien, Litt. Gesellsch.

Wilhelmi, H., Maurice Reinhold v. **Stern**, e. socialdemokr. Dichter. 26. Gütersloh, Bertelsmann.

Stolz, Alban, Kalenderschreiber f. Zeit u. Ewigkeit. 2. A. 60. Steyl, Missionsdruckerei.

Kleinecke, R., Johann **Strauss** (Universalbibl. f. Musiklitt. Heft 8.) VI, 46. Berl., Schulz.

v. **Strombeck**, R., 50 Jahre aus m. Leben. 188. Lpz., Grunow.

Herfurth, F., G. D. **Teutsch**. 53. Hermannstadt, Krafft.

(**Thiköffer**, J.) Jugenderinnerungen e. deutschen Theologen. V., 278. Bremen, Heinsius Nachf.

Nostitz-Rieneck, R., Episode a. d. Leben des Grafen Leo **Thun**. Graz, Styria.

Erinnerungen a. d. Knaben- u. Jünglingsjahren e. alten **Thüringers**. 106. Lpz., Grunow.

Klee, G., **Tiecks** Leben u. Werke. (Meyers Volksbücher, Nr. 1028—9.)

v. **Tkalac**, G., Jugenderinnerungen aus Kroatien. XV, 390. Lpz., Wigand.

Plechanow, G., N. G. **Tschernischewsky**. E. litt.-hist. Studie. III. 388. Stg., Dietz.

Baudissin, A., Peter **Tütt**. Erlebnisse e. Schlesw.-holst. Offiziers in Nordamerika 1851—61. Altona, Reher. VI, 273.

Fränkel, L., Ludwig **Uhlands** Leben u. Werke (Meyers Volksbücher Nr. 1038).

Haccius, G., Lebensbeschr. d. **Urbanus Rhegius**. (Rhegius, Seelenarzenei.) 82. Hermannsburg.

Pestalozzi-Wiser, R., Louis August **Veillon**. Neujahrsblatt d. Künstlergesellschaft in Zürich.

Henschel, A., Petrus Paulus **Vergerius** (Schr. f. d. deutsche Volk Nr. 20). 34. Halle, Niemeyer.

Disselhoff, J., Lebensgesch. d. Oberpräsidenten Ludwig v. **Vincke**. 3. A. 62. Kaiserswerth.

Becher, W., Rudolf **Virchow**. E. biogr. Studie. 2. A. IV, 110. Berl., Karger.

Ellis, A., 1849. Ein gesch. Rückblick z. Rechtfertigung Richard **Wagners**. Deutsche Ausgabe v. Hans v. Wolzogen. 64. Lpz., Reinboth.

Engl, E., Alois **Walter**. Ein Gedenkblatt. 11. Salzburg, Kerber.

Hoeber, K., Fr. Wilh. **Weber**. . . Leben u. s. Dichtungen. 108. Paderb., Schöningh.

Keiter, H., Fr. W. **Weber**, d. Dichter v. „Dreizehnlinden“. 4. Aufl. 64. Paderborn Schöningh.

(Wedde, J.) Wie kam Johs. **Wedde** zur Sozialdemokratie? 31. Hbg., Grüning.

Boeheim, W., Philippine **Welser**. E. Schilderung ihres Lebens u. ihres Charakters. VIII., 67. Berl., Lipperheide.

Fäh, F., Joh. Rudolf **Wettstein**. Neujahrsblatt. hg. v. d. Gesellsch. z. Beförd. d. Guten u. Gemeinnützigen. 53. Basel, Reich.

Kaindl, F., Franz Adolf **Wickenhauser**. (Der Buchenwald Nr. 7.) Czernowitz, Pardini.

Paulus, N., Johann **Wild**, e. Mainzer Domprediger d. 16. Jh. IV, 79. Köln, Bachem.

Hengst, H., Unser Kaiser **Wilhelm** 25 Jahre Soldat. 79. Berl., Mittler.

Meister, Fr., Kaiser **Wilhelm II.** VIII, 398. Berl., Ernst Hofmann & Co.

v. Stenglin, F., Kaiser **Wilhelm II.** 25 Jahre Soldat. Kleine Soldatenbibliothek H. 4. 94. Berl., Ev. Vereinsbuchh.

v. Wilmowski, G., Feldbriefe 1870—71 v. Karl v. **Wilmowski**. 106. Breslau, Trewendt.

Pruxa, M., Hedwig **Wolf**. E. litt. Frauengestalt Oesterreichs. 81. Wien.

Graf, N., Prof. Dr. Rudolf **Wolf** 1876—93. 41. Bern, Wyss.

Schweizer, P., u. Escher, H., Georg v. **Wyss**. 2 Nekrologe. IV, 70. Zürich, Fäsi & Beer.

v. Natzmer, E., die Jugend **Zinzendorfs** im Lichte ganz neuer Quellen. XII, 264. Eisenach, Wilckens.



Aus dem Stammbuch eines Biographen.

I.

Dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach aussen abgespiegelt. Hierzu wird aber ein kaum Erreichbares gefordert, dass nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne, sich, wiefern es unter allen Umständen dasselbe geblieben, das Jahrhundert, als welches sowohl den Willigen als Unwilligen mit sich fortreisst, bestimmt und bildet, dergestalt, dass man wohl sagen kann, ein Jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach aussen betrifft, ein ganz Anderer geworden sein.

Goethe: Dichtung und Wahrheit, Vorwort.

Litteratur ist das Fragment der Fragmente; das Wenigste dessen, was geschah und gesprochen worden, ward geschrieben; vom Geschriebenen ist das Wenigste übrig geblieben. Und doch bei aller Unvollständigkeit des Litterarwesens finden wir tausendfältige Wiederholung, woraus hervorgeht, wie beschränkt des Menschen Geist und Schicksal sei. Goethe: Sprüche in Prosa.

Alle Menschen, von welchem Stande sie auch seien, die etwas Tugendsames oder Tugendähnliches vollbracht haben, sollten, wenn sie sich wahrhaft guter Absichten bewusst sind, eigenhändig ihr Leben aufsetzen, jedoch nicht eher zu einer so schönen Unternehmung schreiten, als bis sie das Alter von vierzig Jahren erreicht haben. Benvenuto Cellini.

Ich muss sogar, in Hinsicht auf die Erkenntniss des Wesens der Menschheit, den Biographien, vornehmlich den Autobiographien, einen grösseren Werth zugestehen, als der eigentlichen Geschichte, wenigstens wie sie gewöhnlich behandelt wird. Theils nämlich sind bei jenen die Daten richtiger und vollständiger zusammenzubringen, als bei dieser, teils agiren in der eigentlichen Geschichte nicht sowohl Menschen, als Völker und Heere, und die Einzelnen, welche noch auftreten, erscheinen in so grosser Entfernung mit so vieler Umgebung und so grossem Gefolge, dazu verhüllt in steife Staatskleider oder schwere unbiegsame Harnische, dass es wahrlich schwer hält, durch alles dieses hindurch die menschliche Bewegung zu erkennen. Hingegen zeigt das treu geschilderte Leben des Einzelnen, in einer engen Sphäre die Handlungsweise der Menschen in allen ihren Nuancen und Gestalten, die Trefflichkeit, Tugend, ja die Heiligkeit Einzelner, die Verkehrtheit, Erbärmlichkeit, Tücke der Meisten, die Ruchlosigkeit Mancher. Dabei ist es ja, in der hier allein betrachteten Rücksicht, nämlich in Betreff der inneren Bedeutung des Erscheinenden, ganz gleichgültig, ob die Gegenstände, um die sich die Handlung dreht, relativ betrachtet, Kleinigkeiten oder Wichtigkeiten, Bauernhöfe oder Königreiche sind; wie ein Kreis von einem Zoll Durchmesser und einer von 40 Millionen Meilen Durchmesser die selben geometrischen Eigenschaften vollständig haben, so sind die Vorgänge und die Geschichte eines Dorfes und die eines Reiches im Wesentlichen dieselben; und man kann am Einen, wie am Andern, die Menschen studieren und kennen lernen. Auch hat man Unrecht zu meinen, die Autobiographien seien voll Trug und Verstellung. Vielmehr ist das Lügen (obwohl überall möglich) dort viel-

leicht schwerer als irgendwo. Verstellung ist am leichtesten in der blossen Unterredung; ja, sie ist, so paradox es klingt, schon in einem Briefe im Grunde schwerer, weil da der Mensch, sich selber überlassen, in sich sieht und nicht nach aussen, das Fremde und Ferne sich schwer nahe bringt und den Maassstab des Eindrucks auf den Andern nicht vor Augen hat; dieser Andere dagegen, gelassen, in einer dem Schreiber fremden Stimmung, den Brief übersieht, zu wiederholten Malen und verschiedenen Zeiten liest und so die verborgene Absicht leicht herausfindet. Einen Autor lernt man auch als Menschen am leichtesten aus seinem Buche kennen, weil alle jene Bedingungen hier noch stärker und anhaltender wirken; und in einer Selbstbiographie sich zu verstellen, ist so schwer, dass es vielleicht keine einzige giebt, die nicht im Ganzen wahrer wäre, als jede andere geschriebene Geschichte. Der Mensch, der sein Leben aufzeichnet, überblickt es im Ganzen und Grossen, das Einzelne wird klein, das Nahe entfernt sich, das Ferne kommt wieder nah, die Rücksichten schrumpfen ein; er setzt sich selbst zur Beichte und hat sich freiwillig hingesetzt. Der Geist der Lüge fasst ihn hier nicht so leicht, denn es liegt in jedem Menschen auch eine Neigung zur Wahrheit, die bei jeder Lüge erst überwältigt werden muss und die eben hier eine ungemein starke Stellung angenommen hat. Das Verhältniss zwischen Biographie und Völkergeschichte lässt sich durch folgendes Gleichniss anschaulich machen. Die Geschichte zeigt uns die Menschheit, wie eine Aussicht von einem hohen Berge die Natur zeigt; wir sehen Vieles auf ein Mal, weite Strecken, grosse Massen, aber deutlich wird nichts, noch seinem ganzen eigentlichen Wesen nach erkennbar. Dagegen zeigt uns das dargestellte Leben des Einzelnen den Menschen so, wie wir die Natur erkennen, wenn wir zwischen ihren Bäumen, Pflanzen, Felsen und Gewässern umhergehen.

Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung. § 51.

Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiss ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Schiller.

Biographische Kunst.

Kennest du auch dich selbst und dein eigenes innerstes Schicksal?
Prüfe dich, eh du der Welt deutest ein Menschengeschick.
Auch eines sterblichen Mannes tiefinnerstes ewiges Wesen
Auszusprechen — es bleibt sterblichen Lippen versagt.
Sinnend in Schauen vertieft, entdeckst du mit zweifelnder Ahnung,
Dass er so liebt', wie er litt, dass er so litt, wie er schuf,
Dass er so schuf, wie er starb — an Werk und That und Erlebniss
Ahnest beglückt du das Ich, welches dies Leben beseelt.
Jeglicher, kannst du malen dein Schau'n mit innigen Worten,
Fühlt es, so war dieser Mensch, dieser nur einzig allein —
Und doch muss, so dein Werk dir gelang, ein jeglicher Hörer
Meinen, du habest ihm nur seine Geschichte erzählt.

Alfred Freiherr von Berger: Gesammelte Gedichte.



Druckfehler-Berichtigung.

Seite 58, Zeile 7 von oben, lies: 26. März 1798 (statt 1795).

Verlag: **Ernst Hofmann & Co.** in Berlin. Druck: **Felgentreff & Co.** in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: **Dr. Anton Bettelheim** in Wien.


THE ASTOR LIBRARY
NY



Otto v. Bismarck als Abiturient.

Von v. Kessel.

(Nach einer Photographie von Loescher & Petsch in Berlin.)

Nach den Bismarcktagen.

Eine biographische Betrachtung.

Von
ERICH MARCKS.

Die Biographischen Blätter haben den 80. Geburtstag des Fürsten Bismarck nicht schweigend an sich vorübergehen lassen wollen. Und gewiss haben sie ihr besonderes Recht, dieses Mannes auf ihre Weise zu gedenken und ihn für sich in Anspruch zu nehmen: sie dürfen es wohl empfinden und ausdrücken, wie er nicht nur der vornehmste Gegenstand biographischer Betrachtung ist, den unsere heutige Welt kennt, sondern zudem die lebendige Rechtfertigung biographischen Denkens und Auffassens überhaupt. Das letzte Jahrzehnt hat jawohl einen neuen Ansturm jener Auflehnung der fessellosen Persönlichkeit erlebt, wie sie sich einst im Sturm und Drange, in den Anfängen der Romantik, im jungen Deutschland gegen den Druck der Regel, der Gesellschaft, der Masse erhoben hat. Aber die Führung fordert, im innerlich schroffen Gegensatze zu diesem Extrem, doch allzu sichtbar der soziale und sozialistische Geist für sich, der die Persönlichkeit gering schätzt: eine aufstrebende Richtung auch unter den Historikern — weniger die Meister sicherlich als die Lehrlinge — erklärt ihr den Krieg. In diese Kämpfe haben die Bismarcktage ihr Wort hineingesprochen. Das Wehen des Genius hat uns Alle wieder einmal berührt: in seiner einzigen Fülle und Grösse stand wieder einmal der Mann uns dicht gegenüber, dessen starke Wirkung einem Menschenalter selbstverständlich geworden war und der nun nur noch aus der Ferne den Weitergang der Zeiten begleitet. Den Tausenden, deren brausende Liebe ihn überall gefeiert hat, die er in Weihe und Glut über ihr Alltagswesen hoch emportrug, ist er das Symbol einer unvergleichlichen Geschichte und das Symbol ihres Vaterlandes, ihres Staates und ihrer Nation; bewusst oder unbewusst ist er ihnen doch zugleich das Sinnbild eines heroisch grossen Menschenthums. Ich denke mir, dass Fürst Bismarck selbst der eigentlichen Heroenverehrung sehr kühl gegenübersteht: er müsste weder der Christ sein, der er ist, noch der politische Genius, der die Welt der Wirklichkeit zu durchschauen und anzupacken gewohnt ist und der alle Kleinheit und Kleinlichkeit menschlicher Kämpfe in harten Jahrzehnten immer wieder an sich und um sich erfahren hat, wenn er die Dämonisirung sterblicher Menschen, die Konstruktion des schöpferischen Genius nicht ein wenig belächeln sollte als Konstruktion, als mystische Träumerei. Sollte dem so sein — den Historiker würde es dennoch nicht beirren. Der Genius braucht von der Wunderart seines Wesens selber nichts zu wissen: eine Wirklichkeit ist sie darum doch. Sie soll hier keines-

wegs erörtert werden, etwa gar im Systeme — das wäre die Sache des Verfassers nicht. Nur dieses und jenes sei es ihm erlaubt in dieser biographischen Zeitschrift andeutend zu berühren, was der 1. April 1895 den Zeitgenossen Bismarcks vor die Seele rufen konnte und sicherlich Vielen vor die Seele gerufen hat.

Und da bleibt es doch der beherrschende Eindruck: wenn noch der Wiederschein seines Abendrothes, wie er uns heute bestrahlt, unser Wesen zu steigern scheint, wie gewaltig hat erst in den Stunden ihrer Vollkraft die Sonne dieses Einzelnen sein Volk durchglüht! An den grossen historischen Inhalt dieses Lebens ist hier gar nicht zu erinnern: nur an die eine Wahrheit, die Alle kennen, wie es eben doch Sein Zeitalter war, was hinter uns liegt, wie doch eben nach langer und wirrer Vorbereitung und aus der halben Verzweiflung heraus nur er diese Zeit heraufriss und zu sich emporhob, lösend und erlösend und dann rastlos thätig in allumfassender Arbeit, in Kämpfen, deren natürlicher Gegenschlag Zorn und Widerstand sein musste und deren würdigende Kritik hier keine Stätte findet, die aber fast alle schöpferisch gewesen sind und alle gipfelten in ihm. Über all den verworrenen Kräften hat, seit sie überhaupt an das volle Licht trat, diese eine, höchste, persönliche aufrecht gestanden: in ihr fand alle Bewegung der Epoche zuletzt ihren stärksten Ausdruck, mit ihr musste sich Alles auseinandersetzen, sie schliesst die Einheitsbestrebungen der Vergangenheit ab und beschreitet als Führerin die Bahnen neuer, innerlicher Aufgaben der Zukunft. Zeiten, die derart ein gewaltiger Einzelner überragt, pflegen der Nachwelt in einheitlicher und dämonischer Beleuchtung dazuliegen; kein Zweifel, dass dereinst auch die Epoche Bismarcks sich ihnen einreihen wird. Wir sind ihr noch zu nahe, als dass sich ihr Lebensinhalt bereits so in einfache Formen zu gliedern und der gemeinsame Zug klar auszuprägen vermöchte, und ahnen nur erst, wie auch in vielen Erscheinungen der Kunst und des Gedankens die Eigenart und die Einwirkung der beherrschenden Persönlichkeit sich wiederholt, wie dieser harte Lehrer des Staatsbewusstseins und der Staatsmacht mitten in seinem Ringen für die soziale Idee zugleich auch, durch sein Dasein selber, das subjektive Leben befruchtet haben muss.

Man hat längst der Verwandtschaft Bismarcks mit den zentralen Menschen früherer Zeiten nachgespürt. Das ist, wenn es richtig geübt wird, nichts weniger als eine Spielerei. Die wechselseitige Aufhellung von Vergangenheit und Gegenwart, wo jedesmal das Verständniss der einen durch die Kenntniss der anderen gewinnt, gilt ja durchaus auch für die grosse Persönlichkeit. Wie viel unmittelbarer schauen wir, die wir das Walten des Einen, die unwiderlegliche Thatsache eines grossen Daseins mit all ihren erleuchtenden Lehren vor Augen gehabt haben, das Bild der Älteren, ihrer Wirksamkeit wie ihres Wesens! Selbst wo wir im Groben nichts Neues für ihre Auffassung gelernt hätten, hat sich unser Verhältniss zu ihnen ver-

tieft und belebt. Die Geschichte der Geschichtschreibung und der Geschichtsbetrachtung wird einst davon zu reden haben. So ist es ausgesprochen worden, wie Friedrichs des Grossen innere Staatspolitik, sein Merkantilismus, erst wieder ganz lebendig begriffen worden ist, seit Bismarck in den siebziger Jahren seine neue Wirthschaftspolitik eröffnete. So hat es sich aufgedrängt, wie vielfältig die Linien der späteren Jahrzehnte Friedrichs denen der Zeit nach 1871 parallel laufen, und man wird der feineren Eigenthümlichkeit der beiden Gewaltigen nicht leicht besser nahekommen, als wenn man den erstaunlichen Ähnlichkeiten des greisen Königs und des greisen Kanzlers und zugleich den tiefen Abweichungen ihres inneren Lebens nachgräbt. Es ist überaus interessant, sich die Unterschiede der Bildung und Stellung, der Bewegungsmöglichkeit, und auch der Empfindungsweise zu vergegenwärtigen, die zwischen dem gekrönten absoluten Könige und dem einfachen märkischen Edelmanne mit seiner durch die Verhältnisse gebundenen Herrschernatur schon durch die Geburt bedingt waren; politisch und psychologisch wird es ja eines der anziehendsten Probleme sein, das dadurch charakteristisch beleuchtet würde, das Problem des innerlichen Verhältnisses dieses (oder auch jedes) majestätischen Dieners zu seinem Fürstenhause. Und wie überraschend vollends klingen die ersten grossen Aktionen, mit denen sich die drei staatsmännischen Bildner der preussischen Grossmacht in die europäische Welt eingeführt und in ihr durchgesetzt haben, an einander an, die Politik des grossen Kurfürsten im nordischen Kriege, Friedrichs II. in den schlesischen Kriegen, Bismarcks in Schleswig-Holstein! Man kann die Anfänge des Mannes hinzunehmen, den man oft, schon von der äusserlichsten Anschauung aus, den französischen Bismarck genannt hat und dessen Geschichte und Gestalt wirklich, bis in das Tiefere hinein, für die unseres Reichsgründers überaus fruchtbar sein können, ich meine das Spiel Richelieus mit den protestantischen Mächten um 1625. Es kommt bei alledem nicht darauf an, den Einen mit dem Anderen seinem Werthe nach abzumessen — obgleich Bismarck auch das vertragen würde*) —: der Gewinn der Vergleichung ist sachlicher, ist, wenn man das viel missbrauchte Wort benutzen will, wirklich wissenschaftlicher Art. Und dichter noch an den Kern der Persönlichkeit führt es heran, wenn man mit Bismarck die im vollsten Sinne germanischen Genien zusammenhält, Oliver Cromwell, Martin Luther. Wir Deutschen haben das Glück, den vier Männern, die uns die entscheidenden Bewegungen unserer neueren Geschichte verkörpern, Luther, Friedrich, Goethe und Bismarck, weit in die vertraulichen Äusserungen ihrer Seele hineinblicken zu dürfen, wir besitzen die Fülle ihrer Briefe, ihrer Gespräche. Und augenscheinlich sind es da der Bauernenkel

*) „Wie denn auch der grösste Bewunderer des grossen Königs nicht wird läugnen wollen, dass Friedrich als Staatsmann in Bismarck den Meister gefunden hat“, urtheilt der Historiker Friedrichs (R. Koser, Fürst Bismarck. Rede, Bonn 1892, S. 20), indem er an die Durchführung des Friedensprogrammes seit 1871 erinnert.

und der Gutsherr, die einander über die Kluft der Zeiten hinweg die Hände geben und deren Eigenart am breitesten und am tiefsten in den allereigensten Besitz des germanischen Volksthumes hineinreicht: nur eben der englische Landedelmann könnte sich ihnen als Dritter zugesellen. Ich will hier nicht wiederholen, was man von der ungetheilt einheitlichen, erdentsprossenen, grossartig elementaren Weise des Bismarckschen Genius oft beobachtet hat; ein geistreicher Historiker hat meinen wollen, um seines Gleichen zu finden, müsse man in die naiven Jahrhunderte des hohen Mittelalters hinaufgreifen. Mir scheint doch immer Luther der eigentlich Verwandteste zu sein. Nicht im Werke allein — weil Keiner uns so Unvergleichliches geschenkt habe wie sie, weil im Urtheile über keinen Dritten sich der Gegensatz der Geister so unvermeidlich und sichtbar scheide; am meisten in der Grundlage der Individualitäten selbst. Denn wohl sind der Verschiedenheiten ganz gewiss viele, und wieder tritt gerade, wenn man die beiden an einander erleuchtet, jede Besonderheit erst doppelt stark heraus, auch im Persönlichsten: neben dem vornehmen Manne, dem sicheren Aristokraten, der auf den Höhen zu schreiten gewohnt ist, und neben dem Diplomaten des politischen Jahrhunderts mit seiner schwertesscharfen Beherrschung jedweden weltlichen Kampfesmittels, mit seiner souveränen und durchdringenden Erfassung der Welt, der Macht, der härtesten Wirklichkeiten, der knorrige Reformator, der das theologische Zeitalter gebildet und vertreten hat wie kein anderer, der die Klugheit dieser Erde so gering hielt und sie so wenig erlernt hat, dass er gerade dann seine Unfähigkeit zu ihr am derbsten an den Tag legt, wenn er „als ein roher Sachse und ein Bauer“ einmal recht bitter weltklug sein und sich „einer guten starken Lüge“ vermessen möchte. Trotzdem sind diese zwei Naturen einem und demselben Quell entströmt. Schöneres ist nie über Martin Luther gesprochen worden, als die ergreifenden Sätze in H. v. Treitschkes 1883er Gedenkrede,*) die in Luther die Verkörperung „des innersten Wesens seines Volkes“ feiern und die Gegensätze zermalmenden Zornes und einfachen Glaubens, hoher Weisheit und schlichter Einfalt, tiefsinniger Mystik und strahlender Lebenslust, ungeschlachter Kampfesfreude und zarter Herzensgüte, die Gegensätze riesenhaft selbstbewusster Kraft und selbstentäussernder Demuth in diesem „ungeheuren Menschen“ einfach in dem Bekenntniss auflösen: da ist für uns kein Räthsel, das ist Blut von unserem Blute. Fast jedes Wort dieser Charakteristik trifft Bismarck zugleich. Und vielleicht nirgends wird man so deutlich, als wenn man dieses Paar zusammennimmt, das Verhältniss der persönlichen Kraft des höchsten Genius zu den ausserhalb wirkenden Kräften der Zeit anschauen können: seine naive Selbstherrlichkeit und wenn man will, Selbstsucht, die Durchsetzung seiner Persönlichkeit, den Einen zum Jubel und den Anderen zum Ärgerniss: wie der riesige Einzelne — natürlich nur

*) Luther und die deutsche Nation 25 f. (auch Pr. Jahrb. Bd. 52).

wenn er im innerlichen Zusammenhange, im Bunde mit den Ideen und Idealen, den tiefen Bedürfnissen der Epoche steht — auch auf die Ideen zurückwirkt, sie weiterbildet, befruchtet oder auch zersetzt, durch die Macht seines Daseins, seiner Führung. Wie Viele haben das an dem Luther wie der Mannesjahre so der Greisenjahre, wie Viele an dem Bismarck der letzten Jahrzehnte bekämpft und beklagt! Jene zwei aber sind dem Antriebe ihres Wesens gefolgt; sie schweben mit weitgebreiteten Flügeln über dem Volke, dem Zeitalter; zu Heil oder Unheil oder beidem — aber sie wirken tief und beherrschend in alles Leben hinein, auch kein Einzelner kann an ihnen vorbei, Jeder muss mit ihnen abrechnen, in Gegnerschaft und Hass oder in ehrfürchtiger Liebe. Und was auch die Feinde oder die Maassvollen und die Weisen über den Sturmwind urtheilen mögen, der die Welt so erschütternd durchbraust: krank und halb bleibt die Zeit doch, die für die grössten Aufgaben ihres Lebens den Genius nicht gefunden hat.

Indessen das Alles sind Betrachtungen, die Manchem banal, Manchem phantastisch vorkommen mögen, jedenfalls nur Hinweise auf allerlei Gedankenketten, und nicht mehr. Fragen von anderer Art noch stellt das Fest, das wir erlebt haben, an den Historiker. Wie hat die Geschichtsforschung diese Tage gefeiert? Wieviel aus dem unerschöpflichen Inhalte dieses achtzigjährigen Daseins liegt uns heute bereits in deutlicher Darstellung oder doch in wohlbearbeiteten Stoffsammlungen vor Augen?[1])

Natürlich: nur Vorläufiges können wir, namentlich auf dem Gebiete der Darstellung, heute bereits besitzen und fordern. Um Bismarck mit historisch richtigem Augenmaasse zu sehen, dazu haben wir den Riesen eben noch zu dicht vor uns, seine Gestalt wie sein Werk werden sich erst späteren Geschlechtern in die lange Reihe der Entwickelung regelrecht einordnen. Aber wie eine jede künftige Generation ihn wieder mit anderen Augen schauen, ihn nach anderen Dingen fragen, das Problem seines Daseins neu ergreifen wird, so müssen auch wir ihn unvermeidlicher Weise, von unserem heutigen Standpunkte her, betrachten und müssen uns die grosse Erscheinung auch bereits zu deuten suchen. Wir haben dabei den Vorzug des unmittelbaren Mitempfindens, in welchem keine Nachwelt, so viel günstiger sie sonst auch gestellt sein mag, die Zeitgenossen ganz erreicht. Auch dem späteren Historiker bleibt die zeitgenössische Biographie für das Wesen des Dargestellten und für das Verhältniss seiner Mitwelt zu ihm eine unersetzliche Quelle. An Äusserungen der Mitlebenden über Bismarck, auch an Biographieen wird dieser Historiker nun wahrlich nicht Mangel leiden: aber ein Buch, das ihm als „die“ zeitgenössische Darstellung Ottos von Bismarck erscheinen könnte, giebt es meines Wissens bisher noch nicht. Den grössten Werth von Allem, was heute vorliegt, wird ihm viel-

[1]) Einige Bemerkungen bereits in der „Zukunft“ vom 30. März 1895 (S. 620 ff.)

leicht Hesekiels Buch vom Grafen Bismarck behalten, das den eben Entdeckten im Jahre 1869 warm und naiv geschildert hat, und dessen gesegneter Eigenmächtigkeit wir die „Bismarckbriefe“ verdanken, bis zum heutigen Tage unter allen persönlichen Zeugnissen dieses reichen und schlichten Seelenlebens das tiefste und schönste: Tausende haben daraus das gefühlsmässige Verständniss für das Innere dieser Natur geschöpft, deren dämonischer Gang sich ihrem begreifenden Verstande so manchmal entzog. Andere Schriften, von Rössler und Bamberger an, haben Bismarck und seine Politik immer wieder zu erläutern gesucht; Lebensbeschreibungen sind einander gefolgt, etwas innerlich Grosses findet sich darunter nicht. Die umfassende Erzählung von Hans Blum (Fürst Bismarck und seine Zeit. seit 1894 erscheinend) ist doch mehr breit als tief und eigen. Die englische Darstellung von Charles Lowe (die ich in der bis 1890 geführten Übersetzung von Witte gelesen habe: Fürst Bismarck, eine historische Biographie, Leipzig, G. Wigand 1894[1]) hat das Lob sachkundiger Kritiker gefunden; ich bedauere, mich ihm bei aller Hochachtung doch nicht ganz anschliessen zu können. Es ist ein nüchtern verständiges und dabei wohlwollendes Buch. und als die Kundgebung eines Ausländers dem Deutschen lehrreich, aber weder im Stoffe noch etwa gar im Geiste dringt es tiefer, und für eine Biographie — ich denke mit Freuden an Alfred Doves Abhandlung im ersten Hefte dieser Zeitschrift — kann ich es trotz seines einschränkenden Titels ganz und gar nicht halten. Die kleinen Festschriften zum 80. Geburtstage — populäre Lebensbilder wie das von B. Rogge — werden ihren Zweck gewiss erfüllen; hier sind sie nicht anzuführen. H. v. Sybels „Begründung des deutschen Reiches“ hat H. Kohl (in seinem Litteraturbericht, Bismarckjahrbuch I, 499) „gleichzeitig die beste Biographie Bismarcks“ genannt. Und das Eine, Wesentliche ist an diesem Urtheil richtig, dass wirklich Sybel zuerst eine, oder auch: die entscheidende Frage aus Bismarcks bedeutsamster Wirkenszeit scharf und klar in's Auge gefasst hat: die Frage nach den Absichten, mit denen er 1862 sein Ministerium antrat, nach der eigentlichen Natur seiner Staatsmannschaft. Kam er mit fertigem deutschem Programme? Hat überhaupt der wahre Staatsmann ein genaues Programm, das er nun durchführen will? Wieweit meistert und leitet er die Dinge, wieweit folgt er ihnen nur nach? Die Betrachtung seiner fertigen Thaten zeigt, dass er Einen Weg gegangen ist. Musste er diesen gehen? Wollte er es? Lagen nicht viele Wege vor ihm und war er nicht vielleicht bereit, sie alle zu gehen, je nach den Ereignissen? Hätte er nicht vielleicht sogar ein anderes Ziel, ein niedrigeres, für genügend erachtet, während wir zurückschauend jeden seiner früheren Schritte unwillkürlich bereits auf das eine Ziel beziehen, das er wirklich zuletzt erreichte? Das sind psychologische Fragen, die über den einen Fall hinaus

[1]) Ich sehe nachträglich, dass das Original (1885) immerhin weiter greift.

— für die allgemeine Auffassung des Staatsmannes, ja des Genius überhaupt — ihr Interesse haben: Sybel hat sie mit meisterhafter Feinheit erörtert. Bismarck selber hat es ja oft abgelehnt, dass ein Staatsmann im Stande sei, die Geschichte zu machen: abzuwarten, aufzupassen, sie zu vollziehen sei die einzige Aufgabe. Das hat er in immer neuen Formen ausgedrückt, am wuchtigsten vielleicht in einem erhabenen Bilde ganz bismarckischer Art, das er, wenn ich recht berichtet bin, einmal im Gespräch gebraucht hat, etwa so: man kann nicht selber etwas schaffen; man kann nur abwarten, bis man den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hört; dann vorzuspringen und den Zipfel seines Mantels zu fassen — das ist Alles. Freilich, so wird man hinzusetzen dürfen, das ist auch ziemlich viel! Das kann nur, wer den Schritt Gottes zu hören vermag, d. h. wer gut weiss, was er selber für das Gebot und Ziel der Dinge hält; er muss mit dem feinsten Sinne für das im Augenblick Mögliche und Nothwendige, und der Bescheidung auf das Erreichbare allezeit zugleich das helle Bewusstsein des Hohen und Letzten, das er erstrebt — und somit doch auch eine schöpferische Geistesart — verbinden. Desshalb wird die streitende und prüfende Forschung nicht aufhören, doch stets wieder die letzten Gedanken des grossen Staatsmannes zu suchen, und jede vertiefte Kenntniss seines ganzen Wesens und seiner ganzen Entwickelung wird doch immer wieder die Fragen auch für die Deutung seiner einzelnen Bestrebungen und seiner einzelnen Thaten neuer und tiefer stellen.

Auf diesem eigentlich persönlichen Gebiete aber liegen noch offene Probleme die Menge: Keiner ist ihnen bisher so, wie H. v. Sybel jenem staatsmännischen Probleme, auf den Leib gerückt. Die Stadien der persönlichen Entwickelung Bismarcks hat man, über das Handgreifliche hinaus, noch kaum angefangen recht zu untersuchen, und hat es wohl auch nicht thun können. Welch ein Reichthum gewaltiger Aufgaben! denn gewiss, dieses Leben umspannt äusserlich und innerlich das ganze Jahrhundert, von jener Stunde an, da am 1. April 1815, mitten in den hundert Tagen, sich der Purpurmantel des politischen Genius, der Napoleons Schultern entsank, über die märkische Wiege des Kindes breitete, das dereinst grösser werden sollte als jener. Wir wissen noch wenig von den persönlichen Bedingungen, unter denen Bismarck aufwuchs, sein Biograph hätte diese ganze Welt erst zu erwecken und ihn selber aus ihr, innerhalb ihrer, im Gegensatze zu ihr zu begreifen: die Welt seines Geschlechtes und seiner Eltern, die Berliner Umgebung, die Einflüsse der Grossstadt und zumal die des Landlebens, all das Ererbte und Altpreussische, das in ihm persönliche Gestalt gewann und behielt und sich in ihm weiterbildete und überwand. Heute führt da noch jeder Schritt ins Dunkel, in der Vorgeschichte Bismarcks wie in der Geschichte seiner inneren und äusseren Bildung. Wann und wie traten ihm die Probleme und Gewalten zuerst in den Weg, denen später seine Lebensarbeit gehört hat? Wir erfahren aus seinem Munde, dass er

gutdeutsch gesinnt die Universität bezog. Wie lange behielt dies Ideal in ihm die Oberhand? Derjenige Mann, der unter allen Lebenden zu der zeitgenössischen Bismarckbiographie, wie ich sie vermisst habe, der eigentlich Berufene wäre, und der sie uns bei seiner Art doch wohl auch beinahe ganz ersetzen wird, wenngleich nur im Zusammenhange seines allgemeineren Werkes — Heinrich von Treitschke hört aus Bismarcks Reden auf dem Vereinigten Landtage von 1847 das laute „Deutschland über Alles“ heraus.*) Ich weiss nicht, ob mit Recht. Ich denke mir nach Allem, was uns vorliegt, schon den Bismarck jenes Jahres als den ausschliesslichen Preussen. Und so würde man hundert Schwierigkeiten berühren können: die Entwicklung der philosophischen und religiösen Weltanschauung Bismarcks inmitten der Strömungen seiner Jugend, und ihr Verhältniss zu seiner Staatsmannschaft; späterhin die Stellung zu seinem Könige mit ihren einzigartigen inneren Gegensätzen, die doch stets wieder ihre höhere Lösung fanden, und zum Konflikt; die lange Vorgeschichte seiner wirthschaftlichen und sozialen Politik, und Anderes mehr, ganz abgesehen von der Überfülle an strittigen und unbekannten Einzelheiten, die noch wichtig genug sind. Alle Welt weiss, dass die Zahlen 1847 und 1851, 1859, 1862, 1866, 1870, 1878 Stufen in Bismarcks Lebensgange bezeichnen, Veränderungen seiner Wirksamkeit, mannigfach auch seiner Ansichten und Absichten; dass er sich immer entwickelt habe, hat er selber oft und mit stolzer Bescheidenheit betont. Es ist das Merkwürdige in diesem Emporsteigen, wie er stets genau den ganz bestimmten und begrenzten Kreis ausfüllt, den er eben einnimmt, wie er als Preusse unmittelbar nichts erstrebt als preussische Zwecke allein: aber sogleich im Kampfe von 1866 wächst er über diese Zwecke weit hinaus; er erhebt sich immer höher und höher und wird zum Inbegriff der deutschen Nation. Wieweit lag das Spätere bereits im Früheren vorgebildet? Wieweit ist anderseits der Reichskanzler, der Deutschland und die Welt überragt, doch immer noch der Preusse, der Konservative, der Landedelmann seiner früheren Tage? Alles Fragen, die aufzuwerfen selbstverständlich ist und deren Beantwortung vielleicht sehr einfach erscheint. Man versuche sie immerhin! Es liesse sich noch Mancherlei anschliessen. Reizvoll wird es sein, den Eindruck und Einfluss näher nachzuweisen, den Bismarcks Erscheinung und Wirksamkeit auf seine Zeit, auf die politische Anschauung und Methode insbesondere der Deutschen geübt hat, auf ihre Weltanschauung überhaupt. Dem Biographen wird über dieser mehr objektiven immer jene subjektive Seite, die Wandlung des Helden selber, das Wichtige sein. Wie wird Fürst Bismarck selber uns darüber belehren? Seine Denkwürdigkeiten liegen, so vernimmt man, fertig da; sie sind mit peinlicher Sorgfalt wieder und wieder durchgearbeitet worden. Werden sie

*) „Aber so kühn, so sicher, mit einem solchen Teutonentrotze wie dieser verrufene märkische Junker sagte doch Niemand sonst: Deutschland über Alles!“ (Deutsche Geschichte V, 635).

jene Fragen seines inneren Werdens behandeln, und wenn das, sie lösen? Oder werden sie, wie es die besten Selbstbiographieen zu thun pflegen, neben vielem bedeutsamen Lichte zugleich neue Zweifel schaffen, ein neues, grosses, innerliches Problem allen bestehenden noch hinzufügen?

Vorläufig stehen wir in allen innerlichen Hauptsachen kaum am Beginne der Erforschung dieses Lebens. Und dennoch strömen dessen Zeugnisse, gewaltige Thaten, die wir gesehen haben und die unsere Welt gestalten halfen, gewaltige Schriftwerke, aus denen die Thaten und ihr Vollbringer unvergänglich reden, in breiten Wogen vor uns dahin. Auch ehe wir seine Geheimnisse durchdringen können, dürfen nnd sollen wir — das versteht sich von selbst — uns an dem Reichthum seines Wirkens und Wesens nähren, wie er in der Masse seiner Lebensäusserungen vor uns ausgebreitet liegt. Nicht etwa ein Überblick über all die Quellenwerke, die wir bereits besitzen, soll hier versucht werden.*) Nur auf die Veröffentlichungen sei noch hingewiesen, die sich zu diesem Gedenktage eingestellt haben. Da hat Herr v. Poschinger verschiedene Sammlungen dargebracht (Fürst B. und die Parlamentarier Bd. I. und II.; die Ansprachen des F. B.; neue Tischgespräche und Interviews): nicht eben kritisch ganz zuverlässig oder durchgearbeitet, aber immer eine sehr angenehme Bereicherung des Stoffes. Da hat hauptsächlich Horst Kohl, der mit dem rastlosen Fleisse des Sammlers und der vollen Ergebenheit einer selbstlosen Treue überdies die erwünschte Schulung wahrhaft wissenschaftlicher Arbeit vereinigt, seine monumentale Ausgabe der Politischen Reden des Fürsten Bismarck mit dem zwölften Bande zum Abschluss geführt: das stattlichste und bleibendste aller Geschenke, das seinen unvergleichlich werthvollen Stoff, ein erstes Meisterwerk unserer Litteratur, zum ersten Male in ganz würdiger Form, in der möglichst reichen und sicheren Gestalt darbietet. Kohl hat daneben sein Bismarckjahrbuch begonnen, welches den Mittelpunkt künftiger Forschung zu bilden bestimmt ist; es veröffentlicht Urkunden und Briefe sowie Abhandlungen zur Geschichte des Staatsmannes und somit zugleich zur Geschichte seiner Zeit, und will alljährlich die neuen Äusserungen des Fürsten in einer Chronik zusammenstellen. Ich glaube, dass man das Unternehmen nur freudig begrüssen kann. Einige Mängel des ersten Anfanges, wie sie dieser Band neben vielerlei Schönem wohl aufweist, kommen kaum in Betracht; wie glücklich aber, wenn wirklich ein Organ besteht, das aus den Schätzen des Bismarckschen Archives so viel als nur möglich an das Licht fördert und das wohl auch manchen Anderen, der Bismarcksche Papiere

*) Ich verweise auf das nützliche bibliographische Bändchen „Bismarck-Litteratur“, das die Leipziger Buchhändler P. Schulze und O. Koller (Leipzig, Gracklauer, 1895, 70 S., M. 3) soeben herausgegeben haben und das man mit Dank hinnehmen wird, obwohl sich gegen Einteilung und Auswahl der Schriften und allerhand Einzelnes, sowie gegen die Vorbereitung der Verf. zu ihrem „nicht nach Autopsie“, einseitig buchhändlerisch, gearbeiteten Werke naturgemäss mancherlei einwenden liesse.

besitzen mag, zu deren Herausgabe ermuntern wird! Eine jede Gabe werden wir ihm danken. Und der Gegenstand ist — wie unser Bedürfniss — doch wohl wirklich gross genug, um die anspruchsvolle Form eines eigenen Jahrbuches zu ertragen. Dass Fürst Bismarck selber, wie man erfahren hat, dem Plane abhold war, ist schön: möge Horst Kohl, mit seines Helden freigebiger Hülfe, die Bedenken, die jener erhob, und die Bedenken der weisen Leute, denen die Thatsache des Jahrbuches selber einen gefährlichen Heroenkult bedeutet, durch glückliche Leistungen vollends überwinden!

Inzwischen hat der Fürst seinen Herausgebern in erfreulicher Hartherzigkeit ihre Sammlungen wieder unvollständig gemacht. Der Meister des Tischgespräches und der Rede hat in diesen wundervollen Festtagen, auf dem Erdenwinkel, dem sein gastlich einfaches Haus und seine Gestalt den Weltruhm verliehen haben, in unerschöpflich vielseitiger Spannkraft Worte gesprochen, aus denen die Feier erst ihre höchste Weihe empfing: für jede Ansprache eine eigene Antwort, leise und laute Mahnungen an den Höchsten und an den Geringsten, und über allem der stille Zauber ehrwürdigen Greisenthums, von dem so Mancher nicht gedacht haben wird, dass diese stürmische Seele es je erwerben werde. Der alte Kämpfer, der noch jetzt so gern seine Gedanken warnend und tadelnd in das staatliche Leben hinaussendet, hat hier in reiner Betrachtung auf sein Dasein und sein Werk zurückgeblickt, im Scheine seiner Abendsonne — so hat er es selber ja gesagt —, die ihm die Höhen golden verklärte, zu seinen Füssen eine beruhigte Welt. Er hat mit Bescheidenheit seiner Thaten, mit Liebe seiner Mitstreiter gedacht, mit Gerechtigkeit seiner nothwendigen Gegner; er, den man so oft angeklagt hat, als ob er ein Verächter der Ideen sei, hat eindringlich auf die geistigen und sittlichen Gewalten hingewiesen, deren Diener auch er sich bemüht hat zu sein. Es drang manchmal ein Klang von leiser Wehmuth, von der Resignation des Achtzigers und des einsam Übriggebliebenen hindurch, aber das Auge richtete sich immer wieder empor, mit heller Zuversicht, mit unzerstörbarem Glauben an sein Werk, sein Volk, an die Zukunft. Fast genau hätte man das alles in goethischen Worten wiederzugeben vermocht.

In den Tagen des schmerzensreichen Überganges aus dem grossen litterarischen Zeitalter in das grosse politische hat in einem Werke, das jetzt gerade ein halbes Jahrhundert alt ist, seiner Politischen Wochenstube, Robert Prutz eine der vielen Prophezeiungen undeutlicher Sehnsucht gewagt und seine Germania, „die Mutter des kommenden Königs“, trauernd nach ihrem Befreier rufen lassen:

Doch kommt er einst! Aus allertiefster Mitternacht,
Wo wir umsonst nach eines Sternbilds Troste spähn,
Die Sonne schwebt ja dennoch endlich himmelan . . .
Woher du kommst, willkommen immer sollst du sein,
Ob du von Thronen niedersteigen wirst zu mir,
Ob du, ein Bettler, Mitternachts geschlichen kommst:
Ich kenne dich! Dich kennen lehret mich mein Herz.

Als er kam, hat es lange gedauert, bis ihr das Herz sprach, aber es hat gesprochen. Das haben ihm die Feierstunden von 1895 bezeugt.

Diese Zeitschrift verneigt sich heute huldigend wie vor dem grossen Deutschen, so vor dem grossen Menschen, der auch ihr beim Eintritt in ihr Dasein unwissentlich das Geleit giebt. Sie erwartet seinem Namen und seinen Zügen in ihrem eigenen Arbeitskreise immer von Neuem zu begegnen. Auf lange hinaus aber wird er der Zunft der Biographen, wenn es eine giebt, den besten Dienst thun, indem er nur sein eigenes Leben fortsetzt, aus der Fülle seiner noch heute ungebrochenen Kraft, freier und heiterer als Luther und Friedrich, das Kunstwerk seines Lebens vollendend, das er, der Staatsmann, niemals bewusst zum Kunstwerke hat ausgestalten wollen wie sein letzter Vorgänger, Goethe der Humanist: ein Kunstwerk ist es dennoch geworden, dank den gestaltenden Kräften seines Genius und seines Glückes; möge er es nun, nach seiner Art, als der, der er ist und bleiben wird, reich und goethisch ausleben bis über die Grenzen des menschlichen Alters hinaus!

Bismarcks Schuljahre.

Von

HANS KRAEMER (Berlin).

Kein Zweiter unter den Grossen der Neuzeit, Shakespeare und Göthe nicht ausgenommen, hat eine so umfangreiche Litteratur hervorgerufen, wie der erste Kanzler des neuen deutschen Reiches; keine zweite Erscheinung der, an genialen Männern so reichen, letzten beiden Jahrhunderte ist so oft wie Otto von Bismarck zum Mittelpunkt grösserer und kleinerer, lobender und gehässiger, ziemlich guter und erbärmlich schlechter Schriften gemacht worden. Und doch werden künftige Geschlechter, denen einst die hehre Aufgabe gestellt sein wird, ein umfassendes, vom politischen Tagesgezänk nicht mehr beeinflusstes Bild dieser wundervollen, urdeutschen Heldengestalt zu schaffen, wieder weit zurück auf die ersten Quellen gehen müssen, weil nur ein winziger Bruchtheil dessen, was zu Lebzeiten des Eisernen entstanden ist, den bescheidensten Ansprüchen fach- und sachkundiger Forschung entsprechen kann; denn, so seltsam und beschämend es auch klingen mag, das deutsche Volk besitzt zur Zeit auch nicht eine einzige Biographie seines Einigers, die vor ernster Kritik zu bestehen vermöchte. Soweit die politische Thätigkeit in Frage kommt, mag dies noch einigermaassen begreiflich erscheinen, weil von den kostbaren Schätzen der meisten Archive die Siegel noch nicht gelöst werden konnten und persönliche Erinnerungen vielfach noch ängstlich behütet werden: aber erstaunlich bleibt es, dass auch über das private Leben, über den Entwicklungsgang des märkischen Junkers fast nur „Anekdoten für die reifere Jugend" bekannt geworden sind, die vor dem Auge des nachprüfenden Forschers in Nichts zerflattern, oder im günstigsten Falle auf einen minimalen Kern zusammenschwinden, der für die Charakteristik des genialen Mannes fast jeden Werthes entbehrt. Für grosse bedeutsame Perioden liegt leider nur solches Material vor, das erst in späteren Jahren, als aus dem einfachen Gutsbesitzer von Bismarck-Schönhausen ein weltbekannter Graf, ein weltbezwingender Fürst geworden war, aus

den unklaren Erinnerungen einzelner Zeitgenossen geschöpft und meist mit starker Retouche bekannt gegeben wurde. Angesichts der Thatsache aber, dass das urkundliche oder überhaupt handschriftliche Material aus der ersten Hälfte des begnadeten Lebens nur ein ganz minimales ist, gewinnen die Mittheilungen der mit ihm in nähere Beziehungen Getretenen einen nicht unbeträchtlichen Werth. Die wichtigste Aufgabe der Bismarckforschung scheint es mir deshalb vorerst zu sein, aus den Erinnerungen der nicht mehr allzu zahlreichen und meist schon hochbetagten Herren, die Bismarck in irgend einer Weise nahe standen, all Das zu retten, was das Gedächtniss noch treulich bewahrt hat.*) Zwei nicht unwichtige Punkte gelang es mir, auf diesem Wege aufzuklären und damit zahlreiche Irrthümer zu zerstreuen, die bisher aus einem Bismarckbuch in das andere gewandert waren; einmal konnte ich auf Grund der Berichte von Augenzeugen und des amtlichen Materials eine authentische Darstellung der beiden Mordanschläge auf den Ministerpräsidenten (Cohen-Blind in Berlin, Kullmann in Kissingen) geben,**) und dann war es möglich, an Stelle der zahllosen Anekdoten über die Göttinger Studentenzeit Thatsachen zu setzen, die zum Theil früheren Darstellungen direkt widersprachen.***)

Vielleicht gelingt es, unter eifriger Mitwirkung geübter Forscher, so zeitig den gewaltigen Stoff zu sammeln und zu sichten, dass der alte Recke im Sachsenwald noch selbst das Ganze prüfen und, wo es Noth thut, verbessern und ergänzen kann . . .

* * *

Über den Schüler Otto von Bismarck wusste man bisher nur das, was ein ehemaliger Mitschüler nach etwa fünfzig Jahren niedergeschrieben, was ein Lehrer nach ebensolanger Zeit und endlich der Kanzler selbst erzählt hatte — und das war herzlich wenig: denn es umfasste fast nur die Zeit, die der blonde Knabe auf der Vorschule, in der Plamannschen Erziehungsanstalt verbracht hat. Über seine Gymnasialzeit fehlten dagegen alle näheren Angaben, kaum dass die Daten des Ein- und Austritts annähernd genau bekannt waren.

Der erste April 1895 hat nun die Forschung auf diesem Gebiet um ein gewaltiges Stück gefördert, aus den Archiven der Mittelschule, an der Bismarck sein Reifezeugniss erwarb, sind alle auf den Jubilaren bezüglichen Aufzeichnungen gesammelt und auf den Geburtstagstisch niedergelegt worden.†) Dadurch wird es möglich, obwohl über den Aufenthalt auf dem Friedrich-Wilhelmsgymnasium noch genaue bezw. authentische Angaben fehlen, eine zusammenhängende Darstellung der elf Schuljahre, von Ostern 1821 bis zum 14. April 1832 zu geben. —

Zur Erziehung ihrer Knaben Bernhard und Otto hatte Frau von Bismarck eine vielgerühmte Berliner Erziehungsanstalt gewählt, die Plamann, der Freund und Schüler Pestalozzis, des Vaters des modernen Erziehungswesens, leitete. Die kluge Tochter Anastasius Ludwig Menkens vertraute dem Urtheil ihres Vaters, der — wie aus den Akten des königlichen Oberschul-Kollegiums hervorgeht — einst seinen ganzen Einfluss aufgeboten hatte, um, bei der von Friedrich Wilhelm III. geplanten Verbesserung der Schulen, der Methode des grossen Schweizer Pädagogen zum Siege zu verhelfen, „weil dieselbe die Selbstthätigkeit des Geistes erhöhe, den religiösen Sinn und alle edleren Gefühle des Menschen anrege, das Leben in der Idee befördere und den Hang zum Leben im Genuss mindere und ihm entgegenwirke.“

---

*) Mittheilungen der Art würden die „Biographischen Blätter“ mit besonderem Dank entgegennehmen. A. d. H.

**) Unser Bismarck, Stuttgart, Union deutsche Verlagsgesellschaft. S. 61 ff.

***) A. a. O. S. 141 ff.

†) Se. Durchlaucht Fürst v. Bismarck hat sich in einem Briefe vom 7. Mai d. J. mit der Veröffentlichung seiner Schulzeugnisse einverstanden erklärt.

Ostern 1821 wurde darum auch der sechsjährige Otto in die Anstalt aufgenommen, der sein vier Jahre älterer Bruder Bernhard bereits seit elf Monaten angehörte. Über die strenge Erziehungsmethode und das Verhältniss des schlanken Knaben zu seinen Mitschülern hat einer der Letzteren*) vor etwa 25 Jahren eine ausführliche, hier im Wesentlichen wiederholte, Darstellung niedergeschrieben:

„Die Erziehungsmethode, sowie der Unterricht in der Plamannschen Anstalt waren so abweichend von anderen derartigen Lehranstalten der damaligen Zeit, dass Vieles oft seltsam erscheinen muss, und dennoch war diese Methode, sowohl von seinem Gründer, als seinen Lehrern eine wohl überlegte und trug auch, wie die Folge gelehrt hat, fast immer die besten Früchte. Es war, wenigstens in den Jahren 1822—1826, kein „Experimentiren“ mit den Schülern und deren Auffassungsgabe erforderlich, wie vielleicht bei Errichtung der Anstalt, wo Plamann selbst wohl in der Theorie seiner Erziehungsart längst das Richtige gefunden hatte, jedoch in der Praxis manches mit den Jahren noch einer Abänderung unterworfen werden musste. Der Unterricht, sowie die sittliche Erziehungsweise wurde nach bestimmter Disziplin, wie es die Erfahrung mehrerer Jahre gelehrt, gehandhabt, und eine Abweichung vom Hergebrachten nur in den allerseltensten Fällen geduldet. Wo sein Freund und Lehrer Pestalozzi die schönsten Ideale als Ziel seines Lebens vor sich sah, dagegen aber blind war, wenn er den Weg zu diesen Idealen finden und zeigen sollte, so wurde bei Plamann im Gegentheil alles durchgeführt, was er im Geiste verarbeitet und als das Richtige anerkannt hatte. Es konnte bei diesem oft starren Festhalten an der einmal für gut befundenen Methode nicht ausbleiben, dass dennoch manche Irrthümer, namentlich bei einigen Unterrichtsgegenständen, sich geltend machten, die die Knaben freilich damals, in der Erziehung selbst begriffen, nicht so beurtheilen konnten, wie später, als sie höhere Lehranstalten besuchten. Bei allen diesen Mängeln hatte jedoch die ganze Erziehungs- und Unterrichtsweise der Plamann'schen Anstalt die segensreichsten Folgen für die Schüler und war als Vorbereitungsanstalt für die Gymnasien in damaliger Zeit, in hohem Grade beachtungswert, daher auch der Zufluss von Söhnen gebildeter Stände ein so grosser, und der Ruf der Anstalt ein weit über die Grenzen Berlins verbreiteter war. —

Die Anstalt war im Jahre 1821 bereits von der Lindenstrasse nach der Wilhelmstrasse Nr. 139 verlegt worden, welches Haus Plamann angekauft und für seine Zwecke hergerichtet hatte. Das Grundstück war für eine Erziehungsanstalt wohl geeignet. Ein Vorder- und Quergebäude gab hinlänglich Raum für Klassenzimmer, Lehrerwohnungen, so wie zur Aufnahme einer grossen Anzahl von Pensionären, auch fehlte es nicht an Turn- und Fechtsälen. Ein geräumiger Hof trennte Vor- und Quergebäude, und ein dahinterliegender grosser Garten mit Obst- und anderen Bäumen war als Turn- und Erholungsplatz für die Anstalt von grösster Wichtigkeit. Die Schüler waren in sogenannte ganze und halbe Pensionäre eingetheilt. Die ersteren wohnten beständig in der Anstalt, wofür jeder Schüler an Schul- und Pensionsgeld jährlich 300 Thaler zu zahlen hatte; ein Preis, welcher zur damaligen Zeit für hoch gehalten wurde, für die jetzige jedoch als gänzlich unzureichend angesehen werden müsste. Die sogenannten halben Pensionäre wohnten bei ihren Eltern in der Stadt, blieben jedoch den ganzen Tag in der Anstalt und betheiligten sich auch beim Mittagessen. Von den Lehrern wohnten ausser dem Direktor in der Regel noch drei in dem Institut, welche die spezielle Aufsicht über das Verhalten der Knaben ausserhalb der Lehrstunden hatten. Sie beaufsichtigten die Arbeiten, führten die Zöglinge im Sommer nach den Schwimm-

*) Ernst Krigar.

und Bade-Anstalten und machten mit ihnen sonstige kleine Exkursionen und Turnfahrten. Diese Lehrer, mit denen die Knaben in beständigem Verkehr waren, standen ihnen natürlich näher als die übrigen; es herrschte demnach auch ein mehr ungezwungener Ton, daher die meisten Lehrer, auf ausdrückliches Verlangen, nach alter deutscher Art, mit „Du" angeredet wurden. Von den alten Sprachen wurde im Griechischen und Lateinischen unterrichtet, die übrigen Lehrgegenstände waren die gewöhnlichen. Der Turnunterricht wurde ganz besonders gepflegt, schon aus dem Grunde, weil der alte Jahn selbst früher Lehrer der Anstalt war. Zu Bismarcks Zeit leitete den Turnunterricht und das Fechten Jahns Freund und Nachfolger, der bei allen Turnern in hohem Ansehen stehende Ernst Eiselen, dessen Schriften über Turnwesen die weiteste Verbreitung gefunden haben.

Des Morgens wurden die Zöglinge durch das Läuten einer kleinen Glocke Punkt 6 Uhr geweckt. Das Frühstück bestand aus Milch und etwas Brod. Um 7 Uhr begannen die Lehrstunden, jedoch fand zuvor täglich eine kurze religiöse Erbauung statt. Sämmtliche Schüler und die in der Anstalt wohnenden Lehrer waren versammelt; es wurde ein Choral von dem Kantor auf einem alten Flügel, welcher zwei Klaviaturen übereinander hatte, begleitet, gesungen. Hierauf hielt der Direktor Plamann einen kurzen Vortrag und nach diesem begannen die Lehrstunden, die bis 10 Uhr dauerten. Jetzt konnten die Knaben sich eine halbe Stunde im Garten, beim zweiten Frühstück erholen, das täglich aus trockenem Brod mit Salz bestand. Im Sommer erhielten sie noch etwas Obst dazu. Mittags 12 Uhr wurde zu Tisch geläutet. Alles strömte nach dem grossen Saal, wo Frau Direktor Plamann und eine Nichte derselben jedem Lehrer und Schüler selbst die Portionen auftrugen, die von einem Diener der Anstalt herumgereicht wurden. Das Essen war überaus einfach, aber kräftig und gut zubereitet. Wer noch Verlangen nach einer zweiten Portion hatte, musste mit seinem Teller selbst zu Frau Plamann gehen und darum bitten. Wer seine Portion nicht aufessen wollte oder konnte, musste nach Tische im Garten auf der Terrasse mit seinem Teller so lange stehen, bis der Rest vollständig verzehrt war. Täglich bot sich das Schauspiel, dass 3—4 Schüler dort aufgestellt wurden. Von 2 Uhr Nachmittags dauerten die Lehrstunden wieder bis 4 Uhr. Dann war Vesper, es gab wieder Brot mit Salz. Bis 7 Uhr wurde weiter unterrichtet. Von dieser Stunde an wurden die aufgegebenen Arbeiten ausgeführt oder Spiele im Freien vorgenommen. Das Abendbrod bestand in der Regel in Warmbier oder belegten Butterbroten. Die Unterrichtszeit wäre der jungen Welt oft recht lang geworden, wenn sie nicht durch wenigstens zwei Stunden Turnen verkürzt worden wäre. Diese Stunden waren stets die grösste Erholung und ganz besonders fesselte der Fechtunterricht bei Eiselen.

Die Censuren, welche jedem Schüler halbjährig ertheilt wurden, behandelten in solcher Ausführlichkeit sowohl den sittlichen Charakter, als den Fleiss und die Fortschritte des Schülers, dass sie wohl als Muster aufgestellt werden könnten. Die Censur füllte in der Regel fast einen ganzen Bogen aus und enthielt als Einleitung eine Charakteristik des Schülers, sowie Bemerkungen über seinen Fleiss und die Fortschritte im verflossenen Halbjahr. Der zweite Theil derselben behandelte die speziellen Lehrfächer in eben solcher Ausführlichkeit. Eine grössere Prüfung fand im Jahre nur einmal, gewöhnlich im September statt. Mit welcher Ausführlichkeit auch hierbei zu Werke gegangen wurde, beweist die lange Dauer derselben; sie betrug nicht weniger als zwei und einen halben Tag, und zwar von Morgens 8—12, Nachmittags von 2—6 Uhr. Von welcher Ansicht Plamann dabei geleitet wurde, ist schwer erklärlich. Welcher Vater konnte wohl so viel Zeit darauf verwenden, sich von den Kenntnissen und Fortschritten seines Sohnes

in allen Fächern zu überzeugen; er war deshalb gezwungen, wenigstens einen Tag seinen Berufsgeschäften zu entsagen, um nur einem geringen Theil der Prüfung beiwohnen zu können. Diese Prüfungszeit war jedoch immer ein kleines Fest für die Knaben, sie konnten sich während derselben besser kleiden, erhielten besseres Essen und hatten in den Freistunden grössere Freiheiten, die dann auch bestens benutzt wurden. Ein grosser Theil der Schüler, namentlich der sogenannten ganzen Pensionäre bestand aus den Söhnen adliger Gutsbesitzer von ausserhalb, von denen einige Namen hier angeführt seien: v. Puttkammer, v. Wolzogen, v. Gottberg, v. Balan, v. Bismarck, v. Hagen, v. Bredow, v. Trützschler und Falkenstein, v. Gessler, v. Briesen, v. Schmalensee u. A.

Die neuaufgenommenen Schüler hatten ihren älteren Mitschülern gegenüber anfänglich einen ziemlich schweren Stand. Fanden sie sich bald in die herkömmlichen Einweihungsgebräuche und zeigten sie sich nachgiebig und freundlich zu den sogenannten Alten, so wurde ihre Aufnahme in den bestehenden Freundschaftskreis wesentlich erleichtert. Doch wehe denen, die sich störrisch zeigten und den „Alten“ nicht den gebührenden Gehorsam leisteten, sie waren auf lange Zeit die Zielscheibe des Spottes und mussten sich allerlei Zurücksetzungen gefallen lassen. Im Ganzen hatten die Knaben ein ziemlich rauhes Wesen gegeneinander, es war dies damalige Turnerart und wurde von den Lehrern nicht ungern gesehen. Daher ein tüchtiger Puff, dem Mitschüler gelegentlich versetzt, nicht so genau genommen wurde. Eines Tages erschien unter den Neuaufgenommenen ein für sein Alter ziemlich hochgewachsener Knabe, welcher, da man sich für die mit ihm zugleich aufgenommenen Neuen anfänglich mehr interessirte, vorläufig unberücksichtigt gelassen wurde. Als jedoch die Zeit kam, dass auch er sich den kindischen Gebräuchen der übrigen Zöglinge fügen sollte, setzte er dem einen Widerstand entgegen, der bisher unerhört war. Eine solche Ablehnung, den hergebrachten Sitten Folge zu leisten, machte Alle anfänglich stutzig; der Spott verstummte! Dafür trat aber bei dem grössten Theil der Knaben ein Rachegefühl hervor, welches bei der ersten Gelegenheit drohte, sich um so nachdrücklicher gegen den Widerspänstigen Luft zu machen. Eine kleine Minorität überdachte die Worte des hochgewachsenen Knaben mit der hohen Stirn, sowie die Gründe, welche er ihnen entgegensetzte und ihn bewogen, dem allgemeinen Willen nicht Folge zu leisten. Diese Minorität interessirte sich sogar von nun an für den neuen Ankömmling, welcher sich „Otto Bismarck“ nannte, ungemein. Es zeigte sich auch sehr bald, dass derselbe durchaus nicht unverträglichen Charakters war, sondern nur einen festen, imponirenden Willen zeigte. —

Es war gerade in den Sommermonaten, und die Knaben wurden von den Lehrern sowohl bei gutem, wie bei schlechtem Wetter fleissig zum Baden nach dem damaligen Schafgraben geführt, wobei die neuaufgenommenen Schüler immer einen schweren Stand hatten, denn hierbei hiess es vor allem Muth zeigen. Wer sich nicht freiwillig Hals über Kopf in's Wasser stürzte und nur die geringste Furcht zeigte, hatte es schwer zu büssen. Der Lehrer nahm einen solchen Zaghaften auf seine Schultern und warf ihn an der tiefsten Stelle, natürlich kopfüber in's Wasser; nachdem er wieder aufgetaucht, hatten die Übrigen die Erlaubniss, denselben noch mehrere Male beim Untertauchen auf das Nachdrücklichste behülflich zu sein, bis er alle Furcht überwunden und sich nicht mehr wasserscheu zeigte. Die Feinde Otto Bismarcks, der sich ihren kindischen Gebräuchen nicht gefügt hatte, freuten sich auf den Augenblick, wo er zum ersten Mal seine Taufe im Schafgraben erhalten sollte; alle seine Gegner hatten sich vorgenommen, ihn im Wasser tüchtig zu bearbeiten! — Alle standen schon gerüstet im Graben, als Bismarck mit der grössten Kaltblütigkeit an den Rand desselben trat, sich hinein-

stürzte, untertauchte und am jenseitigen Ufer wieder empor kam. Ein allgemeines „Ah!“ folgte dieser Überraschung, keiner wagte es, den kühnen Taucher auch nur zu berühren, sein kleiner Anhang sammelte sich um ihn und machte ihm Lobeserhebungen über seine Fertigkeit im Tauchen, welches Otto wahrscheinlich schon auf dem „Kniephof“, dem Gut der Familie Bismarck, geübt haben mochte. — Die Balgerei im Wasser wurde aber nicht ausgesetzt. Zwei Parteien bildeten sich und Bismarck war nicht der Letzte, der sich daran auf das Lebhafteste betheiligte.

Die Spiele in den Freistunden waren vorher mehr Turnübungen zu nennen: seit Otto v. Bismarcks Erscheinen in der Anstalt, dessen Anhang unter den Mitschülern mit jedem Tage gewachsen war, bekamen diese Vergnügungen einen ganz anderen Charakter. Da fing man an, sich nach und nach in zwei Parteien zu theilen und kriegerische Übungen vorzunehmen, Otto v. Bismarck entwarf die Schlachtpläne und behandelte die Sache mit solcher Wichtigkeit, dass er ein Tagebuch führte, worin er alle für die Knaben wichtigen Ereignisse sorgfältig verzeichnete. Die Veranlassung dazu entsprang wohl nicht allein grosser Ordnungsliebe, man könnte vielmehr daraus den Schluss ziehen, dass Bismarck schon als Knabe für Alles ein offenes Auge hatte und über seine Aufzeichnungen, mochten sie nun für Andere noch so unwichtig erscheinen, reiflich nachgedacht hatte. — Wer näher mit ihm verkehrte, musste über seine ausgezeichnete Geschichtskenntniss, worin er alle Mitschüler übertraf, staunen. Seine Urtheile über die griechischen und römischen Helden und seine Vergleiche derselben waren oft so treffender Art, dass sich selten Jemand fand, der eine andere Ansicht der seinigen entgegenhalten konnte. — Dieses oben erwähnte Tagebuch hat Otto v. Bismarck noch lange Zeit nach seinem Abgang von der Anstalt besessen, und es wäre nicht unmöglich, dass dasselbe vielleicht noch jetzt vorhanden ist. Es ist nicht zu leugnen, dass Bismarck bei diesen kindlichen Spielen schon als Knabe ein ausgezeichnetes Talent zur Organisation zeigte und, was Fleiss und Kenntnisse anbelangte, zu den hervorragendsten Schülern der Anstalt gehörte. — Zu Weihnachten hatte einer der Schüler von seinen Eltern „Beckers Erzählungen aus der alten Welt“ zum Geschenk erhalten: dies Buch lasen die Knaben so fleissig, dass das eine Exemplar lange nicht ausreichte, die Wissbegierde Aller zu stillen. — Bald hatte sich denn auch eine grössere Zahl Schüler jenes Buch von ihren Eltern schicken lassen. Nun wurde der Trojanische Krieg vorgenommen; der Erste, welcher diesen ganzen Theil des Buches auswendig konnte, war Otto v. Bismarck. Er übernahm in der Regel das Vorlesen, und wählte sich dazu häufig seinen Lieblingsplatz auf einer, am Ende des Gartens nach der Königgrätzer Strasse zu stehenden, schön gewachsenen Linde, dem einzigen Baum, auf den es erlaubt war, hinauf zu klettern. — Die Zuhörer, soweit sie Platz hatten, bestiegen ebenfalls den Baum, die Übrigen lagerten sich unter denselben. Mit welcher Aufmerksamkeit folgten sie dem Vorleser, mit welcher Begeisterung wurden die Heldenthaten der Griechen vor Troja aufgenommen; es dauerte auch nicht lange, so hatte Jeder der Knaben den Namen eines dieser Helden. Bismarck konnte kein anderer als der Telamonier Ajax sein! — Wie dieser Held sich oft bei Angriffen der Trojaner grosser Steine, die er vom Boden aufraffte, bediente, um sich damit zu vertheidigen, so warf Bismarck einst bei einem der Kämpfe, die kein Ende und keine Entscheidung absehen liessen, seinen Tornister dazwischen und befahl mit gebietender Stimme, vom ferneren Kampf abzulassen. Seinem Befehl wurde sofort Folge geleistet und ihm war es zu danken, dass nur Wenige bei diesem Kampfe unbedeutende Verletzungen davontrugen. Wie das Abhärtungssystem, welches man in der Anstalt streng durchführte, beim Baden gehandhabt wurde, ist oben schon erwähnt worden. Es

sollte das Baden nicht allein täglich der Reinlichkeit wegen geschehen, die Knaben sollten auch lernen, die Körper zu dem späteren Schwimmunterricht gehörig vorzubereiten. Dieser wurde in der alten Pfuhlschen Schwimmanstalt am Schlesischen Thore ertheilt. In mehreren Wagen wurden die Knaben von der Wilhelmstrasse aus dorthin gefahren, und es war nicht zu verkennen, dass die Plamaner schon eine gute Vorbildung zur Erlernnung der Schwimmkunst mitbrachten. Den schon an Abhärtung Gewöhnten kamen die damals wegen ihrer Grobheit bekannten Schwimmlehrer nicht so furchtbar vor. Fast Alle zeigten sich furchtlos und machten den ersten Sprung von der sogenannten Abrichtung mit grosser Virtuosität. Da entstand nun ein grosser Wetteifer, es handelte sich darum, wer zuerst den sogenannten Spreegang machte, und dann als sicherer Schwimmer dem noch höheren Ziel eines sogenannten Fahrtenschwimmers zueilen konnte. Otto v. Bismarck war auch hier wieder mit einigen Wenigen der erste Spreegänger, so dass er nach kurzer Zeit auch bald das Diplom als Fahrtenschwimmer erhielt. — Das Schwimmen gehörte zu den grössten Vergnügungen, aber es hatte auch seine Schattenseiten. Es ist allbekannt, dass sich nach jedem Bade der Hunger mehr oder weniger fühlbar macht. Die armen Schüler, die kein Geld bei sich führten, und erst den weiten Weg vom Schlesischen Thore nach der Wilhelmstrasse zurücklegen mussten, ehe sie etwas zu essen erhielten, wurden oft vom Hunger so übermannt, dass sie es nicht verschmähten, auf dem damaligen Köpenicker Felde sich von dem Feldhüter ein Paar Stauden Kohlrabi zu erbitten, welche mit grosser Gier verschlungen wurden und wenigstens augenblicklich den Heisshunger stillten. Bei diesem Zigeunermahl betheiligten sich die Söhne hochadliger Gutsbesitzer, welchen zu Hause Alles in Hülle und Fülle zufloss, ebensogut wie die Elemente aus den bürgerlichen Ständen. Die langen Winterabende verkürzten bei schlechtem Wetter die in dem Institute wohnenden Lehrer theils durch Vorlesen aus guten, meist geschichtlichen Werken oder einigen Romanen von Walter Scott, theils wurde besonders in dieser Zeit das Fechten kultivirt, und Eiselen verstand es aus dem Grunde, dasselbe in jeder Weise interessant zu machen. Dass Otto v. Bismarck als Knabe schon in der edlen Fechtkunst grosse Fertigkeit zeigte, wird nur Wenigen bekannt sein. dass er später in seinen Studentenjahren ein Meister darin war, werden Viele wissen, welche seine Klinge gefühlt*). Die Grundlage zu dieser Meisterschaft hat er jedoch unzweifelhaft von Eiselen in der Plamannschen Anstalt empfangen. Nichts wurde im Winter sehnlicher erwartet, als der erste Schneefall. Da erhielten die sogenannten Neuen ihre erste Taufe; sie mussten durch zwei Reihen den Garten mehrere Male auf und ablaufen. Jeder hatte das Recht, mit Schneebällen tapfer auf sie zu werfen, auch wohl Einzelne, die sich widersetzten, mit Schnee tüchtig zu waschen. Der alte Schreiblehrer Markwordt, ein Veteran aus den Freiheitskriegen, nahm sich in der Regel der Zaghaften an, indem er einen oder zwei bei der Hand nahm und mit ihnen die Reihen durchlief. Er empfing dabei, als bessere Zielscheibe, natürlich mehr Bälle, als diejenigen, für die sie eigentlich bestimmt waren. Sobald diese Taufhandlung vorüber war, sammelten sich die Schaaren, ein Theil besetzte die am Hause, nach dem Garten zu gelegene Terrasse, thürmte hier mächtigen Vorrath von Schnee auf, während der andere Theil sich zum Sturm anschickte. Die Lehrer waren dabei immer nur indirekt thätig. Einen solchen Angriff zu befehligen, verstand nun Niemand besser, als Otto v. Bismarck, hierbei war er in seinem Element! Er wusste bald die Stellen ausfindig zu machen, wo die Terrasse nur schwach vertheidigt wurde, und nachdem

*) In Göttingen hatte Bismarck, wie ich aus den hinterlassenen Papieren seines Leibburschen Wuthmann und alten Dokumenten des Korps „Hannovera“ feststellen konnte, in 18 Monaten nicht weniger als 25 Mensuren, wurde aber niemals „abgeführt“.

nun ein allgemeines Bombardement den Hauptangriff noch verdeckte, sammelte Bismarck seine zum Sturmlaufen auserlesene Schaar, und mit lautem Hurrah und einem grossen Schneeballregen drang er an der Spitze gegen die Terrasse vor. . ."

* * *

Mit wahrhaft spartanischer Strenge wurde, wie man sieht, der junge Adelige auferzogen; früh ward er an absolute Anspruchslosigkeit gewöhnt, und vor jeder Verweichlichung des Körpers, vor jeder schädlichen Beeinflussung des jugendlichen Gemüthes mit rauher Hand bewahrt. Aber gerade eine solche harte Erziehungsmethode scheint, wie der Vergleich mit der Jugend anderer grossen Staatsmänner beweist, eine treffliche Schule für geniale Naturen zu sein, denen das Schicksal die Leitung grosser Länder und Völker anvertraut. . . .

Nach sechsjährigem Aufenthalt verliess Otto v. Bismarck die Plamannsche Anstalt und trat im September 1827 in die Unter-Tertia des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums ein. Über den Eindruck, den der Knabe damals auf seine Lehrer machte, berichtet Professor Bonnell in den a. O. bereits mitgetheilten Aufzeichnungen über sein Leben:

„Meine Aufmerksamkeit zog Bismarck schon am Tage seiner Einführung auf sich, bei welcher Gelegenheit die neu Aufgenommenen im Schulsaale auf mehreren Bänken hintereinander sassen, so dass die Lehrer während der Einleitungsfeier Gelegenheit hatten, die Neuen mit vorahnender Prüfung durchzumustern. Otto von Bismarck sass, wie ich mich noch deutlich erinnere, mit sichtlicher Spannung, klarem, freundlichen Knabengesicht und hell leuchtenden Augen, frisch und munter unter seinen Kameraden, so dass ich bei mir dachte: Das ist ja ein nettes Jungchen, den will ich besonders in's Auge fassen! Er wurde zuerst mein Schüler im Lateinischen, als er nach Ober-Tertia kam. Michaelis 1829 wurde ich an's Berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster versetzt, an das auch Bismarck im folgenden Jahre überging, Ostern 1831 kam er als Pensionär in mein Haus, wo er sich freundlich und anspruchslos in meiner einfachen Häuslichkeit, die sich damals auf meine Frau und meinen einjährigen Sohn beschränkte, und durchaus zutraulich bewegte. Er zeigte sich in jeder Beziehung liebenswürdig und ging des Abends fast niemals aus; wenn ich zu dieser Zeit zuweilen nicht zu Hause war, so unterhielt er sich freundlich und harmlos plaudernd mit meiner Frau und verrieth eine starke Neigung zu gemüthlicher Häuslichkeit. Er hatte unser ganzes Herz gewonnen und wir brachten ihm volle Liebe und Sorgfalt entgegen. . . ."

Jener von Bonnell erwähnte Übertritt Bismarcks in das Berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster hatte seinen Grund darin, dass die Eltern ihren Berliner Haushalt (Behrenstrasse Nr. 39, später Nr. 52), den bisher ein altes Faktotum Trine Neumann verwaltet hatte, auflösten und Otto zu dem Professor Prevost (Königstrasse Nr. 61) in Pension gaben, wo er jedoch nur ein Jahr verblieb. Am 4. Mai 1830 wurde nach Ausweis der Dokumente „Leopold Eduard Otto v. Bismarck, geb. 1. April 1815 zu Schönhausen bei Tangermünde im Magdeburgischen, Sohn eines Rittmeisters a. D., evangelisch" in das, damals schon über 250 Jahre bestehende, Gymnasium in der Klosterstrasse aufgenommen, und zwar trat er in die Gross- (Ober-) Sekunda ein, deren Ordinarius Professor Bellermann (zugleich Lehrer des Griechischen) war, während Professor Wendt Latein und Geschichte, Professor Giesebrecht Deutsch, Professor Fischer Mathematik und Physik und ein gewisser Frings — den Bismarck aus tiefster Seele hasste — Französisch lehrten. Zu Professor Wendt fühlte er sich am Meisten hingezogen, während Bellermann und Fischer ihm unsympathisch waren.

An zahllosen Beispielen ist schon oft bewiesen worden, dass nur in den seltensten Fällen die Leistungen eines Schülers einen richtigen Schluss auf das spätere Leben gestatten; eine lange Reihe hervorragender Männer, deren Namen mit ehernen Lettern auf den Tafeln der Geschichte verzeichnet sind, konnte nie das Prädikat eines Musterschülers erringen, und manchem Geisteshelden haben einst pedantische Lehrer die Jugend durch die Phrophezeiung verbittert: „Aus Dir wird niemals etwas Rechtes!“ Auch Bismarck zeichnete sich weder durch tadellosen Fleiss, noch durch immer einwandfreie Aufführung aus, und seine Leistungen entsprachen meist gerade den Anforderungen, die an einen mittelguten Schüler gestellt werden können. Dass ferner sein Schulbesuch kein allzu regelmässiger war, bezeugen die Vermerke über 138 versäumte Lehrstunden im zweiten Vierteljahr seiner Sekundanerzeit; in Prima hat er sogar 198 Stunden in einem Quartal versäumt — allerdings zum grössten Theil krankheitshalber (er war Unter den Linden, vor der Neuen Wache, mit dem Pferd gestürzt). Johannis 1830 erhielt er das erste Zeugniss, das seinen Fleiss also charakterisirte:

„Regelmässig und durch gute Vorbereitung auf die Autoren bewährt. Auch regelmässig in der Mathematik, nur muss er noch mehr Sorgfalt auf das Äussere wenden. Nicht vermisst im Deutschen und im Französischen.“

Über die Fortschritte hiess es:

„Zeigen sich in den alten Sprachen zu seinem Lobe, ebenso in der Geschichte. Bemerkt in der Mathematik, einige in der Physik. Werden erwartet im Deutschen. Einige im Französischen.“

Bedenklicher lautete schon das Urtheil über die Aufmerksamkeit:

„Meistens theilnehmend, aber in den französischen Lehrstunden plaudert und unterhält er sich nicht selten mit seinem Nachbar Ross.“*)

Direkt getadelt wurde aber die Aufführung:

„Im ganzen gut; um so befremdender war ein einmaliger Ausbruch höchster Unbescheidenheit. Auch scheint er überhaupt die seinen Lehrern schuldige Achtung aus den Augen setzen zu können.“

Diesen Ausbruch höchster Unbescheidenheit dürfte wohl der schon erwähnte Herr Frings provozirt haben; wenigstens berichtet Köppen, dass „besonders der französische Lehrer durch seine Behandlung den Trutz des Knaben herausforderte und ihn zu Äusserungen reizte, die ihm einmal einen ernsten Tadel des Direktors zuzogen, ohne dass indess das Verhältniss zwischen Bismarck und jenem Lehrer gebessert wurde“. Die Spannung blieb auch noch in Prima bestehen, und Bismarck suchte deshalb und fand auch einen Ausweg, um dem chikanösen Herrn den Einfluss auf die Zensuren seines Reifezeugnisses zu entziehen; da er nämlich die Wahl hatte, entweder eine französische oder eine englische Prüfungsarbeit einzureichen, so suchte er vor dem Examen mit aller Kraft seine Kenntnisse im Englischen zu vervollkommnen — er nahm an dem im Gymnasium selbst ertheilten Unterricht Theil und erhielt dabei das Prädikat „sehr gut“ — und erreichte dadurch, dass er nun beide moderne Hauptsprachen gut beherrschte; perfekt französisch sprach er schon von Jugend auf.

Die Michaelis-Zensur war etwas günstiger, sie nannte den Fleiss „regelmässig“, die Aufmerksamkeit „stets theilnehmend“, die Aufführung „gut“, obwohl es bedauerlich sei, „dass er durch seine Reisen grosse Lücken bekommen“, und konstatirte Fortschritte im Griechischen, im Latein und in der Geschichte, nannte sie in der Mathemathik sogar „merklich“, während sie im Deutschen „nicht vermisst“ und

*) Graf Friedrich Ross, ein vier Jahre älterer Mitschüler Bismarcks, Sohn des Bischofs Ross in Berlin.

auch im Französischen vorhanden seien. Bismarck war dabei der fünfzehnte unter achtzehn Schülern, also der — drittletzte, wurde aber nach Prima versetzt, deren Ordinarius ein Professor Giesebrecht war, während Direktor Köpke Geschichte und Professor Heinsius Deutsch und Philosophie lehrten.

Die erste Zensur in der obersten Klasse fiel kaum besser aus als die früheren. Die Aufführung war zwar „gut“, aber von der Aufmerksamkeit hiess es, dass sie „im Ganzen theilnehmend“ sei, jedoch „zuweilen durch Mittheilungen an seine Nachbarn unterbrochen“ werde. Ebenso wurde der Fleiss zwar als regelmässig bezeichnet, doch hätte er nach Ansicht des Lehrers in den lateinischen Aufsätzen „noch angestrengter“ sein können. Von den Fortschritten wurde gesagt, dass sie sich im Latein und in der Geschichte „erhoffen“ liessen, desgleichen im Sophokles, dass sie aber „nicht bedeutend genug“ in der griechischen Grammatik*), dagegen „wohlbemerkt im deutschen Stil“ seien und sich in Mathematik, Physik und Geographie erhoffen liessen.

Ostern 1831 fand man die Aufführung „regelmässig und gut“, die Aufmerksamkeit „theilnehmend“, den Fleiss „nirgend vermisst“, auch bemerkt im Deutschen, nur wurde die sehr schlechte Handschrift getadelt. Die Fortschritte im Latein und Griechisch waren „merklich“ geworden und wurden auch in den griechischen Dichtern, im Demosthenes und der Grammatik, „nicht vermisst“. Über die übrigen Fächer ward das gleiche Urtheil gefällt, wie in der vorhergehenden Zensur.

In jene Zeit fiel auch Otto von Bismarcks Konfirmation; am Tag, da er sein 16. Lebensjahr vollendete, am 31. März 1831 wurde er in der Dreifaltigkeitskirche eingesegnet, und zwar durch keinen Geringeren als Friedrich Schleiermacher, der ihm den Spruch auf den Lebensweg mitgab: „Alles, was ihr thut, das thut von Herzen als dem Herrn und nicht den Menschen.“**)

Auch an Johannis erschien die Aufführung „regelmässig und gut“, die Aufmerksamkeit „ungestört nicht ohne meistens lebhafte Theilnahme“, doch genügte der Fleiss zwar für den Horaz, nicht aber für den Tacitus, gleichwie er im Griechischen „noch angestrengter hätte sein dürfen.“ Fortschritte zeigten sich in Geschichte, im lateinischen Stil, im Cicero und Quintilian und wurden auch im Homer erwartet. — Im nächsten Quartal versäumte er, wie schon erwähnt, sehr viele Lehrstunden und erhielt desshalb nur eine ganz kurze Zensur, die von der Aufführung sagte: „Gut. Es ist zu bedauern, dass er im letzten Vierteljahr eine bedeutende Lücke bekommen.“ Die Aufmerksamkeit war „ungestört“, der Fleiss „durch Versäumnisse unterbrochen“, und die Fortschritte „würden überall sichtbarer sein, wenn er nicht zum Schlusse des Vierteljahrs viel versäumt hätte.“

Am Schluss des Jahres 1831 erhielt er die letzte Zensur, die ebenfalls nur mittelgut war: Aufführung „regelmässig und gut“, Aufmerksamkeit „von Theilnahme zeugend“; Fleiss „bemerkt im Plautus und in der Geschichte, aber zu verstärken im Quintilian; auch in der griechischen Grammatik nicht immer sorgfältig genug, bemerkt im Plato, nicht vermisst in den griechischen Dichtern; nicht vermisst im Deutschen, desgleichen in der Mathematik.“ Fortschritte zeigten

*) Für die griechische Sprache schwärmte Bismarck nie, in Versailles sagte er einmal (Herbst 1870): „Als ich Primaner war, da konnte ich recht gut lateinisch schreiben und sprechen; jetzt sollte es mir schwer fallen, und das Griechische habe ich ganz vergessen. Ich begreife überhaupt nicht, wie man das so eifrig betreiben kann. Es ist wohl bloss, weil die Gelehrten nicht im Werthe mindern wollen, was sie selbst mühsam erworben haben.“

**) Kolosser 3, 23. Schleiermachers Rede bei der Konfirmation ist soeben im Druck erschienen (Berlin, Georg Reimer, 1895).

sich in der Geschichte und im Latein, fehlten nicht in der griechischen Grammatik, wurden in den griechischen Dichtern nicht vermisst und zeigten sich auch im Deutschen, in Mathematik und Physik. —

Wenige Wochen später, in der zweiten Hälfte des Monats März, unterzog sich Otto von Bismarck mit 19 Mitschülern der schriftlichen Maturitäts-Prüfung; die von den Abiturienten gefertigten Arbeiten sind leider nicht mehr erhalten, nur die gestellten Aufgaben waren noch zu ermitteln: 1. Latein, zugleich alte Geschichte: Bella Romanorum adversus Macedonum reges gesta. 2. Neuere Geschichte: Über die politischen Verhältnisse der Hauptstaaten Europas im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. 3. Deutscher Aufsatz: Wodurch erlangte und bewahrte sich Europa die Überlegenheit über die übrigen Welttheile? 4. Mathematik: Den Inhalt einer Figur, die von einem Parabelbogen und mehreren geraden Linien beliebig begrenzt wird, zu finden. 5. Griechisch: Übersetzung und grammatischer Kommentar von Sophokles „Ajax“, V. 940—970, Edit. Brunck (οἱ δ'οὖν γελώντων-ὥσπες οὖν μέλει . .), und ein Exercitium. — Von den Urtheilen über diese Arbeiten kennt man nur noch dasjenige, welches Hesekiel*) überliefert hat. Danach soll die lateinische Arbeit die Note erhalten haben: „Oratio est lucida ac latina, sed non satis castigata.“

Der schriftlichen Prüfung folgte am 3. April 1832 die mündliche, der als Regierungskommissar der Wirkliche Oberkonsistorialrath Nolte beiwohnte. Aus dem Protokoll geht hervor, dass Direktor Köpke in lateinischer Sprache Fragen aus dem Gebiet der ägyptischen, persischen und griechischen Geschichte stellte, und daran eine Prüfung der Kenntnisse in der mittleren und neueren Geschichte, vom Ende der Kreuzzüge bis zur Zeit Napoleons I. knüpfte; Bismarcks Antworten gehörten zu den besten. Auch seine fliessende Übersetzung aus den Annalen des Tacitus wurde lobend erwähnt; in der Mathematik, dem Griechischen und der Philosophie — über die „Kräfte der Seele“ — erschien sein Wissen „genügend“. Auf Grund der günstigen Ergebnisse der Prüfung wurde zwanzig Primanern das Zeugniss der Reife ertheilt, davon erhielten acht die Nummer eins, die restlichen zwölf, zu denen auch Bismarck gehörte, die Nummer zwei. Am 14. April fand dann die feierliche Entlassung statt, bei welcher dem siebenzehnjährigen Junker Otto folgendes Dokument überreicht wurde:

Nummer zwei.

Entlassungszeugniss.

1. Name des Geprüften und Stand seines Vaters:
   Leopold Eduard Otto von Bismarck, $16^3/_4$ Jahre alt, evangelischer Konfession, aus Schönhausen in der Altmark, Sohn des Gutsbesitzers auf Kniephof in Pommern.
2. Zeit des Schulbesuchs:
   Er war 2 Jahre, von Sekunda an, Schüler des Gymnasii und $1^1/_2$ Jahr in Prima.
3. Aufführung gegen Vorgesetzte und Mitschüler:
   Stets anständig und wohlgesittet.
4. Fleiss:
   War zuweilen unterbrochen, auch fehlte seinem Schulbesuche unausgesetzte Regelmässigkeit.
5. Kenntnisse:
   Sind im Lateinischen gut, sowohl im Verständniss der Schriftsteller als in seinen schriftlichen Übungen; im Griechischen ziemlich gut; im Deutschen

*) George Hesekiel, das Buch vom Fürsten Bismarck, Bielefeld 1873.

besitzt er eine sehr erfreuliche Gewandtheit, und in der Mathematik, Geschichte und Geographie ein befriedigendes Maass von Kenntnissen. Von den neueren Sprachen hat er die französische und englische Sprache mit besonderem Erfolge getrieben.

Er wird in Bonn, Genf und Berlin Jura und Cameralia studiren, und wir entlassen diesen fähigen und wohlvorbereiteten Jüngling mit unseren besten Segenswünschen und der Hoffnung, dass er mit erneutem Eifer an seiner ferneren wissenschaftlichen Ausbildung arbeiten werde.

Berlin, den 3. April 1832.

Verordnete Prüfungskommission
des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster.

Unter den 20 Abiturienten waren die künftigen Theologen am stärksten vertreten (6), dann kamen die Juristen (5) und Mediziner (5), und endlich die Philologen (3) und ein Naturwissenschaftler.

Seinen Plan, in Bonn, Genf und Berlin Jura zu studiren, hat Otto v. Bismarck den Wünschen der besorgten Mutter opfern müssen; an die Stelle von Bonn trat die „Universität der vornehmen Welt“ Göttingen, und Genf wurde ganz gestrichen. — —

Soviel über die Schulzeit Ottos von Bismarck, von deren Einfluss auf sein Leben der Achtzigjährige am 21. April 1895, beim Empfang der Abordnung der alten Burschenschafter sagte:

„Ich war von den Berliner Gymnasien mit nationaler Gesinnung, ja ich muss sogar sagen, mit ziemlich republikanischer abgegangen, ohne dass irgend eine Absichtlichkeit im Unterrichtsplan dahin zugespitzt war; aber in uns jungen Leuten wirkte der ganze Strom, den wir aufnahmen, dahin, dass wir für Harmodios und Aristogeiton eine gewisse Sympathie übrig behielten und es schwer verständlich fanden, warum so viele Leute Einem gehorchten, wenn er ihren Wünschen und ihrer Geschmacksrichtnng als Herrscher nicht entsprach . . . .“

Aus der Erinnerung an den Chedîw Isma‘il.

Von
GEORG EBERS.

Die Biographie eines Morgenländers für einen Leserkreis zu schreiben, der grösstentheils dem Orient fern steht, ist ein missliches Unterfangen. Ganz verdeutlichen liesse sich in einer solchen die zu schildernde Persönlichkeit nur, wenn es gestattet wäre, der Umgebungswelt, in der sie erwuchs und wirkte, ein tieferes Eingehen zu schenken. Dies ist uns in diesem Falle versagt. Es würde sich übrigens auch durch die Bedeutung des Mannes, dessen wir hier zu gedenken haben, kaum rechtfertigen lassen. Zu den Herrschergestalten, die ihrem Lande und Volke den Stempel ihres Wesens aufdrückten, darf man ihn nicht zählen. Dennoch verdient der Chedîw Isma‘il wohl, dass seiner, nachdem er in der Verbannung die Augen schloss, gedacht wird; denn seine guten Eigenschaften und verdienstlichen Thaten wogen gewiss nicht leichter als seine Fehler und Vergehen. Zeiht

man ihn auch mit vollem Rechte maassloser Verschwendung, wurde er auch von besonnenen Männern beschuldigt, niedere Habsucht und das eitele Verlangen, von Europa aus Lobsprüche zu ernten, hätten ihn zu seinen nützlichsten und erfolgreichsten Unternehmungen veranlasst, soll man sich doch hüten, den Stab vorschnell über ihn zu brechen. Jedenfalls war ein grosser Theil der ungeheueren Summen, die er verausgabte, fruchtbringenden Unternehmungen gewidmet, und darunter auch nicht wenigen, die erst den Kindern und Enkeln zu Gute zu kommen verhiessen. Seines lebhaften Interesses auch an geistigen Bestrebungen hörten wir nirgend gedenken. Selten auch wurde anerkannt, dass er zu den fleissigsten Arbeitern gehörte. Dennoch war er ein rastlos thätiger Mann, und das sollte ihm um so höher angerechnet werden, je seltener orientalische Fürsten dies Lob verdienen. Sein Anrecht darauf bleibt, denken wir, bestehen, wenn auch der Löwenpart seiner Thätigkeit der Vermehrung des eigenen Vermögens und der Steigerung des Ansehens seines Hauses gewidmet war.

Den Lobrednern, die ihn vor der Thronbesteigung einen heldenhaften Heerführer sein lassen, der den Muth und andere Eigenschaften seines tüchtigen Vaters, des grossen Feldherrn und Siegers von Nisibi, erbte, meinen wir dagegen ebenso bestimmt den Glauben versagen zu müssen, wie wir den Schmeichlern widersprechen, die ihn bald nach Eröffnung des Suezkanals als den grossmüthigsten aller Sterblichen priesen. Der Chedîw Isma'il war vielmehr, wie diejenigen, die ihm nahe standen, versichern, ein furchtsamer Mann, und wo er sich am grossmüthigsten zeigte und eine allerdings ans Unglaubliche grenzende Freigebigkeit übte, veranlasste ihn dazu entweder das dem Verschwender eigene Wohlgefallen an grossen Ausgaben oder auch — und dies in erster Reihe — manche sehr nüchterne geschäftliche oder staatsmännische Erwägung. Dass sein gutes Herz ihn auch bisweilen veranlasste, aus freiem Antrieb tief in den Beutel zu greifen, soll darum ebenso wenig geleugnet werden, wie dass er für die Wohlfahrt seines Landes zu grossen Opfern bereit war.

Wenn er Millionen auf Millionen steuerte, um es F. von Lesseps zu ermöglichen, die Durchstechung der Landenge von Suez, die schon unter seinem an Geist und Gaben weit hinter ihm zurückstehenden Vorgänger Sa'id Pascha in Angriff genommen worden war, fertig zu stellen, und auch andere Millionen willig hergab, um die Eröffnung des vollendeten Unternehmens mit märchenhafter Pracht und maasslosem Aufwand zu feiern, darf man nicht daraus schliessen, dass ihn die geniale Sorglosigkeit eines ungezügelt hochfliegenden Geistes dazu veranlasst habe. Vielmehr erwartete er von dem Kanal selbst zunächst nur eine wachsende Vergrösserung seiner Einkünfte; was aber die Eröffnungsfeier angeht, deren glänzendste Momente allerdings in das Reich der Wunder gehörten, so darf man sie eine Pyramide nennen, die Isma'il der eigenen Eitelkeit errichtete, und dazu eine wohlgelungene Spekulation. Wie der kluge Geschäftsmann und grösste Zucker-

fabrikant auf Erden vorausgesehen hatte, kam sein Entschluss, bei dieser Feier die orientalische Gastlichkeit auf die Spitze zu treiben, der neuen Wasserstrasse aufs Wirksamste zu Gute. Aus je weiterer Ferne nämlich der glänzende Riesenbau dieses Festes sichtbar war, je fester er den Blick aller Zeitungsleser der Welt, Wochen, ja Monate lang auf sich zog, desto besser erfüllte er seinen Zweck, jede weitere Reklame unnöthig zu machen.

Während jener Feiertage sondergleichen war der maritime Kanal ausserdem noch keineswegs völlig vollendet; ein grosser Theil der Gäste des Chedîw gehörte aber der Tagespresse an, und es war darum zu hoffen, dass diejenigen, die es sich gefallen liessen, wochenlang auf Kosten des freigebigsten aller Wirthe das Meer und den Nil zu befahren, sich beherbergen zu lassen, zu tafeln und zu zechen, wenn auch nicht falsche so doch nachsichtige Berichterstatter sein würden. Der Dampfer, der den Schreiber dieser Zeilen aufgenommen hatte, war, wie fast alle grösseren Schiffe, bei der Fahrt durch den Kanal mehrfach auf den Sand gerathen und hatte einmal erst nach stundenlangen Anstrengungen wieder flott gemacht werden können; doch war dieser Aufenthalt weder ihm noch seinen Reisegefährten beklagenswerth erschienen, während der Champagner floss und eine auserlesene Gesellschaft aus allen Ländern der Erde in hochgehobener Stimmung sich aufs Beste unterhielt. Wie oft bekam man das Wort *„ensablé“* zu hören! Es hatte indess einen heiteren Klang, und eine Sammlung von Euphemismen, mit denen man den Begriff des „im Sande Festgefahrenseins“ mehr umging, als zum Ausdruck brachte, würde ergötzlich genug ausgefallen sein. Was noch nicht vollendet war, konnte ja auch bald mit Hülfe der grossen Baggermaschinen, an denen es nicht fehlte, fertiggestellt werden. Dass die Mittel dazu sich beschaffen lassen würden, bezweifelten wenige der Gäste. Sie fanden sich auch in der That, weil es der neuen Wasserstrasse von Anfang an nicht an Dampfern fehlte, die sie passirten und den hohen Durchgangszoll bezahlten. Dennoch ist bei dem damaligen Stand der Finanzen des Unternehmens die Frage, was aus dem unfertigen Kanal geworden wäre, wenn ihm die Schiffe der seefahrenden Völker noch lange fern geblieben wären, keineswegs müssig. Die Ungeduld des Chedîw, deren wir noch zu gedenken haben, hätte das grossartige, unendlich wichtige Unternehmen auf Jahre hinaus dem Weltverkehr vorenthalten können, wäre nicht in Folge seiner schnellen Benutzung die drohende Gefahr von ihm abgewendet worden. Der riesenhafte Reklameakt, der auch der Eitelkeit Isma'ils schmeichelte, machte zugleich wieder gut, was seine Hast zu verderben drohte.

Waren es also auch nichts weniger als selbstlose Beweggründe, die Isma'il veranlassten, so grosse Opfer für die Herstellung des Suez-Kanals und für seine glänzende Eröffnung zu bringen, so möchten wir dennoch mit aller Entschiedenheit behaupten, dass es weder allein der leidenschaftliche Wunsch, auch in Europa für einen hervorragenden Staatsmann und für einen weitsichtigen, allen Anforderungen der Kultur seiner Zeit gewachsenen

Regenten gehalten zu werden, noch ausschliesslich das Verlangen, seine Einkünfte zu vergrössern, war, was ihn veranlasste, diejenigen Einrichtungen ins Leben zu rufen, die seinem Volke am meisten zu Gute kommen sollten. Er liebte vielmehr sein Land, und es lag ihm aufrichtig am Herzen, ihm zu nützen und auch Ägypten mit den Errungenschaften der europäischen Kultur, zu denen er mit Bewunderung aufschaute, zu beschenken, als er es unternahm, das Delta mit einem Netz von Schienen zu überspannen, eine Eisenbahn den Nil entlang — zu seiner Zeit bis nach Siut und ins Fajjûm — zu führen und den Telegraphendraht von Stadt zu Stadt, am Ufer des Stromes bis nach Chartûm und am Strande des Rothen Meeres hin, durch das Fruchtland und auf langen Strecken auch durch die Wüste zu leiten. Ebensowenig glauben wir, dass es nur Regungen der Eitelkeit und materielle oder geschäftliche Erwägungen waren, was ihn bewog, den Hafen von Alexandria mit einem ungeheueren Kostenaufwand zu vergrössern, zu sichern und sammt anderen Plätzen am Mittelmeer mit Befestigungen zu versehen, seine Residenzen mit Gas zu beleuchten, das Kanalnetz des ganzen Landes zu verbessern und für die Pflanzung schattenspendender Bäume zu sorgen.

So gewiss er bei der Anlage der vielen Zuckerfabriken, deren Schornsteine sich jetzt an beiden Ufern des Nils in grosser Zahl erheben und an Höhe die Obelisken überbieten, die seine Vorfahren errichteten, nur an Gelderwerb dachte, so sicher er besonders, um in Europa die Angriffe der Menschenfreunde zum Schweigen zu bringen und den Beifall der christlichen Welt zu ernten, die Zwangsarbeit wenigstens im Prinzip aufhob, gegen den Sklavenhandel einschritt und den Missionsgesellschaften manchen Vorschub leistete, ebenso gewiss veranlassten ihn reinere und höhere Beweggründe, den öffentlichen Unterricht zu heben, das Medizinalwesen zu verbessern und vielen seiner Unterthanen europäische Bildung zugänglich zu machen. Dabei griff er freilich zuweilen fehl und suchte Edelreiser in Wildlinge zu propfen, die zu ihrer Aufnahme noch nicht fähig waren. Auch hier verdarb die ihm eigene Ungeduld Manches. Bevor das Fundament befestigt war, sollten dem Bau Thürme aufgesetzt werden. So ist es wohl begreiflich, dass er, der sich als Nachfolger der Pharaonen fühlte, junge Aegypter mit der Glanzzeit ihres Volkes im Alterthum vertraut zu machen wünschte. Statt die Auserwählten jedoch zunächst mit der nöthigen Vorbildung auszurüsten, entnahm er sie arabischen Schulen und trug Heinrich Brugsch auf, sie zu Ägyptologen zu machen. Wenn einem, so hätte unserem gelehrten und lebensvollen Landsmanne dies Werk gelingen können; doch bald genug zog er sich davon zurück, weil er einsah, dass die handwerksmässig erlernte Wissenschaft auch die begabtesten seiner Schüler nur — ich bediene mich seiner eigenen Worte — nur zu „Fabrikanten von falschen Skarabäen“ gemacht haben würde.

An das Werk der Reorganisation der Gerichtsbarkeit ging Isma'il mit Unlust, weil er fühlte, dass sie bei seinem Unvermögen, den Forderungen

der europäischen Mächte Widerstand zu leisten, mehr den Fremden als seinen Unterthanen zu Gute kommen würde. Mit welchen Gefühlen er es that, mag dahingestellt bleiben, doch ist es gewiss, dass er auch christliche Glaubensgenossenschaften beim Bau neuer Kirchen freigebig unterstützte.

Was die Förderung von Europa ausgehender wissenschaftlicher Unternehmungen angeht, an der Isma'il es nicht fehlen liess, fühlen wir uns berechtigt, denen mit aller Bestimmtheit entgegenzutreten, die auch noch in jüngster Zeit behaupteten, Isma'il habe ihnen aus kluger Berechnung und ohne sich auch nur um die Ziele zu bekümmern, die sie verfolgten, Vorschub geleistet. Diese Beschuldigungen sind grundfalsch. Sie werden indess eher auf oberflächlicher Kenntniss des wahren Sachverhalts und auf einer leicht erklärlichen Verwechselung beruhen als auf übelem Willen; denn man konnte den Verstorbenen während seiner Regierungszeit allerdings manches Projekt unterstützen sehen, das ihm nicht nur gleichgültig, sondern widerwärtig sein musste. Zur Erklärung dieser befremdlichen Thatsache und zur Begründung unserer Überzeugung sei uns das Folgende zu bemerken gestattet.

Selten wurde ein Herrscher von einer übel gesinnten, beutegierigen Umgebung so hartnäckig umdrängt und schamlos ausgebeutet wie der Chedîw Isma'il. Aus allen Ländern Europas kamen diese Parasiten an seinen Hof, um bei ihm das tägliche Brot oder neue Mittel zu finden, die Ausschweifungen fortzusetzen, die sie daheim zu Grunde gerichtet. Verwegene, schlaue und dazu geschäftskundige Abenteuerer wussten sich mit dem Vorsatze, ihm ein Vermögen abzulisten, Einlass bei ihm zu verschaffen. Waren die Eindringlinge, die dem geschäftlichen Leben fern standen, und unter denen manche stolze Namen trugen, von liebenswürdig-einschmeichelndem Wesen, warf er ihnen, wie ein fürstlicher Herr im Mittelalter dem Schalksnarren, zum Dank für die Unterhaltung, die sie ihm gewährt, Gold in den Schooss oder vor die Füsse. Manche konnte er indess, auch wenn sie ihm missfielen, nicht von sich abschütteln; denn sie waren ihm von hohen Gönnern, oft sogar von regierenden Häuptern, die ihm Gegendienste leisten konnten, empfohlen worden. Besonders aus dem napoleonischen Frankreich wurden ihm verkommene Wüstlinge, die den vornehmen Familien, denen sie angehörten, auflagen, nachdem sie die Möglichkeit eines ehrlichen Fortkommens daheim verscherzt hatten, als wohlverwendbare Leute mit dringenden Empfehlungen — wenn der Ausdruck erlaubt ist — auf den Hals geschickt. Bald genug bildete sich um ihn her eine Camarilla, in der diese Elemente das grosse Wort führten, und die immer stärkeren Einfluss auf den wenig muthigen und viel zu sehr von Rücksichten jeder Art beeinflussten Fürsten gewannen. Warum er, trotz des bitteren Tadels und der zahlreichen Angriffe, die er sich um ihretwillen gefallen lassen musste, an ihr festhielt, ist schwer begreiflich. Ibrahim Pascha Taufîq*), der dem

*) Nicht zu verwechseln mit dem Chedîw Taufîq, dem vor dem Vater und Vorgänger verstorbenen Sohne Isma'ils.

Verstorbenen zwanzig Jahre lang nahe stand, sucht es in der Zeitschrift „*L'Égypte*“ zu erklären, indem er mittheilt, dass der Chedîw, wenn redliche Freunde es wagten, ihn auf die Unwürdigkeit seiner Umgebung hinzuweisen, keineswegs für sie eingetreten sei, sondern nur gefragt habe: „Was soll ich thun? Die ehrenwerthen Leute verlangen, dass ich sie am eigenen Herd aufsuche. Das lässt sich nicht immer machen. So bin ich denn genöthigt, mich derer zu bedienen, die mich nun einmal umgeben. „*Je suis souvent mal servi, c'est vrai, mais enfin je suis servi.*“

Die Resignation des Morgenländers und Muslim! Logischer wär' es gewesen, hätte Isma'il gesagt, er sehe sich diejenigen zu benutzen gezwungen, die er um ihrer Empfehlungen willen in seiner Nähe dulden müsse. Damit wäre auch die Antithese, die denjenigen, die erst aufgesucht werden wollten, die anderen gegenüberstellt, die man ihm aufgedrängt hatte, besser zum Ausdruck gekommen.

Wer die Umgebung dieses Herrschers kennen lernte, der wird leicht begreifen, dass sie ihn misstrauisch machte, und den Ausruf Ibrahim Pascha Taufîqs verstehen: „*Que de tripotages, que de gens tarés a vu le règne d'Ismaïl!*“

Diese Leute nun, die sämmtlich nichts als schnöde Habsucht ihm zugeführt hatte, wussten ihn oft genug zur Unterstützung irgend eines Unternehmens zu bestimmen, von dem sie allein Vortheil erwarteten. Was aus solchen abenteuerlichen Projekten wurde, kümmerte Isma'il dann natürlich nicht im geringsten. Wie oft ertheilte er den „gut Empfohlenen“ sogar Konzessionen zu Vorhaben, von denen sein Scharfblick voraussah, dass sie unausführbar wären. Andererseits bemühten sich auch gewissenlose Abenteuerer, in der Hoffnung auf unüberwindliche Hindernisse zu stossen, obrigkeitliche Erlaubnisse zu erhalten, um, sobald sich die Unmöglichkeit, das bewilligte Unternehmen durchzuführen, eingestellt hatte, Schadenersatz zu fordern. „Schadenersatz!“ Wie oft bekam auch der Unbetheiligte dies Wort in Kairo zu hören. Wie viele Geschichten und Anekdoten knüpften sich daran. Im Schatzamte wurde es wie kein anderes gefürchtet. Es war auch in der That ein Moloch, der Millionen auf Millionen verschlang. Auf „Schadenersatz“ spekulirten die grossen Glücksritter bei ihren kühnsten Anschlägen, um „Schadenersatz“ zu erlangen, übten Kleine die unwürdigsten Listen. Der Photograph, der seinen Apparat mitten unter den Pilgern in Thätigkeit setzte, die in gehobener Stimmung am Birket el-Hagg bei Kairo vor dem Aufbruch der von Engeln begleiteten Karawane nach Mekka lagerten, und dafür, wie er vorausgesehen hatte, überfallen und durchgebläut wurde, trug seine braunen Flecke in der Hoffnung auf „Schadenersatz“ zufrieden nach Hause. Er wurde denn auch, Dank den Bemühungen seines Konsuls und dem Wunsche des Chedîw, das angenehme Verhältniss mit der Obrigkeit seines Heimathstaates nicht getrübt zu sehen, bewilligt.

Diesem wie manchem ähnlichen Anschlage der Kleinen wohnt wenigstens

ein Beigeschmack von Humor inne. Auch daran fehlt es denen der Grossen, die dem gemeinen Betrug ähnlich sehen wie ein Giftpilz dem anderen. Nur einer dieser üblen Streiche kann kaum verfehlen, durch seine eigenartige Frechheit erheiternd zu wirken. Ein bedeutender Kaufmann in Triest, der für den Hofhalt des Vizekönigs Sa'îd Tafelobst geliefert hatte, sandte nach dem Tode dieses Fürsten, des Vorgängers Isma'ils, eine Rechnung ein, deren Höhe von dem Schatzamte des neuen Regenten beanstandet wurde, weil sie — wir behielten die Zahl im Gedächtniss — mit 85,000 Francs oder gar Gulden abschloss. Der Triestiner bestand indess auf seiner Forderung und begründete sie durch einen Brief aus dem Küchendepartement des verstorbenen Sa'îd, in dem er ersucht wurde, künftig weniger, aber besseres Obst zu schicken. Aus diesem Schreiben sollte hervorgehen, eine wie grosse Menge Früchte er geliefert. Obgleich dies wunderliche Argument kaum als entscheidend angesehen werden konnte, wurde dennoch Zahlung geleistet; denn derjenige, der sich seiner bedient hatte, gehörte zu den einflussreicheren Finanzmännern Österreichs, und seiner Mitwirkung bei der nächsten Anleihe zu Liebe, biss man weiter in seine saueren Äpfel.

Diese Anekdoten, für deren Wahrheit wir übrigens einstehen, genügen, um es begreiflich erscheinen zu lassen, dass Isma'il oft nicht nur gleichgültig, sondern mit einem Fluch auf den Lippen den Unternehmungen der Fremden in seinem Reiche zusah. Dennoch öffnete er bei mancher Gelegenheit den Beutel mit aufrichtigem Vergnügen, um eine Sache zu unterstützen, die ihm um ihrer selbst willens seines Beistandes werth schien. Dass er aber gerade denjenigen Bestrebungen, die nicht nur der Mehrzahl seiner Glaubensgenossen, sondern auch den niedrig gesinnten Glücksrittern und Genussmenschen, die seine Umgebung bildeten, höchst gleichgültig waren, ja ihnen sogar verächtlich erschienen, sein Interesse zuwandte und ihnen auch freigebig Vorschub leistete, das gereicht ihm zu besonderer Ehre. Es berechtigt uns daneben auch denjenigen zu widersprechen, die Isma'il gerade wegen seines Verhaltens gegen jene Parasiten für einen charakterlosen Mann erklärten. Gewiss wäre der Gleichmuth, mit der er sich von diesem Gesindel ausplündern liess, für einen Europäer unverzeihlich gewesen: der Chedîw Isma'il war jedoch ein Orientale. Um sich die Ruhe zu wahren, liess er sich's willig etwas kosten.

Gegenüber manchen Angelegenheiten, die ihm am Herzen lagen, bestand er dagegen, wie gesagt, jedem Einspruche zum Trotz, auf dem eigenen Willen. In unserem „Cicerone durch das alte und neue Ägypten“ zeigten wir, wie selbst gelehrte Muslimen auch nicht die geringste Theilnahme für das Alterthum und die Denkmäler der Vorzeit besassen. Ja sie erschienen ihnen als Heidenwerk so verächtlich, dass sie sich schämten, auch nur von ihnen zu reden. Dies ging so weit, dass wohlunterrichtete Geographen und Reiseschriftsteller in ihren ausführlichen Werken zwar jedes Heiligengrabes erwähnen, dagegen aber der grossartigsten Reste der

altägyptischen und griechischen Kunst mit keinem Worte gedenken. Noch vor wenigen Lustren schienen selbst die Pyramiden den muslimischen Kairenern nicht werth, sie, die für sie auf einem kurzen Eselritt erreichbar sind, aus der Nähe zu betrachten. Als der Chedîw Isma'il nun den Denkmälern aus der Pharaonenzeit ein lebhafteres Interesse zuzuwenden und bedeutende Summen für Ausgrabungen u. s. w. aufzuwenden begann, hatte er darum gegen den lebhaften Einspruch hochstehender Muslimen zu kämpfen. Die europäischen Parasiten belächelten seine Opferwilligkeit für diese Dinge, von denen nur insofern ein materieller Vortheil zu erwarten stand, als sie einige Fremde mehr nach Aegypten zu ziehen und den Hôtels u. s. w zu Gute zu kommen verhiessen. Doch Isma'il liess sich in diesem Falle nicht irre machen, und wenn er Auguste Mariette die Mittel in die Hand gab, seine seltene Findigkeit als Ausgräber zu bewähren, Tempel freizulegen, und die Fellachen, die sich mit Weib und Kind, Vieh und Ackergeräth in ihnen eingenistet hatten, aus ihnen zu entfernen und für die Erhaltung der Denkmäler Sorge zu tragen, so that er es, weil der französische Chef der Alterthümer in Ägypten, es in seiner jovialen und dazu fesselnden Weise verstanden hatte, ihm das Verständniss für ihre Bedeutung zu erschliessen und ihn mit Achtung vor ihnen zu erfüllen.

Auch was sonst auf wissenschaftlichem Gebiet in seinem Reiche unternommen werden sollte, förderte er mit offener Hand, sobald ihm erklärt worden war, was es bezweckte und dies seine Theilnahme wachrief. So liess er z. B. der von G. Rohlfs geleiteten Expedition, aus der Carl Zittels schöne Briefe aus der Libyschen Wüste, Paul Aschersohns botanische Studien etc. hervorgingen, eine reiche Subvention zu Theil werden, weil man es verstanden hatte, ihn für ihre Aufgaben zu interessiren. Das Gleiche dürfen wir von der Bereitwilligkeit behaupten, mit der er Ernst Häckel für die Erforschung der Fauna des Rothen Meeres einen Dampfer zur Verfügung stellte, und glauben es gegenüber den Erleichterungen annehmen zu dürfen, die er Georg Schweinfurth und anderen europäischen Gelehrten bei ihren Forschungsreisen gewährte. Auch noch in der Verbannung als Privatmann, dem die Gunst der abendländischen Fürsten wenig mehr zu gewähren vermochte, geizte er nicht, wo es galt, idealen Bestrebungen, die ihm sympathisch waren, mit seinen immer noch reichen Mitteln Vorschub zu leisten. Wie hoch er die Kultur des Abendlandes und seine Bildungsmittel hielt, das bewies er auch durch die Erziehung, die er seinen Söhnen angedeihen liess. Der eine, Ibrahim Hilmy, der ihm ins Exil gefolgt war, ein wohlunterrichteter Mann, fand den Vater freudig bereit, ihm die Arbeit mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu erleichtern, als er es unternahm, ein grosses bibliographisches Werk zu verfassen. In zwei fürstlich ausgestatteten Foliobänden umschliesst es die Titel sämmtlicher als Bücher oder in Journalen erschienenen Schriften über Ägypten und den Sudan und zeugt aufs Lebhafteste für den Sammelfleiss

und den wissenschaftlichen Sinn des Verfassers. In der Widmung an den Vater, die der Sohn diesem Werke voranschickt, heisst es: „In den finsteren Tagen, die über die Ägypter kamen, setzen die Nachkommen Mehemed Alis immer noch ihre Hoffnung und die Hoffnung ihres Landes auf den, der achtzehn Jahre lang so angestrengt arbeitete, um seine Wohlfahrt und Fruchtbarkeit zu steigern, und der ohne ein murrendes Wort die Bitterniss der Verbannung trug.“

Die Wärme dieser Anerkennung darf der Pietät des Sohnes zugeschrieben werden, doch lobt Hilmy nichts an dem Dahingegangenen, was nicht wirklich zu rühmen gewesen wäre. Ja es könnte Isma'il noch manches andere Gute nachgesagt werden. So hatte er sich gezwungen gesehen, seinen ihm feindlich gesinnten Bruder Mustapha in die Verbannung zu schicken. Von dort aus hörte der gekränkte Mann nicht auf, ihm mit seltener Gehässigkeit Steine in den Weg zu werfen, ja ihm nach dem Leben zu trachten. Als Mustapha aber völlig verarmt die Augen schloss, gab Isma'il seinen Nachkommen reichlich zu leben und nahm sie unter die Seinen auf, obgleich er sie im Elend hätte zu Grunde gehen lassen können.

Dieser gütigen Gesinnung entsprach auch sein äusseres Wesen. Die wohlgebildeten, angenehmen, nur etwas zu vollen Züge des kaum mittelgrossen, breitschulterigen Mannes zeugten für sein freundliches Gemüth; daneben aber für einen zwar geweckten, doch etwas nüchternen Geist. Ohne den Tarbusch, den er zu tragen pflegte, hätte man ihn für einen Deutschen oder Holländischen Kaufherrn in günstigen Verhältnissen halten können. Es lag etwas Behagliches in seiner ganzen Erscheinung, die in nichts der Vorstelluug entsprach, die der Europäer sich von dem Morgenländer bildet. Das Gleiche galt auch, trotz des stattlichen weissen Bartes, der ihn im Alter schmückte, von seinem berühmten Grossvater, dem Macedonier Mehemed Ali. Das Haar wie der kurz gehaltene Bart Isma'ils waren braun, seine Augen, deren Farbe ich nicht mehr zu bezeichnen wage, keinenfalls von glänzendem Schwarz. Sie konnten bei öffentlichen Empfängen und wo es zuzuhören galt, recht müde und gelangweilt dreinschauen. Ward er zum Widerspruch gereizt oder gab er gar einer zornigen Erregung lebhaft Ausdruck, so gewann nicht nur sein Blick, sondern seine ganze Persönlichkeit etwas so leidenschaftlich Bedrohliches, dass ich meinem französischen Tischnachbar Recht geben musste, als er mir zurief: „Da haben Sie ihn ohne die Pariser Tünche! Der Mamlukensultan, dem es auf ein paar Dutzend Köpfe nicht ankommt.“ Auch der Fluss seiner Rede — er sprach gern und geläufig französisch — wurde von der Bewegung seiner Seele eigenthümlich beeinflusst, indem sich dann die Gewohnheit, den sonderbaren Satz „*comme ci, comme cà et cetera*“ — als Gedankenpause recht oft in die Rede zu mischen, zur schwererträglichen Unart steigerte. Wir begegneten dem Verstorbenen zu selten, um uns, wie ihm näher Stehende, an diese Wunderlichkeit zu gewöhnen.

Es lag, wie gesagt, etwas Bedrohliches in dem ganzen Wesen des Chedîw Isma'il, während er seinem Unwillen Ausdruck verlieh, und doch war er nichts weniger als ein grausamer Tyrann. Das beweist schon das Verhalten gegen seine feindlichen Anverwandten, dessen wir gedachten. Dennoch wurde ihm in Kairo nachgesagt, er hätte sich mehrere ihm missliebige Würdenträger ohne Untersuchung und Richterspruch, ganz in der Weise morgenländischer Despoten, aus dem Wege räumen lassen, und in Ober-Ägypten hörten wir von Anverwandten der Verfolgten und Hingerichteten, mit wie blutiger Strenge noch unter Isma'il nicht nur die Anhänger eines gewissen Achmed Taijib, der zu Gau el-Kebîr einen Aufstand gegen die Regierung angezettelt und geleitet hatte, sondern auch die gesammten, meist unschuldigen Sippen der Betheiligten, verfolgt, gefangengesetzt und getödtet worden wären. Die furchtbaren Grausamkeiten, die in diesem Falle sicher vorkamen, sind indess, wie wir versichern hörten, mehr den ausführenden Behörden als dem Fürsten zur Last zu legen. Was die getödteten Würdenträger angeht, darf man wohl Ibrahim Pascha Taufîq glauben, wenn er — nach dem Tode Isma'ils — versichert, dass sie niemals auf Befehl des Chedîw oder überhaupt getödtet worden wären. Der Muffetisch, von dem alle Welt sich erzählte, er sei auf Wunsch des Chedîw erdrosselt oder wohl auch vergiftet worden, soll nach diesem zuverlässigen Gewährsmanne, auf seiner Dihabîje nach einigen Anfällen von Geisteskrankheit eines natürlichen Todes gestorben sein. Nur in einem Falle, giebt unser Zeuge zu, habe Isma'il einen hohen Beamten — und zwar durch Stockprügel — ums Leben bringen lassen. Eine harte Strafe! Und doch gereicht sie dem orientalischen Machthaber, der sie vollziehen liess, kaum zum Vorwurf; denn derjenige, den sie ereilte, hatte Isma'il, nachdem er ihn, seinen früheren Kammerdiener, zur hohen Würde eines Pascha erhoben und mit dem höchsten Vertrauen geehrt, aufs Schnödeste hintergangen und an der empfindlichsten Stelle verwundet, indem er schöne Sklavinnen, die des besonderen Wohlgefallens seines Gebieters genossen, zur Untreue verleitete. Dergleichen nicht blutig zu rächen, wenn es in seiner Macht stand, wäre schimpflich für den Morgenländer gewesen. Gerade solchen Anlässen gegenüber darf man nicht vergessen, wo der Thron des zu Beurtheilenden steht und über welches Volk er gebietet.

Der hochbegabte Grossvater Isma'ils, Mehemed Ali, dessen wir schon gedachten, fand — und in mancher Hinsicht mit vollem Rechte — begeisterte Lobredner auch unter hervorragenden Europäern, die ihm persönlich nahe gekommen waren, und doch liess er beinahe ein halbes Tausend (480) Mamluken, die er zu Gast geladen, an der nämlichen Stelle und zur gleichen Stunde niedermetzeln. Diese Greuelthat, die an der Nibelungen Tod erinnert, wurde in unserem Jahrhundert, am 1. März 1811, auf der Citadelle von Kairo begangen. Nachdem sie gelungen war, liess Mehemed Ali sich von seinem italienischen Leibarzte ein Glas Wasser reichen, trank es aus und setzte es

mit einem langgedehnten „ah“ nieder. Er war sich bewusst, das einzige Mittel angewandt zu haben, das seinem Lande die Ruhe wiederzugeben verhiess. Das Blut, womit der Grossvater sich damals befleckt hatte, indem er auch noch in der Provinz an 600 Mitglieder des stolzen und übermüthigen Mamlukenadels ermorden liess, machte es seinem Enkel möglich, ein milder Herrscher zu bleiben.

Der Vorfall, der in unserer Gegenwart den Zorn des Chedîw Isma'il erregte, galt einer Störung der öffentlichen Sicherheit, die er in einer Weise befestigt hatte, die sie nach seiner Vertreibung, auch nachdem die Engländer die Leitung der Polizei übernommen hatten, nie wieder erreichte. Als es uns gestattet war, an seinem Frühstück theilzunehmen, durfte er sich mit vollem Recht rühmen, dass es sich in seinen Staaten nicht weniger sicher weilen und wandern lasse als in England, in Sachsen oder Baden. Dennoch war eine freche Räuberbande durch einen unterirdischen Gang, den sie heimlich gegraben, in einen Juwelierladen gedrungen und hatte ihn völlig ausgeplündert. Eben war die Nachricht zu Isma'il gelangt, dass man der Thäter noch nicht habhaft geworden. Aufs tiefste erregt, verlangte er ihre Einbringung, ihre Bestrafung. Die öffentliche Sicherheit, sein bestes und liebstes Werk, sei geschändet worden. Er werde sie indess herzustellen und jedem, der sie störe, den Kopf vor die Füsse zu legen wissen. Dabei leuchteten die matten Augen ihm feurig auf, und die kleine fleischige Hand. die mir eben noch wie ein Sinnbild der Gleichgültigkeit vorgekommen war. ballte sich energisch zur dreinschlagenden Faust. Aber dieser Ausbruch des Zornes machte bald einer anderen Regung Platz. Immer noch lebhaft genug unterbrach er sich selbst mit dem Rufe: „Doch meine Augen setze ich zum Pfand, dass kein einziger Ägypter an dieser Schandthat theilnahm. Europäer waren es, die sie begingen: Griechisches, Italienisches Gesindel!“ — Dann flog ihm ein halb wehmüthiges, halb höhnisches Lächeln um die bärtigen Lippen, und mit einem vielsagenden Achselzucken fuhr er fort: „Sehe hich recht, so nöthigen mich die hohen Regierungen der räuberischen Schurken schliesslich noch, ihnen für die kostbare Zeit, die sie im Gefängniss verloren, Schadenersatz zu zahlen. Was meinen sie, Herr Consul?“ Damit wandte er sich an den Vertreter des Deutschen Reichs ihm gegenüber.

Von diesem wohl unterrichteten Manne erfuhr ich später mancherlei. was die Befürchtungen des Chedîw bis zu einem gewissen Grade zu rechtfertigen schien. Mit seiner Bestimmung der Nationalität des Raubgesindels hatte Isma'il ins Schwarze getroffen.

Ein anderes Mal sah ich seinen Blick in ruhigerem Glanze aufleuchten. Auguste Mariette gehörte mit zu denen, die das Frühstück theilten. Was dabei aufgetragen wurde, vergass ich. Nur den köstlichen Chateau d'Yqem. dessen Genuss auch er, der Muslim, nicht verschmähte, und ein von ihm selbst angeregtes Gespräch, behielt ich im Gedächtniss. Es war von den im Museum zu Bulaq — sein Werk — neu aufgestellten Alterthümern ge-

redet worden. Nachdem Mariette ihm dies und das erklärt hatte, warf er die Frage auf, wie es komme, dass die ältesten Skulpturen aus der Pharaonenzeit die schönsten wären. Alles auf Erden schreite fort oder gehe zurück. Nur die plastische Kunst der Ägypter scheine ihm eine Ausnahme zu bilden. Dabei wandte er sich auch an mich, und die Bemerkungen, mit denen er meinen Erklärungsversuch unterbrach und die eigenen Meinungsäusserungen, die er an die unseren schloss, bewiesen, dass er sich aufmerksam mit diesen Dingen beschäftigt. Der berühmte französische Ausgräber, der ein scharfes Auge auch für die Schwächen Isma'ils hatte, gestand mir später willig zu, dass der Chedîw, der anfänglich wenig Interesse an den Denkmälern gezeigt, jetzt mit wahrer Theilnahme seinen Arbeiten folge. Mit dem lebhaften Wunsche sich zu unterrichten, lasse er sich erklären, was seine Wissbegier erwecke. Flösse das Gold ihm nicht so schnell für andere Dinge durch die Finger, würde er die Summen gern verzehnfachen, die er für die Ausgrabungen, das Museum und das Instandhalten der Monumente bewilligte.

Was zu ihren Gunsten dem liebenswürdigen französischen Gelehrten gelang, das glückte auch den Vertretern der Europäischen Staaten, wenn sie es nur verstanden, ihm die Wichtigkeit des zu fördernden Unternehmens deutlich zu machen und ihn dafür zu erwärmen. Diese Aufgabe war, auch wenn es sich um Bestrebungen der Wissenschaft handelte, keineswegs schwierig; denn das Auffassungsvermögen des Chedîw war gut und wohl geübt. Dies Urtheil gründet sich keineswegs allein auf seine Äusserungen über die Denkmäler, die uns selbstverständlich besonders zusagten; man konnte es vielmehr von jedem,der persönlich mit ihm in nähere Berührung gekommen war, auch wenn er zu seinen Gegnern gehörte, bestätigen hören. Wer wie wir mit zuhörte, wie er dem Schweizer Dor, den er zum Direktor des Unterrichtswesens ernannte, einem wohlgeschulten, feinsinnigen Pädagogen, beim Gedankenaustausch über die Nothwendigkeit, auch den muslimischen Frauen die Wohlthat einer guten Schulbildung zu gewähren, die Stange hielt, der wird unserer Behauptung zustimmen, dass es auch andere als materielle Rücksichten waren, die den Dahingegangenen veranlassten, für das geistige Leben der Unterthanen das Seine zu thun und sich wissenschaftlichen Bestrebungen förderlich zu erweisen. Nur jene Ungeduld, deren wir schon gedachten, verdarb manches klug und mit gutem Willen eingeleitete Unternehmen.

Hätte der Chedîw Isma'il dieser unseligen Hast und dem ihm eigenen, mit Genusssucht gepaarten verschwenderischen Sinne Zügel anzulegen verstanden, wären diese gefährlichen Eigenschaften nicht von denen, die verpflichtet gewesen wären, ihnen Schranken zu setzen, fortwährend in selbstsüchtiger Absicht zu neuer Bethätigung angefeuert worden, hätte er es verstanden, muthig zu widerstreben und scharf abzulehnen, statt sich vor den Leitern der europäischen Grossstaaten zu beugen und nach ihrer Gunst

und der Zustimmung der öffentlichen Meinung des Abendlandes zu trachten, so wäre der Biograph berechtigt, von den Vorbehalten abzusehen, die er auch der Erwähnung seiner vortrefflichen Eigenschaften, seiner rühmlichen Thaten und nützlichen Anordnungen voranschicken muss.

Jedenfalls hat sein Land ihm die meisten Einrichtungen zu danken, die heute noch gedeihlich fortwirken, schuldet sein Haus ihm, der ihm das Erbrecht vom Vater auf den Sohn mit schweren Opfern und mit grossem diplomatischen Geschick erkämpfte, seine fürstliche Stellung, darf auch die Wissenschaft mit Achtung und Erkenntlichkeit seiner gedenken.

Was er fehlte, hatte er schwer in der Verbannung zu büssen. Als Mensch gehörte er weder zu den grossen, noch zu den besten, doch ebenso wenig zu den schlechten und kleinen. Was uns das Recht giebt, ihm gern einen Kranz auf das Grab zu legen, ist die Überzeugung, dass diesen arbeitsamen Mann der Wille, sein Land und Volk glücklich zu machen, jederzeit beseelte, sowie die Gewissheit, dass er den Einwänden einer unwürdigen Umgebung zum Trotz, auch geistige Bestrebungen mit wahrer Theilnahme förderte.

Nach seiner Vertreibung ist er auch von manchem, der ihm Alles verdankte, geschmäht und verlästert worden. Mit bewunderungswürdigem Gleichmuth liess er es über sich ergehen. Nun er nicht mehr ist, sind diejenigen, die ihn kannten und darum wissen müssen, wie sehr viel besser er war als sein Ruf, verpflichtet, die Stimme für ihn zu erheben.

Taine.

Rede, gehalten am 7. Februar 1895 von

ALBERT SOREL

bei seiner Aufnahme in die französische Akademie.

Durch meine Berufung in Ihren Kreis haben Sie meinen Ehrgeiz im Übermaass befriedigt. Wäre es möglich gewesen, diese Auszeichnung zu erhöhen, so hätten Sie das gethan durch die Aufforderung, Ihnen von einem Manne zu sprechen, den ich sehr bewunderte, solang ich ihn nur aus seinen Schriften kannte, und den ich noch weit mehr bewunderte, als ich den seltenen Vorzug hatte, seiner Freundschaft theilhaftig zu werden.

Hippolyte Taine war eines der mächtigsten Originale unseres Jahrhunderts. Kein Lebenslauf war gradliniger, kein Werk einheitlicher, kein Charakter beständiger, als der seinige. Und doch scheint dies Werk und dieser Charakter voll von Gegensätzen. Systematisch bis zur Symmetrie in der Architektur, liebt er in der Ausschmückung verwegene Ausladungen und gluthvolle Ausmalungen. Im gesellschaftlichen Verkehr der zurückhaltendste, duldsamste aller Menschen, ist er als Autor schroff und

absprechend: er verblüfft, er stösst vor den Kopf, er überrennt und zermalmt. Seine Auffassung des Universums wurzelt im unbedingten Determinismus: seine Ordnung der menschlichen Dinge gipfelt in der Gerechtigkeit und Freiheit. Dennoch greift in diesem Gewebe alles in einander, dennoch stimmt jede Schrift Taine's zu der anderen. Er hat sein Leben — und welch ein Leben rastloser, fruchtbarer Arbeit! — der Ergründung und Erweisung der ursprünglichen Lieblingsgedanken geweiht, die er in seiner Jugend gefasst hatte. In seiner Methode liegt die geistige Einheit und Herrlichkeit seines Lebenswerkes beschlossen.

Diese Methode ist bei ihm eins mit dem Menschen selbst. Sie wirkt in ihm, noch bevor er sie kennt, und seine nachmalige Darstellung derselben ist im Grunde nur die Zergliederung der naturgemässen Thätigkeit seines eigenen Geistes. „Jeder", so hat er selbst gesagt, „schreibt der Wissenschaft die Gewohnheiten seiner Denkweise vor." „Meine Geistesart ist französisch und lateinisch: Eingliederung der Ideen in regelrechte Klassen, gepaart mit dem steten Aufsteigen der Naturforscher von Reihe zu Reihe."

Im Dienst dieser Geistesart steht eine ausserordentliche Kraft der Fassung und Anpassung. Er häuft die gesammelten Thatsachen und Kenntnisse aufeinander, verknetet sie und presst sie aus. Dann lässt er die Lösung sich setzen, klären und nach einem Gesetz der Wahlverwandtschaft, das das Gesetz seiner eigenen Intelligenz ist, zu strengbestimmten Gebilden zusammenschiessen. Sein Gedanke formt sich, wie sich ein Krystall formt.

Und dieser Krystall ist durchsichtig: wundervoll glatt an der Oberfläche, schlüpfrig und kalt bei der Berührung, spitz und schneidig an den Ecken, scharf, doch niemals giftig verwundend; fällt Licht auf seine Kanten, so zerstreut es sich in regenbogenfarbigen Garbenbündeln; trifft es seine Prismen, so ergiesst es sich in bunter Strahlenfluth. Taine ist ein Gelehrter, der die Natur mit den Augen eines Malers sieht, ein Dialektiker, der wie ein Dichter schreibt.

Er wurde am 21. April 1828 zu Vouziers in den Ardennen geboren. Seine Mutter war die Zärtlichkeit und Vernunft selbst; sein Vater, ein sehr feiner und gebildeter Geist, brachte ihm die Elemente des Lateinischen bei. So empfing Taine gleich bei Beginn seiner geistigen Entwicklung das Gepräge dieser Sprache, die er „als die lebendige Kunst zu schreiben und zu denken" ansah. Ein weitgereister Oheim lehrte ihn das Englische. Von seiner Kindheit an wurde die Seele Englands seine zweite Seele. Shakespeare offenbarte ihm später das von Leidenschaften bewegte Weltgetriebe. Er enthüllte ihm auch den Geist der Renaissance. Taine wurde — und für immer — sein glühender Anhänger.

Der erste Natureindruck, „derjenige, welchen das folgende Leben nur vollendet und nicht verschwendet", kam ihm aus den benachbarten, feuchten, stillen, von seltsamen Traumgesichten erfüllten Wäldern. Im Wald ertönte

das grosse, stete Wiegenlied seines Lebens. Sehr früh schon suchte er hier unter Moos und Felsen bei ihrem Ursprung und in ihrer Heimlichkeit „die grossen Quellen, neben denen unser kleines Dasein nur eine Welle ist“. Hier bildete er auch eine besondere Neigung aus, die Ur-Mythen in ihrer Genesis aufzuspüren, „unter der menschlichen Legende die Majestät der natürlichen Dinge“ zu enträthseln, den Welt-Chor von Bäumen, Flüssen und Meeren ahnend zu erhorchen. Das war sein Bindeglied mit Goethe; auf diesem Umweg kam er zur Seele der Antike, und nicht ohne Absicht hat er in einer Studie, in der er sein Innerstes erschloss, Visionen des Vogesenwaldes zugleich mit dem reinsten Heidenglauben heraufbeschworen: Sainte Odile et Iphigénie.*)

Die arbeitsame, geachtete Lebensführung des elterlichen Hausstandes beschied ihm auch Respekt vor dem gesunden Menschenverstand, Liebe zur Ordnung und zu alledem, was er „die heilsamen, nothwendigen Dinge“ nannte: Familie und Ehe; Achtung der persönlichen Freiheit und den Wunsch nach einem gemässigten, berufenen und weisen Leuten anvertrauten Regiment.

1848 wurde er in die Ecole normale aufgenommen, als Erster einer berühmten Schaar von Prüflingen. In dieser Anstalt fand er alle Gluthen des Geistes, alle Freuden der Freundschaft. Er las alles, aber „der ursprüngliche, fortdauernde Zug seines Geistes“ verleugnete seine Richtung nicht. „Guizots Geschichte der Civilisation“, sagte er späterhin, „hat mir die erste grosse literarische Anregung verschafft, Dank ihrem systematisch aufsteigenden Vorgehen.“

Eine Schulfreundschaft bot ihm Gelegenheit, dem berühmten Historiker vorgestellt zu werden. Guizot war nachsichtig und aufmunternd gegen die Jugend. So viel Kraft des Geistes im Verein mit solcher Seelenreinheit machte ihm Taine werth. Er bezeugte ihm eine Achtung, die — wie die Akademie weiss — sich niemals verleugnete. Ich habe das Glück gehabt, in gleichem Alter, ohne gleichen Antheil zu verdienen, dasselbe Wohlwollen zu gewinnen; ich habe dieselbe Gastlichkeit des Gedankens, kostbarer und freigebiger noch als die Gastlichkeit des Hauswirthes, kennen gelernt; so ist es mir, der als Schüler den Spuren dieser Meister von ferne folgt, süss, Beider zusammen in gleicher Dankbarkeit zu gedenken.

Die Generation von Taine kam an einem beunruhigenden Wendepunkt der Geschichte. Diese tapferen Neulinge begannen ihren Waffengang am Tag nach einer Niederlage. „Die landläufige Demokratie erregte ihren Ehrgeiz, ohne ihn zu befriedigen, die geltende Philosophie weckte ihre Wissbegier, ohne ihr zu genügen.“ Dann kam die in diesem Alter — wo der Mensch noch ungeduldiger nach Glück, als nach Ruhm verlangt — quälende Frage: was wird das Leben für uns sein? Wenn sie die Dichter

*) Sainte-Odile et Iphigénie en Tauride. L'idéal et les dieux. Essais de critique et d'histoire, 3. Auflage, 1874. Vgl. Goethe-Jahrbuch, 1886, S. 297. A. d. Ü.

von Chateaubriand bis Lamartine, von Byron bis Heine zu Rathe zogen, hörten sie nur einen Chor von Wehklagen: „das Glück wurde als unmöglich, die Wahrheit als unerreichbar, die Gesellschaft als missrathen, der Mensch als fehlgeboren bezeichnet“. Taine schlug andere Bahnen ein, Bitterkeit im Herzen. Er verwünschte die Begeisterung, er verwarf die Beredsamkeit, all das Blendwerk, durch das die Vernunft ewig von den Leidenschaften bethört wird. Ausser Stande, sich selbst in das Getümmel des Lebens zu stürzen, fragte er dem Roman seine Geheimnisse ab, und je trostloser oder schmachvoller der Roman für die Menschheit war, desto wahrhaftiger dünkte er ihm. Dazumal bemächtigte sich Stendhal seiner, den Taine „den grössten Psychologen dieses Jahrhunderts und aller vorangehenden Jahrhunderte“ nennen wird; in derselben Zeit erscheint ihm Balzac als „der lebende, moderne Shakespeare“, der ihm „die grösste Vorrathskammer von Urkunden, die wir über die menschliche Natur besitzen“, öffnet. Seine Kenntniss des Menschen geht von dieser furchtbaren Pathologie aus, ebenso wie seine Kenntniss der Politik von dem Zusammenbruch von Charakteren und Ideen ausging, der sich dazumal in Paris abspielte. Daher stammt sein grundmässiger Pessimismus; daher die Formeln, die den Schlüssel zu seiner Gesellschafts-Ansicht bilden: der Mensch ist von Natur aus toll, wie der Leib von Natur aus krank ist; die Wahrnehmung ist eine echte Hallucination; die Gesundheit unsres Geistes ist, wie die Gesundheit unsrer Organe, nur ein schöner Zufall; eine gute Regierung ist nur eine Ausnahme, eine Haltestelle im Gang der menschlichen Dinge.

Dazumal stieg er in „die Tiefen des Skepticismus“ nieder. Aber er war durch und durch Willenskraft, durch und durch Intelligenz. Das Nichts vermochte ihn nicht lange festzuhalten, und er raffte sich auf, wesentlich gestärkt. Spinoza gab ihn sich selbst zurück. Er begeisterte sich mit einer Art von düsterer Frömmigkeit für einen Gott, der mit dem Universum zusammenfällt und der sich auf geometrische Art beweisen lässt. Es gab keine andere Wahrheit für ihn als diese Weltordnung; seine ganze Aufgabe war es, sie zu verstehen, seine ganze Pflicht, sich ihr anzupassen. Nur in dieser Überzeugung, so sagt er sich, findet man „die volle Seelenruhe, die jeden Zweifel ausschliesst und den Geist wie mit ehernen Banden umklammert“. Er war 21 Jahre alt, als er diese Zeilen schrieb. Die ehernen Bande lockerten sich nicht mehr. Er schloss sich in seinem granitenen Thurm ab, liess darin nur einen schmalen, umschleierten Ausblick gegen den Himmel offen und vergönnte sich nur ab und an in sehr hellen, reinen Sommernächten den Schleier zu lüften und jenseits von Raum und Zeit der „gleichgiltigen, unbeweglichen, ewigen, allmächtigen“ Schöpferformel nachzusinnen, vor der sich der Geist des Menschen, wenn er sie in ihrer erhabenen Klarheit entdeckt, in Bewunderung und Grauen zugleich beugt. Spinoza gebot ihm Ergebung; Marc Aurel lehrte ihm Entsagung. „Ich lese Musset und Marc Aurel“, schrieb er einem Freund. „Ich finde

bei dem einen allen Überdruss, bei dem andern das Allheilmittel . . . Er ist mein Katechismus, unser eigenstes Wesen . . . Das Licht des Geistes bringt die Heiterkeit des Herzens hervor . . ."

Eine solche Lebensanschauung führt zu einem Leben im Dienste der Wissenschaft. Die Seele erforschen in ihrem Kern, in dem Werk genialer Naturen, in der Geschichte der menschlichen Gesellschaften; den Menschen erkennen, so wie er ist, weder als Missgeburt, noch als Ungeheuer, ein Wesen, das weder zu preisen, noch zu verleumden ist; ihm die rechte Stelle in der Natur zuweisen; zeigen, dass alles in ihm und um ihn auf ein Bündel von Gesetzen zurückführt und dass das Ideal, auf das all seine Ansprüche hinwirken, auch das Ziel ist, nach dem alle Kräfte des Universums hinstreben: das war die Aufgabe, die sich Taine seit seinem Scheiden aus der Ecole normale stellte.

Allein es hiess auch leben, und für diejenigen, die frei denken wollten. war in jenen Jahren das Leben im Lehramt eine schwere Sache. Taine erfuhr das in allen Abstufungen: skandalöse Zurückweisung von der Docentur: dann Verbannung in die Provinz, die nur die Lehrzeit der Ungnade war. Er lernte die Dummheit in der Ungerechtigkeit, gleissnerische Verfolgung. „diese ersten Herzkränkungen der Jugend" kennen, die sein Leben für alle Zeit verdüsterten und die ihn späterhin zu dem Satz „von der gewöhnlichen Härte des Umgangs mit Menschen" veranlassten. In weniger als einem Jahre degradirte man ihn von einer Supplentur der Philosophie in Toulon zu einer Supplentur der Sexta in Besançon. Dagegen lehnte er sich auf: ohne ein anderes Hilfsmittel, als seine Feder, kehrte er nach Paris zurück.

Dies lernbeflissene Paris von 1853, das sozusagen in dumpfer Bergwerks- und Laboratoriums-Schwüle eine Revolution der Wissenschaft und Litteratur ausbrütete, war dazu geschaffen, den Geist von Hippolyte Taine zu entwickeln, doch auch zu dem Extrem seines natürlichen Hanges zu treiben. Man arbeitete und dachte hier nur um der Wahrheit willen. unbekümmert um die praktischen Folgen, genauer gesagt, voll Verachtung für diese Konsequenzen.

Damals schloss sich Taine an Woepke an, der seine mathematischen Kenntnisse ergänzte und ihn in die Philosophie einführte; an Doré, der ihn mit Künstlerkreisen in Berührung brachte, indess ihm sein Jugendgespiele Marcelin lehrte, Geschichte aus Bildern und Stichen zu lernen.*) Er trieb Physik und Chemie, besuchte die Salpêtrière, bemüht, inmitten aller Verzerrungen und Entartungen der kranken Vernunft den geheimnissvollen Übergang von der Empfindung zum Bild, vom Bilde zur Wahrnehmung zu ergründen. Inzwischen begann er auch für die Revue de l'instruction publique, die Débats und die Revue des deux mondes zu schreiben. Und überall liess er sich, mit voller Hingebung an jede gerade vorliegende

*) Vgl. Taine's Charakteristik von Woepke in den Nouveaux Essais (317 ff.), seinen Nachruf für Marcelin-Planat in den Derniers Essais (213 ff.). A. d. Ü.

Arbeit, angelegen sein, Fachmänner, lebendige Zeugen auszuholen, mit Vorliebe Diejenigen, denen er grossen Scharfsinn und ausgesprochene Neigung zur Skepsis zutraute; auf der Suche nach der bestbewiesenen Meinung in der bündigsten Form, „nach persönlichen, genauen, grellen Eindrücken“, nach charakteristischen Worten bedeutender Männer, nach kleinen bezeichnenden Einzelnheiten grosser Ereignisse. Gleichwohl drängte es ihn nach seiner Einsiedelei auf der Ile Saint-Louis. Den widerspänstigen, unbequemen Menschen zog er die weniger schwerfälligen, leichter aufzublätternden Bücher vor. Das wirkliche, das brutale Leben zog ihn nur als Schule der Erfahrung, als Klinik der Gesellschaft an. Am liebsten studirte er es jedoch nur in Saint-Simon oder Balzac, wie die Ungeheuer, die reissenden Thiere und Raubvögel im Museum, hinter den Gitterstäben, des Morgens, wenn die Bäume noch thaufrisch und die Laubengänge noch nicht von Müssiggängern heimgesucht sind. Er fürchtete seine Zeit zu verlieren und sein Gedächtniss zu beschweren. Er mochte sich überhaupt nicht langweilen. Wenn er dem Geheimniss der Dinge nachging, verstand er sich nicht dazu, ihm lange aufzulauern an den einzigen Stellen, wo sich solche Geheimnisse möglicherweise verrathen: in beiläufig hingeworfenen Worten, wiedergekäuten Anekdoten, falschen Vertraulichkeiten, im Geträtsch von sich selbst besessener Menschen, die bestrebt, die Zeit todtzuschlagen, langweiliges Warten zu verkürzen, sich vor einander aufzuspielen, misstrauisch gegen unmittelbares Ausfragen, bisweilen in unbewachter Eitelkeit oder Leidenschaft unversehens mit dem Wort der Offenbarung herausplatzen: in den Vorzimmern der Würdenträger, in Zeitungsstuben, in den Wandelgängen der Volksvertretung, in Theaterfoyers, in allen Gelassen zwecklosen Bummelns.

Und wie er in Paris sammelt und prüft, Umschau hält, analysirt und notirt, hält er es auf Reisen in England, Italien, den Niederlanden und Frankreich. Eifrig in den Archiven, bei Gelehrten und Fachmännern vorsprechend, Museumsbesuche durch Bibliotheksgänge erläuternd.

Er übt und vertieft sich in der neuen Wissenschaft. Hier als Historiker, der mit wuchtigen Axthieben die Heerstrasse, die Denkmäler der römischen Geschichte aus dem spröden Erdreich herausgräbt im Essai sur Tite-Live. Anderwärts als Psycholog, der sich in seinen Philosophes bestrebt, die unter offiziellen Lehrprogrammen verschütteten Spuren Condillacs blosszulegen. Dies Buch war sein Bastillesturm. Taine hat nichts geschaffen (nicht einmal in den Aufzeichnungen von Thomas Graindorge, diesem positivistischen La Bruyère des Pariser Lebens), wo er mehr Humor, in gleich ungebundener Darstellung, entfaltet hätte. Verwegener Schwung, ein Gemisch von spöttischer Irreverenz und dichterischem Feuergeist; ein in unserer Litteratur noch unbekanntes Talent, Abstractionen zu versinnlichen, Analysen farbenprächtig, die Dialektik malerisch, das Selbstverständliche geistreich zu gestalten; die Gabe, köstliche Landschaftsskizzen einzuschalten und mit dunklen geometrischen Zeichnungen zu umrahmen. Eine

ganze Psychologie, die sich ankündigt, eine ganze Philosophie der Geschichte, die überströmend sich ergiesst, eine ganze Metaphysik, die auffliegt; vor Allem das Überschäumen, die Flugkraft der Jugend. In diesen in derselben Zeit entstandenen, Schlag auf Schlag veröffentlichten Schriften giebt er in den Hauptzügen die Hauptideen seiner Werke. Er wirft sie ohne Umschweife hin, fällt den Leser mit seinen Thesen an und überrumpelt ihn durch schlüssigen Beweis. Damals, ja jederzeit, liebte er gebieterische Einsätze à la Beethoven.

Im Verlauf seiner Studien über Racine, Saint Simon, La Bruyère, La Fontaine, Mme. de La Fayette bildet er sich eine Anschauung des französischen Charakters, die er unablässig aufnehmen, erweitern und ergänzen wird. Auf den Rhythmus seines Lebenswerkes übt sie denselben Einfluss, wie seine Grundansicht des von Geburt kranken Menschen und der von Natur gebrechlichen Gesellschaft. Es ist der klassische Geist; aus ihm wird er seine Theorie der französischen Revolution ableiten und diese Idee wird die Hauptidee der Origines de la France contemporaine werden.

Daraus ergiebt sich zum Voraus, was er in dieses Buch aufnehmen und was er davon ausschliessen wird. Man sieht gleichen Schrittes, sich wechselseitig voraussetzend, die klassische Tragödie und die Menschenrechte, die absolute Monarchie und die Demokratie kommen. Es ist die grosse königliche und nationale Heerstrasse durch die Fluren und Weingärten des landläufigen Frankreich; aber diese Heerstrasse hört auf am Fusse der mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgszüge; am Strande, wo der Ozean, der sich in die Unendlichkeit verliert, seine Wogen auf den Dünensand spült; an den Felsen, wo die sich unablässig brechenden Wellen unter einem gewitterschweren Himmel in Schaum zerstieben. Frankreich ist das Land der Gegensätze. Seine Heldenlieder strotzen von Wundern. Heisst es nicht seine Geschichte mit allzuschnell fertiger Hand zerstückeln, wenn man soviel ruhmvolle Abenteuer und heroische Prüfungen, diesen Heisshunger nach dem Unmöglichen und diese langen von Fiebern unterbrochenen Abspannungen, den Rausch der Kreuzzüge und den Freiheitsrausch, die epische Hochstrasse, die von Jerusalem nach Fleurus, vom Kreis Karls des Grossen zu dem Napoleons führt, als Abweg abthut? Für Taine sind all das nur Ablenkungen. Er versagt sich, ihnen zu folgen, wie er sich die Erhebung zum Mysterium und den Aufstieg zur Metaphysik versagt.

Er hatte es unternommen, seine Methode im Grossen anzuwenden, die Geschichte einer Litteratur zu schreiben und dabei die Psychologie eines Volkes zu suchen. Er hatte England gewählt, weil er in der englischen Litteratur zu allen Zeiten den leidenschaftlichen, innerlichen, in sich gekehrten Menschentypus des heutigen Engländers wiedergefunden hatte. In diesem Buche gab Taine das Maass seines Könnens. Mit dieser Meisterleistung stellte er sich nicht nur in die erste Reihe unserer Schriftsteller, er machte der französischen Litteratur grosse Ehre in Europa.

Die Methode hatte ihre Probe bestanden: in der Einleitung zur Littérature anglaise gab Taine ihre mustergiltige Darlegung. Sie führt in der That auf wenige einfache Ausgangspunkte zurück: alle menschlichen Dinge, das Genie eines Künstlers oder das Genie eines Staatsmannes, die Litteratur eines Volkes oder seine staatlichen Einrichtungen haben ihre Ursachen, Bedingungen und Abhängigkeiten. Für den Menschen und für das Volk giebt es eine ursprüngliche, führende und herrschende Anlage, die alle Ideen und Handlungen lenkt. Sie stammt aus drei Urkräften: der Race, der Umgebung, dem Zeitpunkt. Taine hat Sainte Beuve viel zu danken und er bekannte das gern. Für diese Grundanschauung war er jedoch einem anderen Meister verpflichtet: „Meine Idee", sagte er, „schleift seit Montesquieu auf dem Boden hin, ich habe sie aufgehoben, das ist alles."

Wir erkennen die berufenen „nothwendigen Beziehungen" wieder, „die aus der Natur der Dinge fliessen"; aber indem wir sie feststellen, wollen wir nicht vergessen, dass „die Natur der Dinge" hier die menschliche Natur ist. In der Geschichte muss man den Menschen überall aufsuchen und überall an die rechte Stelle rücken, denn allerorten erkennt man ihn wieder. Was ist in der That die Race in der Entwicklung der Civilisation, wenn nicht die Gesammtheit der erblichen, von der Familie den Generationen eingeprägten Eigenschaften? Was ist die Umgebung (le milieu), wenn nicht von den Anfängen aufgespeichertes Menschenthum, die Tradition, der Volksglaube, die Volkslieder, die Gesetze, alles, was das Individuum modelt, die Vergangenheit mit der Zukunft verknüpft, den Tod innerhalb der Nationen aufhebt und bewirkt, dass der Mensch an seinem Vaterland hängt, wie die Pflanze am Boden haftet, aus dem sie Saft, Blüthe und Keimkraft zieht? Das Schicksal eines Volkes beschränkt sich unter diesem Gesichtswinkel auf die dauernden Thatsachen seiner Geschichte. Die Völker bleiben in den natürlichen dem Menschenleben auferlegten Bedingungen die Werkmeister ihres Geschickes. Die Formeln, die wir davon geben, sind blosse Schöpfungen unseres Geistes, und sie lenken die Welthändel nicht mehr, als die Formeln der Astronomen den Lauf der Gestirne lenken. Aber in dem Schauspiel der irrenden Menschheit, die unablässig dafür leidet und arbeitet, besser zu sehen, besser zu denken, besser zu handeln, die Gebrechlichkeit des menschlichen Wesens zu vermindern, die Unruhe seines Herzens zu besänftigen, entdeckt die Wissenschaft einen Leitfaden und einen Fortschritt: sie fügt dem bewegten Interesse an dem Schauspiele die Gewissheit einer höheren Harmonie hinzu, deren Ausdruck dies Drama ist.

Um die Thatsachen zu erklären, verknüpft sie Taine miteinander; um sie zu beweisen, hält er sie fest. Seine derart verkettete und gegliederte Geschichte ist unbeweglich; aber durch die Lebhaftigkeit des Stils ersetzt er die unterdrückte Bewegung der Erzählung. In Betreff seiner Methode schwankte er niemals; in Betreff seines Stils kannte er dagegen Schwankungen und Rückfälle. Die Fähigkeit, die Dinge darzustellen, war ihm eins mit

dem Denkvermögen. In diesem Geist arbeitete er in seiner ersten Zeit mühelos, ohne vorgefasste Meinung; späterhin bewusst und mit Anspannung aller Kräfte. Zwischen seiner ersten Manier, den rein geistigen Metaphern, den hellfarbigen Aquarellen des „La Fontaine“ und der Philosophes und der stürmischen Einbildungskraft der „Italienischen Reise“ besteht nicht nur ein Unterschied der Grade. Man geht von einer Schule zur andern über. In dem Paris, wie es das moderne Leben herausgestaltet hat, citirt man Stendhal, ohne ihn zu lesen. Condillac wird weder gelesen noch citirt, Montesquieu in die Medaillensammlung verwiesen. Taine erklärt sich für die Coloristen. In grellen, bisweilen wehthuenden Tönen fixirt er auf seinen Blättern „die Flecken, welche die Gegenstände auf seiner Netzhaut machen“. Aber er würde es sich vorwerfen, den Eindruck um des Eindrucks willen zu suchen. Er will, dass die Darstellung der Idee, so intensiv sie auch sein mag, eine deutliche und vertiefte Idee bleibe; bezeichnender, eindringlicher für den Geist, weil sie die Sinne stärker trifft; immer aber beweismässig, niemals phantastisch, noch weniger ungenau. Mehr als einmal legt er über diesen ihn beunruhigenden Punkt seine Beichte ab: „Seit zehn Jahren“, so schreibt er 1862, „war mein Grundgedanke der: man muss den Menschen malen in der Art der Künstler und zugleich konstruiren in der Art der Denker; die Idee ist richtig, sie bringt mächtige Wirkungen hervor, ich danke ihr meine Erfolge, aber sie zerstückt das Gehirn. Ich bin im Kampf zwischen zwei Richtungen, der früheren und der heutigen“. . . . Er schied und entschied sich denn auch: „buchstäbliche unmittelbare Übertragung der Empfindungen“ für die englischen Reiseeindrücke und die Pariser Aufzeichnungen; farbige Klassifikation für Philosophie und Geschichte. In dieser letzten Manier schreibt er seinen „Versuch über die griechische Skulptur“ von so leichter Verve, von so durchsichtigem Licht; die Abhandlung über das „Ideal in der Kunst“, so gesund durch die stete Erhebung zu der wahren und schönen Lehre vom Segen der Charaktere; seinen Traité de l'Intelligence, wo er die in den Philosophes skizzirte Psychologie vervollständigt und zum Abschluss bringt. Es ist sein durchdachtestes und vielleicht sein vollkommenstes Werk.

Dies Buch bezeichnet den Höhepunkt seines Talentes und vielleicht auch seines Einflusses. Fortan ist er mit seinem Freund Renan einer der anerkannten Führer des nachwachsenden Geschlechtes. Taine war ein Vorläufer gewesen. Nun war sein Publikum gekommen. Die jungen Leute, die dazumal zwischen dem 20. bis 30. Jahr standen, urfranzösisch in ihrer eigenen Entwicklung, müde der hohlen Schlagworte, der Autoritäts- und der Import-Philosophie, der gefesselten und der abgetakelten Luftballons, heisshungrig nach Wissenschaft, die ihnen Ersatz bieten sollte für den gesammten Thatendrang, forderten in Kunst und Forschung eine positive Betrachtung der Dinge, realistisch durchsättigte Deutlichkeit. Sie waren die Schüler von Pasteur in der Ecole normale, von Quicherat in der Ecole des

Chartes, von Claude Bernard, Berthelot, Havet im Collège de France; Leser von Tocquevilles Ancien régime, von der Cité antique von Fustel de Coulanges; Leconte de Lisle erschloss ihnen die Poesie entschwundener Racen, die Seelen der Barbaren; mit dem Roman schritten sie von Balzac zu Flaubert weiter fort; im Theater beklatschten sie Demi-monde und die Effrontés; dann fühlten sie bei der Heimkehr in ihre Behausung ihr Herz höher schlagen, ihre Seele erhoben durch die Stances von Sully-Prudhomme. Zwischen all' diesen Menschen und Werken gab es Bande und Beziehungen, welche diese junge Leute ahnten, sich jedoch nicht erklärten. Taine machte ihnen diesen Zusammenhang begreiflich. Er wurde ihr geistiges Gewissen, ihr Meister im Denken und Schreiben. Er lehrte sie schauen und wollen, tief schürfen und aufbauen. Ein strenger Führer in seinen strengumschlossenen Horizonten, doch männlich und erkräftigend in seinen edlen Mahnungen zu selbstloser Kulturarbeit.

Die Fachmänner stritten noch mit einander, ob er zu den Positivisten oder Pantheisten zu rechnen, ob er Comte oder Spinoza anzureihen, unter welchem Namen er anzuerkennen oder mit welchem Schulhaupt er zu ächten sei, als seine Methode schon — und wäre das nur durch den Widerhall oder Gegenstoss der „Vermahnungen“ und Widerlegungen — das grosse Publikum gewonnen hatte. Seine oft missverstandenen und verzerrten Formeln — Milieu, Race, Zeitpunkt, Hauptidee, Gruppenreihe, Seelenzustände, echte Hallucination — verbreiteten sich in Schulen, Revuen, Ateliers, Zeitungen. An dieser Art von Pegel misst man die Alluvien grosser Denker. Psychologie, Geschichte, Kunst- und litterarische Kritik, Studien nach der Natur und Landschaftsschilderungen; der Roman als Urkundenwerk zu Rath gezogen und fortan auf Grund von Urkunden aufgebaut; die sorgfältige Erforschung des Individuums von seiner Geburt, in seinen Gewohnheiten und Umgebungen; die Beschreibung, selbst die Inventarisirung des Hausrathes und allen Zubehörs menschlichen Lebens, man kann sagen, überall, von den Lehrkanzeln der Hochschulen bis in die Mode-Presse machte sich Taine's Einfluss fühlbar: auf keinem Gebiet geistiger Thätigkeit hat er die Dinge an der Stelle belassen, auf der er sie vorgefunden.

Sein Lebenswerk sollte nach seinem Vorhaben auch noch Religions- und politische Studien umspannen. Er war schon weit entfernt von der Zeit, in der er in der Religion nur „ein schönes, für wahr gehaltenes“, einzig und allein in die Litteratur einschlägiges Poem erblickte. Seit seiner Reise nach England dämmerte ihm in einem sehr weitherzigen, ganz von modernem Geist durchtränkten Christenthum die Möglichkeit einer Versöhnung zwischen dem wissenschaftlichen Geist und einer sittlichen Zucht, die ihm als beste Moral erschien, um durch unmittelbare Berufung auf das Gewissen im Menschen „freiwillige Reformation und die Herrschaft über sich selbst“ zu entwickeln. Mit solchen, oft erwogenen Gedanken über dies Kapitel stand er jedoch der Mehrheit seiner Mitbürger zu ferne. „Ich

habe wohl ein politisches und religiöses Ideal," schrieb er 1862, „aber ich weiss, dass es in Frankreich unerreichbar ist, und desshalb führe ich ein spekulatives, kein politisches Dasein. Ja wenn," setzte er hinzu, „der freie Protestantismus, wie in Deutschland unter Schleiermacher oder ungefähr im heutigen England; wenn die lokalen Freiheiten, wie heutzutage in Belgien, Holland, England, mit einer centralen Vertretung sich vereinigen liessen...." Gleichwohl hatte er den „Entwurf eines Buches über Religion und Gesellschaft" in Frankreich skizzirt. Er wollte es schreiben „in der Art Macchiavel's, ohne nach der einen oder der anderen Seite sich zu neigen, die ganze Sache nur wie physiologische Zustände beschreiben". Er vertagte diesen Plan. Als er ihn wieder aufnahm, hatten sich die Zeiten gewandelt und diese Zeiten tragischer Prüfung hatten Taine weitab geführt von Macchiavel's Geistesart.

Er sah, was mit Ausnahme weniger, in die europäische Geheimpolitik eingeweihter Leute unserer Generatiou als unmöglich erschienen war. Wir waren genährt mit der auswärts sogenannten grossen französischen Illusion. Die Ausländer verspotten sie, aber wir sprechen von ihr nur mit Thränen in den Augen, weil diese Illusion das Gesetz unserer Geschichte, das Band unserer Gesellschaft, unser Prinzip und unsere Sendung in der Welt ist. In diesem Jahrhundert der Nationalitäten ist Frankreich, das die Auferstehung der Völker mit seinem Blute bezahlt hat, in seinem nationalen Bewusstsein getroffen worden. Auf seine hergebrachten Grenzen zurückgeführt, schien es uns doppelt geheiligt durch das Recht und die Geschichte: denn Diejenigen, die innerhalb dieser Wahlgrenzen lebten, hatten sich in freier Zustimmung zu einer gültigen Ehe vereinigt, bereit, Glück und Unglück, Krankheit und Tod zu theilen; denn Frankreich hatte als Staatsmaxime die Erklärung gewählt, die es über allen Hader hinausheben sollte: „Ich liebe, also bin ich", und damit der Nation eine Seele geschaffen, die immer auflebt und sich niemals theilt. Es genügte Taine nicht, gegen die Friedensbedingungen zu protestiren und dem „Frankreich der Deutschen das wirkliche Frankreich" entgegenzusetzen.*) Er fühlte, dass fortan der Gelehrte dem Politiker, auf den Vorwurf, im Geist der Franzosen Auflehnung oder Verzweiflung einzunisten, nicht mehr wie ehedem erwidern konnte: „Giebt es denn Franzosen?" Es gab Franzosen und sie waren unglücklich und in den ärgsten Wirren. Jeder Einzelne schuldete der Gesammtheit seine volle Kraft. In unserer Demokratie hängt Alles von der Bewegung der Massen ab, und die Massen werden nur durch die unscheinbaren Wandlungen des unendlich Kleinen bewegt. Nur in diesen Tiefen lassen sich wirksame Reformen, die elementaren Maassnahmen vorbereiten, die in ihrem langsamen steten Gange allmälig die allgemeinen

*) L'opinion en Allemagne et les conditions de la paix (9. Octobre 1870). Essais de critique et d'histoire. 1874. S. 416 ff. Taine's Polemik gegen Sybel und David Strauss macht dem Patrioten mehr Ehre, als dem unbefangenen Politiker. A. d. Ü.

Bedingungen der Geschichte, das gesellschaftliche Milieu und die erblichen Anlagen der Race umzugestalten vermögen. In dieser Absicht die Wege urbar zu machen und Pionniere heranzubilden, förderte Taine mit Feuereifer seinen Freund Boutmy, diesen grossen Erzieher, bei der Begründung der Ecole des sciences politiques.*) „Um abzustimmen", schrieb Taine 1849, „müsste ich den Zustand Frankreichs, seine Ideen, Sitten, Meinungen und seine Zukunft kennen". Derselbe Gedanke hat 25 Jahre später die Origines de la France contemporaine hervorgebracht. In der Erwägung, dass die Gefährdung Frankreichs von einer grossen Verirrung, der abstrakten Konzeption der Menschenrechte, und von einer verhängnissvollen Verfassung, den Einrichtungen des Jahres VIII, beides aber von einem aus dem ancien régime stammenden Erbschaden herrühre, entschloss sich Taine beide zu bekämpfen: durch die Widerlegung ihrer Prinzipien und durch das Schauspiel der Übel, die sie verursacht haben.

Von Anfang an umschreibt er die Grenzen seines Werkes sehr bestimmt. Er vermisst sich nicht, die Gesammtheit der französischen Dinge während der französischen Revolution zu erklären. Er sieht ab von den Finanzen, der Kirche, den Kongressen, vom Rückschlag der Drohungen und Begehrlichkeiten Europas, von den Nothwendigkeiten und der fortwirkenden Gewalt des Krieges, welche die Franzosen von dem Kampf um die Unabhängigkeit zur Propaganda und zur Eroberung treibt. Er überliess anderen die Sorge, diese Geschichten zu schreiben.

Ich gehöre zu Denjenigen, die sich auf ein von Taine unbetretenes Gebiet dieses weiten Feldes gewagt haben. Meine Untersuchungen haben mich aber auch in Punkten, die Taine selbst behandelt hat, zu Urtheilen geführt, die wesentlich von den seinigen abweichen. Sie wussten das, meine Herren, als Sie meinem Buch denjenigen Ihrer Preise zuerkannten, den ein französischer Historiker mit besonderem Stolz empfängt.**) Taine zählte damals zu den Ihrigen, und Niemand schloss sich mit grösserer Unbefangenheit des Geistes Ihrer weitherzigen Sinnesart an. Ich wäre erstaunlich vergesslich, wenn ich heute nicht daran erinnern wollte; nur würde ich durch längeres Verweilen bei dieser häuslichen Frage die Diskretion verletzen.

Taine hat nur einen Vorwurf: er will an der Geschichte des öffentlichen Geistes und der öffentlichen Gewalten zeigen, wie aus dem Franzosen der alten Zeit der Franzose der Gegenwart geworden ist. Dieser Letztere ist in seinen Augen ein Kranker durch erbliche Anlage, krank auch durch seine Ärzte, die ihn mit ihrem Aderlassen, ihrem Apothekerkram und Militärlazareth entnervt und heruntergebracht haben. Taine führt Klage

*) Vgl. Taine, Derniers essais (1894): Emile Boutmy 63 ff. Fondation de l'Ecole libre des sciences politiques. 77 ff. A. d. Ü.

**) Sorel's Hauptwerk: L'Europe et la revolution française wurde 1887/88 mit dem grossen Preis Gobert ausgezeichnet. A. d. Ü.

wider diese jämmerliche Behandlungsweise; er sucht die Hygiene der Zukunft und nach seiner Methode sucht er sie im Studium des Kranken. Er geht in den Jacobinerklub, wie er ehedem in die Salpêtrière ging. Er beschäftigt sich nicht mit dem, was die Franzosen während dieser Krise leben liess; er beunruhigt sich nur über das, was sie hätte tödten können. Er schreibt nicht die Geschichte der französischen Revolution, er giebt die geistige Krankengeschichte des Franzosen während der Revolution.

Mit welcher Geduld und Gewissenhaftigkeit er seine ungeheure Untersuchung verfolgt, vermögen nur Diejenigen zu sagen, die ihn bei der Arbeit gesehen haben, Diejenigen unter ihnen, die ihm ihre Schatzkammer geöffnet haben, und Niemand, ohne ihm seine Achtung zu bezeugen. Aber je tiefer sich Taine in diese tolle, unheilvolle Wirklichkeit versenkt, desto mehr ereifert er sich, regt er sich auf, lässt er sich hinreissen. Er entäussert sich der stolzen Überlegenheit des Gelehrten; er sprengt in das Kampfgetümmel, wie in den Zeiten seines Strausses wider die Eklektiker; nur noch düsterer, ungestümer, ausgerüstet mit allen modernen Wurfgeschossen und Sprengstoffen. Mitunter glaubt man sich vor das Schwurgericht, was sage ich, vor das Revolutions-Tribunal am Morgen nach den Proscriptionen versetzt. Alle Faktionen drängen sich vor diesem Richtersitz und alle ersticken einander fast. Taine leitet das Verfahren ein, verhört Zeugen und Parteien, richtet und verdammt immer. Der Glanz des Stils verzehnfacht die Wirkung der Gemälde: Metaphern steigen auf, leuchtend und vergrössernd wie die Projektionen der Physiker, zugleich von ungemessener Zornglut erfüllt. „Der Künstler“, meinte er, „ist eine geladene Elektrisir-Maschine; seine Grösse beruht auf der Stärke seiner Entladung; je mehr seine Nerven vertragen können, desto mehr kann er leisten“.

Das ancien régime, in dem die Explosion brütet, ist mit der englischen Litteraturgeschichte und der Abhandlung über die Vernunft sein drittes Hauptwerk; die Akademie hiess es durch seine von dem ganzen litterarischen Europa bestätigte Erwählung zu ihrem Mitglied willkommen. Die Bände der „Revolution“, wo die Mine springt, erregten ebenso viel Bewunderung, aber weit mehr Einwendungen. Das Buch war voll Leidenschaften, demgemäss bemächtigten sich seiner auch die Leidenschaften. Im Publikum kam es, nach jedem Abschnitt des Werkes, zu Kundgebungen, vergleichbar den Äusserungen des Chores in der griechischen Tragödie. Im Vollgefühl seiner Wahrhaftigkeit als Denker, seiner Klarheit als Schriftsteller war Taine erstaunt, in dem, was er gesagt, so arg verkannt, und um dessentwillen, was er nicht gesagt hatte, so heftig angegriffen zu werden.

Wenn man ihm vorwarf, dass er die grossen Seiten der Epoche vernachlässige, hätte er nur die Seiten seines Buches aufschlagen brauchen, in denen sich der Aufschwung der Nation im Jahre 1792 entfaltet, eine Art von heldenhaftem, heiligem Aufmarsch unter Glockengeläute, Feierklang und Trompetenschall. Er hätte auch nur auf die (in der englischen Litte-

raturgeschichte an einen berühmten Verkleinerer unseres nationalen Genius gerichtete) Apostrophe zu verweisen gehabt: „Diese Arbeiter, diese Hungerleider schlugen sich halbnackt an der Grenze um die Interessen der Menschheit. Sie sind der abstrakten Wahrheit so zugethan, wie Eure Puritaner der göttlichen Wahrheit: sie haben das Übel in der Gesellschaft bekämpft, wie Eure Puritaner das Übel der Seelen; sie haben, gleich ihnen, ihren Heroismus, der jedoch wohlwollend, menschenfreundlich, zur Propaganda geneigt, Europa umgewandelt hat, während der Eurige nur Euch selbst gedient hat.“*) Er beschied sich, statt solcher Selbstvertheidigung, mit dem Worte: „das ist nicht meine Sache“. Im Hinblick auf seine neuen, bisweilen übereifrigen Bewunderer, die ihm sein Sturmlauf gegen die Menschenrechte, seine Keulenschläge gegen die Jacobiner zuführten, sagte er mit seinem feinen, sicheren Lächeln, in seiner in mildem und doch unabweislichen Tone abschliessenden Weise, jeden Satz bestimmt heraushebend, jedes Wort scandirend: „Ich erwarte sie bei Napoleon.“

Er wartete nicht lange, und die Wirkung übertraf seine Erwartung. Bisher, so lange er mit einem Denker, einem Dichter, einem Künstler zu schaffen gehabt hatte und zu einem unauflöslichen Element, dem Übergang von der Formel zum Leben gekommen war, ergänzte Taine, der selbst Denker und Dichter war, die Unzulänglichkeit der Analyse durch die Schöpfergabe des eigenen Genius. Hier aber liess ihn diese Intuition im Stich. Mit Beziehung auf Guizot und Cromwell hatte er gesagt: „Um politische Geschichte zu schreiben, muss man sich mit Staatsgeschäften befasst haben. Ein Schriftsteller, ein Psycholog, ein Künstler fühlt sich da nicht zu Hause“. Der Staat war für Taine das letzte der scholastischen Ungeheuer, deren Vernichtung er sich vorgesetzt hatte; gegen die Staatsraison war er unbedingt widerspenstig. Desshalb blieb ihm Napoleon so fremd, wie zuvor der Sicherheits-Ausschuss. Er mochte den Schmelztiegel noch so sorgsam füllen, umrühren und zur Siedhitze bringen: das Aufflammen zeigte überraschenden Glanz, aber die Wahlverwandtschaft fehlte, und die rechte Erzmischung kam nicht zu Stande.

Mit dem Régime moderne kehrt Taine zu seinem eigentlichen Gegenstand zurück. Mit dem verhängnissvollen Erbe der Vergangenheit hat er abgeschlossen; nun rechnet er mit der Gerechtigkeit ab. Sociale Gerechtigkeit ist für ihn gleichbedeutend mit bürgerlicher und politischer Freiheit, und es giebt keine fruchtbare Freiheit ausser derjenigen, welche die Rechte des Individuums verbürgt. Die Worte Freiheit, Gerechtigkeit schliessen, so verstanden, Freiheit des Handelns und Verantwortlichkeit des Handelnden ein. „Die Überzeugung, dass der Mensch vor Allem ein moralisches und freies Wesen sein und dass er, nachdem er allein in seinem Gewissen und vor Gott die Norm seiner Lebensführung festgesetzt hat, unbedingt, nach

*) Taine, Hist. de la litt. angl. Carlyle (V. Band, S. 321 ff.). A. d. Ü.

innen und aussen, beharrlich, unbeugsam daran festhalten müsse, in ausdauerndem Widerstand gegen die anderen, in beständiger Beherrschung des eigenen Ich: das ist", nach Taine, „die grosse englische Idee". Wir sagen: es ist die grosse Idee jedes Volkes, das leben und weder in der Wüste verdorren, noch im Schlamm versinken will. Ohne diese Voraussetzung, ohne dasjenige, was Taine die beiden Hauptideen der modernen Civilisation nennt, ohne die Ehre, kraft deren der Mensch sich Rechte beilegt, deren ihn nichts berauben kann, und ohne das Gewissen, worunter er die absolute Gerechtigkeit versteht, wäre das Buch der Origines nur eine Apokalypse unseres Verfalls und das Buch vom Régime moderne nur eine unfruchtbare Lamentation. Weder das Eine, noch das Andere trifft zu.

Als der zartfühlendste aller Menschen in Ehren-, als der heikelste in Gewissensfragen, hat Taine als freier und verantwortlicher Mensch gelebt, hat er geschrieben für freie und verantwortliche Menschen, fähig, ihn zu verstehen und aus seinen Lehren Nutzen zu ziehen. Denjenigen, die ihn anklagen, dass er die menschliche Seele in eine Reihe auf- und abschwankender Seelenzustände auflösen will, kann man mit seiner Doctrin von der Hauptfähigkeit antworten, die die ganze Seele während der ganzen Lebensdauer zusammenfasst und beherrscht, sodann durch das Beispiel seiner eigenen Seele, der selbstgetreuesten, die es jemals gab. Er hat Besseres gethan, als die Abhandlung über den Willen zu schreiben, welche die Ergänzung seines Buches über die Vernunft bilden sollte; er hat durch seine Handlungen gezeigt, was gegen die Prüfungen der Aussenwelt und für die gesunde menschliche Thatkraft ein beharrlicher und überlegter Wille bedeutete.

Zu den Stützen, welche die menschliche Gebrechlichkeit in diesem tagtäglichen Kampfe heischt, war er in den letzten Lebensjahren mehr und mehr geneigt, die christliche Religion zu zählen. Erfahrung und Geschichte hatten ihn vom Verständniss des Christenthums zur Sympathie und Achtung geführt. Er sagte nicht mit den Libertinern des Staatsgedankens: man braucht eine Religion für das Volk. Er duldete diesen Anflug von Verachtung nicht in einer Angelegenheit, welche die geheimste des menschlichen Herzens ist. Er wusste, dass alle Welt „Volk" ist vor dem Leiden, vor dem Räthsel des Geschickes, dem herzzerreissenden Tode und der unsicheren Hoffnung. Wenn er aber auch für die Gläubigen die weitestgehende Gewissensfreiheit mit all' ihren Folgen und Bedingungen verlangte; wenn er auch im Evangelium „den besten Bundesgenossen des socialen Instinktes" erkannte; wenn er soweit kam, den Glauben als ein alle Vernunft Überragendes zu bewundern, so kann doch Niemand sagen, dass er die ehernen Bande zerbrach, die er sich freiwillig geschmiedet hatte. Hat er jemals den Abgrund übersetzt, den der Gläubige mit einem Flügelschlag übersetzt, den Abgrund, der die Unterwerfung unter allgemeine und nothwendige Naturgesetze von dem Vertrauen auf die unendliche Güte eines Vaters scheidet? Wenn er für seine Person Stoiker blieb, that er das in wohl-

überlegter Absicht, aber auch aus Bescheidenheit. Man muss sich zu beschränken wissen, sagte er; „man muss zufrieden sein, dass man die Welt betrachten und durchdenken konnte und glauben, dass das der Mühe lohnt, zu leben“. Was er sich selbst aber verwehrte, versagte er sich nicht, von anderen zu erwarten. „Jede Generation,“ schreibt er, „wird einige Seiten des grossen Buches lesen, das kein Ende hat“.... „Wenn ich innehalte, so geschieht das im Gefühl meiner Unzulänglichkeit; ich sehe die Grenzen meines Gedankens, nicht aber die Grenzen des menschlichen Geistes“.

In diesem Zeitpunkt hat ein grosser Künstler, der die Menschen zu malen weiss, wie Taine sie zu erfassen vermochte, ihn dargestellt:*) schon alternd, doch in der Vollreife seines Wesens: imposant, wie er den Fernstehenden erschien; ehrwürdig, wie er es für Diejenigen war, die ihm nahten, und vollkommen liebenswürdig, wie er es für Diejenigen war, die er in seinem Heim empfing. Eine Lichtgestalt, löst er sich von sehr dunklem Hintergrunde ab und scheint mit seinem gemessenen Schritt zu uns heranzukommen. Die Stirn frei, gewölbt, gleichsam übervoll auf dem Körper lastend; das Antlitz eingefallen und bleich; aller Drang, aller Strom des Lebens emporsteigend zu dieser majestätischen, unersättlichen Stirne; der gerade, gern schweigsam geschlossene Mund öffnet sich auf deutlich bestimmte Fragen, lieber noch zu einem Lächeln der Freundschaft, wohlwollend für die Jugend, hart nur gegen die Lüge und unerbittlich gegen die Anmaassung. Die Augen halbgeschlossen unter den Brillen, die sie verdecken. Der Blick, wenn er ihn erhebt, durchdringend, wie ein Blitz, der über eine blankgeschliffene Klinge zuckt; gewöhnlich aber umschleiert. Man fühlt, dass Taine trotz seiner leidenschaftlichen Freude an der Farbe der blendenden Vision der Welt, doch lieber den Blick nach innen wendet zur Einkehr, die ihn einfür allemal auf grossen, genauen, ununterbrochenen Linien zu grossen, einfachen Ideen geführt hatte.

Er hatte seine Aufgabe umgrenzt und dennoch hatte er seinen Kräften zu viel zugemuthet. In den letzten Jahren verbrachte er nur wenige Monate in Paris, ungeduldig, in sein Haus am See von Annecy zurückzukehren, neben dem er für immer auszuruhen beschlossen hatte: dort hatte er das einzig wahre Glück gefunden, so wie er es verstanden hatte, so wie er es verdiente. Er ging, so lang er gehen konnte: dort an dem beständig von Bergluft gekühlten Seegelände, in Paris, an den Ufern der Seine, wo seine Jugend die Angst zu leben und „die Verzückung des Denkens“ kennen gelernt hatte; mit Vorliebe in seinem theuren botanischen Garten. Hier verspürte er die gleichsam wiederbelebten Eindrücke der Maimorgen von ehedem, da er 20 Jahre alt war: „Die Sonne leuchtete über die Rasenflächen, und ich sah das innere Leben, das in den dünnen Zellgeweben sich regt und sie zu kräftigen, saftigen Stengeln aufrichtet; der Wind erhob sich und bewegte

*) Léon Bonnat. D. Ü.

diese ganze Ernte dicht aneinander gedrängter, wundersam durchsichtiger Halme; ich fühlte, wie mein Herz schlug und meine ganze Seele in Liebe erbebte für dies so schöne, stille, seltsame Wesen, das man die Natur nennt; ich liebte sie, ich liebe sie noch; ich spürte sie überall, in dem lichten Himmel, in der reinen Luft, in diesem regen Wald lebendiger Pflanzung und vor Allem in dem frischen, ungleichen Hauch dieses Frühlingswindes“.

Aber von einer Jahreszeit zur andern wurde das Leben beschwerlicher, der Gang mühseliger; die Wegstrecken wurden kürzer, die Haltestellen länger. Und doch war sein Gedanke niemals lebendiger, seine Einbildungskraft niemals fruchtbarer. „Dies Gedankenleben, auf das Du“ (wie ihm vormals Prévost Paradol sagte) „so stolz bist, dass Du es von einheitlicher, dem Universum überlegener Natur wünschtest“, dies Gedankenleben mit seiner verschwenderischen, rastlosen Schöpferkraft rieb ihn auf. Statt sie mit Heiterkeit zu verfolgen, musste er fortan die Verkettung seiner Ideen unterbrechen und den Reigen seiner Bilder verscheuchen. Er kannte die Qual, die grausamste Qual für einen Mann von Genie, dies Genie zügeln und knebeln zu müssen. Aber er fluchte und murrte niemals. Über allen Jammer der menschlichen Hinfälligkeit erhob sich dieser grosse schmerzenreiche Denker noch durch sein Leiden: „Die ganze Würde des Menschen wurzelt im Gedanken“.

Dann kam der Tag, wo er überhaupt nicht mehr ausging und nur wenige Vertraute für wenige Augenblicke empfing: immer liebenswürdig, stets voll Antheil für ihre Arbeiten, sorglich für ihre Hoffnungen, nur von ihren, niemals von seinen oder gar der wichtigsten seiner Angelegenheiten sprechend. Man sah, wie er abmagerte, wie seine Haltung gebeugt wurde: das innere Wesen des Mannes aber schien nur immer zu wachsen. Und wenn die pietätvolle Hand, die über seine abnehmenden Kräfte wachte, andeutete, dass die Zeit gekommen sei, ihn zu verlassen; wenn man schied und sich fragte, ob man ihn am nächsten Tage wiederfinden würde; wenn man mit Verzweiflung an dies grosse, auf die Welt fallende Licht dachte, dessen Quelle verschwinden sollte, dann stärkte man sich mit der Erwägung, dass man einem grossen Schauspiel beiwohne und dass in Wahrheit kein Verhältniss und kein gemeinsames Maass bestände zwischen diesem Gedanken, der sich immer kraftvoller, heiterer, freier zum Ideal aufschwang, und diesem Leib, der stets kraftloser, immer mehr zur Erde hinabgezogen ward.

Er las, er las bis ans Ende: Cäsar oder Sallust, zum Lateinischen zurückkehrend, wie der erschöpfte Mensch zur Milch zurückkehrt, die seine Kindheit genährt hat, seine nicht zu bändigenden Gedanken verruhen lassend auf diesen klaren deutlichen Worten, inmitten des Geleises nach der Schnur gezogener Ideen. Er liess sich Sainte-Beuve vorlesen, der ihm die Illusion des Lebens wachrief, die ihm im Weltgetriebe besonders genussreich gewesen: freies Gespräch über das Reich des Geistes mit Leuten von Geist. Endlich sann er über Marc Aurel, der sein Lieblingsbuch geblieben war.

Aus seinen Aussprüchen, „erstickten Ausbrüchen eines verhaltenen Enthusiasmus . .“ „halben Worten, die man mit leiser Stimme ausspricht“, hatte er sich eine Art von Liturgie gemacht. Im Verkehr mit dieser Seele, seines Erachtens „der edelsten, die je gelebt“, ermahnte er sich selbst zur Entsagung: „Tröstet Euch, arme Menschen, mit Eurer Schwäche und mit Eurer Grösse, durch den Anblick des Unendlichen, von dem Ihr ausgeschlossen, und durch den Anblick des Unendlichen, in dem Ihr einbegriffen seid.“*)

Also starb Hippolyte Taine. Er ist einer der seltenen Menschen, die dazu beigetragen haben, die Gestalt ihres Jahrhunderts zu ändern, seinen geistigen Charakter zu modificiren. Er hat durch seine Methode die Forschung und durch seine Bücher die Kenntniss der menschlichen Dinge vorwärts gebracht; er hat unvergleichlichen Glanz über unsere Litteratur verbreitet und, nachdem er einige der schönsten Bildsäulen der französischen Kunst gegossen, hinterlässt er seinen Nachfolgern die tiefe, gediegene, feine Gussform; endlich hat er durch seine bewunderungswürdige Lebensführung ein Muster der Lebenskunst aufgestellt für Jeden, der sich vorsetzt, für die Wissenschaft und für die Wahrheit zu leben.

Über die Anfänge der Selbstbiographie und ihre Entwicklung im Mittelalter.†)

(Rede beim Antritt des Prorektorats der Kgl. Bayerischen Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen am 4. November 1893.)

Von

FRIEDRICH VON BEZOLD.

Wenn ich es unternehme, dem Ursprung der Selbstbiographie und ihrer Entwicklung bis in die späteren Jahrhunderte des Mittelalters nachzugehen, so gilt dieses Bemühen einer Litteraturgattung, die allerdings in den weitesten Kreisen eine rein menschliche Theilnahme erweckt, von der historischen Forschung aber mit sehr berechtigtem Misstrauen betrachtet wird. Man hat sie wohl als psychologische Poesie bezeichnet, um ihren geringen Werth neben andern Formen historischer Überlieferung hervorzuheben. Inwieweit freilich und ob überhaupt eine Selbstbeobachtung im streng wissenschaftlichen Sinn möglich sei, darüber zu entscheiden ist nicht unsere Aufgabe[1]).

*) Taine: Marc-Aurèle (Nouveaux essais S. 260/61). A. d. Ü.

†) Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung Emil Felber in Weimar aus der Zeitschrift für Kulturgeschichte wiederholt.

[1]) Vgl. W. Wundt, Essays (Leipzig 1885) p. 135. Eine so feine Kennerin wie G. Sand urteilt (Histoire de ma vie, Paris 1876, I, 2): „L'étude du coeur humain est de telle nature que plus qu'on s'y absorbe, moins on y voit claire“. Über den modernen „roman d'analyse“ und die „mémoires d'analyse“ (Selbstbiographien) vgl. P. Bourget, La terre promise (1892) p. IV f. Viel zu günstig charakterisirt die Wahrhaftigkeit der Selbstbiographien R. Gottschall in Unserer Zeit X. 2 (1874), 661 f., dagegen sehr richtig das ihnen anhaftende pathologische Element.

Für uns genügt es, dass eine Reihe auserlesener Geister sich damit befasst hat, vor sich und andern ihr eigenes Denken und Fühlen zu offenbaren, ihr eignes Herz und seine Geschichte zu enträthseln. Ich brauche nur an Namen wie Petrarka, Rousseau, Goethe zu erinnern. Denn hier soll eben nicht die gewaltige Litteraturmasse der Memoiren oder Denkwürdigkeiten ins Auge gefasst werden, die sich vornehmlich mit den äusseren Schicksalen ihrer Verfasser, mit ihrer Theilnahme am öffentlichen Leben, mit den Persönlichkeiten bedeutender Zeitgenossen beschäftigen. Die Selbstbiographie im engeren Sinne hat es vor allem mit der inneren Entwicklung ihres Helden zu thun; sie ist nicht nur Rückschau auf das Durchlebte, sondern zugleich und vorwiegend Innenschau. Einer ihrer berühmtesten Vertreter, J. J. Rousseau, hat es gewagt, sich geradezu als ihren Urheber vorzustellen. Aber seine Bekenntnisse, die er als ein Werk ohne Beispiel und ohne Nachahmer einführt, verrathen schon in ihrem Titel und vollends in ihrem Grundgedanken die Abstammung von den Konfessionen des heiligen Augustinus. Also hätten wir die Entstehung einer Litteratur, die neben Augustin einen Petrarka, Rousseau, Goethe aufweist, zunächst in der Jugendzeit des Christenthums zu suchen. Dabei bleibt vor allem zweierlei zu erwägen. Einmal die Frage, ob denn vor Augustin gar keine Spuren oder Ansätze zu erkennen sind; sodann die zweite Frage, ob wirklich, wie man oft angenommen hat, eine Kluft von tausend Jahren ohne alle Zwischenglieder die Bekenntnisse des lateinischen Kirchenvaters von den Bekenntnissen des italienischen Humanisten trennt. Dass die zweite Frage zu verneinen ist, kann ich hier gleich vorausschicken. Aber man hat meines Wissens auf diese mittelalterlichen Nachfolger Augustins und Vorläufer Petrarkas bisher nur hier und da, nicht im Zusammenhang aufmerksam gemacht.

Aus dem klassischen Alterthum sind uns Selbstbiographien nicht erhalten, obwohl wir von so manchen hellenistischen und namentlich römischen Berühmtheiten hören, dass sie ihr Leben oder besonders bedeutsame Abschnitte desselben beschrieben haben. In den letzten Zeiten der römischen Republik und in den ersten Jahrhunderten der Kaiserherrschaft muss die Memoirenlitteratur eine reiche und interessante gewesen sein, denn wir greifen wohl mit der Annahme nicht fehl, dass es sich dabei wesentlich um res gestae, um politische und militärische Dinge, um die Aktion der Verfasser auf der grossen Weltbühne gehandelt haben wird. Als die erstarkende Monarchie der Caesaren dem öffentlichen Leben immer mehr Licht und Luft entzog, sahen sich gewiss viele tüchtige Kräfte, die bisher nur dem Forum und dem Lager gedient hatten, auf das stillere Feld künstlerischer oder wissenschaftlicher Thätigkeit gewiesen. Nicht zu verkennen ist auch ein gewisser Zug zur Beschaulichkeit und zur psychologischen Beobachtung, die uns an einem der grössten Künstler der Geschichtschreibung, an Tacitus so be-

sonders fesselt[2]). Aber die antike Auffassung des Individuums war doch noch zu mächtig, als dass sich ein solches Belauschen und Aushorchen des eignen Herzens in allen seinen Regungen hätte entwickeln können, wie es die augustinischen Konfessionen voraussetzen. Noch war die Abkehr von dem unfrei gewordenen Staat meist keine freiwillige, sondern von Empfindungen des Grolls und der Sehnsucht nach der guten alten Zeit begleitet. Selbst bei den Philosophen, die sich über die Lockungen und Stürme des äusseren Lebens erhaben fühlten, tritt vor dem Bedürfniss zu allgemein gültigen und schulmässig formulierten Sätzen zu gelangen, das Interesse an der Eigenart des einzelnen Menschen völlig zurück. Das schlagendste Beispiel hierfür ist der kaiserliche Stoiker Mark Aurel; trotz eines Anlaufs das eigne Leben zum Ausgangspunkt der Betrachtung zu machen, vermeidet er es in seiner Schrift εἰς ἑαυτόν ängstlich, sich von dem wohlvertrauten Boden der Gemeinplätze weg in die dunkeln Tiefen des eignen Ich zu verirren.

So blieb es der christlichen Welt vorbehalten, die Selbstbiographie in einem ganz neuen, von der Aufzeichnung der eigenen Leistungen und äusseren Schicksale ganz verschiedenen Sinn zu erzeugen. Die wichtigste formale Voraussetzung war längst gegeben. Denn die ausgebildete Icherzählung reichte bereits nicht nach Jahrhunderten, sondern nach Jahrtausenden zurück, bis in die Urzeiten alles Schriftthums. Die ruhmredigen Inschriften der ägyptischen Herrscher und Beamten, der babylonisch-assyrischen Könige erzählen grossentheils in der ersten Person, nicht ohne manchmal die seltsame Form der Selbstbiographie eines Verstorbenen anzunehmen. In einzelnen Fällen gestalten sich solche Inschriften zur Legende oder zum Zwiegespräch des Erzählers mit den Göttern, so wenn König Sargon I. redend eingeführt wird, um die höchst wunderbare Geschichte seiner eigenen Geburt zu berichten, oder wenn König Naboned eine Unterredung mit dem Gott Merodach wörtlich wiedergiebt. Daneben entwickelte sich in Ägypten frühzeitig eine Art von Ichroman in Gestalt von Abenteuern und Märchen, die ein Weitgereister als eigene Erlebnisse zum Besten giebt[3]). Man fühlt sich hier unwillkürlich zu einem Seitenblick verlockt auf die Perle aller Schiffersagen, die unsterbliche Erzählung des Odysseus von seinen Irrfahrten. Ohne auf die Wandlungen der griechischen Reisepoesie und Novellistik einzugehen, muss ich doch zweierlei hier hervorheben. In der römischen Kaiserzeit finden wir einmal die Icherzählung in vollendeter Gestalt vor, so z. B. in dem genialen Sittenroman des Petronius. Dann aber verbindet sich im griechischen Roman der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung das stoff-

---

[2]) Vgl. F. C. Baur in der Zeitschr. für wissensch. Theologie I, 459 ff.; Teuffel, Geschichte der röm. Litteratur (5. Aufl.) § 272.

[3]) Vgl. A. Wiedemann, Ägypt. Geschichte I, 97; A. Erman, Ägypten p. 494; 671 ff.; F. Hommel, Geschichte Babyloniens p. 780; C. P. Tiele, babyl.-assyr. Geschichte p. 112 ff.

liche Interesse jener alten Reisegeschichten mit der Erotik[4]). Damit tritt ein psychologisches Element in den Vordergrund, das freilich jene sophistisch geschulten Prosadichter keineswegs mit grosser Feinheit oder Mannigfaltigkeit zu behandeln verstehen. Auch hier begegnet uns der Ichroman oder wenigstens die Einflechtung von kleineren Erzählungen in der ersten Person.

Dieser wirksamen Kunstform bemächtigte sich nun das Christenthum, um die heidnischen Liebes- und Abenteuergeschichten durch Romane mit religiöser Tendenz zu verdrängen, so dass nicht etwa eine Abnahme, sondern nur eine Umwandlung der erzählenden Litteratur unter christlichem Einfluss zu verzeichnen ist[5]). Anstatt der oft sehr langathmigen Gespräche und Ausführungen über die Liebe erscheinen jetzt erbauliche oder lehrhafte Auseinandersetzungen über religiöse Fragen, während im Übrigen namentlich das phantastische Element seinen unverkümmerten Platz behauptet. Es herrscht geradezu in den Mönchsromanen, die seit dem IV. Jahrhundert aus den über die heiligen Väter der Wüste umlaufenden Geschichten und Fabeln entstanden sind. Ihr eigentlicher Zweck, die Verherrlichung und Empfehlung der Askese, verbirgt sich manchmal fast ganz hinter der möglichst anziehenden und aufregenden Einkleidung. Wenn schon in einem der ältesten Stücke, in dem von Hieronymus verfassten Leben des Anachoreten Paulus, dem heiligen Antonius ein Kentaur und ein bocksfüssiger Satyr als Wegweiser durch die furchtbare Einsamkeit dienen und dem dahingeschiedenen Paulus zwei Löwen das Grab bereiten, so steigert sich diese Belebung der Wüsten- und Höhlenscenerie durch Dämonen und wilde Thiere immerzu bis zum Ungeheuerlichsten. Es ist orientalische, ägyptische Phantasie, die den Ton angiebt. Zumal die Löwen bilden ein stehendes Requisit; sie schützen wohl den Kohlgarten des Einsiedlers vor den Ziegen, begleiten seine vor Angst zitternden Besucher, dienen sogar als Werkzeuge der Busse; dem römischen Makarius, der sich einmal von sündlicher Lust überwältigen lässt, drehen sie erst verächtlich den Rücken, um ihn dann bis zum Hals einzugraben und erst nach Verlauf von drei Jahren wieder aus dieser Lage zu befreien. Hier befinden wir uns überhaupt in einer reinen Fabelwelt; da geht die Reise zum heiligen Mann durch Völkerschaften von Mohren,

---

[4]) E. Rohde, der griech. Roman und seine Vorläufer, Leipz. 1876; U. Wilcken (Hermes XXVIII); F. de Salverte, le roman dans la Grèce antique, Par. 1894; über die Existenz von (nicht erhaltenen) psychologischen Romanen im modernen Sinn in der hellenistischen Zeit vgl. G. Thiele, Zum griech. Roman (Aus der Anomia. Archäolog. Beiträge. Berlin 1890, p. 124 ff.); F. Susemihl, Geschichte der griech. Litt. in der Alexandrinerzeit I (1892), 574.

[5]) Vgl. den Artikel von S. Baring-Gould, Early christian greek romances, in der Contemporary Review XXX, 1877; V. Schultze, Artikel „Legende" bei Ersch u. Gruber II. 42 (1888); Derselbe, Geschichte des Untergangs des griech.-röm. Heidenthums II (1892) 79 ff.; die Praxis dieser Romandichter sehr gut auseinandergesetzt bei Th. Zahn, Acta Joannis (1880) p. XLIX ff. Näheres über den Mönchsroman bei H. Weingarten (Zeitschr. f. Kirchengesch. I, 1877); H. Usener, der heil. Theodosius (1890); W. Israël in der Zeitschr. f. wissensch. Theol. XXIII, 145 ff.

Kynokephalen und Pygmäen, durch Herden von Schlangen und Basilisken, Büffeln und Elephanten, vorbei an der Hölle und am Paradies, in dessen Nähe Makarius haust, ganz in sein schneeweisses Haupt- und Barthaar eingehüllt, die Haut zum dürren Fell eingetrocknet, die Augen unter den Brauen nicht mehr sichtbar, mit entsetzlich langen Nägeln und kaum noch vernehmlicher Stimme. So erzählt er den wissbegierigen Pilgern seine Schicksale.

Denn die Icherzählung spielt in diesen seltsamen Erzeugnissen christlicher Belletristik eine sehr grosse Rolle. Mit viel Geschick fasst z. B. Hieronymus die Geschichte des Einsiedlers Malchus in eine zierliche kleine Novelle, die er seinen Helden selbst und zwar äusserst anschaulich vortragen lässt: da fehlt es nicht an Beduinenüberfall und Gefangenschaft, an einer Scheinehe, die dem vormaligen Mönch aufgezwungen wird, mit der Frau eines anderswohin in die Sklaverei gerathenen Mannes, an einer aufregenden Flucht. Die Sammler solcher Mönchsgeschichten, wie Rufinus, Palladius, Cassianus u. a., legen grosses Gewicht darauf, als Augen- und Ohrenzeugen zu berichten; sie haben die heiligen Büsser selbst aufgesucht, zuweilen unter Lebensgefahr, und geben ihre oft sehr langwierigen Reden im Wortlaut wieder, nicht ohne von Zeit zu Zeit ihre eigene Glaubwürdigkeit oder die ihrer Gewährsmänner in starken Ansdrücken zu betheuern. Theodoret meint, wer seinen Erzählungen nicht glauben wolle, der werde vermuthlich auch die Wunderberichte des Alten und Neuen Testaments für Fabeln halten; die Zuverlässigkeit sei bei ihm ebenso über allen Zweifel erhaben, wie in der Bibel. Jenes phantastische Märchen vom römischen Makarius giebt sich als Reisebericht dreier Mönche Theophilus, Sergius und Hyginus; sie berufen sich frech darauf, dass es ja viel sicherer für sie gewesen wäre zu schweigen als den Schein und Vorwurf des Betrugs auf sich zu laden[6]).

Auch an andern Formen des christlichen Romans fällt die Neigung auf, in der ersten Person zu erzählen, entweder die eigenen Schicksale zum Hauptgegenstand zu machen, oder sich wenigstens als Freund und Begleiter der Hauptpersonen einzuführen. Dies geschah besonders gern mit Bezug auf die Apostel; so in jenem berühmten Roman, der unter dem Namen des Römers Clemens in verschiedenen Fassungen auf uns gekommen ist, oder

---

[6]) Vgl. die Stelle des Theodoretus in der Vorrede zu seiner φιλόθεος ἱστορία (Migne, Patrol. series graeca LXXXII col. 1292, hiezu vgl. ebd. col. 1448 ff.; 1465); die V. Macarii Romani in latein. Übersetzung bei Rosweyde, Vitae patrum (Antw. 1628) p. 224 ff. Über die Rolle der Löwen vgl. ausser den oben angef. Beispielen die Legenden der Maria Aegyptiaca, des Cyriakus, Georgius Chozebita u. a. m. Sprechende Vögel in der Legende des Makarius Romanus; in der Gesch. des Zosimus (bei Robinson, Texts and studies II. 3. Cambr. 1893, p. 86 ff.) werden selbst Wolke und Wind redend eingeführt. In den Icherzählungen tritt der wirkliche oder angebliche Verf. bald mehr bald weniger mit seiner Person hervor; manchmal dient sie nur zur leichten Einkleidung und Verbindung des Erzählten. in andern Fällen werden wieder zusammenhängende Erzählungen in der ersten Person eingeschoben, wie in den Legenden der ägyptischen Maria, des Cyriakus, des Macarius Romanus, vielfach in den Sammlungen der Büssergeschichten (Rufinus, Palladius u. s. w.).

in den „Thaten des Evangelisten Johannes“; der Verfasser, der wahrscheinlich im V. oder VI. Jahrhundert eine ältere Vorlage bearbeitet hat, stellt sich als einen der siebzig Jünger und als Reisegefährten des Apostels vor. Wie die Phantastik der antiken Schiffermärchen auf die Mönchsgeschichten, so hat das Schema des griechischen Liebesromans auf diese theologischen Tendenzdichtungen eingewirkt. Wir finden das beliebte Motiv der Trennung und wunderbaren Wiedervereinigung von nahen Verwandten z. B. in den Klementinen und später in einer ganzen Reihe von Legenden. An den Gaunerroman erinnern manche derbkomische Züge in den Acta Joannis, wenn etwa der Apostel als Badeheizer Unterkunft sucht und sich unter die gewaltigen Fäuste und nicht minder gewaltigen Schimpfreden seiner Herrin, des kampflustigen schielenden Mannweibs Romana beugt[7]. Ganz besonders charakteristisch aber ist die Herübernahme und Umgestaltung des erotischen Elements, dem man doch keineswegs ganz entsagen wollte. Da wird z. B. der vielgelesene heidnische Liebesroman von Klitophon und Leukippe mit einer christlichen Fortsetzung versehen oder in der Geschichte vom Magier Cyprian die Bedrängniss einer edeln Jungfrau durch Zauberkünste, zu denen der verschmähte Liebhaber eine Zuflucht nimmt, ausführlich geschildert oder dem Apostel Paulus eine jugendliche Schülerin Thekla angedichtet, die ihm in Männerkleidern nachzieht. Die bis in's Ungesunde gesteigerte Verherrlichung der Virginität erzeugte dann ein Raffinement gefühlvoller Romantik, das bei aller Entfernung von der unverhüllten Sinnlichkeit der Antike doch dem Wohlgefallen an verfänglichen Schilderungen reichliche Nahrung bot. Zahlreiche Geschichten von schönen bussfertigen Sünderinnen und von ebenso schönen jeder Versuchung trotzenden Jungfrauen bezeugen die grosse Beliebtheit solcher Stoffe. Es erhöht natürlich den Eindruck, wenn uns der Verfasser einer Legende den frechen Durchzug einer reichgeschmückten Tänzerin durch den Kreis berathender Bischöfe als Augenzeuge beschreibt oder wenn die nackt in der Wüste hausende, einem wilden Thier ähnliche ägyptische Maria ihr früheres Lasterleben selbst erzählen muss. Manche heidnische Göttin mag in der Gestalt einer christlichen Romanheldin fortgelebt haben, wie ja die heilige Pelagia nach Useners Darlegung nichts anderes ist als die meerbeherrschende Aphrodite selbst im Gewand des neuen Glaubens[8].

---

[7] Vgl. Baring-Gould p. 867 ff.; Zahn, Acta Joannis; R. A. Lipsius, die apokryphen Apostelgeschichten I. (1883).

[8] Aus der grossen Zahl verwandter Legenden seien ausser Pelagia (H. Usener, Legenden der Pelagia, Bonn 1879) nur die ägyptische Maria (vgl. H. Knust, Legenden der h. Katharina und der h. Maria Aegyptiaca, Halle 1890) und die Büsserin Pansemne beispielsweise hervorgehoben. Häufig ist die männliche Verkleidung, wie bei Pelagia, Thekla, Euphrosyne, Susanna, Apollinaris Syncletica. Die „theilweise lüsterne Färbung“ begegnet sowohl in den Mönchsromanen (K. Müller, Kirchengeschichte I, 1892, p. 213) als auch anderwärts; über das Ungesunde in dem übertriebenen Kultus der Virginität A. Harnack, Dogmengesch. III (1890), 198 A. 1. Anknüpfung der Märtyrergeschichte von Galactio u. Episteme an einen Roman von Achilles Tatius: Baring-Gould p. 871 f.

Ob nun das starke Hervortreten der wirklichen oder fingirten Persönlichkeit einfach aus den heidnischen Vorlagen herübergenommen oder in der christlichen Unterhaltungslitteratur doch noch weiter entwickelt worden ist, darüber kann ich sicheren Aufschluss nicht geben. Dass aber die neue Weltanschauung des Christenthums eine neue Schätzung des Einzelmenschen nicht gerade allein geschaffen, aber doch in einem bisher unbekannten Maass zur allgemeinen Geltung gebracht hat, das darf wohl als eine kaum bestrittene Thatsache bezeichnet werden. In diesem Sinn könnte man vielleicht das vielberufene und vielkritisirte, immer etwas bedenkliche Wort vom ersten modernen Menschen, das ja mit Vorliebe von Petrarka gebraucht wird, schon auf den heiligen Augustinus anwenden[9]). Jedenfalls ist er einer der gewaltigsten Mitbegründer der christlichen Weltanschauung und der katholischen Kirche und in ihm gipfelt jene vom Neuplatonismus angebahnte Gefühlsphilosophie, die es unternimmt, aus den innersten und verborgensten Regionen des Seelenlebens die Lösung aller Räthsel zu holen. Seine Konfessionen besitzen doch wenigstens unter den uns bekannten Schriften auch der ersten christlichen Jahrhunderte keinen wirklichen Vorläufer. Gewisse Anklänge finden sich wohl in den merkwürdigen Selbstbekenntnissen, in denen jener Magier Cyprian von Antiochia seinen Durchgang durch alle geheime Weisheit, Zauberkunst und Christenfeindschaft des Heidenthums, seine Verzweiflung und Bekehrung drastisch genug darstellt, alles in Form einer vor den Gläubigen abgelegten, von ihren Trostreden unterbrochenen Beichte, deren Verlauf Cyprian selbst im Wortlaut mittheilt[10]). Ein faustischer Zug ist dieser Gestalt mit dem Kirchenvater gemeinsam, nur dass er bei dem abenteuerlichen Adepten der Mysterien und Dämonenbeschwörungen in ungleich gröberer Weise sich kundgiebt. Sonst besitzen wir noch zwei ebenfalls dem IV. Jahrhundert angehörige voraugustinische Selbstbiographien. Die eine, dem Heros der syrischen Kirche Ephraem in den Mund gelegt, giebt nur eine Episode seines Jugendlebens; die andere ist in verschiedenen echten Gedichten Gregors von Nazianz enthalten, die sich in einer Fülle von langweiligen und selbstgefälligen Versen doch mehr über seine äusseren Schicksale und dogmatischen Kämpfe verbreiten[11]).

---

[9]) Vgl. Harnack III, 97 A.; über die Anwendung auf Petrarka A. Lasson in den Preuss. Jahrbüchern LXII (1888), 431. Die höhere Werthung des Einzelnen als eine Folge des Christenthums charakterisirt vortrefflich Lotze, Mikrokosmus III³, 361.

[10]) Von so schwachen heidnischen Ansätzen zu religiöser Selbstbiographie wie bei Apuleius, will ich ganz absehen. Vereinzelte Mittheilungen über den eignen Lebensgang bei Porphyrios und Eunapios. — Vgl. Zahn, Cyprian von Antiochien und die deutsche Faustsage, Erl. 1882; bes. p. 18 ff.; 73 ff.; 103 ff.

[11]) Über Ephraem's (in verschiedenen Fassungen überlieferte) autobiographische Erzählung vgl. Le Blant, les actes des martyrs (1872) p. 170 ff.; die 99 Gedichte des Gregor von Nazianz, die sich auf seine Person beziehen (darunter namentlich zu beachten περὶ τὸν ἑαυτοῦ βίον), bilden das 2. Buch seiner Poesien; nicht wenige tragen apologetischen Charakter. Die „Memoiren" des Dioskuros (Mittheilungen aus der Sammlung des Papyrus

Immerhin haben wir ein paar Belege dafür, dass in der damaligen christlichen Welt ein gewisser Hang zur Selbstschilderung in erbaulicher Absicht vorhanden war; auch die unechten Stücke wollen ja durch die Fiktion eigner Bekenntnisse wirken. Diesen Gedanken hat nun Augustin in wahrhaft genialer Weise ergriffen und verwirklicht. Die Konfessionen, die er als fertiger Mann im Jahre 397 verfasste, stellen eine doppelte Beichte vor Gott und den Menschen dar; „wem erzähle ich dies“, ruft Augustin, „nicht Dir, mein Gott, sondern vor Dir erzähle ich dies meinem Geschlecht, dem Menschengeschlecht; und sollten auch nur Wenige mit dieser meiner Schrift bekannt werden“. Trotz aller litterarischen Schwächen, die aus der Rhetorenbildung des Verfassers und aus der ungestümen Beweglichkeit seines Temperaments sich ergeben — die fortwährenden Apostrophirungen Gottes, die Eigenthümlichkeiten des „Gebetstils“ ermüden den modernen Leser nicht minder wie der Luxus an Bibelstellen und Antithesen — trotz alledem werden gewisse Partieen der zehn ersten Bücher kraft ihrer psychologischen Feinheit und ihrer wahrlich nicht erkünstelten Gefühlswärme noch heute und wohl zu allen Zeiten jeden Unbefangenen fesseln und ergreifen. Schritt für Schritt werden wir durch die tastenden Anfänge des kindlichen, durch die stürmische Gährung des jugendlichen Seelenlebens bis in die entscheidenden inneren Kämpfe der Reifezeit geführt. Augustinus würdigt die öffentlichen Dinge überhaupt keines Blickes und benützt auch den äusseren Verlauf seines Daseins nur dazu, die göttliche Führung in helleres Licht zu setzen und aus einem reichen Schatz von Erfahrung Stoff für die Betrachtung und Zergliederung psychischer Vorgänge zu gewinnen. Dabei bleibt — und das ist eben das Charakteristische — das Individuum, der einzelne Mensch Augustinus mit all seinen Besonderheiten und individuellen Erlebnissen stets im Mittelpunkt; die äussere Welt um ihn herum scheint mehr und mehr zu versinken und er steht, allmählich dem bösen und guten Einfluss der Mitmenschen entrückt, allein seinem lange gesuchten und endlich gefundenen Gott gegenüber. Das quietistische Element dieses Gefühlslebens hat erst kürzlich Harnack scharf hervorgehoben; auf einen weiblichen Zug in Augustins Natur ist schon früher aufmerksam gemacht worden[12]). Der schroffste Gegensatz zum althellenischen und altrömischen Wesen spricht aus jeder Zeile der Konfessionen wie aus jeder Zeile des Buchs vom Gottesstaat. Wenn der letztere zum Evangelium der mittelalterlichen Theokratie geworden ist, so liegt die Vermuthung nahe,

Erzh. Rainer IV, 63 ff.), der Eucharisticos des Paulinus von Pella (Ebert I², 405 ff.) und die sogenannte „Tragoedie“ des Nestorius (bei Irenaeus Comes), alle nachaugustinisch, fallen nicht in den Rahmen dieser Darstellung.

[12]) Harnack III, 66; vgl. seinen Vortrag über die Konfessionen, Giessen 1888; ferner Zeitschrift f. Philosophie XCIII, 170 ff.; XCIX, 124 ff.; histor. Zeitschr. XXXII, 271; 278; Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften I, 326 ff.; 337 A 1; G. Boissier, la fin du paganisme I (1891), 339 f.; A. Ebert, Gesch. der Litteratur des M. A. I² (1889), 218 ff.

dass die Konfessionen als erste grossartige Verkörperung religiöser Selbstbiographie im Mittelalter nicht ohne Wirkung geblieben sein werden. Nicht als ob sie etwa immer als unmittelbare Vorlage gedient haben müssten; die augustinischen Gedanken und Stimmungen besassen gar viele Kanäle, um zu gleichgestimmten Seelen späterer Jahrhunderte zu gelangen und dort die Lust zur Innenschau und Selbstschilderung zu erwecken und zu steigern.

Dies geschah nun freilich unter Hinzutritt eines wichtigen Elements, dessen zwar nicht alle Schriften Augustins, aber doch die Konfessionen völlig ermangeln. Hier fehlt das Wunder im eigentlichen Sinne so gut wie ganz; Augustin warnt gelegentlich vor der „Begierde nach seltsamen Gesichten“ und erzählt von Enttäuschungen, die seine visionsbedürftige Mutter erlebte. Denn das Visionäre spielte allerdings längst im Leben und in der Litteratur des Christenthums eine wahrhaft gewaltige Rolle. Auch der hellenischen Welt war ja das vom gewöhnlichen Traum unterschiedene Schauen übersinnlicher Dinge und Hören übermenschlicher Worte keineswegs fremd; es knüpfte sich entweder an die Vorstellungen von einem Dasein nach dem Tode oder an das Verlangen, den Schleier der irdischen Zukunft gehoben zu sehen, manchmal an beides zugleich. So lässt schon Homer die abgeschiedenen Seelen im Hades dem Odysseus Rede stehen, was später Vergil auf seinen Helden Aeneas übertragen hat, und Platon giebt am Schluss der Republik jene Erzählung eines vom Scheintod Erwachten, die mit Recht als eine Vorstufe der christlichen Höllenvisionen in Anspruch genommen worden ist[13]). Aber weit mächtiger noch strömte auf das Christenthum die hebräische Prophetie und Apokalyptik ein, wie sie schon bei Amos und Hesekiel in der wirksamen Form der Icherzählung auftritt. Diese begegnet uns auch z. B. in den Apokalypsen des Johannes, Petrus, Paulus u. a. sowie in dem „Hirten“ des Hermas. Nachdem der starke eschatologische Zug der urchristlichen Zeit sich überlebt hatte, blieb doch das Bedürfniss, die Gegenwart im Licht des Wunderbaren zu sehen und immer von Neuem das Hereinragen des Übernatürlichen zu spüren. Es kann nicht überraschen, dass eine bisher noch nicht berührte Gattung der christlichen Erzählungslitteratur, das überreich bebaute Feld der Märtyrergeschichten, eine Menge von Visionen aufweist. Das gespannte Interesse, womit man früher die kommende ungeheure Umwälzung aller Dinge zu erspähen suchte, wandte sich jetzt den einzelnen Persönlichkeiten der Blutzeugen zu. Gerade die älteren Märtyrerakten lassen uns den hohen Werth erkennen, den man vor allem auf die Überlieferung der Kerkervisionen solcher Helden und Heldinnen des Glaubens legte; sie bilden z. B. den Hauptinhalt einer Erzählung, die in die Akten der heiligen Perpetua als Aufzeichnung von

---

[13]) Gute Zusammenstellung antiker Höllenfahrten bei Rohde, der griech. Roman p. 260 A. 3; vgl. E. Norden in der Allgem. Zeitung 1893, Beil. Nr. 89; über eine heidnische Apokalypse E. Zeller, Vorträge III (1884), 52 ff. Einen bekannten heidnischen Visionär charakterisirt H. Baumgart, Aelius Aristides (1874).

ihrer eigenen Hand eingefügt ist. Nachdem Perpetua in ihrer letzten Vision in Mannsgestalt verwandelt und mit Öl gesalbt den Ringkampf mit einem widerlichen Ägypter d. h. mit dem Teufel glücklich bestanden und vom Lanista den Zweig als Siegeszeichen erhalten hat, schliesst sie mit den Worten: „Soweit habe ich geschrieben bis zum Vorabend der Spiele; wie es aber im Amphitheater (bei der Hinrichtung) ergehen wird, das soll schreiben wer da will". Der Verfasser, der die Erzählung zu Ende führt, erklärt, er thue dies im Auftrag der Verstorbenen. Es erweckt den Eindruck des Ursprünglichen und Echten, dass die Gesichte der gut beglaubigten Märtyrerakten sich meist auf ihren eignen Prozess und nahen Eingang zur Seligkeit oder auf kurz vorher Geschiedene beziehen. Das genügte nun später nicht mehr; wie die Ausmalung der Torturen wurde auch die völlig dramatische Darstellung der Wechselreden vor Gericht und der himmlischen Tröstungen während der Qual bis ins Maasslose und Verzerrte getrieben. Timotheus und seine siebzehnjährige Gattin Maura hängen nach allen erdenklichen Peinigungen einander gegenüber am Kreuz, neun Tage und neun Nächte hindurch; Maura sucht ihrem Gatten den Schlaf zu verscheuchen, indem sie ihm ihre Visionen erzählt, und hält noch vor dem Verscheiden mit lauter Stimme eine Ansprache an die Umstehenden[14]).

Wie sehr die Gewöhnung der Geister an das Wunderbare als an etwas Selbstverständliches nicht nur den historischen Sinn, sondern das Verhältniss zur Wahrheit überhaupt bei ganzen Generationen beeinträchtigt hat, das kann hier nur angedeutet werden[15]). Wir dürfen gewiss nicht den einzelnen Schriftsteller des Mittelalters für das Maass von Leichtgläubigkeit verantwortlich machen, das er sich zu Schulden kommen liess. Und wie das geistige Sehen war auch das sittliche Gefühl in gewissen Be-

---

[14]) Darüber, dass der „Hirt" des Hermas nicht den Romanen beizuzählen ist, Zahn, der Hirt des Hermas (1868) p. 80; auch Baring-Gould p. 863. Über die Akten der Perpetua u. Felicitas vgl. die Ausgabe von Harris und Gifford (1890) sowie (in der Hauptfrage abweichender Ansicht) Robinson, Texts and studies I (1891) Nr. 2. Ausserdem z. B. die Acta SS. Montani, Lucii, Juliani u. s. w. (vgl. Harris u. Gifford p. 27), die passio SS. Jacobi, Mariani et aliorum, die vita et passio S. Caecilii Cypriani episcopi (vgl. Harnack, Gesch. der altchristl. Litteratur I, 729 f.; 820); über Timotheus und Maura: Le Blant p. 239 f. Über den Eindruck der Visionen Harris u. Gifford p. 6: „it is the visions that have impressed the Church". Auch in den apokryphen Apostelgeschichten mit Vorliebe das visionäre Element gepflegt (Lipsius a. a. O. p. 8).

[15]) Vgl. hierüber z. B. J. Bernays, Gesammelte Abhandlungen II (1885), 245 f.; Usener, Theodosius p. XX ff.; E. Zeller in der deutschen Rundschau LXXIV (1893), 195; 214 ff.; (namentlich auch über die Gewohnheit pseudonymer Veröffentlichung, die ja eine uralte ist und z. B. in der ägyptischen Litteratur die Regel bildet, E. Meyer, Gesch. des alten Ägyptens, 1887, p. 128); auch Zahn, der Hirt des Hermas p. 88 ff.; Harnack, altchristl. Litt.-Gesch. I, XXVI. Über die Entwicklung der Legende, namentlich ihrer Verwendung im Gottesdienst, vgl. Ebert bei Ersch u. Gruber I, 341 ff.; C. Horstmann, altengl. Legenden (1881), Einleitung. Auf ihre Weiterbildung nach der phantastischen Seite hin sind besonders die Kelten von Einfluss.

ziehungen gestört, abgestumpft. Dieses Urtheil ist durchaus nicht zu hart, wenn wir uns daran erinnern, wie selbst hochangesehene und zweifellos fromme Männer der Kirche damals sich kein Gewissen daraus machten, ihrem Gotteshaus oder ihrem Schutzheiligen zuliebe erfundene Thatsachen zu erzählen und sogar Urkunden zu fälschen. Die gleiche Überzeugung einem höheren Zweck, nämlich der Erbauung zu dienen, liess es als etwas vollkommen Berechtigtes erscheinen, wenn man in den Legenden, die sich allmählich im Gottesdienst einen wichtigen Platz eroberten, die Farben immer dicker und schreiender auftrug[16]). Seit dann die Visionen als selbständige Litteraturgattung gepflegt wurden, missbrauchte man auch dieses Mittel ungescheut, um heilsamen Schrecken zu erregen oder gelegentlich sehr bestimmte materielle Forderungen durchzusetzen; man erblickte weltliche und geistliche Fürsten und Herren in den Qualen der Hölle oder des Fegfeuers und brachte die besonderen Ursachen ihrer Peinigung in Erfahrung, bei Karl Martell die Säkularisation der Kirchengüter, bei Karl dem Kahlen die Unfolgsamkeit gegen den Erzbischof Hinkmar von Reims u. s. w.[17]).

Bei solcher Richtung der Geister konnte die feine Selbstbeobachtung eines Augustin sich nicht unmittelbar fortpflanzen. Während Koryphäen der Kirche und der Literatur wie Papst Gregor der Grosse, Beda, Bonifatius Visionen sammelten, finden wir Jahrhunderte hindurch kein auch noch so dürftiges Seitenstück zu den Konfessionen. Denn die sogenannte Confessio des heiligen Patrick, die von der neueren Forschung mit grosser Wahrscheinlichkeit für unecht gehalten wird, giebt allerdings eine Mischung von Lebensbeschreibung, Beichte und Apologie, aber in unbeschreiblich roher und verwirrter Gestalt, natürlich nicht ohne die Würze der Visionen. Doch ist es allerdings charakteristisch, dass selbst in einer litterarisch so tiefstehenden Periode die Neigung, über die eigene Person Mittheilungen zu machen nicht ganz verloren gegangen ist; bei Sulpicius Severus, dem Freund des heiligen Martin, bei Gregor von Tours, dessen Frankengeschichte zum Theil Memoirencharakter trägt, bei so manchen andern begegnen uns autobiographische Nachrichten[18]). Erst nach langer Unterbrechung, im

---

[16]) Für die Fälschungen des M. A. braucht wohl nicht erst auf einzelne Beispiele verwiesen zu werden. Vgl. G. Ellinger, Das Verhältniss der öffentl. Meinung zu Wahrheit und Lüge im X., XI. und XII. Jahrh., Berl. Diss. 1884; B. Lasch, Das Erwachen und die Entwicklung der historischen Kritik im M. A. Breslau 1887.

[17]) Vgl. C. Fritzsche, die latein. Visionen des Mittelalters bis zur Mitte des XII. Jahrhunderts; ein Beitrag zur Kulturgesch. (in Vollmöller's Roman. Forschungen Bd. II. III.; 1886/87).

[18]) Über die Confessio des hl. Patrick vgl. Zimmer in der Zeitschr. für deutsches Alterthum XXXV, 79 Anm.; J. von Pflugk-Harttung in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern III (1893), 71 ff. Über die an den Geist französischer Memoiren gemahnende Art des Sulpicus Severus: Ebert I², 336; über Gregor von Tours ebd. 570 f. Gregor giebt hist. Franc. VIII. 15 die kurze Selbstbiographie des Diakons Vulfilaich, den er zum Erzählen

X. Jahrhundert treffen wir wieder auf den Versuch eingehender Selbstschilderung. Es ist das Zeitalter der mönchischen Reform, die zunächst hauptsächlich Herstellung der arg gelockerten klösterlichen Disziplin bezweckte, dabei aber doch auch das Gefühl sittlicher Verantwortlichkeit beim Einzelnen belebte und den Blick nach innen wies. Dass sie mit einer Neublüthe der materiellen Kultur Hand in Hand ging und mit einem gewissen Aufschwung der klassischen Studien zusammentraf, darf nicht übersehen werden[19]. Freilich grundverschieden von Augustin tritt uns jener ehrgeizige und streitlustige Mönch Ratherius entgegen, der es in der Zeit Heinrichs I. und Ottos des Grossen unternahm, sein eigenes Ich vor der Welt aufzudecken und zu zergliedern[20]. Mit einer unerhörten Rücksichtslosigkeit hat dieser äusserst belesene und geistig bewegliche Mann früh begonnen und bis ins Alter nicht aufgehört, nicht nur seine wechselnden Schicksale, sondern vor allem seinen Charakter in allen Eigenthümlichkeiten sich selbst und der Mitwelt klarzulegen, in einer langen Reihe von Schriften, die dem Augenblick entstammend und sprunghaft abgefasst eben dadurch wirkliches Leben in sich tragen. Er hat viel erlebt, dreimal den Bischofstuhl zu Verona, einmal den zu Lüttich bestiegen und immer wieder räumen müssen; weder mit seinen Gegnern noch mit sich ist er jemals fertig geworden. Von der innern Ruhe, womit der ihm wohl vertraute Augustin bei aller Ruhelosigkeit des Stils auf überwundene Stürme zurückschaut, ist hier nichts zu spüren; die Art und Weise, wie Ratherius sich ohne Erbarmen herunterzieht und blossstellt, erinnert zuweilen mehr an Rousseau. Auch Ratherius verfolgt gelegentlich den Zweck unter dem Schein von Sündenbekenntnissen, unter lauten Selbstanklagen gerade seine guten Eigenschaften hervortreten zu lassen, wobei er aber nicht wie Rousseau sentimental beschönigend, sondern scharf ironisierend verfährt. Er war ein Meister der verba otiosa, der schlagenden Einfälle, durch die er ein gesuchter Gesellschafter wurde und zuweilen im hitzigsten Wortgefecht seine Gegner selbst zum Lachen und auf seine Seite brachte. Das Weinen, meinte er, sei nicht seine Sache; nur wenn er andere weinen sehe, werde er sofort angesteckt, aber es gehe nicht tief. Und dennoch sind auch seine verzweifelten Stimmungen echt; diese Mischung von Tönen der Ironie und der

---

nöthigt, im Wortlaut. Autobiographische Notizen z. B. bei dem Byzantiner Menander Protektor (vgl. Krumbacher, Geschichte der byzantin. Litteratur p. 51 f.), bei Beda, hist. eccles. V. 24, bei einer vornehmen Dame der Karolingerzeit in den für ihren Sohn bestimmten Aufzeichnungen (vgl. Bondurand, le manuel de Dhuoda, 1887), bei Liutprand von Cremona u. a.

[19]) Sackur, die Cluniazenser I (1892) p. V.

[20]) Über R. vgl. A. Vogel, R. von Verona u. das X. Jahrhundert. 2 Bde. 1854; Ebert III, 380 ff.; A. Hauck, Kirchengesch. Deutschl. III, 285 ff. Die „praeloquia", in denen er bereits mit seinen Geständnissen beginnt (Vogel I, 89), sind c. 936 verf., der „dialogus confessionalis cuiusdam sceleratissimi — Ratherii" 957 (ebd. 226 ff.), die „qualitatis coniectura cuiusdam" 966 (ebd. 329 ff.). Auch in der „phrenesis" 952 und in „de proprio lapsu" und „de otioso sermone" 964; (ebd. 200; 298 ff.) findet sich Hierhergehöriges.

Herzensangst enthüllt uns einen ungewöhnlichen, wenn auch innerlich friedlosen Menschen. An den Ernst seiner Besserungsabsichten will er selbst nicht glauben. Wenn er z. B. die Psalmen singt, so geschieht das nicht in der Zuversicht, dass sie erhört würden, da er ja dabei an ganz andere Dinge denkt; aber er hofft, dass vielleicht gerade der Umstand, dass er sie wider Willen singt, etwas Verdienstliches haben und den innerlichen Trotz gegen Gott wettmachen könnte. Ebenso gesteht er, dass er seine Bekenntnisse eigentlich doch nur aus Selbstgefälligkeit und des Beifalls wegen niedergeschrieben habe. „Wer ihn kennen lernen will“, sagt er von sich, „der versuche einmal sein Buch des Bekenntnisses ganz durchzulesen; ist er so, wie er sich schildert, so giebt es keinen schlechtern Menschen unter der Sonne; spricht er nicht die Wahrheit, so ist er der allergrösste Lügner“. Wenn Rousseau mit seinem Buch in der Hand getrost vor den Richter treten will, meint Ratherius umgekehrt, ihm brauche man nach seinem Tode nur das eigene Buch vorzuhalten; damit sei er schon verurtheilt. Er charakterisirt sich einmal kurz als einen Menschen, der weder Gott noch auch dem Teufel treu sein könne.

Wie die höchst merkwürdigen Ergüsse des Ratherius schon der Form nach keine wirkliche Selbstbiographie darstellen, so ist auch der originelle Mann keineswegs als ein Typus der regelrechten mönchischen Reform anzusehen. Neben anderem fehlt ihm ein unerlässliches Element dieser asketischen Bewegung, das visionäre. In den Klöstern hatte es seine Heimstätte und seinen Nährboden gefunden; die Zelle, nicht nur des Einsiedlers, sondern auch des Mönchs wurde, wie Petrus Damiani, der Freund und Gehülfe Gregors VII., sagt, ein Zelt heiliger Ritterschaft und ein gottgeweihtes Schlachtfeld[21]). Es hat etwas Rührendes, wenn streng sittliche Naturen wie Damiani oder der Abt von Cluny, Peter der Ehrwürdige, sich ernsthafte Mühe geben, die Glaubwürdigkeit ihrer zahllosen Mittheilungen über Wunder und Visionen ausser allen Zweifel zu setzen. Aber sie lassen doch ihre Gewährsmänner, die sie oft mit Namen anführen, stets in der ersten Person sprechen, und nicht allein ihre Gewährsmänner, sondern auch Verstorbene, Dämonen und Engel, die Jungfrau Maria und Gott selber. Der Leser sollte, wie Peter der Ehrwürdige ausführt, nicht nur den Sinn der Worte mitgetheilt erhalten, sondern die Worte selbst zu hören glauben. Es war die alte Praxis der Legende. Abt Peter meinte schon viel für die unverfälschte Echtheit eines solchen Berichts gethan zu haben, als er eine um Weihnachten in Frankreich vorgekommene Geistererscheinung noch vor Pfingsten in Spanien schriftlich fixirte; dabei giebt er die längere Rede des Geistes, eines erschlagenen Ritters, im Wortlaut[22]). Dichtung und Wahrheit

---

[21]) Petrus Damiani, Opuscula XI. 19.

[22]) Vgl. ebd. passim; Petri Venerabilis abb. Cluniac. de miraculis libri II (z. B. I. 2 6: 10; 23; 27; II. 32). Der heil. Dunstan lässt eine in einer Vision gehörte Antiphonie gleich nach dem Erwachen aufzeichnen, sammt der Melodie (V. Dunstani § 29).

durchdrangen sich eben unlösbar nicht nur in der Litteratur, sondern auch im Leben selbst, das für manchen Klosterbewohner sich halb zum Traum verwandelte. Nüchterne Naturen, wie der Cluniazenser Rodulfus Glaber[23], bekamen so gut wie andere den bösen Feind zu sehen; dem Rodulfus, der möglichst genau zu schildern sucht, erschien er als ein überaus hässliches Männlein, das hagere Gesicht von kohlschwarzen Augen belebt, mit gefurchter Stirn, dicken Lippen und zurücktretendem Kinn, mit Bocksbart, spitzem Hinterkopf und gesträubtem Haar.

In dieser Atmosphäre ist die erste rein mönchische Selbstbiographie entstanden, eine Geschichte voll seelischer Selbstpeinigung und überirdischer Eingriffe. Der Baier Otloh, der in Tegernsee erzogen, später in verschiedenen Klöstern, am Längsten bei S. Emmeram zu Regensburg sich aufhielt und im letzten Drittel des XI. Jahrhunderts gestorben ist, war nicht allein ein berühmter Schreiber, sondern auch ein äusserst fruchtbarer Schriftsteller[24]. So einfach sein äusserer Lebensgang sich abspielte, so stürmisch ging es in seinem Innern her; des Mönchthums ganzen Jammer hat er durchgekostet und theils zu eigner Erbauung, theils zu Nutz und

---

[23]) Rodulfus Glaber, historiarum liber V. 1; hiezu E. Gebhart, l'état d'âme d'un moine de l'an 1000 (Rev. des deux mondes III. 107, 1891, p. 600 ff.). Zahlreiche Visionen schon in der Vita S. Odonis (des ersten Abts von Cluny, † 942) von seinem Schüler Johannes, der sowohl seinen Helden selbst z. B. seine Jugendgeschichte erzählen lässt als auch eigne Erinnerungen giebt (vgl. Mabillon, Acta Sanctorum ordinis S. Benedicti. saec. V., pag. 148 ff.; 164 ff.; 172; 178 ff.); er sagt: „ea nimirum scribere bene complacuit. quae quasi de alio narrante ex eius ore sumpsi et meae memoriae commendavi".

[24]) Über Otloh und seine Schriften vgl. B. Pez im Thesaurus anecdotorum III, X ff., Mon. Germ. SS, IV. 521 ff.; XI, 377; S. Riezler, Gesch. Baierns I (1878), 497 ff.; Lasch a. a O. p. 52 f.; 62 f.; auch K. Werner, Gerbert (1878) p. 240 ff. und K. Lamprecht Deutsche Gesch. II (1892), 197 f.; über seine Visionen Fritzsche a. a. O. III. 349 ff. Seine Theilnahme an den zu S. Emmeram verübten Fälschungen vermuthet Heinemann (Neues Archiv XV, 336 ff.). Nach G. Gröber (Grundriss der roman. Philologie II. 1, 276) beginnt mit O. die geistliche Selbstbiographie nach dem Muster von Augustins Konfessionen. Stilistisch berührt sich jedoch O. mit diesem kaum; er citirt überhaupt die Väter nur selten, Aug. z. B. im dialogus de tribus quaest. prolog; Cap. 4: V. S. Wolfkangi prolog; sonst ein paar Mal Gregor den Grossen und die Vita patrum (Legende). Autobiographisches enthalten folgende von seinen Schriften: de spiritali doctrina, das sich inhaltlich (vgl. Cap. 14; 17) mit Stücken des liber visionum und des libellus de tentationibus deckt; liber visionum (zw. 1062 und 1066); seit 1067: de confessione actuum suorum (= de tentat. I); de cursu spirituali (Cap. 21 = de tentat. I, mit geringen Abweichungen); libellus de suis tentationibus, varia fortuna et scriptis (pars I und II). Nicht uninteressant ist, dass O. seine Unterredungen mit dem Reichenauer Mönch Heinrich zuerst ohne Nennung ihrer Namen niederschrieb, der andere ihn aber bat, „ut et causam scribendi illustrarem prologo et utriusque personae, meae videlicet ac sui, memoriam patefacerem in dialogo": dies geschah dann auch im dialogus de tribus quaestionibus (vgl. de tentat. II). — Der Probst Arnold, mit dem O. noch eine Zeit lang zu S. Emmeram zusammenlebte, hatte in der Vorrede seines Werks über den Klosterheiligen ebenfalls eine freilich kurze Selbstbiographie gegeben; auch er wird von der Vorliebe für die heidnischen Autoren geheilt, durch den Tod eines Freundes (M. G. SS. IV, 543 ff.; vgl. Riezler I, 495 ff.); Autobiographisches auch II. 52, Visionen in der Vorrede und II. 47; 64 ff.

Frommen anderer mönchischer Leser auch zu Pergament gebracht. Ob er Augustins Konfessionen gekannt hat, vermag ich nicht zu sagen. Seine wichtigsten Erlebnisse schilderte er erst in poetischer, dann wiederholt in prosaischer Form. Bezeichnend ist gleich die Art und Weise seines Eintritts ins Kloster. Er hatte ihn als Knabe aus dankbarem Herzen wegen seines guten Erfolgs in der Schule gelobt, war aber nachher anderen Sinnes geworden und trieb als künftiger Weltgeistlicher mit Enthusiasmus die klassischen Studien. Da kam, als er eines Tages zu Regensburg in seinen Lieblingsdichter Lukan vertieft war, die Krisis, eingeleitet durch einen dreimaligen heissen Windstoss, der ihm das Lesen verleidete. Weil er diese Mahnung noch nicht genügend verstand, erschien ihm eines Nachts im Traum ein furchtbarer Mann, der ihn derart durchpeitschte, dass er im Blut zu schwimmen glaubte. Nach dem Erwachen fand sich sein Rücken mit einem Ausschlag bedeckt, aber trotzdem mussten noch wiederholte heftige Erkrankungen mit beängstigenden Gesichten hinzutreten, um ihn von seinen Klassikern weg und in die Mönchskutte zu treiben. Kein Wunder, dass Otloh zum Visionensammler wurde und dass die Visionen auch seinen autobiographischen Mittheilungen die charakteristische Färbung geben. Manches erinnert an die alten Teufelskämpfe der Einsiedler. So wird er einmal des Nachts durch einen unheimlichen Rauch aus dem Bett getrieben, schleppt sich voll Todesangst in die Kirche und wieder zurück; vergebens sucht er mit den Händen seinen widerspenstigen Mund zum Psalmodiren aufzusperren. Da fallen die Dämonen schaarenweise über ihn her und reissen ihn so windschnell mit sich fort, dass ihm der Athem ausgeht, bis vor einen gähnenden Abgrund. Zweimal erscheint ein himmlischer Tröster, um zweimal zum Jubel der Dämonen zu verschwinden, bis endlich das Glöcklein zur Nocturn erschallt und den Gequälten erlöst. Aber Otloh schildert auch feinere Formen der Anfechtung: wie ihn der Teufel durch Zweifel erst am Erbarmen, dann an der Gerechtigkeit, endlich selbst am Dasein Gottes und an der Wahrheit der Schrift fast zum Wahnsinn treibt. Während sein Gesicht und Gehör wie verschleiert waren, glaubte er jemanden ganz nahe in sein Ohr flüstern zu hören. Er befreit sich durch ein Stossgebet, das wunderlich genug anhebt: „Wenn Du existirst, Allmächtiger, und wenn Du allgegenwärtig bist, wie ich oft in vielen Büchern gelesen habe, so zeige, wer Du bist und was Du vermagst". Die Erhörung folgt auf dem Fuss und fortan war jeder Zweifel gewichen, sein Verständniss aber wuchs zu solcher Klarheit, dass er, wie er gesteht, es kaum mehr verbergen konnte; er musste es „infolge eines unaussprechlichen Triebs und ungewohnten Feuereifers" litterarisch zum Ausdruck bringen. Denn auch der Himmel hatte ihn unmittelbaren Zuspruchs gewürdigt; diese Einflüsterungen von oben gestalten sich ihm dann freilich zu seitenlangen Auseinandersetzungen, worin niemand anders als Gott selbst sich mit reichlichen Citaten aus der Bibel und aus der Legende über Zulässigkeit und

Wirkung der Anfechtungen ergeht. Ja, in seinen Visionen erscheint ihm Gott wiederholt leibhaftig, als greiser Priester im rothen Messgewand; er hält längere Reden an Geistliche und Laien und kann einmal vor Rührung über Otloh's beweglichen Psalmengesang die strömenden Thränen nicht zurückhalten, die er sich langsam mit der Hand abwischt.

Otloh ist gewiss mit Recht als typisch für seine Zeit aufgefasst worden; während er in seinen historischen Arbeiten ein gewisses Maass von Kritik zeigt, haben wir in seinen persönlichen Erinnerungen nur mönchische Selbstbeobachtung und Selbstquälerei, krankhafte Aufregungen und gratia lacrimarum vor uns. Dagegen zeigt die Selbstbiographie des französischen Abts Guibert von Nogent († 1124)[25], obwohl zumal ihr erstes Buch in bewusster, auch stilistischer Nachahmung Augustins abgefasst ist, neben maassloser Selbsterniedrigung und einer Unzahl von Visionen doch schon manche Keime einer andern Weltanschauung. Denn die triumphirende Kirche des XII. und XIII. Jahrhunderts trägt ein Doppelgesicht; die Kreuzzüge, die ja grossentheils aus der mönchischen Reformbewegung hervorgegangen sind, brachten wohl dem asketischen Idealismus erneute Anregung, aber zugleich eine mächtige Belebung der wissenschaftlichen und ästhetischen Triebe. So verlässt auch Guibert von Nogent zuweilen den streng mönchischen Standpunkt, wenn er z. B. sich nicht versagen kann, neben den christlichen Tugenden seiner Mutter ihre leibliche Schönheit zu preisen; sei diese doch ein Spiegel der ewigen Schönheit und trügen doch nicht ohne Grund die Engel stets anmuthige, die Dämonen aber hässliche Züge. Er vergisst nicht anzuführen, dass sie ihm — auf die eigne schöne Erscheinung wirft er einen kurzen Seitenblick — in seiner Kindheit nicht nur gute Lehrmeister gegeben, sondern auch wahrhaft fürstliche Kleider angeschafft habe. Das sichtliche Bemühen, dieser Mutter ein litterarisches Ehrendenkmal zu stiften, ist vielleicht der erfreulichste Zug an einem Schriftsteller, dessen Eitelkeit sich nur schlecht hinter der Maske der Demuth verbirgt. Denn auch jenes fortwährende himmlische Eingreifen, das sich in den Visionen Guiberts und seiner Mutter kundgiebt, war doch sehr geeignet, das Selbstgefühl der Begnadigten zu heben; sogar der erste Lehrer des Knaben wurde durch eine Vision veranlasst, seine Erzieherstelle

---

[25]) Guiberti de Novigento de vita sua sive monodiarum libri III; vgl. über ihn d' Achery, der bereits die Nachahmung Augustins hervorhebt (bei Migne, Patrol. lat. CLVI, 1047 f.); Wagenmann in Herzog's Realencyklopädie V², 464; Hist. littér. de la France X, 439 ff. Autobiographische Notizen bei dem englischen Chronisten (— 1141) Ordericus Vitalis, hist. ecclesiast. V. 1; XIII. 22 (wo er die Hauptdaten seines Lebens in Form eines Gebets zu Gott wiederholt). Die Geschichte seiner Bekehrung erzählt lebendig und mit Einflechtung bedeutsamer Visionen der ehemalige Jude und nachherige Prämonstratenser Hermann (Migne CLXX, 805 ff.). Die Erzählung des Abts Rupert von Deutz († 1135) von seinen eigenen Visionen, wobei er einmal auf Augustins Konfessionen Bezug nimmt (Migne P. L. CLXVIII, 1591), führt mit ihren reichlichen Küssen und Umarmungen bereits in die Zeit der mystischen Empfindsamkeit hinüber.

bei einem jungen Vetter Guiberts aufzugeben und sich dem neuen Schüler zu widmen. Ohne religiöse Einkleidung, mit voller Offenheit tritt uns das Wohlgefallen an der eignen Person in den autobiographischen Schriften des ehrgeizigen Wallisers Giraldus entgegen[26]). Wenn er von sich meistens in der dritten Person spricht, so geschieht es nicht aus Bescheidenheit, sondern um diesen dritten recht unverschämt herausstreichen zu können. „Ich habe“, sagt er, „Sorge getragen, die hervorragenden Leistungen eines Zeitgenossen, die ich theils als Augenzeuge miterlebt, theils nach seinem Bericht aufgezeichnet habe, dem ewigen Gedächtniss zu überliefern“. Sein heiss ersehntes Ziel, Bischof zu werden, hat er allerdings nicht erreicht, aber in seinen kirchenpolitischen Kämpfen gereichten ihm, wie er selbst mittheilt, zwei Dinge zum Trost, „erstlich seine Verdienste um Gott und sodann die Gunst und der Beifall der Menge“. Der Gedanke an die Nachwelt ist bei ihm der treibende; man muss ein Denkmal des eignen Ruhms hinterlassen. „Sehr viele Gelehrte“, sagt er, „altern, ohne sich selbst zu kennen; indem diese Seelen ohne Feuer die Kräfte ihres Geistes nicht erproben, gehen sie zu Grunde wie das Vieh und ihres Namens wird nicht mehr gedacht“. Giraldus brauchte sich wegen solcher Unterlassungssünden keinen Vorwurf zu machen. Auch die Visionen, die es aufgezeichnet hat, beziehen sich insgesammt auf die erhoffte Standeserhöhung und auf seine Gegner; Mönche und Einsiedler, Magister und Ritter, Frauen und Kinder sahen ihn und immer wieder ihn. Es ist nur eine andere Form der Ruhmgier, die sich bei ihm abwechselnd in christlicher oder klassischer Tonart äusserte.

Wie hoch einzelne bevorzugte Geister des XII. Jahrhunderts über die mönchische Einseitigkeit des gregorianischen Zeitalters hinauswachsen konnten, dafür bietet uns die Geschichte der Selbstbiographie wenigstens ein Beispiel, die berühmte „Geschichte meines Unglücks“ von Peter Abälard († 1142)[27]). Nur leicht eingekleidet in die Form eines Briefs an einen gleichfalls vom Schicksal getroffenen Freund, giebt sie eine Selbstzeichnung mit so sicherer Hand und in so markigen Strichen, dass sie ästhetisch betrachtet unverkennbar über den augustinischen Konfessionen steht, während auch nicht die leiseste Spur von der visionären Überschwenglichkeit des Zeitalters hier zurückgeblieben ist. Und doch hätte jene entsetzliche Katastrophe, die Abälards Leben in zwei Hälften zerriss, einem rein mittelalterlichen Menschen das tröstliche Versinken in die Tiefen mystischen Traumlebens nahe legen müssen. Wie einfach erscheint das äussere Dasein Augustins,

[26]) Über Giraldus Cambrensis († nach 1192) vgl. Lappenberg-Pauli, Gesch. von England II, 282; III, 880 f. Ausser den libri III de rebus a se gestis (in der Ausgabe seiner Werke, Lond. 1861 ff., Bd. I; vgl. Einleitung p. LXXXIX) und den invectiones geben auch verschiedene andere seiner Schriften Autobiographisches, meist in der dritten Person (im speculum ecclesiae dist. III. 6 spricht er in der ersten Person). Für seine klassische Bildung und Ruhmesliebe vgl. namentlich Opp. V, 3 ff.; VI, 7 ff.

[27]) Historia calamitatum; vgl. S. M. Deutsch, Peter Abälard (1883) p. 26 f.; 42 ff.; A. Hausrath, P. A. Ein Lebensbild (1893) p. V; 1 f.; 125 ff.

wie gelinde selbst seine seelischen Kämpfe neben den Erschütterungen, die der geniale Franzose durchlebt und überlebt hat! Mit allen Vorzügen des Geistes und Körpers ausgestattet, von der gebildeten Welt als Fürst der Wissenschaft angestaunt, dazu ein berückender Meister des Gesangs und im Besitz jener schönen und hochbegabten Frau, die lieber mit ihm zur Hölle fahren wollte als ohne ihn zum Himmel eingehen — und dann mit einem Schlag ein armer verstümmelter Mönch, für den alle Lust und aller Glanz der Erde verschlossen war, der nicht nur mit sich allein, sondern mit einer wachsenden Schaar von Feinden fertig werden sollte, vor geistliches Gericht gezogen, gezwungen, ein gefeiertes Werk mit eigner Hand in die Flammen zu werfen, zur Klosterhaft verurtheilt. Die Selbstbiographie des Schwergeprüften lässt trotzdem das Hochgefühl der früheren Zeiten noch durchklingen; sie ist eben keine Beichte im Sinne Augustins, sondern ein Appell an die Theilnahme der Mitwelt, der durch die ergänzende Veröffentlichung seines Briefwechsels mit Heloise noch verstärkt werden sollte. Die rücksichtslosen Enthüllungen dieser Briefe sind ebenso wohl berechnet wie die vorsichtige Zurückhaltung, die Abälard bei aller Schärfe der Selbstanklage gelegentlich in der Biographie beobachtet. Von der grossartigen Unbefangenheit Augustins ist nicht die Rede. Hier spricht kein grosser Mensch, wohl aber ein Aristokrat des Geistes, um den bereits eine Ahnung von wirklich humanistischer Luft weht.

Ein gewaltiger Zug zur Welt, zur Macht, zum Wissen, zum Lebensgenuss geht durch die Kirche des XII. und XIII. Jahrhunderts. Und doch bezeugen eben damals grossartige mönchische Reformbewegungen die noch vorhandene Lebensfähigkeit des alten asketischen Geistes. Und schon ehe die Bettelorden in einer bisher unerhörten Weise die Laienwelt zu selbstthätiger, nicht nur empfangender Theilnahme am religiösem Leben aufgeregt hatten, war bereits jene Entwicklung der kirchlichen Frömmigkeit zur Mystik eingeleitet, deren geistiger Inhalt der theologischen Wissenschaft und deren Erscheinungsformen der Jahrhunderte lang gesteigerten und verfeinerten Askese entstammen. Ein so ungestörtes Ausreifen des Gemüthslebens von der zarten frischen Blüte bis zum Überreifen, Süsslichen und zuweilen auch Fauligen war noch niemals dagewesen. Charakteristisch ist für diese Periode geistigen und moralischen Raffinements wie für die viel spätere und reichere der modernen Romantik die höchst bedeutende, oft führende Rolle der Frau[28]). Seit dem XII. Jahrhundert nimmt die religiöse Selbstbiographie in den Kreisen der berühmten Visionärinnen und ihrer mitfühlenden Vertrauensmänner, die meist die Aufzeichnung besorgten, immer mehr einen ausgesprochen weiblichen Charakter an, indem an die Stelle der früheren Dämonenkämpfe und Höllenphantasien allmählich eine geistliche Erotik empfindsamster Art gesetzt ward und neben den weicheren

[28]) Was G. Brandes (Litt. des XIX. Jahrh. VI, 1891, p. 311) in Bezug auf die Periode der Romantik sagt, gilt ebenso für die Mystik des XIII. und XIV. Jahrhunderts.

Gefühlen auch ein gewisses Schönheitsbedürfniss, eine naive Freude an lieblichen Gestalten, schimmernden Farben, reichen Gewändern und Kleinodien sich offenbarte. Das Zeitalter der ritterlichen Kultur mit ihrem Minnedienst und ihren starken künstlerischen Neigungen ist bis in die Visionen hinein deutlich zu spüren, selbst bei der im Ganzen noch sehr herben und apokalyptisch gerichteten Hildegard von Bingen († 1179). Die umfänglichen Schriften, die unter ihrem Namen auf uns gekommen sind und in denen sich auch Ansätze zu einer Selbstbiographie finden, rühren in der uns vorliegenden Gestalt keinenfalls von der hochgefeierten Visionärin selbst her, sondern sind durch männliche Vermittlung aufgezeichnet und zum Mindesten beträchtlich umgemodelt worden. Von ihrer Zeitgenossin Elisabeth von Schönau besitzen wir wieder durch Vermittlung ihres Bruders, des Abts Eckbert, ein förmliches Tagebuch über ihre Visionen mit genauer Angabe der Daten[29]). Später tritt die hier noch vorhandene Theilnahme an den grossen Kämpfen der Zeit immer mehr vor den rein persönlichen Beziehungen und Erlebnissen zurück; die Freundinnen und Freunde mystischer Beschaulichkeit spinnen sich förmlich ein in ihren engsten Kreisen, und damit nehmen auch die autobiographischen Aufzeichnungen vielfach einen geradezu pathologischen Charakter an[30]). Die Heldinnen sind, sehr verschieden von jenen Frauen der Märtyrerzeit, in der Regel krank und schwach oder wenigstens durch Askese heruntergebracht; sie schildern oft ihre körperlichen Leiden mit peinlicher Sorgfalt. Durchaus weiblich ist dann das Schwelgen in bräutlichen und mütterlichen Gefühlen; denn neben Christus dem Bräutigam, zu dem ihr Verhältniss sich ganz nach dem Muster des höfischen Minnelebens gestaltet, beansprucht das Christkind, seine Pflege, seine kindliche Anmuth und Schalkheit einen grossen Platz in dem Traumleben seiner Verehrerinnen. Es wird von ihnen mit einer manchmal recht raffiniert anmuthenden Naivetät gebadet, getränkt und geliebkost und bezeichnender Weise auch ausgefragt: wie es sich denn bei

---

[29]) Die in die V. Hildegardis aufgenommenen Icherzählungen der Heldin tragen, wie Preger (Deutsche Mystik I, 16) mit Recht bemerkt, „das Gepräge von Stücken einer Selbstbiographie der Hildegard". Ihre Gepflogenheit z. B. im Scivias die himmlische Stimme ganze Abhandlungen vortragen zu lassen, erinnert an Otloh (s. o.). Die Frage nach der Entstehung bez. Echtheit ihrer sehr umfänglichen Schriften ist noch keineswegs endgültig gelöst. Die Visionen Elisabeths von Schönau herausgegeben von F. W. C. Roth (1884). Über die Art der Aufzeichnung vgl. Hildegards Brief an Guibert von Gembloux (Pitra, Analecta sacra VIII, 1882, p. 331 ff.); hiezu A. von der Linde, die Handschr. der Landesbibl. in Wiesbaden (1877) p. 43 A. 1; 80 ff.; 99; allg. d. Biogr. XII, 407 f., P. Weinhold, die deutschen Frauen, I², 81 ff.

[30]) Vgl. K. Müller in der Zeitschr. f. Kirchengesch. VII, 122; Beispiele in Menge bei C. Greith, die deutsche Mystik im Predigerorden, Freib. 1861; bei Preger, deutsche Mystik I; II. Einen wesentlich andern, nichts weniger als weiblichen Charakter tragen trotz der visionären und erbaulichen Einschaltungen die autobiographischen Mittheilungen des Minoriten Salimbene von Parma; vgl. A. Dove, die Doppelchronik von Reggio (1873) p. 1; 4; Michael, Salimbene (1889) p. 22 f.; 49; 92.

seiner Geburt und in den ersten Jahren gefühlt und betragen habe, ob es wahr sei, dass Joseph es in seine Hosen eingewickelt oder dass es einem der drei Könige ins Haar gegriffen habe, wohin denn die von den Königen geschenkten Kostbarkeiten gekommen seien[31]). Diese spielende Art überträgt sich auch auf die Männer, die in solchem Verkehr sich wohl fühlten. Es ist charakteristisch für die Umkehr des Verhältnisses, dass die Lebenserinnerungen Heinrich Suso's zuerst nicht von ihm selbst, sondern nach seinen Gesprächen, ohne dass er es wusste, von seiner „geistlichen Tochter" Elsbeth Stagel aufgezeichnet worden sind. Was sollen wir aber davon urtheilen, dass Meister Heinrich von Nördlingen sich von seiner abgöttisch verehrten Freundin Margarethe Ebner einen ihrer abgelegten Schlafröcke erbat und auch wirklich trug? Denn das gegenseitige Anschwärmen und Verherrlichen ist hier unter anderen Formen eben so stark ausgebildet wie nachmals bei den Humanisten. Die Verfeinerung und Vertiefung des Gemüthslebens, die sich ja von der Starrheit und Derbheit des früheren Mittelalters deutlich abhebt, war mit einer gefährlichen Verweichlichung erkauft worden. Heinrich von Nördlingen fühlt beim Schreiben an Margarethe einen sanftfliessenden Brunnen in seinem Herzen entspringen; er weint mit Genuss. Und der Laie Rulman Merswin von Strassburg verirrte sich bis zur völligen Erdichtung eines angeblichen grossen Gottesfreundes, den er zum Theil unter wirksamer Anwendung autobiographischer Erzählung zum Helden eines mystischen Romans machte[32]). Unnatur und Unwahrheit waren das Ende der mystischen wie der ritterlichen Empfindsamkeit.

Und doch war damals schon jene Bewegung der Geister in vollem Anzug, die zur Genesung führen sollte. Eine Wiedergeburt freilich nicht der Antike allein, aber für die Befreiung der europäischen Menschheit aus den beengenden Banden einer überlebten Ordnung der Dinge hat doch der neuerwachte Glaube an die Schönheit und Grösse des griechisch-römischen Alterthums unschätzbare Dienste geleistet. Nirgends tritt uns das Ringen und die allmähliche Mischung des Alten und Neuen, des mittelalterlichen und des klassischen Geistes anziehender vor Augen als in den Werken Dante's, der ja gewiss nicht zu den Humanisten gezählt werden darf, aber doch wie ein Prophet der kommenden Weltanschauung mitten in scholastischer Denkarbeit und mystischer Sehnsucht die erhabenen Gestalten der antiken Dichter auf sich zuschreiten sieht und sich ihnen anreiht.

---

[31]) Vgl. Ph. Strauch, Margarethe Ebner und Heinrich von Nördlingen (1882) p. XXXVI f.; 89 f.; 99 ff.; hiezu Lochner, Leben und Gesichte der Christina Ebnerin (1872) p. 15.

[32]) Vgl. H. Denifle in der Zeitschr. f. Deutsches Alterthum XXIV; XXV; Strauch in der Allg. Deutschen Biographie XXI, 459 ff. Über die ungesunde Sentimentalität der mystischen Kreise: R. Seeberg, Ein Kampf um jenseitiges Leben (1889) p. 59 f.; 72; über die unverkennbare Bereicherung und Verfeinerung des Gefühlslebens: Harnack III, 380 f.

Denn an stolzer Selbstherrlichkeit und Ruhmesliebe konnte es der gewaltige Florentiner des XIV. Jahrhunderts mit den Alten wie mit den Grössen der Renaissance aufnehmen. Nach Jahrhunderten geistlicher Wissenschaft trat endlich wieder ein Laie auf den Plan, der die Bildung seiner Zeit voll und ganz beherrschte. Wenn seine Divina Commedia den würdigen und alles frühere unendlich überragenden Abschluss in der Entwicklung der Visionsliteratur darstellt, so führt die Vita Nuova, deren Gegenstand seine Liebe zu Beatrice ist, trotz ihrer mittelalterlichen Einkleidung in eine neue Welt[33]). Im engsten Zusammenhang mit der Mystik, überall mit scholastischen Spitzfindigkeiten und wunderlichen Gesichten durchsetzt, athmet doch diese kleine Erstlingsschrift Dante's eine natürliche Wärme der Empfindung und eine Freude an feiner Beobachtung des eignen Herzens, wie sie uns seit Augustin nicht mehr begegnet sind. Nur dass bei Dante das alles nicht einer Beichte überwundener Verirrungen gilt, sondern die Geschichte seiner Jugend uns menschlich so nahe bringt, dass davor die konventionelle Schwärmerei der ritterlichen Minnedichter nicht minder verblasst wie die sinnlich-übersinnliche Erotik der mystischen Klosterfrauen und Beginen. Freilich wirkt das Mittel der Vision, dessen sich Dante noch nicht zu entschlagen vermag, trotz der Milderung zur Allegorie auf den modernen Leser fremdartig, aber der Kern, den diese krausen Traumspiele und künstlichen Allegorien nur halb verhüllen, ist höchst persönlich, individuell und darum allen Zeiten zugänglich.

Das Fehlen jeder Beziehung auf die öffentlichen Dinge in der Vita Nuova erinnert uns zurück an die Konfessionen Augustins, an die Entstehung der Selbstbiographie. Mit Dante und mit Petrarka, der seine Epistel an die Nachwelt schreibt, tritt sie in ein neues Stadium. Ihre ausschliesslich religiöse Zeit war vorüber wie das Monopol des Klerus auf die Wissenschaft. Sehen wir doch, wie schon im XII. Jahrhundert bei dem einen und andern geistlichen Schriftsteller das asketische Ideal abgeschwächt oder fast ganz zurückgedrängt erscheint. Aber es ist kein Zufall, dass Petrarka, der Vater des Humanismus, sein Buch de contemtu mundi, auch eine Art von Beichte, in die Form eines Zwiegesprächs mit Augustinus gebracht hat, wobei er freilich auf seine Liebe und seinen Ruhm trotz aller Bemühungen des Kirchenvaters nicht verzichten will. Die Belauschung des eignen Herzens ist christlichen Ursprungs. Was sie aber zu Tage gefördert hat und stets zu Tage fördern wird, ist — Dichtung und Wahrheit.

---

[33]) Vgl. F. X. Wegele, Dante (3. Aufl. 1879) S. 115; 122.

Ein Besuch in Potsdam im Juli 1809.

Von
ALFRED RITTER VON ARNETH.

Unter der fast unabsehbaren Diplomatenschaar, welche sich wohl niemals früher oder später irgendwo in so grosser Anzahl versammelte, als dieses in den Herbstmonaten des Jahres 1814 in der Kaiserstadt an der Donau geschah, wird Freiherr Johann von Wessenberg als einer der am seltensten genannten und doch gleichzeitig auch als einer der am meisten beschäftigten bezeichnet werden dürfen. Als einer der am seltensten genannten, weil der kleine, unscheinbare, unelegante und wenig gesellige Mann, der trotz seiner adeligen Geburt einen unverkennbar demokratischen Zug an sich trug, an dem glanzvollen Schaugepränge aller Art, an den rauschenden Vergnügungen, an dem rastlosen Jagen nach Freude und Genuss, wodurch die übrigen fast durchwegs hocharistokratischen Mitglieder des Kongresses vielleicht noch mehr in Anspruch genommen wurden als durch die von ihnen zu verrichtende Arbeit, sich nur wenig betheiligte. Einer der am meisten beschäftigten aber war Wessenberg, denn als zweiter Bevollmächtigter des Kaisers von Österreich hatte er nicht nur zahlreichen Sitzungen beizuwohnen, sondern es wurde ihm auch eine Menge der schwierigsten Ausarbeitungen übertragen. So war fast alles, was, als von Österreich ausgehend, sich auf die zukünftige Gestaltung Deutschlands bezog, ausschliesslich sein Werk, und obgleich man heut zu Tage nicht eben geneigt sein wird, ihm das zum Verdienste anzurechnen, so wurde doch damals hierüber ein anderes Urtheil gefällt. In der allgemeinen Gährung, in der man sich befand und welche bald so weit führte, dass die kurz zuvor so einigen Bundesgenossen sich fast schon mit gezücktem Schwerte gegenüber standen, war man schliesslich froh, eine Grundlage gefunden zu haben, auf der sich die widerstreitenden Interessen noch leidlich vereinbaren liessen. Nicht so sehr die deutsche Bundesakte, für deren Autor Wessenberg galt, als die jämmerliche Art, in der sie gehandhabt wurde, war es, an welcher Deutschland so lange Zeit hindurch krankte, bis endlich durch Österreichs gewaltsame Ausscheidung und die Übertragung der Kaiserkrone an das preussische Königshaus eine völlige Umgestaltung der durch die Bundesakte begründeten Verhältnisse herbeigeführt wurde.

In den Jahren des Wiener Kongresses wäre ein Gleiches oder auch nur Ähnliches ganz unmöglich erschienen. Dass der Staat, dessen Kaiser noch vor weniger als einem Jahrzehnt allseitig anerkanntes Oberhaupt des deutschen Reiches war, ganz aus demselben austreten sollte, wäre für die damalige Zeit ein ungeheuerlicher, ein unausführbarer Gedanke gewesen. Verblieben aber, und das war ja die Voraussetzung, von welcher Jedermann ausging, beide deutschen Grossmächte, Österreich und Preussen in dem Ge-

sammtverbande Deutschlands, dann war wohl nur eine von drei verschiedenen Gestaltungen möglich. Entweder man trachtete, so viel es nur anging, zu dem Einheitsgedanken zurückzukehren, und der Kaiser von Österreich wurde auch derjenige Deutschlands. Das rastlose Emporstreben Preussens, durch seine historischen Erinnerungen und durch den von ihm soeben in ruhmvoller Weise geführten Krieg hinreichend begründet, stand jedoch in grellem Gegensatze hierzu. Die volle politische Selbstständigkeit Preussens, welche schon seit den für diesen Staat so glorreichen fridericianischen Jahren bestand, musste vielmehr, durch die ihm jetzt zuwachsende Machtvergrösserung noch verstärkt, jede wirkliche Unterordnung Preussens unter ein nicht dessen eigene Königskrone tragendes Reichsoberhaupt von vorneherein unmöglich und daher auch die deutsche Krone auf dem Haupte des Kaisers Franz zu einem Schattengebilde machen. Es diesem zum Vorwurfe anrechnen, dass er hierauf nicht einging, und es gleichzeitig fast wie einen Verrath an Deutschland betrachten, wenn Österreich nicht zu Allem bereitwilligst die Hand bieten wollte, was von Seite Preussens zur Vermehrung seiner Machtstellung begehrt wurde, zeugt von einer Verwirrung der Begriffe, auf welcher niemals ein ernstlich begründetes Urtheil sich aufbauen kann.

Die zweite Modalität aber, und sie war es, welche von offizieller preussischer Seite mit dem meisten Nachdrucke in den Vordergrund gestellt wurde, bestand in der Einführung eines rein dualistischen Systems in Deutschland. Für Preussen den Norden und für Österreich den Süden, so lautete diese Devise, deren Durchführung jedoch eine völlige Zweitheilung Deutschlands und eine gänzliche Zerschneidung jedes, beide Theile etwas fester verknüpfenden, einheitlichen Bandes zur nothwendigen Folge gehabt haben würde.

Dieses Band schon von vorneherein loser zu schürzen und dadurch ebenso die Wiederherstellung eines machtlosen Kaiserthums als eine Zweitheilung Deutschlands zu verhüten, blieb also, wenn man nicht in eines dieser beiden Extreme verfallen wollte, der einzige noch mögliche Ausweg. Und selbst wer zugiebt, dass er von Wessenberg und dessen Meinungsgenossen nicht gerade mit glücklichem Erfolge betreten wurde, wird doch einräumen müssen, dass dies wenigstens von dem ersteren in gutem Glauben geschah. Schrieb er ja doch noch mehr als drei Jahrzehnte nach der Auflösung des Wiener Kongresses und inmitten der Wirren des Jahres 1848 an den österreichischen Bundes-Präsidialgesandten Schmerling die für ihn selbst so bezeichnenden Worte: „Ich werde immer behaupten, dass die Bundesakte und die Bundesversammlung praktischer waren als Alles, was noch erfunden werden wird. Die Erstere enthielt Alles, was Deutschland Noth that.“

Jedoch nicht zu den Arbeiten Wessenbergs bei dem Wiener Kongresse, sondern in die Stellung wollten wir ihn begleiten, welche er etwas mehr als fünf Jahre früher am Berliner Hofe einnahm. Zu Anfang des Jahres 1809 war er mit dem Auftrage dorthin abgesendet worden, den König von Preussen

zu aktiver Theilnahme an dem Kriege zu bewegen, welchen Österreich damals gegen Napoleon zu führen unternahm. Wessenbergs rastlose Bestrebungen. die ihm gestellte Aufgabe zu erfüllen, wurden von der zahlreichen Schaar edeldenkender und tapfergesinnter Männer, welche das unter Napoleons Gewaltherrschaft von Seite Preussens erduldete Missgeschick wenn auch nicht grossgezogen, so doch in den Vordergrund gestellt hatte, mit Nachdruck unterstützt. Dennoch scheiterten sie, und zwar ausschliesslich an dem Kleinmuthe und der Unentschlossenheit des Königs Friedrich Wilhelm III., welche von Niemand schmerzlicher empfunden und bitterer beklagt wurden als von der ihm am nächsten Stehenden im Leben, der feeengleichen Königin Luise. Denn dass die ablehnende Haltung des Königs dadurch herbeigeführt worden sei, dass er die politische Lage richtiger als die besten seiner Staatsmänner, die militärischen Verhältnisse aber zutreffender als ein Scharnhorst, ein Gneisenau beurtheilte, ist eine Behauptung, die wohl ausgesprochen wurde, aber auch bald wieder in ihrer ganzen Grundlosigkeit erkannt werden wird.

Ein Wiederschein der trüben Stimmung, in welche Wessenberg durch den schleichenden Gang seiner niemals abgebrochenen, aber auch nie zu einem befriedigenden Ergebnisse gelangenden Unterhandlungen mit dem preussischen Minister Grafen Goltz versetzt wurde, wird auch in dem Aufsatze gefunden werden, den er nach einem Besuche in Potsdam und Sanssouci zu Papier brachte. Derselbe lautet wie folgt:

Potsdam, den 1. Juli 1809.

Was würde wohl Voltaire sagen, wenn er heute die Residenz jenes grossen Königs, der sich vermass, gleichzeitig Achill, Homer und Thukydides sein zu wollen, in Ruinen zerfallen und von Bettlern erfüllt sehen würde? Diese prächtigen Strassen, dieser schöne Kanal, diese zahlreichen Gebäude sind nichts mehr als traurige Denkmäler seiner Prachtliebe und dazu verdammt, uns die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge recht vor die Augen zu führen.

Mein erster Besuch galt der Gruft, in welcher der Leichnam des Helden des achtzehnten Jahrhunderts ruht. Diese schmucklose Gruft und der kupferne Sarg, der die sterblichen Überreste des grossen Mannes birgt, scheinen das Ende darzuthun, auf welches die Grösse dieser Welt hinausläuft. Was soll man aber von jener undankbaren Nachwelt sagen, die es bis auf diesen Augenblick versäumte, dem Andenken des Helden ein Monument zu errichten, welcher sein Leben damit zubrachte, sein Volk mit Ruhm und mit Wohlthaten zu überhäufen, und der seinen Waffengefährten noch bei ihren Lebzeiten Statuen setzen liess,*) um damit öffentlich Zeugniss abzulegen für den Antheil, den sie an seinem Ruhme gehabt und an seinen Erfolgen.

In dieser Gruft war es, wo sich im November 1805 der Enkel Katharinas und der Grossneffe Friedrichs unverbrüchliche Freundschaft gelobten. Dennoch hat sie ein Ende gleich jener der Spieler gefunden, welche der Erfolg vereinigt. das Unglück aber trennt. Der Geschichtschreiber Preussens wird übrigens den Versuch machen können, die Manen des grossen Friedrich durch die Betrachtung zu versöhnen, Friedrich Wilhelm habe einen Theil seiner Staaten geopfert, um

*) Auf dem Wilhelmsplatze in Berlin.

nicht den Verdacht des Eidbruches auf sich zu laden, während sein Alliirter ihn seines Eigenthums beraubte, um jenen Vorwurf nicht fruchtlos zu verdienen*).

Der Palast des Königs besitzt eine schöne, ja sogar imponirende Aussenseite, aber in seinem Innern nichts, was einer besonderen Aufmerksamkeit werth wäre. In den Gemächern des Königs findet man kein werthvolles Einrichtungsstück, ja selbst kein schönes Gemälde. Der König besitzt kaum ein Zimmer, in welchem er einen hervorragenden Fremden in anständiger Weise zu empfangen vermag. Auch in den Wohnräumen der Königin findet man nur Zeugen der Einfachheit ihres Geschmackes und der Gewissenhaftigkeit, mit der sie ihre Pflichten als Gattin und als Mutter erfüllte.

In diesem Schlosse wurden die Zimmer, die der grosse Friedrich bewohnte, in dem Zustande belassen, in dem sie sich im Augenblicke seines Todes befanden. Bildet man sich vielleicht ein, das Andenken des Mannes, welcher Preussen zu dem Range einer Grossmacht emporhob, hinreichend zu ehren, indem man eine lächerliche Ehrfurcht für einige Trümmer von Stühlen oder für Vorhänge in Fetzen zur Schau trägt? Empfindet man denn gar nicht, dass diese zertrümmerten Möbel ein trauriges Bild jenes dereinst so berühmten Königreiches Preussen darbieten, das jetzt gleichfalls in Ruinen zerfallen ist?

Am folgenden Morgen durchwanderte ich beim Aufgang der Sonne die Gärten von Sanssouci. Sie sind jetzt verlassen und leer; umsonst rufen sie den Namen eines Fürsten in die Erinnerung zurück, welcher mehr war als ein König. Das Schweigen und die Einsamkeit in diesen prachtvollen, von seiner Hand gepflanzten Alleen stimmten mich traurig, und ich beeilte mich, nun jenen Zauberpalast zu besuchen, in welchem Friedrich von Zeit zu Zeit den Glanz seiner königlichen Würde entfaltete, in dem er aber auch die Tage der Ruhe im Verkehr mit den grössten Dichtern und Philosophen fröhlich verlebte.

Hier war es, wo Voltaire an der Seite des liebenswürdigsten und geistvollsten Eroberers, welchen die Geschichte kennt, seine Tragödien dichtete und seine Annalen Ludwigs XIV. schrieb, wo jener Held, mit Ruhm und mit Lorbeern bedeckt, seiner Eroberungen vergass, um den Musen zu opfern. Bis zur letzten Stunde seines Lebens strebte er nach der Gunst dieser himmlischen Schwestern, und man kann von ihm sagen, er habe allzeit nur sie geliebt.

Nur mit tiefer Bewegung vermochte ich die schöne Terrasse zu verlassen, von der aus jener glorreiche Sterbliche der Welt, die er mit seinem Namen und seinem Ruhme erfüllt hatte, sein letztes Lebewohl zurief. Mir schien, als sähe ich ihn, sitzend in seinem mit abgebrauchtem Leder überzogenen Lehnstuhl, und fühlend, dass der Mensch, so gross er auch sein mag, doch dazu bestimmt ist, zurückzukehren in das Nichts.

Kaiser Napoleon kam, die Ruhestätte des Helden zu besuchen, welcher ein halbes Jahrhundert vor ihm mit weit geringeren Mitteln als den seinigen die Welt in Erstaunen versetzte, der aber zum Unglück für sein Reich ihm nur den Aufschwung zur Macht zu geben vermochte, ohne ihm das Genie zu vererben, dessen es zu ihrer Aufrechterhaltung bedurft hätte. Das ist ja der Fehler der Mehrzahl grosser Menschen, dass sie, erfüllt von ihrem eigenen Glücke, ihre Nachkommen vernachlässigen. So vermochten auch diejenigen Friedrichs ihn selbst nicht zu ersetzen, und ohne die schönen Denkmäler, mit denen er die sandigen Landstrassen seines Königreichs geschmückt, wird man jetzt dort kein Zeugniss dafür finden, dass dasselbe gleichfalls seine Zeit der Grösse gehabt hat. Es ist so wie in

*) Nach der Einnahme von Berlin und der Schlacht bei Eylau lehnte der König von Preussen die Friedensverhandlung ab, nur um seinem Verbündeten treu zu bleiben, der ihn hierfür durch den Vertrag von Tilsit belohnte.

Egypten, wo kaum einige gigantische Pyramiden Aufschluss geben über die Jahrhunderte der Cheops und der Ptolemäer.

Kaiser Napoleon nahm aus dem Palaste von Sanssouci nichts als einen Band der Dichtungen des grossen Friedrich mit sich, korrigirt von der Hand Voltaires. Aber der Kommissär, der beauftragt war, die Trophäen seiner Eroberungen zu sammeln, war nicht so bescheiden. Herr Denon führte sämmtliche Büsten der grossen Männer, mit denen Friedrich seine Einsamkeit geziert hatte, und mehrere ausgezeichnete Statuen mit sich fort, welche an die Liebe und den Geschmack dieses Fürsten für die schönen Künste erinnerten. Diese Plünderung kann nicht nach dem Sinne des Helden des neunzehnten Jahrhunderts sein. Cäsar würde überall die Statue Alexanders respektirt haben, schon um nicht allzu schlagend die Vergänglichkeit aller Eroberungen darzuthun.

Von dem schwermüthigen Reize dieser Erinnerungen riss ich mich los, um jenen anderen Garten zu besuchen, welcher der Schauplatz der Ausschweifungen des dicken Königs Friedrich Wilhelm II. war. Hier ist es, wo der bekannte Marmorpalast sich über schönen von der Havel gebildeten Bassins emporhebt. Der ganze Garten sieht aus, als ob er auf eine glänzende Wasserfläche gestellt wäre. Er ist in gutem Geschmack angelegt, besitzt prächtige Alleen, wohlgepflanzte Baumgruppen und eine grosse Menge der verschiedensten Aussichtspunkte. Das Ganze bildet eine reizvolle Wohnnng für einen Fürsten, der von den Mühen seiner königlichen Stellung im Schoosse der Wollust ausruhen will. Das war aber bei König Wilhelm der Fall, und man zeigt noch den Lehnstuhl, in welchem er aufhörte, dies zu thun.

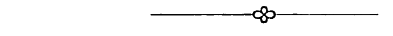
Der Marmorpalast ist kein in grossen Verhältnissen angelegtes Gebäude, aber er gleicht der Villa eines reichen Römers. Das Innere zeigt den Mann von Geschmack und einen Eigenthümer, der das Schöne zu schätzen verstand. Die Aussenseite ist jedoch durch zwei Flügel verunstaltet, welche der König kurz vor seinem Tode anbauen liess, um dort derjenigen eine Wohnung einzuräumen, welche die leitende Rolle bei seinen Vergnügungen spielte.

Die französischen Kommissäre haben die Wohnräume wenigstens zum Theile geplündert. Fünf schöne Statuen und einige Vasen wurden für würdig erachtet, den Raub zu vervollständigen. Noch blieben sieben Kamine von sehr reiner Zeichnung und vollendeter Ausführung. Zwei sind aus Mosaik, die anderen aber aus den Werkstätten von Cavaceppi und Trippel hervorgegangen, und insbesondere die letzteren von seltener Schönheit. Man sieht dort ausserdem noch eine äusserst gelungene, gleichfalls von Trippel angefertigte Büste und eine prachtvolle Vase von Canova. Alle diese Gegenstände wurden von der Gräfin Lichtenau während ihres Aufenthaltes in Rom angekauft. Das ganze Gebäude wird von einer Laterne gekrönt, von der aus man eine so herrliche Aussicht geniesst, als eine aus Sandboden bestehende Ebene nur immer darbieten kann. Rings umher sieht man eine weithin sich ausdehnende, wohlbepflanzte Landschaft, welche jedoch jenes pittoresken und grossartigen Charakters entbehrt, die ein bezeichnendes Merkmal einer malerischen Gegend bildet. Die Linien des Horizonts verlieren sich unter einem farblosen Himmel in eine weite Fläche ohne abgrenzende Umrisse, so dass das Auge fruchtlos nach einem Ruhepunkte sucht.

In diesem Palaste liess der gegenwärtige König die Geliebte seines Vaters in dem Augenblicke verhaften, in welchem derselbe in ihren Armen verschieden war. Der bekannte Graf Haugwitz wird allgemein beschuldigt, den König zu diesem entehrenden Verfahren verleitet und ihn veranlasst zu haben, der Gräfin Lichtenau alle die Geschenke wegnehmen zu lassen, welche sie von ihrem erlauchten Liebhaber während dessen Lebzeiten erhielt, und die sie nach allen Rechtsgrund-

sätzen als ihr Eigenthum anzusehen befugt war. Es scheint, dass dieser Minister es sich zur Aufgabe stellte, die letzten Spuren einer Frau zu verwischen, die ihm den Weg zu der Gunst seines Herrn gebahnt hatte, einer Frau, welche übrigens weder die Bedeutung besass, die man ihr beimaass, noch die Vorwürfe verdiente, die man wider sie erhob. Sie hat weder den verstorbenen König, wie man wohl gesagt hat, zu thörichten Ausgaben verleitet, noch ihre Gewalt über ihn zu ihrer eigenen Bereicherung missbraucht. Die Maitresse gar manches grossen Herrn in Wien ist besser dotirt, als sie es jemals gewesen, aber es ist demüthigend für die Nation, die Freundin ihres früheren Königs ohne gerechte Beweggründe von Gefängniss zu Gefängniss geschleppt und schliesslich dem Elende preisgegeben zu sehen. Solche Vorgänge sind um so erstaunlicher in einem Lande, in welchem Ausschweifung der Sitten eine so gewöhnliche Erscheinung ist.

J. v. Wessenberg.



Aus den Erinnerungen eines Künstlers.

Von

RUDOLF LEHMANN (London).

I.

Franz Liszt 1836—1887.

Ich bin Liszt in längeren oder kürzeren Zwischenräumen in Paris, Helgoland, Weimar, Rom und schliesslich ein Jahr vor seinem Tode in London begegnet. Widersprechendste Eigenschaften stritten sich in seinem Charakter. In jeder Hinsicht, nicht nur musikalisch, hochbegabt, intelligent und rasch auffassend, beredt und von grosser Herzensgüte, litten alle diese Eigenschaften einigermaassen durch die Folgen des Virtuosenthums, dem er seine besten Jahre gewidmet hatte. Es ist kaum zu erwarten, dass eine so lange, ununterbrochene Folge eklatantester persönlicher Triumphe, wie er sie gefeiert, auch in dem stärksten Charakter nicht ihre Spur zurücklassen sollte. In der Intimität konnte er hinreissend liebenswürdig sein (nicht allein für das weibliche Geschlecht, das in seiner Biographie eine so bedeutende Rolle spielt), wenn ihn eine gewisse Selbstbewusstheit, das französische „poser", ausnahmsweise verliess. Dem magnetisch-dämonischen Zuge seines Wesens hat Ary Scheffer in dem bekannten Bilde „Christus und der Versucher in der Wüste", für welch Letzteren er als Modell gedient, beredten Ausdruck gegeben. Dieser ist Liszts getreues Portrait. Seine Erscheinung, in der Jugend sehr schlank und zart, war elegant und einnehmend. Seine sehr beweglichen Gesichtszüge voll Charakter und Leben, die nicht sehr hohe Stirn an den Schläfen, wo die Phrenologen den Sinn für Musik hinverlegen, durch ungewöhnlich scharfe Kanten bezeichnet. Von Natur sehr kurzsichtig, waren seine grauen, von starken Brauen beschatteten Augen voll Leben und wohlwollendstem Ausdruck. Die Nase länglich leichtgebogen, die Nasenflügel in steter nervöser Bewegung. Stark

accentuirte Mundwinkel und eine leicht hervorstehende Unterlippe bezeichneten den feingeschnittenen Mund, ein wohlentwickeltes Kinn endigte das bartlose Gesicht. Das bräunliche Haar, von der Stirn nach zwei Seiten aufwärts und zurück gekämmt, fiel in glatten, weichen Massen rückwärts tief in den Nacken. Wie vielen Ungarn, waren ihm mehrere fremde Sprachen geläufig, Französisch am meisten. Deutsch sprach er fliessend mit entschieden österreichischem Accent. Mit feiner Ironie wahrte er seine Stellung in der Gesellschaft den Grossen gegenüber, auch während seiner Virtuosenkarriere, und seine witzig-scharfen Antworten gingen von Mund zu Mund. Hier eines als Beispiel: Die alte Fürstin Metternich, die ihm nicht wohl wollte, fragte ihn bei Hofe, wo er gespielt, absichtlich laut: „Avez vous fait de bonnes affaires à Vienne, Mr. Liszt“? Worauf seine Antwort: „Moi Princesse, je fais de la musique, je laisse les affaires aux diplomates et aux marchands“.

Ich sah und hörte ihn zum ersten Male im Jahre 1836, in einem Morgenkonzerte für einen wohlthätigen Zweck im Hôtel de Ville in Paris. Seine Erscheinung war äusserst schmächtig, und mitten im Spiele fiel er leichenblass ohnmächtig vom Stuhl, zum grossen Schrecken des Publikums, und musste hinausgetragen werden.

Persönlich lernte ich ihn erst viel später kennen, aber hörte viel von ihm und über ihn, durch meinen Bruder Heinrich, der in Rom im Jahre 1838 intim mit ihm befreundet war, und im Sommer sein und der Gräfin d'Agoult Portrait in ihrer Villa bei Lucca gemalt hatte. Diese Dame hatte Mann und Kinder in Paris verlassen, um mit Liszt zu leben. Von den zwei Mädchen, die dieser Verbindung entsprossen, und deren Erziehung Liszts Mutter wahrnahm, heirathete die älteste Mr. Emile Olivier, der als Minister Napoleons III. den deutsch-französischen Krieg „d'un coeur leger“ befürwortete. Sie starb jung; die Andere, Cosima, ist jetzt, nach dem ihre Ehe mit dem bekannten Musiker v. Bülow geschieden, Richard Wagners oft genannte Wittwe. Ein drittes Kind war ein Knabe, der, als die Eltern 1839 Rom verliessen, zu jung zum Reisen, bei seiner Amme in Palestrina im Sabinergebirge zurückgelassen wurde, um später abgeholt zu werden. Als mein Bruder, der nach dem Kinde zu sehen übernommen hatte, auch Rom verliess, übertrug er mir, dem Zurückbleibenden, diese Pflicht, deren ich mich gewissenhaft entledigte, indem ich das Kind in dem etwa 20 Miglien entfernten Orte von Zeit zu Zeit in einem Einspänner besuchte. Es gedieh anscheinend vortrefflich in der Obhut seiner bildschönen Amme, der Frau eines Tischlers. Ich greife vor und füge hinzu, dass ich ihn erst im Jahre 1860 bei einem Besuche bei Frau v. Bülow in Berlin wiedersah. Ein schöner blasser Jüngling, Liszts Ebenbild, lag in ihrem Salon todtkrank auf dem Sofa. Er starb bald nachher an der Schwindsucht. Man rühmte ihn als hochbegabt.

Kehre ich in meiner Erzählung nach Rom zurück, so muss ich nicht

zu berichten vergessen, dass ich meine erste geschäftliche-malerische Thätigkeit dort Liszt verdankte, indem er bei seiner Abreise im Jahre 1838 für mich den Auftrag hinterlassen hatte, für ihn die Köpfe von Dante und Savonarola aus der Raphaelschen Freske „der ‚Disputa‘ del Sacramento im Vatican“ auf einer Leinwand zu kopiren. — Im Jahre 1846 führte mich mein Bruder in Paris bei der Gräfin d'Agoult ein. Ihr Verhältniss zu Liszt war längst gelöst und sie lebte als „femme libre“, von einem intimen Kreise ausgezeichneter Männer verschiedener Nationalitäten umgeben: unter ihnen Odo Russell (Lord Ampthill, nachheriger englischer Gesandter in Berlin), und Herwegh. Unter dem Pseudonym Daniel Stern hatte die noch schöne Frau sich in der Litteratur durch Romane wie durch politische Schriften einen Namen errungen. Auch ist es ihr gelungen, ihre einzige Tochter aus der Ehe mit dem Grafen d'Agoult ihrem Rang gemäss zu verheirathen.

Erst im Jahre 1849 machte ich Liszts persönliche Bekanntschaft in Helgoland, dem rothen Felsen in der Nordsee, wo wir einige für mich angenehmste Wochen zusammen zubrachten. Er lebte damals mit einer Fürstin Sayn-Wittgenstein, eine andere, von seiner dämonischen Natur hypnotisirte Dame, aus den höchsten aristokratischen Kreisen. Wie ihre Vorgängerin hatte sie ihren Mann, ihre hohe gesellschaftliche Stellung und ihr kolossales Vermögen aus Liebe zu Liszt in Russland im Stich gelassen, aber ihre allerliebste, etwa zwölfjährige Tochter begleitete sie, nebst ihrer Gouvernante. Die Fürstin war klein und keineswegs schön zu nennen, aber geistreich und sehr lebendig in der Unterhaltung. Sie rauchte mit Liszt um die Wette die stärksten Helgoländer Schiffer-Cigarren, von diesem scherzweise „Luderos Canaglios“ getauft.

Ein ozonreicheres Seebad als Helgoland lässt sich kaum denken. Auf dem, durch 180 Stufen mit dem Unterlande verbundenen Oberland lebt man wie auf dem Verdeck eines grossen Schiffes mitten im Ozean, ohne die Gefahr seekrank zu werden. Jeder Luftzug ist Seewind. Auf der nahen Sanddüne, wo gebadet wird, ist immer kräftiger Wellenschlag. In diesem Sommer war ein angeregter Kreis von bedeutenden Menschen auf der Insel vereinigt. Franz Dingelstedt, Adolf Stahr, Fanny Lewald, Ernst Meyer, der originelle dänisch-römische Maler, Liszt und die Fürstin Witgenstein unter Andern. Zu ihnen gesellte sich Julius Fröbel, der, nach Unterdrückung des badischen Aufstands, fliehend sich von dem damals noch englischen Helgoland aus nach Amerika einschiffen wollte. Er erzählte uns, wie er in Wien mit Robert Blum mit den Waffen in der Hand gefangen, mit ihm zum Tode verurtheilt worden. Wie man ihm, nachdem Blum erschossen worden, das Todesurtheil verlesen, den Stab über seinem Haupte gebrochen und ihm in demselben Augenblick seine Begnadigung notifizirt habe, mit dem Bedeuten, dass er Österreich auf der Stelle zu verlassen habe. „Ich hatte keine Furcht verspürt,“ fügte er hinzu, „aber ich fühlte das Blut wie Feuer in meinen Adern zirkuliren“. Als der Kerkermeister

den Halbbetäubten in seine Zelle vor dem Abschiede zurückführte, stand noch ein unberührtes Cotelett auf dem Tisch, für das der eben Begnadigte jetzt grossen Heisshunger spürte, aber der Kerkermeister kam ihm zuvor, indem er es seinem grossen Hunde zuwarf, mit den Worten: „Sie werden auch jetzt mit dem Essen keine Zeit verlieren wollen“, und so wurde er halbverhungert über die Grenze gebracht. Ich benutzte die vielen freien Stunden, um fast alle Obgenannten für mein Album zu zeichnen.

Das mehrwöchentliche Zusammenleben mit Liszt, auf so engem Raume, brachte uns einander näher, als wenn wir jahrelang in einer grossen Stadt nebeneinander existirt hätten. Er wohnte damals in Weimar, ein intimer Freund des jungen Grossherzogs, der für sein Hauptstädtchen eine erneute Glanzperiode und in der Intimität mit Liszt eine Wiederholung des Verhältnisses Carl August's zu Goethe träumte. Wohl einsehend, dass das in der Litteratur nicht möglich, versuchte er seine Absicht durch Förderung von Musik und Malerei zu erreichen.

Wie bei Goethe's Fall, setzte man sich bei Liszt über die Formen, die die bürgerliche Gesellschaft regeln, hinweg, und Liszt wurde mit der Prinzessin in der Altenburg, einem Schlösschen in nächster Nähe Weimar's, installirt. Dorthin lud er mich ein, um von Hamburg aus, 1850, den Festlichkeiten beizuwohnen, mit denen die Enthüllung der Rietschel'schen Doppelgruppe des Goethe- und Schiller'schen Monuments gefeiert werden sollte. Hof-Galadiners, Hof-Gala-Theateraufführungen, Ausflüge nach der Wartburg u. s. w. füllten die Festtage. Die kleine Stadt war voll von Gästen, und alles in gehobener Stimmung. Der Grossherzog, den ich, als Erbprinz, in Rom für mein Album gezeichnet hatte, erinnerte sich, wie er, im offenen Wagen von einem tropischen Platzregen überrascht, so durchnässt zur Sitzung zu mir kam, dass ich ihm trockene Kleider leihen musste, bevor ich ihn zu zeichnen anfangen konnte.

Die verwittwete russische Grossfürstin lud mich mit dem alten Fürsten Pückler-Muskau zur Tafel um 1 Uhr. Obgleich stocktaub und kaum hörbar leise redend, war sie augenscheinlich bemüht, uns zu unterhalten, indem sie allerlei interessante Goethe-Reliquien herbeibringen liess. Das Diner war einfach und mein verwöhnter Begleiter hörte nicht auf, während der Rückfahrt sich über die „Piquette“ zu beklagen, die man ihm als Wein vorgesetzt.

Während dieser Tage war ich Liszts und der Fürstin Gast auf der Altenburg, wo von früh bis spät ihm Weihrauch gestreut wurde. „Cher, bon, grand“, war die gewöhnliche Anrede. Dass diese tägliche und stündliche Adulation ihm nicht gänzlich den Kopf verdrehte, ist ein Wunder und spricht sehr zu seinen Gunsten.

Nachdem ich den alten Eckermann und den jungen Joachim, damals Direktor des Orchesters, für mein Album gezeichnet, verliess ich Weimar und sah Liszt und die Fürstin erst in Rom wieder, wo ich mich mit meiner

jungen Frau im Jahre 1861 von Neuem niederliess. Die ungewöhnliche musikalische Begabung meiner Frau war der Magnet, der Liszt häufig in unsere bescheidene Wohnung zog, in der er manchen gemüthlichen Abend, abwechselnd Musik spielend und hörend, zubrachte. So, in der Intimität, konnte er, wie schon erwähnt, von hinreissender Liebenswürdigkeit sein. Das Bewusstsein eines Publikums aber, selbst eine Katze, die das Zimmer durchschnitt, konnte ihn steif, bewusst, förmlich machen. Der „charme“ war verschwunden. Unser römischer Diener, der mit der, dieser trefflichen Klasse in Italien eigenen Vertraulichkeit, unsern Freunden Beinamen zu geben pflegte, hatte Liszt wegen der feierlichen Förmlichkeit, mit der er einzutreten pflegte, den Namen „l'Inamidato“ (der mit Stärkemehl Gesteifte) beigelegt.

Die Fürstin Witgenstein lebte in einer bescheidenen zweiten Etage in der Via del Baboino. Der russische Kaiser hatte, wohl zum Theil auch um sie zur Rückkehr zu ihrem Mann zu bewegen, die Konfiscirung ihres kolossalen Vermögens zu Gunsten ihrer Tochter befohlen, mit dem Bedeuten ihr eine Pension auszuzahlen, die anzunehmen ihr Stolz sie verhinderte. Das Geld häufte sich in der Bank, während sie Bücher zur Vertheidigung des katholischen Glaubens schrieb, dessen fanatische Bekennerin sie war, die aber nicht in den Handel zu kommen bestimmt waren. Sie sprach geläufig französisch, mit polnischem Accent und mit lauter, scharfer Stimme.

Eine Ehescheidung zu erlangen, um Liszt heirathen zu können, schien der Zweck ihres Aufenthalts in Rom. Dies war für sie mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft, da die katholische Religion, die Ehe als Sakrament betrachtend, nur zwei Ausnahmen von dem absoluten Verbot einer Ehescheidung kennt. Auf die eine: „dass die Ehe thatsächlich nicht vollzogen worden“, musste, da derselben ein Kind entsprossen war, von vorn herein verzichtet werden. Aber die andere: „Dass die Fürstin gegen ihren Willen zur Heirath gezwungen worden“, wurde mit Erfolg geltend gemacht. Die Ehe wurde aus diesem Grunde von Pius IX. für geschieden erklärt, und nur e i n e Bedingung an die Wiederverheirathung geknüpft: „dass dieselbe nicht in Rom stattfinden sollte“.

Zur allgemeinen Verwunderung erklärte nun Liszt, dass er nicht ausserhalb Roms heirathen wolle, und eines schönen Morgens wurde die römische Gesellschaft durch die Nachricht überrascht, dass Liszt in den Priesterstand getreten sei. Bei Monsignor (nachmals Cardinal) Hohenlohe, dem Bruder des Schwiegersohns der Fürstin, trat er im Vatikan sein Noviziat an. Vorher aber hatte er versprochen, zum Abschied in einer der allwöchentlichen brillanten Soireen des bekannten amerikanischen Bildhauers Story im Palazzo Barberini sich noch einmal auf dem Klavier hören zu lassen. Erst nach dreimaligen vergeblichen Versuchen liess die Fürstin sich bewegen, den Flügel herzuleihen, auf dem allein er spielen zu können behauptete. Nachdem er in gewohnter Weise sein Auditorium entzückt, verschwand er auf mehrere Wochen.

Man zerbrach sich die Köpfe, die Gründe für die anscheinend so plötzliche Sinneswandelung zu finden. Es boten sich deren zwei. Der eine war, dass er nie wirklich die Absicht gehabt, sich durch die Ehe für immer an die höchst geistreiche, aber äusserlich wenig anziehende Frau zu fesseln, und dass er durch die schliesslich erreichte kirchliche Ehescheidung peinlich überrascht worden; der andere war, dass möglicherweise der Schwiegersohn der Fürstin, der später am österreichischen Hofe eine der höchsten Chargen bekleidete, die Aussicht, Liszt zum Schwiegervater zu haben, nicht freudig begrüsste, und die hohe Stellung seines Bruders am päpstlichen Hofe benutzt habe, um durch seinen Einfluss den Plan zu hintertreiben. Wie mir Liszt selbst mitgetheilt, war man zu einer Zeit in Wien bemüht, sein Anrecht auf einen Adelstitel festzustellen. Wie dem auch sei, nach einigen Wochen „Ritiro's" erschien Liszt als Abbé, in langem Priesterrock mit unzähligen Knöpfen, der ihn sehr wohl kleidete, und nahm seine frühere Lebensweise wieder auf.

Nicht lange nachher zog er sich zeitweise in das Kloster Santa Francesca Romana im Forum zurück. Ich besuchte ihn und fand ihn in einer Zelle, leidend, im Bette. Er sprach erbittert über den Undank der Welt, die ihn als Virtuosen auf den Händen getragen, aber seinen Leistungen als Komponist keine Art von Anerkennung zollen wolle, als ob er sich etwas anmaasse, wozu er kein Recht habe.

Ich sah die Fürstin wieder in Rom, als ich dort mit meiner Familie den Winter 1882—83 zubrachte. Sie war noch in ihrer alten Wohnung, sie selbst, ihre Möbel und Umgebung, sichtlich gealtert und verkommen. Sie klagte, dass sie am römischen Fieber litte; man wurde erst vorgelassen, nachdem man an einem eisernen Ofen im Vorzimmer durchgewärmt worden, aber ihre Unterhaltung war so frisch und lebendig wie immer. Liszt war nicht in Rom, ihn sah ich zuletzt in London im Jahre 1887.

Sein Schüler Walther Bache, der mit rührend dankbarer Treue, aber mit zweifelhaftem Erfolg alljährlich seine Ersparnisse durch Klavierunterricht zu einem Konzerte zur Verbreitung von Liszt's Kompositionen verwendete, hatte eine grosse Rezeption zu Ehren seines Meisters in der Grosvenor-Gallerie veranstaltet. Liszt erkannte mich nicht, bis ich mich nannte. „Je n'y vois plus!" sagte der Halberblindete und verlangte zu meiner Frau geführt zu werden. Er ward sehr gefeiert. In dem Konzerte, ausschliesslich von Werken seiner Komposition, sang meine Tochter Liza sein Lied die „Loreley" und hatte die Ehre, dafür von ihm geküsst zu werden. — Bei einem Festessen, das der deutsche Klub „Athenäum" in London ihm zu Ehren veranstaltete, sprach er beredt und fliessend, entzückte uns auch später durch sein Spiel, zu dem niemand ihn aufzufordern gewagt hatte. Er starb in demselben Jahre.

Sir William Siemens.

Ich habe Sir William (früher Mr.) Siemens zweimal gemalt. Auf dem ersten Bilde (1869) ist auf seinen Wunsch ein Modell seiner damals neuen Erfindung angebracht: „direkt aus dem Eisenerz Stahl zu gewinnen“. Auf dem zweiten Bilde (1881) ist er mit einem Zirkel in der Hand sitzend dargestellt, beschäftigt, einen Plan auf dem Tisch vor ihm auszuarbeiten. —

Seine Eltern, die auf dem gepachteten Gut Menzendorf bei Ratzeburg in engen Verhältnissen lebten, müssen beide treffliche, ausgezeichnete Menschen gewesen sein, denn fast alle ihre zahlreichen Söhne haben es auf eine oder die andere Weise, meistens als Erfinder und Elektriker zu hohen Ehren und Reichthum gebracht. Nach dem rasch aufeinander erfolgten Tode der Eltern vertrat der älteste Sohn Werner mit musterhafter Pflichttreue und Aufopferung ihre Stelle bei seinen jüngeren Geschwistern. Mit besonderer Vorliebe nahm er sich seines Bruders Wilhelm an, in dem er früh die Keime der grossen Fähigkeiten entdeckte, denen derselbe später in England seine hohe Stellung in der wissenschaftlichen Welt verdankte.

Wie mir Sir William während der Sitzungen erzählte, hatte Werner, damals in militärischen Diensten, ihn erst zu sich genommen und selbst fleissig in der Mathematik unterrichtet, bevor er ihn in der Stolberg'schen Maschinenfabrik in Magdeburg in die Lehre gegeben*). Von dort machte der junge Wilhelm sich etwa siebzehnjährig aus dem Staube, in der Hoffnung, einige seiner Erfindungen in Hamburg und in England zu verwerthen. Das Gelingen des Ersteren gab ihm die Mittel zur grösseren Reise nach London. Dort angekommen und in einem Hôtel dritten Ranges in Leicester Square abgestiegen, machte er sich alsbald auf den Weg, um sich in der Riesenstadt einigermaassen zu orientiren. Im nahen „Strand“, dieser lärmendsten, immer überfüllten Strasse, begann er seine Studien. Absolut fremd, der Sprache nur sehr unvollkommen mächtig, fing er an, als erste Lektion die Schilder mit den Namen der Kaufläden zu studieren. Bald frappirte ihn eines, welches in grossen, schwarzen Buchstaben das Wort „Undertaker“ (zu Deutsch: „Unternehmer“) trug, und er ist zu entschuldigen, wenn er den Laden in der Idee betrat, dass der Inhaber seine Erfindung zu verwerthen „unternehmen“ könnte. Er fand einen älteren Herrn im Begriff einen Sarg zu bestellen, und versuchte, ihn unterbrechend, sein Anliegen in gebrochenem Englisch vorzubringen, natürlich ohne allen Erfolg. Der „Undertaker“ verstand ihn nicht. Endlich erbarmte sich seiner der alte Herr, der ihm lächelnd zugehört, indem er ihn auf Deutsch nach seinem Anliegen fragte. Er erklärte ihm dann, dass dieser Laden nur „Begräbnisse“ unternehme, und mit

*) Seit diese Zeilen geschrieben worden, sind mir Werner von Siemens' Lebenserinnerungen zu Gesicht gekommen, in denen die von mir erzählten Vorgänge in London und Birmingham sich nicht befinden. Mein Bericht giebt aber treu Sir William's eigene Worte wieder und mag somit als Ergänzung jener höchst interessanten Autobiographie dienen.

„Elektroplasting" höchstens etwas zu thun habe, in der Form von Schildern mit den Namen des Verstorbenen; „Elkington's in Birmingham" fügte er hinzu „sind die Leute, an die Sie sich mit Ihrer Erfindung zu wenden haben, Sie haben noch Zeit, den Nachtzug dorthin zu erreichen". Nachdem unser energischer junger Freund ihm seinen wärmsten Dank ausgesprochen, sein Geld gezählt und es hinreichend befunden hatte, holte er sein nicht voluminöses Gepäck und machte sich stracks auf den Weg zur Eisenbahn nach Birmingham, das er früh am nächsten Morgen erreichte. In der Elkington'schen, der damaligen grössten elektroplastischen Fabrik der Welt, wo er sich alsbald meldete, ward er von dem Geschäftsführer mit zu erwartender Kühle empfangen. „Täglich", so hiess es, „werden uns sogenannte neue Erfindungen augeboten, die sich meistens als werthlos erweisen, auch haben wir ein Patent, das uns das ausschliessliche Recht sichert, elektrische Ströme, die durch galvanische Batterien oder durch Induktion erzeugt sind, zu Gold- und Silberniederschlägen zu verwenden." „Da wir dazu thermo-elektrische Ströme benutzen", erwiderte Wilhelm unbeirrt, „verstossen wir nicht gegen Ihr Patent." Der Mann stutzte, fuhr aber fort: „Erst vor wenig Tagen haben wir uns zu unserm Bedauern verleiten lassen, eine Erfindung zu kaufen, die sich als ganz unbrauchbar erwiesen hat." Worauf der junge Siemens sagte: „Darf ich fragen, welchen Preis Sie dafür bezahlt haben?", und als man ihm denselben genannt, rief er aus: „Was können Sie für eine so lumpige Summe erwarten?" Als er auf die Frage, was er denn für sein Patent verlange, 1500 Pfund St. nannte, rief der sichtlich Überraschte: „Eine solche Summe für ein Patent, das nicht einmal erprobt worden!?", worauf Wilhelm um die Erlaubniss bat, ihm am nächsten Tage Proben vorzulegen, und sich empfahl. In seinem Hôtel angelangt, machte er sich in seiner Dachstube ans Werk und vergoldete seinen ganzen Waschapparat, Becken, Kanne und was sonst zur Toilette gehört, und präsentirte die Resultate seiner Arbeit pünktlich am folgenden Tage zur verabredeten Stunde. Der Werth der Erfindung bestand hauptsächlich darin, dass sie das bisher nothwendige, nachträgliche Poliren der unebenen vergoldeten oder versilberten Flächen unnöthig machte und somit eine grosse Zeit- und Geld-Ersparniss erzielte. Man zahlte ihm den verlangten Preis für sein Patent. Es war der Anfang einer glänzenden Carrière, deren Resultate dem Erfinder wie der Welt zu Gute gekommen sind.

Aus dem Reisejournal eines sächsischen Geistlichen.

Mitgetheilt von
ERICH SCHMIDT.*)

1. Bei Salomon Gessner.

Zürch, 8. August 1786. Im Gessnerischen Hause war alles schon aufs Land in den Sihlwald gezogen, daher logire ich im Gasthof zum Schwert, der die romantischste Lage von der Welt hat. Er steht nämlich an der Limmat, welche einige hundert Schritte weiter oben aus dem Zürchersee heraus kommt. Aus den Fenstern des Hauses hat man die frappanteste Aussicht, die den höchsten Reiz der Schönheit dadurch erhält, dass man über die mit Weinbergen und schönen Dörfern bedeckten Ufer hin am Horizont die glänzende Reihe der Glarner Schneeberge erblicket, welches zusammen ein unnachahmliches Gemälde ausmachet.

Sihlwald, d. 9. Nachts. Romantischer lässt sich nichts denken als der Aufenthalt in dieser angenehmen Eremitage mit einer Familie wie die Gessnerische, mit der ich heute den Tag zugebracht. Ich ging den Weg hierher in vier Stunden, ganz frühe am rechten Ufer des Sees hinauf durch lauter Weinberge und Gärten bis Thalweil, so dass diese ganze Strecke nur ein einziges schön gebautes Dorf auszumachen schien. Nie habe ich einen so schönen Spaziergang gemacht: man denke sich linker Hand den stillen See, dessen Wasser so rein und helle war, dass man die Fische konnte spielen sehen, mit dem jenseitigen, nicht minder schönen in eine flache Landschaft auslaufenden Ufer, dahingegen das diesseitige sich sogleich zu Rebhügeln erhebt, hinter welchen das lange Sihlthal hinweg geht und die Scene mit einer hohen Reihe malerischer Berge schliesst. Bis Thalweil gings immer flach weg hart am Ufer des Sees. Auf einmal muss man sich rechts den Berg hinan in einen Wald schlagen, der von so vielen Fusswegen durchkreuzet ist, das man sich nothwendig eines Wegweisers bedienen muss, wenn man nicht lange darinnen herum irren will. Man steigt eine gute halbe Stunde immer bergan, und eben so lange äusserst steil wieder hinab; dass man meint zu den unterirdischen Göttern zu kommen, so furchtbar wild wird der Auftritt, besonders durch das hell tönende Rauschen der ganz unten fliessenden Sihl. Verschiedene uns begegnende Bauern, welche unter Vergiessung vieles Schweisses auf dem Buckel das Holz den Berg hinauf schleppten, versicherten, dass sie wenigstens etliche und vierzigmal ruhen müssten. Als ich hinab und über die hohe Brücke kam, stand jenseits ein einzelnes ganz simples Haus, das einer Einsiedelei nicht unähnlich sah, und dies war die Wohnung des Idyllendichters, der sich eben deswegen die Sihlherrnstelle, welche mit der Oberaufsicht über den Wald und das Flössholz zu thun hat, von dem Magistrat ausgebeten, um hier

*) Aus dem stattlichen Quartanten, dem mein Urgrossvater Christian Gottlieb Schmidt, zuletzt Superintendent in Weissenfels, auf seiner Bildungsreise jeden Abend treufleissig die Eindrücke des Tages anvertraut hat, habe ich schon vor zwanzig Jahren die Schilderung Lavaters veröffentlicht. Ein reines naturfreudiges Behagen, wie es dem Kreise des Idyllendichters ziemt, athmen die harmlosen Blätter über Salomon Gessner; zahlreiche saubere Radirungen von seiner Hand illustriren den Bericht über die von dem jungen Sachsen, mit einer unverkennbaren Scheu vor den Hochalpen, durchstreiften Landschaften. Später nimmt er als kühler Rationalist, nicht ohne Schalkheit, den grossen Schwindler Cagliostro aufs Korn, in demselben Jahre, da Goethe die Familie Balsamo besuchte und zuerst an den „Grosskophta“ ging, und prüfte mit Zweifeln, denen erst die heutige Wissenschaft begegnen kann, unterwegs das Modetreiben des Magnetismus. Ein Portrait Cagliostros liegt bei: Brustbild, das Jabot am offenen Hals über die Pelzverbrämung zurückgeschlagen, die Lippen wollüstig geschürzt, die Augen schwimmend und verhimmelt.

alle Jahre einige Monate mit seiner Familie und seinen Freunden in stillen ländlichen Freuden zu durchleben und seinem einzigen Lieblingsvergnügen, dem Malen schöner Naturscenen, nachzuhängen. Diese liebe Familie, die schon durch ihren Sohn, meinen Freund, in Briefen von mir unterrichtet war, nahm mich mit einer Herzlichkeit auf, die mich an die patriarchalischen Zeiten erinnerte. Man sagte mir mit liebenswürdiger Offenheit, wie zu Hause zu thun und in allem nach meinem Gefallen zu handeln. Der alte Gessner ist ein 55jähriger kleiner mässig starker Mann mit einem freundlichen Gesicht und hellen durchdringenden Augen. Sein Haupt ist mehr als zur Hälfte von Haaren entblösst und die übrigen sind kraus; in welcher Gestalt er sich gewöhnlich malen lässt, da er sonst eine Perücke trägt. Ohnerachtet er äusserlich kraftlos scheint, so ist ers doch nicht, indem er noch Tage lang mit bergauf bergab steiget, nur sein Geist hat zwar nicht mehr das alles um sich her erhitzende jugendliche Feuer, aber doch die belebende Wärme und Munterkeit der ruhigen gesetztern Jahre. Er scherzt gern, und in seinem Witz sieht man immer noch den Dichter. Nie ist er vergnügter als wenn er mit den Seinen diesen ländlichen Sitz beziehen kann. Er macht alsdann alle jugendliche Spiele des Kegelns, Scheibenschiessens u. s. w. unter lustigen Gesprächen mit. Im Winter soll ihn manchmal eine hypochondrische Laune anwandeln. Die Frau Gessner (denn hier sagt man nicht Madame oder Mademoiselle, sondern auch bei den Vornehmsten „Frau“, „Jungfer“), die sich dem fünfzigsten Jahre zu nähern scheint, ist eine eben so gefällige als beliebte Wirthin, eine Mutter, die sich um das Wohl ihrer Kinder angelegentlich bekümmert, eine Gattin, die ihres Mannes Wünsche zu erfüllen sucht, wenn sie auch nur erst auf seinem Gesicht zu lesen sind. Ihre Gespräche verrathen einen ausgebildeten Verstand und viel Herzensgüte. Wäre es bei solchen Eltern anders möglich als dass Jungfer G., von etwa zwanzig Jahren, sich zu einem verständigen, artigen, unschuldsvollen Mädgen gebildet habe? Sie spricht wenig aber gut, und sucht überhaupt mehr durch innere Vorzüge sich einen Werth zu verschaffen, als sie Ansprüche auf äussere zu machen scheint; ob man gleich nicht sagen kann, dass sie zu den ungestalten gehöre, da sie proporzionirt gebildet ist. Mich wunderte, dass in einem solchen geschmackvollen Hause keine Musik gangbar war, allein der Alte versicherte mir, er habe bei seinen Kindern kein Talent dazu verspüret, und wo nichts drinnen sei, könne man nichts ausbilden. Ausser dem Sohn, der in Dresden die Malerei studiret hat und nun nach einer dreijährigen Abwesenheit in dem Schooss seiner Eltern sich wohl sein lässt, ist noch ein jüngerer da, welcher jetzt studiret, um alsdann den Buchhandel fortzusetzen, den die Gessnerische Familie mit Gesang- und Gebetbüchern und mit der Bibel ausschliessend in dem Canton Zürch treibt. In der Orellischen Buchhandlung, welche aber alles bei Gessner muss drucken lassen, ist G. nebst noch einigen andern nur assoziirt. Ausser diesen fünf Personen und mir sind noch ein Ingenieur Feer aus Zürch, der vor einigen Jahren in Dresden Mathematik studirte, und die beiden Dresdener Maler Graff und Zink, geborene Schweizer, der eine aus Winterthur, der andere aus St. Gallen, hier zum Besuch, welche ganze vergnügte Gesellschaft den Tag unter mancherlei Gesprächen, Zeitvertreiben und Spaziergängen in dem einsamen, schmalen, hinten und vorn mit hohen waldigen Bergen eingeschlossenen Thale zubrachte. Über eine halbe Stunde hat man, ehe man von diesem einsamen Forsthause zu Menschen gelangen kann; ein einziger Mann mit seiner Familie, der Bannwart, ein unterer Forstbedienter, wohnt zunächst an Gessners an.

Den 11ten. Da seit einigen Tagen das herrlichste Wetter ist, das man sich nur denken kann, so ward auf gestern eine Bergreise veranstaltet. Früh um 7

setzte sich der Zug in Bewegung und so gings zwei Stunden unaufhörlich so bergan, als wenn man ein schräges Dach hinan stiege, durch den schattigten Wald nach dem Albisberg und auf dem Rücken desselben fort auf den noch ungleich reizenderen Birkeli. Unsere Mühe ward auch reichlich belohnet. Himmel! welche Aussicht! Nie vergesse ich das Bild der herrlichen Landschaft, die vor uns lag . . . Gessner behauptete selbst, dass er keinen schöneren Standpunkt in der Schweiz wisse, da hier das Fürchterliche, Rauhe mit dem Kultivirten, Gefälligen vereint zu finden sei. Wir lagerten uns alsdann an einem bequemen Orte unter schattigte Bäume, um mit dem vorausgeschickten Transport an Braten, Brot, Käse und Wein unsere hungrigen Mägen zu befriedigen und die erschlafften Kräfte zu stärken. Das poculum hilaritatis ging, wie fast immer in der Schweiz, tüchtig herum und gesellige laute Freude herrschte allgemein; selbst der alte Gessner schämte sich nicht mit jungen Leuten einen jugendlichen Kälbersprung zu machen, und eben dies war mir etwas Karakteristisches an ihm. Die Frau G. sang ohne viele Kunst mit natürlicher Anmuth die kleine gefällige Arie vom erschossnen Hänfling „Ach, Schwester, die du sicher dich auf den Ästen wiegst“, die ich, da sie mir bekannt war, mitsingen konnte. Ich rezitirte hierauf dem alten G. den Gesang „Wie schön, o Gott, ist deine Welt gemacht, wenn sie dein Licht umfliesst, ihr fehlt's an Engeln nur und nicht an Pracht, dass sie kein Himmel ist“, welchen er ausserordentlich schön fand, so dass ich ihn singend wiederholen musste . . . Wir kamen endlich ganz ermüdet nach Sonnenuntergang nach Hause. Heute ist viel über den Plan meiner Reise durch die obere Schweiz gesprochen worden.

Ich bin heute den 12. ganz frühe aus dem Sihlwald wieder herein nach Zürch gegangen . . . Nichts als enge und holperige Gassen, die von den hässlichsten antiken Häusern verunstaltet sind, stossen einem auf, und nur wenige vor Kurzem erbaute einiger Kaufleute, ein paar Zunfthäuser, das Rathhaus und Waisenhaus machen hiervon eine vortheilhafte Ausnahme. Man scheint durchaus allen äussern Glanz vermeiden zu wollen, um desto mehr innerlich zu glänzen. Statt der Tapeten finde ich in allen Häusern, wo ich noch gewesen, gebohnte Bretterwände, sogar gebohnte Decken, und alle Meubles, besonders die zahlreichen Schränke glänzen von Spiegelglätte. In Aufputzung der Küche mit recht blankem Geräthe sucht man einen vorzüglichen Staat, fast ebenso wie in dem steifen und ehrenfesten Nürnberg. . . . Unter den Leuten hier finde ich viel geraden offenen Sinn, wenig Komplimente und eine Art von Traulichkeit, die mir sehr gefallen hat. Man spricht erstaunlich fehlerhaft deutsch, und selbst das Gessnerische Haus spricht nicht rein, so dass ich oft habe zweimal fragen müssen. Die Sprache der Landleute klingt fast ganz fremd. —

2. Cagliostro. Mesmerismus.

Basel, Dezember 1786. An Herrn Jakob Sarasin war ich von Lavater und Breitinger mit Rekommandazionen versehen. Dieser reiche und gelehrte Banquier, der eines der geschmackvollsten Häuser bewohnet, nahm mich so auf, wie man es erwarten kann, wenn man von einem Lavater empfohlen ist. Das Originellste an ihm ist seine Anhänglichkeit an den berühmten Wundermann Cagliostro, und zwar bloss aus schwärmerischem Dankgefühl für die Wiederherstellung seiner Frau, welche an den schrecklichsten Nervenzufällen mehrere Jahre gelitten, ohne dass ihr ein Arzt, als endlich C. hätte helfen können. Er zeigte mir die schöne zu Paris gearbeitete Büste dieses Äskulaps, die er in einem besonderen Kabinett als in einem Tempel aufgestellet hat. Ich habe lange Zeit keinen frappanteren ausdrucksvolleren Kopf als diesen gesehen; schon der Umriss und Knochenbau in der todten Büste kündigen einen ausserordentlichen Mann an,

und die Portraits, die man mir von ihm zeigte, sammt den Erzählungen, die man mir von ihm machte, scheinen dasselbe zu bestätigen. Mein Herz will aber demohngeachtet nicht dran, ihn für einen ehrlichen Mann zu halten. Er ist jetzt in London, und Sarasin hat einem dortigen Banquier Auftrag gegeben, ihm soviel Geld auszuzahlen, als er verlange; und er braucht viel, denn in Engelland mögen seine Künste nicht gehen. Künftiges Frühjahr kommt er wieder in die Schweiz. Sarasin hat die ganze Nachricht von der Kur seiner Frau ins Journal de Paris 1781 einrucken lassen, und sie war so freundlich mir das Blatt zu suchen und zu geben [es ist beigeheftet]. Sie ist eine Dame zwischen Vierzig und Fünfzig, von vieler Welt, und spricht mit erstaunendem Enthusiasmus und Herzlichkeit von der Wohlthat ihrer wiederhergestellten und seither unerschütterten Gesundheit. Ihre Kinder erziehen sie nach strengen Grundsätzen; sie sind aber auch alle artig und wohlgesittet, welcher Anblick mir lieber war als alle kostbare Meubles, Tapisserien und dergleichen; denn da er durch den Bandhandel ein Millionair geworden, so sind sie fürstlich eingerichtet . . .

7. Mai 1787. Meine ehemaligen Bekanntschaften habe ich meistens wieder aufgesucht, und ich ging gleich nach meiner Ankunft zu Herrn Sarasin, an den ich etwas abzugeben hatte. Dieser lud mich auf den folgenden Tag zum Diner ein, wo ich einen merkwürdigen Mann würde kennen lernen. Heute den 8. zu Mittage habe ich daher bei ihm in Gesellschaft eines französischen Generals, einiger Domherren und Damen und — Cagliostro's gespeiset. Dieser räthselhafte Mann logiret seit seiner Zurückkunft aus Engelland wieder bei S. und wird nun nach Biel ziehen. Er ist eine kleine sehr dicke Figur, an welcher der Kopf das Frappanteste ist, der der marmornen Büste ganz gleichet. Wenn ich einen Zauberer malen sollte, so würde ich diesen Kopf zum Ideal nehmen. Sein Blick ist drohend, verschlingend und flüchtig, denn man kann nicht dazu kommen ihm nur einige Momente fest ins Auge zu sehen. Sein dünnes Haar trägt er hinten in einer runden Locke, und auf dem Wirbel hat er entweder eine Platte oder wohl gar eine Tonsur. Sein Anzug bestund in einem ziemlich abgetragenen grünen mit Gold eingefassten Tuchrock, rothseidener Weste und Beinkleidern, weissen Strümpfen und Schuhen. Sein Gang war trotzig und etwas tanzmeisterlich. Die erste Zeit bei Tische sprach er gar nicht, hernach aber heftig und viel wider die Franzosen und Engelländer, im gebrochenen Französisch (denn Italienisch und Lateinisch sollen seine Hauptsprachen seyn), redete und that mancherlei Narrenspossen, und sein weniger männlicher Ernst, sein grosser Leichtsinn mit dem vielen Marktschreiermässigen setzte ihn um vieles in meiner ohnedem schon geringen Meinung herab. Wie es scheint, gelingt es ihm meistens eine gewisse Superiorität über alle Menschen zu behaupten, daher auch selten Jemand in der Gesellschaft für ihn zum Worte kommen konnte. Als er das vorige Mal hier gewesen, war der Zulauf der Kranken, die man auf Wagen aus allen Orten hergebracht, so gross, dass man fast nicht an das Sarasinsche Haus hat kommen können, und vielen hat er wirklich geholfen. Jetzt giebt er sich wenig damit ab; auch scheint der Glaube an seine Wunderkraft ziemlich erloschen zu seyn. Dagegen hat er hier im Sarasin'schen Hause eine Loge Egyptienne errichtet, wo er vermuthlich als Oberpriester präsidiren wird. Dass er ein Jesuit und seine Sache auf geheime Proselytenmacherei abgesehen ist, scheint mir nun selbst fast ausser allem Zweifel zu seyn. Viele behaupten auch, S. stecke selbst mit unter der Decke und habe grosse Summen der Jesuiten, die sie öffentlich nicht administriren dürfen, in seinen Händen. In London haben die Masons den Graf Cagliostro ausgepfiffen und nicht in die Loge gelassen. Der Courier de l'Europe erzählt die hässlichsten Dinge von ihm, er habe seine Seraphine (seine Frau) in London bestohlen und sitzen lassen, und hier sagt er, er erwarte

sie alle Tage. Kurz, es ist ein unerklärlicher Mann, von dem man nicht einmal wissen kann, wovon er lebet, denn bezahlet nimmt er nichts für seine Kuren. Wenn er auch nicht Jesuit ist, so ist er doch gewiss der verschmitzteste Charlatan unter der Sonne, der mehr als irgend einer jemals versteht die Welt am Narrenseil herum zu führen und sich auf ihre Unkosten lustig zu machen. Über seine Kuren urtheile ich nicht, ob es gleich gewiss ist, dass sie weder alle die Probe aushalten, noch auch zu den übernatürlichen dürfen gezählet werden. Es ist wahr, die Frau des Herrn S., die von den grössten Ärzten für inkurabel gehalten ward, hat er wieder hergestellt, allein ich habe doch darüber meine eigenen Gedanken und ich glaube, wenn ich ihr Mann wäre, ich würde so intolerant sein, mir diesen Hausarzt zu verbitten. Ich halte nichts von ihm; inzwischen ist's mir sehr lieb, dass ich ihn persönlich habe kennen lernen. Die Zeit wird noch vieles aufklären. Er sass bei Tische zur Rechten der Madame S. und ich zu ihrer Linken. Sein Alter scheint etwa 45 bis 50 Jahre zu seyn [geb. 1743], er soll sich aber für 2000 Jahre alt ausgeben. Ein Basler Bürger fragte einst Cagliostro's Bedienten, der eben so abgefeimt als sein Herr ist, ob's denn wahr sei, dass sein Herr 2000 Jahre alt sei? Ja, antwortete dieser ganz ernsthaft, das weiss ich so gewiss nicht, denn ich bin erst 500 Jahre bei ihm in Diensten. —

Strassburg, 18. Mai 1787. Den Magnetismus treibt hier als ein die Menschheit interessirendes und den Laien zu den wichtigsten Folgen enthaltendes Geschäfte (eigne Worte dieser Herren) eine Société harmonique des amis réunis, fondée sous les auspices de M. Mesmer, Président perpétuel, par M. le marquis Puysegur, Directeur, en 1785. Solche Sociétés oder Logen hat Mesmer wohl dreissig in Frankreich etabliret, und jede soll ihm hundert Louis d'or für das Geheimniss bezahlet haben, daher er ein reicher Mann worden und nun nach seinem Vaterland, Wien, zurücke kommen wird; jetzt soll er in einem Bade, Pfäffers in der Schweiz, seyn. Die Strassburger Gesellschaft, deren Mitglieder auf einer goldenen Tafel verzeichnet im Saal hangen und die Prinzen unter sich hat, besitzet einen ordentlichen Fond, aus welchem sie die Unkosten des Zinses für ein ganz darzu gemiethetes Haus, der Pensionen für den Medikus D. Ehrmann und Chirurgus Ziegenhagen und dergleichen mehr bestreitet; die Patienten werden umsonst magnetisirt. Das, worauf sich diese sonderbare Wissenschaft, mit der man das ganze bisherige medizinische Studium umzustürzen glaubet, gründet, ist ein angenommenes durch das ganze Universum verbreitetes fluidum magneticum, durch dessen nähere Application auf einzelne Personen die hartnäckigsten Krankheiten sollen gehoben werden. Jeder Mensch habe solches fluide magnétique, womit er seinen Nebenmenschen heilen könne; es sei sehr fein, ströme vornehmlich aus den Spitzen der Finger aus, folge jeder Bewegung und dringe in die Substanz der Nerven ein. Die Behandlung selbst war folgende: Der Patient sitzt in einem Lehnstuhle mit etwas hinterwärts gebogenem Oberleibe, die Beine zwischen denen des vor ihm sitzenden Magnetiseurs (und die Hände auf seinen Knieen), welcher nun seine Manipulationen anfängt, in die Hände haucht und es alsdann mit denselben gegen das Gesichte zu macht, als wolle er das Fluidum darauf ausschütten, ferner an der Stirne, den Achseln, Armen und über die Kniee herunter sanfte streichet und an gewissen Stellen, z. B. oben an der Achsel, im Gelenke beim Ellenbogen und an den Daumen etwas verweilet und einen Druck giebt. Auf der Brust und um den Nabel herum machte man ein kreisförmiges Reiben, das mir bei den Weibspersonen äusserst unschicklich zu sein schien; doch muss ich gleich noch im Vorbeigehen sagen, dass alle diese Patienten, deren immer gegen zwölf da waren, die über Nervenzufälle, Podagra, Reissen u. s. w. klagten, in ihrem ganzen Anzuge blieben. Durch dieses Manipuliren, das wohl eine halbe Stunde und länger währet,

geräth der Patient in die Krisis, d. h. Zuckungen und konvulsivische Bewegungen, die einen Schweiss hervorbringen, während welcher Krisis er gewöhnlich die Augen verschlossen hat. Manche sollen unter dieser Krisis in einen divinatorischen Schlaf gerathen, in welchem sie clair-voiant werden. Gewöhnlich sind dies Weibspersonen wegen der grösseren Reizbarkeit ihrer Nerven, und man nennt eine solche Person eine Somnambule, wovon ich aber keine gesehen habe, weil die harmonischen Freunde selten jemand darzu lassen. Dieser Somnambulismus soll nach der Beschreibung, die mir ein Erzmagnetiseur darvon gemacht hat, ein ekstatischer Zustand der Seele seyn, vermöge dessen sie durch Einschläferung des Körpers in eine Art von Freiheit versetzet werde und zu den sublimsten Wirkungen fähig sey. Diese Wirkung nennen sie clair-voiance, und es soll der sechste Sinn des Menschen seyn, durch welchen ein solcher Patient gleichsam in sich selbst und in andere hinein sehen, Medikamente verordnen welche die Krankheit erfordert, mit Pünktlichkeit vorher bestimmen was ihm in Ansehung seiner Krankheit oder Besserung oft erst nach zehn Tagen begegnen wird, durch's Gefühl Farben unterscheiden und eben so geschriebene oder gedruckte Worte lesen, ja auch von abwesenden und künftigen Dingen nicht selten richtig urtheilen können soll. Die in diesem divinatorischen Schlummer liegende Somnambule soll niemand als ihren Magnetiseur verstehen, mit dem sie en rapport ist, mit Scharfsinn auf seine Fragen antworten, das deutlichste Bewusstseyn von sich haben und mit verschlossenen Augen wissen, was um sie her geschieht. Da ich nach meiner Philosophie, wo alles hübsch natürlich hergeht, kein Freund von den qualitatibus occultis bin, so kann ich das ganze somnambulistische Wesen nicht leiden und halte es für phantastische Einbildung und dummen wundersüchtigen Aberglauben. Ob durch den Magnetismus etwas ausgerichtet werden könne, lasse ich jetzt noch an seinen Ort gestellet seyn; als Wissenschaft wäre wenigstens nur erst das a. b. c. davon bekannt. In dem Buche Extraits des journaux d'un magnétiseur, welches in dem salon magnétique lag, sind zwar eine Menge Kuren angeführet; ob sie aber auch probehaltig seyn mögen? — Ich sah auch noch zwo andere Arten zu magnetisiren: am Baquet und im Hofe unter grünen Bäumen. Das Baquet ist ein grosser runder Kübel, der mit Eisenfeilspänen, gestossenem Glas, Salz u. s. w. angefüllt ist; durch den Deckel gehen stählerne runde Stäbe in der Figur eines Winkelmaasses, die man Conducteurs nennt, deren aussen befindliches Ende der Patient an den leidenden Theil hielt, und mit den Fingern an demselben nach sich zu strich, um dadurch magnetisches Fluidum in sich zu leiten. An diesem Baquet macht alle Tage die ganze anwesende Gesellschaft die chaine, und weil ich gerne wissen wollte, ob ich den Einfluss des fluidi auch empfände, so machte ich sie auch mit. Die ganze Gesellschaft legte sich nämlich um das Baquet herum, jeder wickelte den aus der Mitte herausgehenden magnetischen Strick um den Leib, Arm oder Bein, fasste den Nachbar bey dem Daumen der auf dem Knie liegenden Hand an, und wenn ich vom Nachbar zur Rechten einen Druck bekam, so gab ich ihn sogleich zur Linken weiter und so immer fort. Das Frauenzimmer, das mich beym Daumen angefasst hatte, fragte mich, ob ich schon in Rapport gesetzt sei? Ich wusste viel, was die unter dem Rapport verstund. Sie winkte dem Magnetiseur, welcher kam und mir ein paar Mal über Gesicht und Arme herunter manipulirte, und nun war ich im Rapport; dies sollte also heissen, das magnetische Fluidum sei in mir aufgereget worden. Wir sassen wohl eine Viertelstunde ganz stille, druckten einander an den Daumen, und ich fühlte nichts, als das mich das Frauenzimmer ziemlich stark drückte und zuweilen bedeutend ansah. Ich verstund aber nichts — sagte auch laut, dass ich nichts empfände; ein Beweis, hiess es, dass sie gesund sind; tant mieux, sagte ich.

Andere zuckten, bewegten sich, schlossen die Augen u. s. w. und dies soll dann einen heilsamen Einfluss auf den Kranken haben, ja einige sollen sogar am Baquet clairvoiant werden. Einen andern Tag druckte ich die Augen auch mit zu, und da ich eben bey dem Herrn v. Türkheim [Lilis Gatten] eine tüchtige Mahlzeit gethan und ein gut Glas Elsasser Wein getrunken hatte, so wandelte mich auch eine Schläfrigkeit an, allein ich bin nicht clairvoiant worden! — Von diesem Drucken des Daumens am Baquet hat die Société harmonique ihr Motto: d'un à tous. Der magnetische Strick aus dem Baquet wird auch durch die Wand in den Hof geleitet und um die daselbst stehenden Pflaumenbäume gewickelt. Der Patient setzt sich alsdann unter diesen Baum, windet den Strick um sich herum und melkt daran, reibt auch mit den Händen an dem Baume und soll auch magnetischen Einfluss spüren. Dass man hauptsächlich auf die Imagination zu wirken sucht, scheint mir aus einer der règles pour la police du traitement magnétique zu erhellen, die im Saale aufgehänget sind, wo es heisst: chaque malade, pendant la chaine s'occupant intérieurement de son mal, gardera le plus profond silence. Da ich ferner höre, dass die Herren Magnetiseurs ihren Patienten festen Glauben empfehlen, so wundere ich mich gar nicht mehr, wie sich der gute Lavater für den Magnetismus so sehr gewinnen lassen, da dieses in sein bekanntes System vom Wunderglauben passt. — Die fleissigsten Magnetiseurs auf dem Saal waren ein Graf Lützelburg, ein Herr v. Landsberg und ein lutherischer schöner Pfarrer Raimbold, der ein artiges Mädgen magnetisirte, die mit verschlossenen Augen lauter süsse wollüstige Empfindungen zu athmen schien. Wenn ich nach dem Anschein bei dieser Person den Magnetismus definiren sollte, so wäre es eine neue feine Art Wollust zu geniessen. Aufs gelindeste davon zu urtheilen, ist es eine sehr unzuverlässige, auf schwankenden, vielleicht auf gar keinen Gründen beruhende, zweideutige und zu allerhand besondern Vermuthungen Anlass gebende Beschäftigung, über die in kurzer Zeit bald Aufklärung erfolgen muss. — Auch magnetisches Wasser macht man durch Bestreichung, Reibung und Anhauchung der Bouteille, welches nun die Kraft zu laxiren haben soll — Ohe! jam satis est. —

Beweis der Herren Magnetiseurs, dass Jesus durch den Magnetismus Kranke gesund gemacht: Jeder Mensch hat fluide magnétique, womit er seinen Nebenmenschen heilen kann; Christus war Gottmensch — als Mensch musste er also diese Kraft haben, und als Gott in einem alle Menschen übersteigenden Grade.

Beim Somnambulismus (Worte eines Initiirten) kommt es darauf an, dass körperlich schwache Personen in einen Zustand versetzt werden, wo sie sich in einer dem Schlummer der Ohnmacht ähnlichen Verzuckung befinden, durch die sie ohne selbsterworbene medizinische Kenntnisse im Stande sind, ihren eignen oder fremder Personen Krankheitszustand anzugeben und wirksame Heilmittel dagegen zu verordnen.

Formular eines Initiationspatentes, das mir von einem vertrauten Freunde am Rhein, der es von einem andern Freunde bekommen, welcher sich aus Spionirsucht bei der Société harmonique initiiren lassen, mitgetheilet worden und das ich des Zusammenhanges wegen nach geendigter Reise hier beyfüge. „Da durch die Herren Fondateurs de la Société . . . der N. N. nach einem mir vorgezeigten Patente vom 20. Nov. 1786 Vollmacht erhalten, diejenigen so sich aus gutem Herzen entschliessen, zum Besten der leidenden Menschheit den thierischen Magnetismus zu erlernen, in die Geheimnisse desselben initiiren zu können, so verspreche ich als ein Mann von Ehre und Gewissen, dass, überzeugt von dem Dasein eines unerschaffenen Wesens — von Gott, der den Menschen mit einer unsterblichen Seele begabt und ihm Kräfte verliehen hat, durch seine Zulassung auf den Nebenmenschen zu wirken, ich von den Kenntnissen und Mitteln, die mir nun ins Künftige zur Ausübung des

thierischen Magnetismus anvertrauet werden, nie einen andern Gebrauch machen will, als meinen Nebenmenschen nützlich zu seyn und der leidenden Menschheit beizuspringen; dass ich nie einen Kranken, der somnambule werden kann, annehmen oder dazu machen will, ohne vorher den festen Vorsatz gefasst zu haben, solchen, so lange er sich die magnetischen Kuren verordnet, jedes Mal nur die von ihm bestimmte Zeit wieder zu magnetisiren, dass ich mich während der Krise aller neugierigen Fragen, die nicht zum Nutzen und Heilung des Kranken abzwecken, enthalten will, das mir Anvertraute geheim halten, auch nie zugeben werde, dass er ohne sein Vorwissen und Erlaubniss in der Krise von Neugierigen gesehen und befragt werde, er habe denn nicht allein in seinem natürlichen Zustande, sondern auch in der Krisis die Einwilligung dazu gegeben, vielmehr verhindern will, dass eine Somnambule, so lange sie nicht clairvoiant ist, niemalen von Leuten, die sie theils noch nicht bestimmen kann, oder die gar nicht zum Nutzen der Kranken gehören, besucht werde; dass so wie mich der N. N. frei und unentgeltlich initiiret hat, ich auch um so mehr niemalen aus Interesse oder für einige Belohnung magnetisiren werde, sondern uneigennützig den meist leidenden, am wenigsten unterstützten, verlassnen Kranken beispringen will; dass ich ohne eine Eingangs berührte Vollmacht zu haben unter keinerlei Vorwand irgend jemand das Magnetisiren lehren oder Gelegenheit geben will, dass er durch zu viele Fragen in den magnetischen Krisen oder durch Nachahmung meines Verfahrens Gelegenheit bekomme, zum Nachtheil des Magnetismus ein Stümper in der Sache zu werden; dass ich niemand meine Meinung über den wirklichen Nutzen des M. aufdringen, alle Spöttereien und Verleumdung wo möglich unbeantwortet lassen und wo es seyn muss kurz und nachsichtsvoll ohne Bitterkeit widerlegen, auch verhindern will, dass jemand aus Scherz magnetisire, weit weniger aber mich selbst vergessen, sondern die Sache so feierlich behandeln als sie verdienet; dass ich endlich über geheilte Krankheiten und besonders die an Somnambule gethane Fragen, die zu richtiger Vervollkommnung des Magnetismus dienen könnten, ein richtiges Protokoll führen und von den mir nützlich scheinenden an den N. N. einen Aufsatz, sowie über die Heilung der Kranken ein wo möglich von Zeugen unterschriebenes Attestat schicken will. Alles Vorhergehende habe ich wohl durchdacht, und mir zu meiner Erinnerung eine Abschrift davon genommen. Mit Mund und Herzen bekenne ich mich der verehrungswürdigen Gesellschaft dankbar zugethan, die mich als ein Glied an ihrer Kette der Geheimnisse des Magnetismus würdig macht, wiederhole meine heiligen Verbindungen und unterschreibe mich eigenhändig."

Karlsruhe, 9. Juni 1887. Bökmann [den von Klopstock und Goethe her bekannten Professor] traf ich nicht, weil er mit dem Prinz Friedrich nach der Schweiz gereiset war, seine Frau unterhielt mich aber eine Stunde sehr angenehm und erzählte mir, dass sie sich alle Tage durch den Herrn von Rosenfels magnetisiren lasse. Ihr Mann ist der grösste theoretische Magnetiseur in Teutschland und giebt jetzt ein Archiv für Magnetismus und Somnambulismus heraus. Der gedachte Herr v. R. ist ein natürlicher Sohn des vorigen Markgrafen, Kaiserl. Hauptmann und der stärkste Magnetiseur allhier. Er kam eben zur Madame B. und ich lernte ihn also kennen; da ich nichts wider den M. sprach, sondern alles ad referendum nahm, so will er mich morgen und so oft ich will darzu nehmen, wenn er magnetisiret.

11. Juni. Ich ging um zehn Uhr zur Madame B., um des Herrn v. R. seine magnetistischen Operationen zu sehen. Die Behandlung war grösstentheils wie ich sie in Strassburg beobachtet, denn dort ist Herr v. R. initiirt. Sie legte sich im Négligé in einen etwas hinterwärts gebogenen Lehnstuhl und hatte unter

dem Kopfe ein Kissen; der Magnetiseur sass oder stund theils vor theils neben ihr und und machte seine Manipulationen. Zuweilen lehnte er seinen Kopf an den ihrigen, damit (so hiess es) das magnetische Fluidium recht in Kreislauf komme. Diese Stellung däuchte mir etwas wollüstig, eben so auch die, da er ihre Beine zwischen den seinigen eingeschlossen hielt und über Brust und Nabel hin sanft strich oder krabbelte. Das Gefühl der Scham und Anständigkeit empörte sich wider diese Attitude, und das ganze Wesen verlor in dem Augenblicke fast allen Kredit vollends in meinem Herzen. Herr v. R. ist ein schöner wohlgemachter junger Mann, quod bene notandum! Nachdem er sie einige Minuten magnetisiret, gerieth sie schon in die Krisis, schloss die Augen, ward clairvoiant und antwortete auf alle vorgelegte Fragen wie eine Pythia; welche Fragen und Antworten ich sogleich ad protocollum nehmen und die Wahrheit mit meines Namens Unterschrift bestätigen musste. Ich liess mich alsdann mit ihr in Rapport setzen und fragte sie einiges, z. E. was machen meine Freunde in Sachsen, die ich am meisten liebe? Sie antwortete: „Wenn sie gut für Magnetismus denken, so bleiben Sie bei seiner Absicht!" Bin ich gesund? „Ja, nur Schärfe im Magen haben Sie." Was ist zu brauchen? „Cremor Tartari." Nach einiger allgemeinen Stille fing die Somnambule von selbst wieder an: „Sie haben ein vortreffliches Herz und Anlage ein guter und nützlicher Magnetiseur zu werden; unterrichten Sie sich mehr und handeln Sie zum Nutzen ihrer Nebenmenschen." Also auch ins Herz wollen sie andern im Schlafe sehen könnnen? Das ist zuviel! Sie wusste, nachdem sie Fünfviertelstunden in der Krisis gewesen und zuweilen kleine Verzuckungen gehabt, zuweilen bei gewissen Berührungen schalkhaft gelächelt, und nun wieder calmirt (aufgeweckt) worden, von allem dem Gesagten nichts. Ich will das Wesen, da man mir willig die Hände darzu bietet, noch ferner beobachten und prüfen. Noch will ich hersetzen, was man nach des Herrn v. R. Versicherung vom Magnetismus und Somnambulismus erwartet: voir son mal, celui des autres, les remèdes, les objets les plus éloignés. —

Adolf Exner.

Ein Wort zu seinem Gedächtniss.

Von
GEORG JELLINEK.

Dem ausgezeichneten Civilrechtslehrer der Wiener Universität, der im verflossenen Herbste so jäh und unvermuthet aus dem Leben schied, sind bisher von zwei Männern tiefempfundene Worte des Andenkens gewidmet worden: von seinem Meister Joseph Unger und von seinem Schüler Ludwig Mitteis.*) Besseres und Treffenderes über ihn zu sagen, ist wohl nicht möglich. Wenn daher an dieser Stelle auch ein Kollege des Verblichenen, der an seiner Seite Jahre lang gewirkt hat, das Wort ergreift, so vermag er dem lebensvollen Bilde, das von kundigen Händen gezeichnet wurde, nur noch einige Striche hinzuzufügen. Nach dem Lehrer und dem Schüler soll nun auch ein Genosse Exners die Gestalt des vorzeitig Dahingegangenen festzuhalten versuchen, wie sie sich ihm in lebendigem Umgange erschloss und darstellte.

*) Ungers Nachruf ist bei Hölder, Mitteis' Gedenkrede bei Manz in Wien erschienen.

Wäre mit Exner nur ein bedeutender Gelehrter gestorben, so würde damit allein kein Anlass gegeben sein, das Bild des Verblichenen grösseren Kreisen zu zeichnen und aufzubewahren. Der Gelehrte tritt hinter sein Werk zurück, das Beste, was er wollte und konnte, ist in ihm aufbewahrt, es ist das Denkmal, aus dem sein innerstes Wesen zur Mit- und Nachwelt spricht, je mehr es gelungen ist, desto weniger darf es von äusseren Schicksalen und inneren Kämpfen verrathen. Dem Freunde, dem Fachgenossen, dem Schüler mögen die Einzelheiten seiner Entwickelung von hohem Interesse sein, nicht aber dem Fernestehenden. In seiner ursprünglichen Art aufbewahrt zu werden, verdient nur das, was grösser ist als Alles von ihr Geschaffene, was nicht ganz in ihren Werken sich objektiviren und ausleben kann: die Persönlichkeit. Eine solche Individualität, die bedeutender war als ihre Schöpfungen, die über eine grosse Zahl der ihr durch gleiche Stellung Verbundenen hinausragte und, das sicherste Zeichen ihres Werthes, selbst ihren Gegnern imponirte, war Adolf Exner.

Den Schlüssel zum Verständniss dieser Persönlichkeit bieten zunächst ihre Lebensschicksale. Eine Individualität wie Exner konnte sich in ihrer Eigenart nur entwickeln dank der hohen Gunst der Umstände, unter denen sie entstand. Wenn irgend Jemand ein Liebling der Götter genannt zu werden verdiente, so war er es. Das lehrt schon ein flüchtiger Blick auf sein Werden und Wachsen. Am 3. Februar 1841 zu Prag als ältester Sohn Franz Exners geboren, der im Vereine mit Bonitz die grosse Reform des österreichischen Unterrichtswesens anbahnte, die an den Namen des Grafen Leo Thun geknüpft ist, kam er bereits 1848 nach Wien, so dass er sich stets als Wiener betrachten und fühlen konnte. Dass er, erst zwölfjährig, den Vater verlor, ist wohl der einzige schwere Schicksalsschlag gewesen, der ihn während seines ganzen Lebens getroffen hatte. Das Andenken an den ihm so früh Entrissenen blieb in ihm stets lebendig, in seinem Geiste zu wirken und zu schaffen, war ihm nicht nur Familientradition, sondern auch innerstes Bedürfniss des Herzens. Trotzdem seine Familie nun des Hauptes beraubt war, blieben ihm schwere Sorge um Gegenwart und Zukunft dennoch fern. Er genoss die gründlichste Erziehung, vollendete seine Studien in Wien, besuchte die Universitäten Berlin und Heidelberg, und 1866 bereits konnte er sich an der Wiener Universität als Privatdozent des römischen und österreichischen Civilrechtes habilitiren, und zwar unter den Auspicien Ungers, des Mannes mit dem warmen Herzen und dem kühlen Kopfe, wie Exner selbst seinen Lehrer und Freund charakterisirte. Unter der liebevollen und ermuthigenden Leitung Ungers, der ihm schon als Studenten Aufmerksamkeit und Förderung zugewendet hatte, war er rasch und sicher die erste Staffel zu einer glänzenden akademischen Laufbahn emporgestiegen. Die Zeit des Bangens und Kämpfens um eine sichere Stellung, die so Manchem die besten Jahre jugendfroher Thätigkeit vergällt, hat er kaum kennen gelernt. Während in Österreich in der Regel viele Jahre peinigender Ungewissheit verstreichen müssen, ehe dem Dozenten die Aussicht auf einen festen, unentziehbaren Wirkungskreis winkt, ist er nach blos zweijähriger Thätigkeit als Privatdozent, die Zwischenstufe des Extraordinariats überspringend, sofort als ordentlicher Professor nach Zürich berufen worden. Dort verlebte er vier behagliche Jahre stiller Arbeit, und 1872, nach dem Abgange Iherings nach Göttingen, wurde ihm, dem Einunddreissigjährigen, der erste und angesehenste Lehrstuhl zu Theil, den die österreichischen Juristenfakultäten zu vergeben haben. Hier hat er nun alsbald die höchsten Erfolge als Lehrer errungen. Den so abstrakten Stoff seines Faches mit anschaulicher Klarheit darstellend und belebend, wusste er die Zuhörer umsomehr zu fesseln, als er das absichtlich Lehrhafte in seinem Vortrage so viel als möglich zu vermeiden strebte. Die sorgfältig

vorbereiteten Vorlesungen machten den Eindruck des Extemporirten, sie schienen auf dem Katheder selbst zu entstehen, so dass der Zuhörer den Geist des Lehrers in seiner unmittelbaren schöpferischen Thätigkeit zu belauschen vermeinte. Zur Befriedigung über eine grosse und tiefwirkende akademische Thätigkeit und der steigenden Anerkennung, die dem Schriftsteller zu Theil wurde, gesellte sich bald der Besitz idealen Familienlebens. Im Verein mit einer liebenswerthen und geliebten jugendlichen Gattin schuf er sich ein stilles, mit vornehmem künstlerischen Sinne geschmücktes Heim, wo er im Kreise der Seinen und weniger erlesener Freunde edelsten Lebensgenuss fand. Als einem Auserwählten unter Zahllosen war es ihm vergönnt, das Leben selbst zum Kunstwerke zu gestalten, mit apollinischer Heiterkeit die Schwere des Daseins sich zu verklären.

Unter solchen seltenen Lebensbedingungen allein konnte die Natur Exners nach ihrem inneren Gesetze sich frei entfalten. Klarheit und Schärfe des Geistes, Gleichmaass des Empfindens, Sicherheit im Entschliessen, Ruhe im Handeln, Behagen im Geniessen, Gleichmuth im Ertragen waren ihr zu eigen. Ein Hauch antiker Lebensfreude war über diese Gestalt gebreitet, die mit epikuräischer Ataraxie durch ein unbefriedigtes, in sich zerrissenes Zeitalter schritt. Frei von Leidenschaft hatte er einen seltenen Sinn für die Realität der Dinge: für das Wirkliche im Erkennen, für das Mögliche im Erreichen. Sein klarer, durchdringender Verstand wurde in seinem Urtheile über Menschen und Situationen niemals durch Liebe und Hass getrübt. Er war Meister in der schweren Kunst, Fühlen und Denken gänzlich auseinanderzuhalten. Darum hat er niemals einen Gegner unter-, einen Freund überschätzt. Mit dieser Eigenschaft verband er eine Fähigkeit der Selbstbeherrschung, wie ich sie in ähnlichem Maasse niemals bei einem Anderen angetroffen habe. In der Zeit, während welcher ich neben ihm der Wiener Juristenfakultät angehörte, war dieses Collegium mit erbittertem Zwist und Kampf erfüllt; da sprach er denn selbst während der heissesten Debatten stets kühl, sachlich und mit der ihm eigenthümlichen epigrammatischen Schärfe und zwar auch dann, wenn er im innersten Herzen an dem Gegenstande des Kampfes betheiligt war. Er hat niemals ein heftiges oder auch nur ein starkes Wort gebraucht, ja er besass die fast unbegreifliche Fähigkeit, die gröbsten persönlichen Angriffe schweigend hinzunehmen. Gerade aber dieser Gleichmuth machte ihn gefürchtet und gab ihm eine unvergleichliche Überlegenheit in der Diskussion. Dabei war es sein unverrückbares Prinzip, alles Amtliche rein sachlich zu behandeln, und er zeigte daher niemals Gereiztheit oder auch nur Verstimmung im persönlichen Verkehr mit Gegnern, wie er denn überhaupt Jedermann unter allen Verhältnissen in der gleichen ungezwungenen Weise zu behandeln wusste. Seine Ruhe und Klarheit, seine Menschen- und Sachkenntniss bewährten sich am glänzendsten, wenn er akademische Geschäfte zu leiten hatte. Das hat sich während seines Dekanates 1883/84 gezeigt, wo er unter schwierigen Verhältnissen meisterhaft die Angelegenheiten der Fakultät verwaltete. Dass er später als Rektor seinen feinen Takt und sein grosses administratives Talent in hervorragendem Maasse bethätigte, hat mir ein hoher Beamter des österreichischen Unterrichtsministeriums mit bewundernder Anerkennung erzählt.

In Deutschland und der Schweiz hat Exner seine idealen Anschauungen von den Aufgaben und der Stellung der Universitäten, von den Rechten und Pflichten der akademischen Lehrer gewonnen. Die österreichischen Universitäten haben zwar durch das grossartige Reformwerk Leo Thuns einen gewaltigen Aufschwung genommen, allein das Vorbild der deutschen Hochschulen ist nicht in allen Stücken glücklich kopirt worden. Vor Allem ist die Selbständigkeit der österreichischen Universitäten gegenüber der Regierung weitaus geringer als

die der deutschen, der Professor viel mehr durch Rücksichten nach Oben in seinem ganzen Auftreten gehemmt, als sein deutscher Kollege. Dass die Universitäten als Korporationen sich an die Spitze einer grossen öffentlichen Aktion stellen könnten, wie es jüngst in Preussen während des Kampfes gegen das Zedlitzsche Volksschulgesetz der Fall war, das wäre in Österreich ein ausserhalb des Bereiches jeder Möglichkeit liegender Vorgang. So sehr Exner nun als Professor in politischen Dingen eine reservirte Haltung einnahm, so hat er es doch stets für seine Pflicht gehalten, wo die Umstände es erforderten, mit seiner ganzen Person für das öffentliche Ansehen und die Würde der Universität einzutreten, unbekümmert darum, ob ihm daraus Widerwärtigkeiten haben erwachsen können. Der einzige politische Schritt der Wiener Universität in den letzten Decennien, ein Protest gegen das Verhalten eines für das Taaffesche System begeisterten Rektors im niederösterreichischen Landtage, ist von ihm ausgegangen und hat ihm heftige Gegnerschaft mancher Genossen und das äusserste Missfallen der Regierung zugezogen, das er in seinem unerschütterlichen Gleichmuthe ruhig ertrug.

Das Blühen und Gedeihen der Universität lag ihm sehr am Herzen. Hier war der Punkt, wo die scheinbar so kühle Natur Exners die ganze ihr innewohnende Wärme offenbarte. Bei seiner genauen Kenntniss der akademischen Verhältnisse wusste er, dass in Österreich das Wachsthum der Universitäten von der Qualität ihrer Lehrer viel unabhängiger sei, als in Deutschland, wo im eigensten Interesse Regierungen und Fakultäten wetteifern, die tüchtigsten Männer auf die Lehrstühle zu berufen, wo weite Kreise der Nation sich dauernd und lebhaft für die Universitäten interessiren. In Deutschland ist es Regel, dass der Student von Universität zu Universität wandert, um den oder jenen hervorragenden Lehrer zu hören, ein bedeutender Mann sieht die Schüler aller Culturnationen zu seinen Füssen. Das gehört in Österreich vorderhand zur Ausnahme, da entscheiden fast immer ganz andere Rücksichten bei der Wahl einer Universität. Darum klagte auch Exner unaufhörlich, dass es in Österreich keine öffentliche Meinung in Sachen der Wissenschaft und ihrer Männer gebe, dass häufig der richtige Maassstab, manchmal sogar der gute Wille zur sicheren Beurtheilung der neu zu berufenden Dozenten in den entscheidenden Kreisen mangle. Er war nun sorgfältig darauf bedacht, nur den Würdigsten zum Genossen zu wählen, und niemals hat er den Bequemsten und Nächsten mit dem Besten verwechselt. Vor Allem war er ein energischer Vertreter der Zusammengehörigkeit der österreichischen und deutschen Universitäten, er fürchtete den Verfall der heimischen Hochschulen, wenn man es nicht verstände, über der staatlichen Spaltung die alte nationale Einheit der Universitäten deutscher Zunge zu erhalten. Noch als ich ihn das letzte Mal sah, sprach er mit mir lebhaft davon und zwar dies Mal mit einem Zuge schmerzlicher Resignation. Die politischen Verhältnisse liessen ihn düster in die Zukunft der heimischen Universitäten blicken. Diese Sorge und dieses Weh sind meine letzten Erinnerungen an den persönlichen Verkehr mit ihm.

Mit ihm ist auch ein wichtiges persönliches Bindeglied zwischen den akademischen Lehrern Österreichs und Deutschlands dahingegangen. Durch seine liebenswürdige, geistvolle, ungezwungene Art hat er sich an den deutschen Universitäten, wo man ja lange dem Österreicher mit einer, noch heute nicht überall ganz verschwundenen Reserve gegenübertrat, viele warmen Freunde erworben. Als ich im Sommer 1886 mit ihm gemeinsam dem Jubiläum der Universität Heidelberg beiwohnte, da konnte ich beobachten, wie sehr ihm die Kunst zu eigen war, Menschen zu gewinnen und zu fesseln, und manchem Mitgliede jener erlauchten Festversammlung, die ihres Gleichen noch nicht gefunden hat, ist er dauernd in freundlichster Erinnerung geblieben. Nachdem er vor einigen Jahren eine Anfrage der

Leipziger Juristenfakultät, ob er Windscheids Nachfolger werden wolle, ablehnend beantwortet hatte, wurde einmal vor mir im geselligen Kreise die Frage aufgeworfen, ob er, der Wiener, wohl in die ganz anders gearteten akademischen und sozialen Verhältnisse der nordischen Universität gepasst hätte. „Der passt überall hin", ertönte es sofort aus dem Munde Theodor Mommsens, der, im Lobe sonst karg, mit grosser Wärme Exners Vorzüge pries und den ausserordentlich günstigen Eindruck schilderte, den er nicht lange vorher in der Berliner Gesellschaft bei Gelegenheit eines kurzen Besuches gemacht hatte.

So gesättigt an Gaben der Natur und des Schicksals liess er Dinge und Menschen ruhig an sich herankommen. Er suchte Niemanden auf, sondern zog die, welche ihm zusagten, durch die Macht seines Wesens an sich. Die einzige Ausnahme vielleicht, die er darin machte, fand vor vielen Jahren auf einem bayerischen Bahnhofe statt, wo er mit dem Fürsten Bismarck zusammentraf. Von dem Verlangen getrieben, dem gewaltigen Manne zu nahen, wagte er es, dem Fürsten eine Zigarre anzubieten, die dieser mit der grössten Liebenswürdigkeit acceptirte. Unvergesslich war ihm der sich tief in die Seele bohrende Blick geblieben, mit dem ihm der Fürst ins Antlitz sah, bevor er die dargereichte Gabe entgegennahm; das Lächeln, das diesem langen Blicke folgte, bewies, dass er vor diesem grossen Menschenkenner in heikler Situation die Probe bestanden hatte.

Zu näherem Umgange und gar zu Freunden wählte er die Besten und darum nur Wenige aus; wer ihm nicht durchaus zusagte, den wusste er von sich fern zu halten. Die dem Wiener Volkscharakter so zusagende Allerweltsfreundschaft, in der leider so häufig Schwäche mit Tücke sich paart, hat er stets verachtet. Trotz eines ausgesprochenen diplomatischen Zuges in seinem Wesen wusste daher Jeder, woran er mit ihm war. Den Freunden war er ein treuer Berather, man vertraute sich ihm gerne an, da seine überlegene Ruhe und sein praktischer Scharfblick auch die dem Nächsten vorgezeichnete Bahn oft besser erkannte als dieser selbst. Er war auch stets zu freundschaftlicher That bereit, wenn ihr nach seinem Ermessen ein möglicher Erfolg beschieden war. Für das Unmögliche und das Unnütze hat er sich nie eingesetzt, weder für sich, noch für Andere.

In politischen Dingen war er einem maassvollen Fortschritt zugethan. Alles Radikale war ihm durchaus unsympathisch, im Sinne der extremen Parteien war er daher eher als konservativ zu bezeichnen. Auch politischen Einfluss hat er niemals gesucht. Ein Mandat für das Abgeordnetenhaus hat er zurückgewiesen. Aber auch eine hervorragende politische Stellung wurde ihm schliesslich ungerufen zu Theil. Er ward Mitglied des Reichsgerichtes und des Herrenhauses. In beiden Kollegien stellte er sofort seinen Mann. Im Reichsgericht imponirte er, wie der Präsident dieses Tribunals bezeugt hat, durch die siegreiche Klarheit seiner Argumentation, die nicht leicht mit ebenbürtigen Waffen zu bekämpfen war. Im Herrenhause, dem er erst seit dem Ende des Jahres 1892 angehörte, hat er sich in kurzer Zeit die höchste Achtung erworben, namentlich seitdem er das Referat in der Kommission zur Berathung des Gesetzes über das Urheberrecht erhalten hatte. Er schrieb mir damals mit hoher Befriedigung, wie es ihm gelungen sei, die ersten praktischen Juristen der Monarchie zu seinen Ansichten zu bekehren, — es war das erste Mal, dass er selbst mit Stolz eines seiner Erfolge erwähnte. Seitdem er Mitglied des Herrenhauses geworden war, hatte ich die Überzeugung, dass er zu einer leitenden Stellung im Staate berufen sei. Als ich ihm gegenüber dieser Überzeugung Ausdruck gab, hat er sie nicht abgewiesen, der Ehrgeiz schien nun doch in ihm erwacht zu sein. Er wäre sicher ein ausgezeichneter Minister geworden: seine Kunst, Menschen zu erkennen und zu behandeln, sein

Talent, zu organisiren und zu verwalten, hätten sich in solcher Stelle erst recht entfalten können. Und doch war es vielleicht auch eine Fügung der ihm so gnädig gesinnten Götter, dass sie ihn scheiden liessen, bevor sein Lebensweg in neue Bahnen eingelenkt hatte. In einem so schwer zu regierenden Staate wie Österreich verlassen die leitenden Personen ihre hohen Stellungen selten ohne tiefe Enttäuschungen, ohne bittere Opfer an Ansehen und allgemeiner Werthschätzung. Das ist ihm erspart geblieben, mit ihm ist eine reiche Zukunft ins frühe Grab gesunken, er hatte niemals eine Vergangenheit zu beklagen.

Als bleibendes Denkmal seines Namens stehen seine Werke da, die zu würdigen hier nicht der Ort ist. Seine Lehre vom Rechtserwerb durch Tradition, sein österreichisches Hypothekenrecht, seine Abhandlung über den Begriff der höheren Gewalt haben in der juristischen Litteratur ihre bleibende Stelle gefunden. Von seinem vielseitigen, über sein Fach weit hinausgreifenden Wissen hat seine vielumstrittene Rektoratsrede über politische Bildung glänzendes Zeugniss abgelegt.

Unter den mächtigen Arkaden des Hofes der Wiener Universität, wo vor Kurzem die Büste Franz Exners enthüllt wurde, wird wohl bald auch das Bild seines Sohnes eine Stätte finden, der die väterlichen Traditionen in Pietät und aus eigenem Antriebe fortgesetzt hat. Dort soll es auf die einander ablösenden Generationen der Lehrer und der Lernenden blicken, sie mahnend, die echte akademische Freiheit zu wahren und zu bethätigen, die in der Abwehr banausischer, in der Pflege reiner und hoher Gesinnung besteht. Der alte Segenswunsch, der auf die ehrwürdige Alma mater Wachsen, Blühen und Gedeihen herabfleht, kann nur dann erfüllt werden, wenn der Geist lebendig bleibt, von dem auch Adolf Exner beseelt war.

Natanael Pringsheim.

Von

E. ROTH (Halle).

Mit Natanael Pringsheim ist ein Forscher dahingegangen, dessen Andenken allein desshalb niemals verlöschen wird, weil es ihm als ersten vergönnt war, im Pflanzenreiche die Vereinigung des männlichen Befruchtungskörpers mit dem weiblichen Ei zu beobachten und nachzuweisen. Diese Entdeckung, diese fundamentale Wahrnehmung, welche man bis dahin nur zu ahnen vermochte, sichert ihm für alle Zeiten einen Ehrenplatz unter den Gelehrten, ihm, welcher mit zu den Begründern der modernen Botanik zählt und dieselbe in so hervorragendem Maasse förderte. Geboren wurde N. Pringsheim am 30. November 1823 zu Wziesko in Oberschlesien als Sohn eines begüterten Industriellen, dessen Kinderschaar bis auf neunzehn anwuchs. Die Schule besuchte er zuerst zu Oppeln, um dann auf das Friedrichs-Gymnasium zu Breslau überzugehen, wo er sich das Zeugniss der Reife erwarb. Die ersten Universitätsstudien liessen den Anfänger sich den philosophischen Disziplinen in Breslau zuwenden, doch bald trat er zur medizinischen Fakultät über, die er dann mit der in Leipzig vertauschte. Nach einem abermals nur kurzem Aufenthalte wandte er sich Berlin zu, wo er sowohl medizinischen wie philosophischen Studien oblag. Als Frucht der letzteren, die hauptsächlich der Botanik galten, entstand seine Dissertation, mit welcher er 1848 in Berlin den philosophischen Doktorgrad erwarb. Günstige materielle Umstände verstatteten es dem jungen Gelehrten, sich zuerst in der Welt etwas umzusehen, und so finden wir ihn denn in Paris mit botanischen Arbeiten während eines Jahres beschäftigt;

dort schloss er ein intimes Freundschaftsbündniss mit E. Bornet, welchen er die Freude hatte in der zweiten Generalversammlung der Deutschen botanischen Gesellschaft im Jahre 1884 zum Ehrenmitgliede der letzteren erwählt zu sehen.

Gerade die niederen Pflanzen zogen Pringsheim an, und ihnen hat er denn fast seine ganze so unermüdliche Arbeitskraft während seines thatenreichen Lebens gewidmet. Bereits 1850 hat er die Entwickelungsgeschichte von Achlya prolifera studirt, eine Untersuchung, welche von der Kais. Leopold. Akademie der Naturforscher zum Druck befördert wurde.

Ihr folgten bald algologische Mittheilungen in der Flora, bis sich der Arbeitsplan mehr und mehr dem Bau und der Bildung der Pflanzenzelle überhaupt zuneigte; als Niederschlag dieser Studien erschien 1852 ein umfangreicheres Werk. Nunmehr wandte sich Pringsheim der Entwickelung der niederen Algen zu, wobei er 1855 die geschlechtliche Fortpflanzung von Vaucheria terrestris nachwies. Grosse Aufregung rief diese Entdeckung hervor, zum ersten Male gelang es, im Pflanzenreiche darzuthun, wie die Spermatozoen, denen jetzt erst diese Bezeichnung mit Recht zukam, bei der Berührung mit der weiblichen Eizelle ihr Protoplasma mit der letzteren vereinigten. Wohl hatte Thuret die vorbereitenden Schritte gethan und die geschlechtliche Befruchtung geahnt und vorausgesehen, aber das Verdienst, dieselbe zuerst sinnlich beobachtet zu haben, gebührt unserem Pringsheim voll und ganz. Was Wunder, dass dieser so wichtige Fund seinen Entdecker mit einem Schlage berühmt machte, und nur als eine wohlverdiente Anerkennung vermag man es zu bezeichnen, dass die Berliner Akademie Pringsheim 1860 zu ihrem Mitgliede wählte.

Bereits vorher hatte aber unser Gelehrter ein Unternehmen ins Leben gerufen, welches seinen Namen ständig auf den Lippen aller Botaniker erhält: es war die Schaffung der Jahrbücher für wissenschaftliche Botanik, welche er 1858 gründete, sie, welche als Pringsheim's Jahrbücher überall kurz zitirt werden. Welche Fülle von Beobachtungen liegt in dieser Zeitschrift, welche jetzt bis zum 28. Bande gediehen ist, niedergelegt, welch' reiche Anregung ging von ihrem Inhalt aus, und wie besorgt war der Herausgeber stets für diese seine Schöpfung, damit die Wissenschaftlichkeit nicht sänke und gefährdet werde.

Lange freilich blieb Pringsheim zunächst nicht im Schoosse der Berliner Akademie, denn 1864 folgte er einem Rufe nach Jena als ordentlicher Professor der Botanik an dieser Hochschule, obwohl Berlin bereits damals Anstrengungen machte, sich diesen Forscher zu erhalten; so wollte man ihn an die Spitze eines pflanzenphysiologischen Laboratoriums stellen, doch die Unterhandlungen zerschlugen sich. Was aber in der Hauptstadt Preussens damals nicht möglich war, vollzog sich in dem kleinen thüringischen Städtchen, dem denn die Ehre zufiel, dass in ihm das erste botanische Laboratorium begründet wurde, welchem später derlei Institute an allen deutschen Universitäten und Hochschulen folgten, meist als Kopieen jener ersten Anstalt. Nur vier Jahre lehrte Pringsheim in Jena, wo ihn eine gewisse Kränklichkeit an einem behaglichen Arbeiten hinderte und die Lehrthätigkeit eine dauernde Unterbrechung seiner Untersuchungen forderte. So kann man es denn nur als eine vortheilhafte Wendung seines Lebens bezeichnen, dass er 1868 wieder als Mitglied der Akademie nach Berlin zurückkehrte, wo er sich ein eigenes Laboratorium in eigenem Hause schuf und nie mehr die Lehrkanzel betrat. Schwer ist es, in einem kurzen Rahmen die Leistungen unseres Gelehrten zusammenzudrängen, zumal sich dieselben auf so verschiedene Gebiete erstreckten. Wir wollen desshalb nur bei einigen Einzelheiten verweilen und im Übrigen auf die am Schluss folgende Zusammenstellung seiner Arbeiten verweisen, welche bibliographisch genau durch Angabe der Seiten auch den jeweiligen Umfang erkennen lassen.

Von dem zweiten Berliner Aufenthalt an treten hauptsächlich physiologische Studien in den Vordergrund von Pringsheim's Arbeiten, die Assimilation beschäftigte ihn dauernd und namentlich die Zersetzung der Kohlensäure durch die Thätigkeit der Gewächse. Über das Chlorophyll veröffentlichte er mehrere Schriften, welche sämmtlich den subtilen Arbeiter, den überaus sorgfältigen Beobachter und fesselnden Darsteller verrathen. Freilich haben

seine Resultate nicht stets die Zustimmung der anderen Botaniker gefunden, doch ist die Anerkennung seiner Forschungen über den Einfluss des freien Sauerstoffes auf die Rotation und Cirkulation des Protoplasmas seitens der Fachgenossen wohl ohne Ausnahme gesichert. Nicht so unbestritten ist seine Ansicht, dass das Chlorophyll als Schutz für das Protoplasma gegen das Licht hauptsächlich wirke.

Dauernd wird der Name des Gefeierten auch in der Pringsheim'schen Gaskammer fortleben, eine Frucht seiner langwierigen Untersuchungen, welche leider nicht zu einem umfassenden Werke zusammengefasst sind, wenn auch werthvolle Vorarbeiten, einzelne fertige Abschnitte, wie sie in den Veröffentlichungen vorliegen, und eine grosse Anzahl Zeichnungen in groben Umrissen eine Phytophysiologie erwarten liessen.

Daneben gingen Pringsheims Bestrebungen, eine Deutsche botanische Gesellschaft in das Leben zu rufen, ein Plan, welcher auf der Naturforscher- und Ärzte-Versammlung zu Eisenach im Herbst 1882 verwirklicht wurde. Wahrlich, nur einem Pringsheim haben wir es zu danken, dass dem Anfangs Juni versandten Aufruf zur Gründung einer derartigen Gemeinschaft so zahlreich entsprochen wurde, nachdem er so manches widerstrebende Urtheil bekämpft und so manchen lauen Fachgenossen zur eifrigen Betheiligung angestachelt hatte. Bereits bis zum 1. Juli 1882 hatten 288 deutsche Botaniker ihren Beitritt angemeldet, während heutzutage die Zahl auf über 400 gestiegen ist und sich nicht auf die deutschen Grenzen beschränkt. Die Gesellschaft ehrte dann auch den geistigen Gründer dadurch, dass sie ihn stets bis zu seinem Hinscheiden zum Präsidenten wählte, als welcher er die Generalversammlungen jährlich zu leiten hatte. Aber auch andere Ehre ward dem Forscher zu Theil. So sei darauf hingewiesen, dass er bei der Kaiserlich Leopoldino-Carolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher Mitglied des Vorstandes der Fachsektion für Botanik war; so sei daran erinnert, dass viele andere Akademieen wie wissenschaftliche Gesellschaften es sich zur Ehre schätzten, ihn unter ihren korrespondirenden, auswärtigen oder Ehren-Mitgliedern zu führen. Stattlich war die Zahl dieser Vereine, welche dem Jubilar zu seinem 70. Geburtstage ihre Huldigung am 30. November 1893 darbrachten, von dem es in einer Adresse so richtig hiess: „Ein Leben wie das Ihrige, das in selbstloser Hingabe einzig und allein der Wissenschaft geweiht ist, geniesst seinen Lohn in der allgemeinen Verehrung, die demselben in den weitesten Kreisen der wissenschaftlichen Welt entgegengetragen wird.“ Was will es dagegen sagen, dass die Königliche Regierung ihm 1888 den Titel eines Geheimen Regierungsrathes verlieh, ihm, der niemals nach äusseren Ehren geizte.

Am 6. Oktober 1894 raffte den greisen Gelehrten, dessen letzte Veröffentlichung bereits aus dem Jahre 1888 stammt, eine Bronchitis hinweg; freilich haben wir die Hoffnung, aus seinem Nachlass noch eine Arbeit über das Wachsthum der chemischen Contactmembranen zweier sich berührenden Flüssigkeiten zu erhalten.

Was Pringsheim's sonstiges Leben anlangt, so vermählte er sich am 20. Mai 1851 nach langer Verlobungszeit mit Henriette Guradze, deren Heimath ebenfalls Schlesien war. Das Familienleben war äusserst glücklich; drei Töchter entsprangen der Ehe, deren mittelste bereits als Kind starb; die älteste ist an den Chemiker Ladenburg in Breslau verheirathet, die jüngere folgte einem Cohn als Gemahlin. Wer einmal das Glück gehabt hat, in der Pringsheim'schen Familie näher zu verkehren, wer ausser den grossen Gesellschaften im kleineren Cirkel die Vorzüge des Hauses geniessen durfte, wird sich stets der immer gleichbleibenden Güte des Ehepaares mit Dankbarkeit erinnern, welches trotz der oft so bedeutenden Unterschiede in den Lebensjahren sich in die Seele der jüngeren Generationen zu versetzen verstand und sich in den Herzen derselben eine bleibende Stätte schuf. Den Tod seiner Frau konnte Pringsheim nicht verschmerzen, er verwand den Schlag nicht mehr. Namentlich Fachgenossen gegenüber war Pringsheim in jeder Weise gefällig; gern stellte er sein Laboratorium zur Verfügung, seine Bibliothek mit ihren reichen Schätzen konnte nachhaltig benutzt werden, werthvolle Fingerzeige halfen dem nicht so bewanderten oftmals

rascher vorwärts, als mühsames Experimentiren und Lesen von allerhand Büchern; kurz in jeder Weise war Pringsheim bemüht, Mittel und Wege anzugeben, um jüngere Forscher zu unterstützen und ihnen zu helfen.

Selbst über das Grab hinaus wird dieser Fürsorge noch Rechnung getragen, insofern die Erben in richtiger Erkenntniss der Sachlage die Bibliothek des Verewigten der deutschen botanischen Gesellschaft als Geschenk anboten, zugleich mit einer Summe, aus welcher die fortlaufenden dauernden Ausgaben zu bestreiten seien. Obwohl statutengemäss diese Vereinigung nicht den Besitz einer Bibliothek erstrebt, wurde dennoch beschlossen, von dem hochherzigen Anerbieten Gebrauch zu machen und das Geschenk anzunehmen.

Die Jahrbücher werden ebenfalls im alten bewährten Sinne fortgeführt, und es ist desshalb nicht zu befürchten, dass selbst in unserer schnellebigen Zeit, wo der Blick für grosse und bedeutungsvolle Errungenschaften der Vergangenheit so leicht getrübt ist und gänzlich verloren geht, ein Name vergessen wird, dessen Träger uns zu Thatsachen verhalf, welche heutigen Tages Allgemeingut geworden sind, vorher aber unbekannt waren.

Selbstständig erschienene Werke.

De forma et incremento stratorum crassiorum in plantarum cellula observationes quaedam novae. Halae 1848. 8⁰. 36 S. 2 Tafeln. Inaug.-Diss. von Berlin. (S.-A. aus Linnaea.)

Untersuchungen über den Bau und die Bildung der Pflanzenzelle. 1. Abth. Grundlinien einer Theorie der Pflanzenzelle. Berlin 1854. A. Hirschwald. 4⁰. VII u. 91 S. 4 Tafeln.

Ueber die Befruchtung und Keimung der Algen und das Wesen des Zeugungsaktes. Ebenda 1855. 8⁰. 33 S.

Zur Kritik und Geschichte der Untersuchungen über das Algengeschlecht. Ebenda 1854. 8⁰. IV u. 75 S.

Über Richtung und Erfolge der cryptogamischen Studien neuerer Zeit. Jena 1865. F. Frommann. 8⁰. 29 S. Öffentliche Rede zum Eintritt in die philosophische Fakultät der Universität Jena, gehalten am 26. Okt. 1864.

Abhandlungen der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

1862. S. 1—37. 8 Tafeln. Beiträge zur Morphologie der Meeresalgen.

1873. S. 137—191. 11 Tafeln. Über den Gang der morphologischen Differenzirung in der Sphacelarien-Reihe.

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen der Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

1855. S. 133—165. 1 Tafel. Über die Befruchtung der Algen.

(Forts. als Monatsberichte.) Aus dem Jahre:

1856. S. 225—237. 1 Tafel. Über die Befruchtung und den Generationswechsel der Algen.

1857. S. 315—330. Über die Befruchtung und Vermehrung der Algen.

1860. S. 397—401. Antrittsrede in der Akademie. S. 775—794. 1 Tafel. Über die Dauerschwärmer des Wassernetzes und einige ihnen verwandte Bildungen.

1862. S. 5.* Beiträge zur Morphologie der Meeresalgen. S. 225 — 231. Über die Vorkeime der Charen.

1863. S. 168—177. Über die Embryobildung der Gefässkryptogamen und das Wachsthum von Salvinia natans.

1869. S. 92—116. 1 Tafel. Über die Bildungsvorgänge am Vegetationskegel von Utricularia vulgaris. S. 721—738. 1 Tafel. Über die Paarung von Schwärmsporen, die morphologische Grundform der Zeugung im Pflanzenreiche.

1871. S. 240—255. 1 Tafel. Über die männlichen Pflanzen und die Schwärmsporen der Gattung Bryopsis.

1872. S. 242*. Beiträge zur Morphologie der Sphacelaceen.

---

* Nur Titelangabe.

1873. S. 483*. Über den Gang der morphologischen Differenzirung in der Sphacelarienreihe. S. 484—485. Über die neueren Resultate seiner Untersuchungen an den Saprolegnieen.
1874. S. 628—659. 1 Tafel. Über die Absorptionsspectra der Chlorophyllfarbstoffe.
1875. S. 725—759. 1 Tafel. Über natürliche Chlorophyllmodificationen und die Farbstoffe der Florideen.
1876. S. 425—429. 1 Tafel. Über vegetative Sprossung der Moosfrüchte. S. 869—911. Über den Generationswechsel der Thallophyten und seinen Anschluss an den Generationswechsel der Moose.
1877. S. 447*. Über die Bedingungen, unter welchen phanerogame Pflanzen im Licht ergrünen.
1878. S. 532—546. Über Lichtwirkung und Chlorophyll-Funktion in der Pflanze. S. 860—878. Über das Hypochlorin und die Bedingungen seiner Entstehung in der Pflanze.
1881. S. 117—135. Zur Kritik der bisherigen Grundlagen der Assimilationstheorie. S. 504—535. 1 Tafel. Ueber die primären Wirkungen des Lichtes auf die Vegetation.

Sitzungsberichte der Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.
1882. S. 855—890. Neue Beobachtungen über den Befruchtungsakt der Gattungen Achlya und Saprolegnia. 1 Tafel.
1883. S. 213*. Nachträgliche Bemerkungen zum Befruchtungsakt von Achlya.
1884. S. 85*. Über die Sauerstoffabgabe im Spektrum.
1886. S. 137—176. Über die Sauerstoffabgabe der Pflanzen im Mikrospektrum. 2 Tafeln. S. 651—662. Über die vermeintliche Zersetzung der Kohlensäure durch den Chlorophyllfarbstoff.
1887. S. 763—777. Über die Abhängigkeit der Assimilation grüner Zellen von ihrer Sauerstoffathmung, und den Ort, wo der im Assimilationsakte der Pflanzenzelle gebildete Sauerstoff entsteht.
1888. S. 311*. Über die Entstehung der Kalkincrustationen an Süsswasserpflanzen.
1889. S. 319*. Über alkalische Ausscheidungen der Pflanzen im Licht.
1891. S. 991*. Über die Wachsthumsrichtung chemischer Niederschläge. Ein experimenteller Beitrag zur Theorie der Lösungen.
1892. S. 967*. Über Wachsthum chemischer Niederschläge in Gallerte.

Annalen der Landwirthschaft.
Band 44. (Jahrg. 22.) 1864. S. 97—132. General-Bericht über die von den landwirthschaftlichen Akademieen und Versuchsstationen eingereichten Spezialberichte, ihre in den Jahren 1862 und 1863 ausgeführten Untersuchungen über Kartoffelkrankheit und das Kartoffelwachsthum umfassend, erstattet von der Central-Kommission für das agrikultur-chemische Versuchswesen (Berichterstatter Prof. Dr. Pringsheim). 5 Tabellen.
Band 57. (Jahrg. 29.) 1871. S. 1—28. Dritter Bericht der Central-Kommission für das agrikultur-chemische Versuchswesen über die in den landw. Akademieen und Versuchsstationen eingereichten Spezialberichte, ihre in den Jahren 1868 und 1869 ausgeführten Untersuchungen über die Kartoffelkrankheit uud das Kartoffelwachsthum umfassend. (Ref. Prof. Pringsheim).

Archiv für die gesammte Physiologie des Menschen und der Thiere.
Band XXXVIII. 1886. S. 142—153. Über die Sauerstoffabgabe der Pflanzen im Mikrospectrum. Nach einem Vortrage in der botanischen Section der Naturforscher-Versammlung in Strassburg am 19. September 1885.

Berichte der deutschen botanischen Gesellschaft.
Band I. 1883. S. 288—308. 1 Tafel. Über Cellulinkörner, eine Modification der Cellulose in Körnerform.
Band III. 1885. S. LXXII—LXXX. Über die Sauerstoffabgabe der Pflanzen im Mikrospektrum.

---

* Nur Titelangabe.

Band IV. 1886. S. LXXIX—XC. Über die chemischen Theorien der Chlorophyllfunktion und die neueren Versuche die Kohlensäure ausserhalb der Pflanze durch den Chlorophyllfarbstoff zu zerlegen.

S. XC—XCVII. Zur Beurtheilung der Engelmannschen Bakterienmethode in ihrer Brauchbarkeit zur quantitativen Bestimmung der Sauerstoffabgabe im Spektrum.

Band V. 1887. S. 294—307. Über Inanition der grünen Zelle und den Ort ihrer Sauerstoffabgabe.

S. IX—XXXIII. Jean Baptiste Boussingault als Pflanzenphysiologe.

Biologisches Centralblatt.

Band VII. 1887. S. 129—132. Abwehr gegen Abwehr.

Botanisches Centralblatt.

Band XIV. 1883. Jahrgang 4. Quartal 2. S. 378—382. Über die vermeintlichen Amöben in den Schläuchen und Oogonien der Saprolegnieen.

Comptes rendus hebdomadaires des séances de l'academie des sciences (de Paris).

Tome XC. Janvier—Juin 1880. S. 161—165. Remarques sur la chlorophylle.

Landwirthschaftliche Jahrbücher.

Band II. 1873. S. 1—5 bezw. 106. (Referent Pringsheim: Aus dem Berichte der Central-Kommission für das agrikulturchemische Versuchswesen über die von Dr. Müller in Lippstadt ausgeführte botanische Untersuchung der Boker Haide und dessen sich anschliessende Folgerungen über die Ursache der Knochenbrüchigkeit des Viehes.)

Band V. 1876. S. 1129—1141. (Referent Pringsheim: Vierter Bericht der Central-Kommission für das agrikulturchemische Versuchswesen . . . über die von den landwirthschaftlichen Akademieen und Versuchsstationen eingereichten Spezialberichte, ihre in den Jahren 1871—1873 ausgeführten Untersuchungen über die Kartoffelkrankheit und das Kartoffelwachsthum umfassend.)

Flora.

1852. Neue Reihe Jahrgang X oder der ganzen Reihe Jahrgang XXXV. S. 465—480, 481—492. Algologische Mittheilungen. 2 Tafeln.

Linnaea.

Band V. 1848. S. 145—180. 2 Tafeln. De forma et incremento stratorum crassiorum in plantarum cellula observationes quaedam novae.

Verhandlungen der Kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher. (Nova acta . . .)

Band 15. 1851. S. 395—460. 5 Tafeln. Die Entwickelungsgeschichte der Achlya prolifera.

Verhandlungen des botanischen Vereins der Provinz Brandenburg.

Jahrg. 17. 1875. S. 4*. Über die Absorptionsspektra der Chlorophyllfarbstoffe.

„ 18. 1876. S. IIIL*. Über Sprossung der Moosfrüchte.

„ 21. 1879. S. 121—122. Mikroskopische Photochemie.

Botanische Zeitung.

Jahrg. 9. 1851. S. 97—103, 113—120. 1 Tafel. Entwickelungsgeschichte des Stempels, des Samenträgers und der unbefruchteten Samenknospen von Mercurialis annua.

„ 11. 1853. S. 241—244. 1 Tafel. Notiz über die Schleuderer von Equisetum.

„ 13. 1855. S. 302—304. Erklärung.

„ 28. 1870. S. 265—272. Einige erläuternde Bemerkungen zu den Folgerungen aus seinen Beobachtungen über Schwärmsporen-Paarung.

„ 37. 1879. S. 789—797, 811—815. Über die Lichtwirkung und Chlorophyll-Funktion in der Pflanze. (Aus dem Monatsbericht d. Kgl. Ak. d. Wiss. zu Berlin 1879.)

„ 45. 1887. S. 200—204. Abwehr gegen Abwehr.

Jahrbücher für wissenschaftliche Botanik.

Bd. 1. 1858. S. 1—81. 6 Tafeln. Beiträge zur Morphologie und Systematik der Algen. 1) Morphologie der Oedogonien. — S. 284—306. 3 Tafeln. 2) Die Saprolegnieen. S. 189—192. 1 Tafel. Über das Austreten der Sporen von Sphaeria Scirpi aus ihren Schläuchen.

„ 2. 1860. S. 1—38. 6 Tafeln. Beiträge zur Morphologie und Systematik der Algen. 3) Die Coleochaeten. 4) S. 205—236. 4 Taf. Nachträge zur Morphologie der Saprolegnieen. S. 470—481. Nachtrag zur Kritik und Geschichte der Untersuchungen über das Algengeschlecht.

„ 3. 1863. S. 294—324. 5 Taf. Über die Vorkeime und die nacktfüssigen Zweige der Charen. S. 484—541. 6 Tafeln. Zur Morphologie der Salvinia natans.

„ 9. 1873/74. S. 191—234. 5 Tafeln. Weitere Nachträge zur Morphologie und Systematik der Saprolegnieen.

„ 11. 1878. S. 1—46. 2 Tafeln. Über Sprossung der Moosfrüchte und den Generationswechsel der Thallophyten.

„ 12. 1879/81. S. 288—437. 16 Taf. Über Lichtwirkung und Chlorophyllfunktion in der Pflanze.

„ 13. 1882. S. 337—488. Über Lichtwirkung und Chlorophyllfunktion in der Pflanze. Offenes Schreiben an die philosophische Fakultät der Universität Würzburg zur Abwehr.

„ 14. 1884. S. 111—131. Nachträgliche Bemerkungen zu dem Befruchtungsakte von Achlya.

„ 17. 1886. S. 162—206. 2 Taf. Über die Sauerstoffabgabe der Pflanzen im Mikrospektrum.

„ 19. 1888. S. 138—154. Über die Entstehung der Kalkincrustationen an Süsswasserpflanzen.

Stadion über Gentz.

Eine Mittheilung.

Von

AUGUST FOURNIER.

Der Bericht über das Jahr 1807 ist einer der kürzesten in den sogenannten Tagebüchern Friedrich von Gentz', gleichwohl nicht ohne Inhalt. Eine leidenschaftliche Schwärmerei für die Herzogin Jeanne von Kurland eröffnet den Reigen. Sie wird abgelöst von einer denkwürdigen Zusammenkunft mit dem Grafen Goetzen, dem heldenhaften Vertheidiger Schlesiens gegen die Franzosen und die Rheinbundstruppen, in Nachod, aus der eine Denkschrift resultirte, in welcher Gentz dem Minister des Äussern Grafen Stadion die Besetzung der schlesischen Festungen empfiehlt, wozu Preussen seine Zustimmung nicht verweigern würde*). Das Unternehmen erschien dem Wiener Hofe zu abenteuerlich; Österreich hätte Partei gegen Napoleon nehmen müssen, und dazu fehlten Muth und Kraft, wenn auch Kaiser Franz schon im October 1806 vorahnend gefürchtet hatte, „dass auf die letzt Frankreich und Russland gar über eine Theilung Europens unter ihrer Gewalt einig werden dürften", und obgleich sein Minister die entschiedenste Gegnerschaft wider Napoleon als Österreichs wichtigste Pflicht bezeichnete. Gentz, der als Kaiserl. Rath dem auswärtigen Amte zugetheilt war, lebte damals in Prag, denn in Wien wäre sein Aufenthalt zu kompromittirend erschienen. Er war trotz Austerlitz und Jena noch immer erfüllt von der Nothwendigkeit, alle Kräfte in Europa zu sammeln gegen den grossen Eroberer und unterhielt deshalb eifrigst seine Beziehungen zu Engländern und Russen, Beziehungen, die sich für

*) Diese Denkschrift ist von mir im Feuilleton der „Neuen freien Presse" im März 1882 auszugsweise veröffentlicht worden.

ihn in klingender Münze ausdrückten. „In der Zwischenzeit“ — sagt das Tagebuch — „hatte ich von Adair (dem englischen Botschafter) aus Wien 500 L. St. erhalten“. Und kurz darauf: „Am 14. Mai erhielt ich vom Fürsten Czartoryski aus Petersburg, ziemlich unerwartet, 500 Dukaten, und nicht lange nachher einen Brillanten-Ring, der ungefähr 400 Dukaten werth gewesen zu sein scheint“. Dazu kam Verkehr mit deutschen Malcontenten. „Eine Entrevue in Peterswalde mit Buol und Bose“, heisst es an einer andern Stelle.

Von alledem erhielt die Geheimpolizei in Böhmen Kenntniss, und Gentz wurde dem Oberstburggrafen, zu jener Zeit war es Graf Wallis, interessant und verdächtig zugleich. Er liess den genialen Publizisten genau beobachten und erfuhr, zumeist durch dessen Freund, den Polizeikommissär Eichler, bei dem derselbe in Prag wohnte, Genaues von jedem seiner Schritte: was in Nachod gesprochen worden war, was den Gegenstand der Unterredung in Peterswalde gebildet hatte, mit wem Gentz in Teplitz und Karlsbad, wo er den Sommer verbrachte, verkehrte u. dgl. m. So interessant war Gentz den politischen Behörden geworden, und so verdächtig erschien sein Benehmen, dass der Oberstburggraf sich an den Polizeiminister und dieser an den Minister des Äussern wandte, um „bestimmte Gesichtspunkte“, wie man es nannte, für die weitere geheime Beobachtung zu gewinnen.

Graf Stadion kannte Gentz von Berlin her, wo er ihn im Jahre 1802 für Österreich geworben hatte. Beide hatten in der Auffassung der politischen Lage Europas sich gefunden, und der Minister war nicht andern Sinnes geworden als dazumal der Botschafter gewesen war*). Nur der Zwang der Umstände legte ihm jetzt Rücksichten auf, die der Publizist nicht kennen wollte und nicht zu nehmen brauchte. Es ist deshalb von nicht geringem Interesse, zu erfahren, in welcher Weise Graf Stadion die von ihm geheischten Auskünfte gab. Sie sind namentlich dadurch von Bedeutung, dass sie Gentzens vielgerügte Käuflichkeit in ein milderes Licht rücken und seine Beziehungen zum Auslande als dem österreichischen Staatsinteresse nicht widerstreitend bezeichnen. Das betreffende Schriftstück lautet:

An
des K. K. Obersten Polizey-Hofstelle-Präsidenten
Freyherrn von Summeraw
Excellenz.

Um einen bestimmten Gesichtspunkt festzusetzen, nach welchem die Beobachtung des Kais. Raths v. Gentz eingerichtet werden müsste, ist es nöthig vors erste seine persönlichen Verhältnisse sowohl als seine Dienstverhältnisse gegen den allerhöchsten Hof festzustellen.

Der Rath Gentz war bis zum Jahre 1803 in Preussischen Diensten. Er gab sich aber schon damals sehr wenig mit seinen Berufsgeschäften ab, sondern verwandte seine litterarischen Talente für die Sache Englands und der damals gegen Frankreich interessirten Höfe, und genoss schon von dieser Zeit an eine Pension vom Englischen Hofe.

Als er in hiesige Dienste genommen ward, so war die Absicht nicht, ihm eine bestimmte Anstellung zu geben, sondern man wollte sich seine Feder zum Dienste des Wiener Hofes versichern. Er wurde als Rath mit 4000 fl. Besoldung ernannt, und man machte ihm keineswegs zur Pflicht, seinen übrigen Verhältnissen mit dem Auslande zu entsagen. Er war auf eine gewisse Art bloss von hieraus pensionirt, um auf zukünftige Fälle Dienste zu leisten.

*) Über die Anstellung Gentz' in Wien und Stadion's Antheil daran, habe ich in meinem Buche „Gentz und Cobenzl“. Geschichte der österr. Diplomatie von 1800—1805. S. 61 ff. ausführlich berichtet.

Der Zufall hat gewollt, dass eben seit dieser Zeit die Umstände sich so verwickelt haben, dass seine wirklich ausgezeichneten Talente nicht angewendet werden konnten. Dies änderte aber nichts in seinen Verhältnissen gegen den allerhöchsten Hof. Rath Gentz hat also wirklich mehrere Connexionen mit dem Auslande, sie sind aber dem Staate nicht gefährlich, sondern vielmehr im allgemeinen dem Sinne unserer eigenen Politik nicht entgegen.

In seinem Karakter aber liegt viel Leichtsinn, Mangel an Lebensweisheit und dann und wann Uebereilung in seinem gewöhnlichen Betragen. Hiedurch ist es möglich, dass er Uns in gewissen kritischen Augenblicken durch einzelne Handlungen kompromittiren könnte, wenngleich seine Gesinnungen und Grundsätze keineswegs für Uns gefährlich sind.

Es ist also nothwendig, dass Gentz einer fortdauernden, aber nicht dass er einer ängstlichen Beobachtung unterworfen werde. Ich glaube sagen zu sollen, dass die Polizey ihm als Vormund dienen, ihn aber nicht als eine verdächtige Person behandeln sollte.

Auch in dem gegenwärtigen Falle scheint mir der Eifer des H. Grafen von Wallis etwas zu weit gegangen zu seyn, und da der Rath Eichler durch die zwey Rescripte des H. Oberstburggrafen etwas irre gemacht worden seyn dürfte, wäre es vielleicht nicht unplatzgreifend ihn in dem Sinne der gegenwärtigen Erläuterungen anzuweisen.

Die Communicaten folgen danknehmig zurück.

Wien, den 27. Juny 1807. Stadion.

Adresse der philosophischen Facultät der Universität Berlin an Gustav Freytag.

Hochgeehrter Herr!

Sie haben den lauten Huldigungen Ihrer begeisterten Leser sich immer bescheiden entzogen. Darum begnügt sich auch unsere Facultät an dem Tage, da ihr die Freude wird, Ihnen das vor fünfzig Jahren ertheilte Doctor-Diplom zu erneuern, mit einem kurzen warmen Grusse.

Er gilt dem Dichter, der einst in Tagen verwilderten Geschmacks den Wohllaut und die Formenreinheit unserer classischen Dichtung zu erneuern, in Zeiten der Tendenz und der Parteisucht wieder Menschen von Fleisch und Blut aus der Fülle deutschen Lebens heraus zu schaffen wagte und seitdem den Deutschen das Vorbild eines denkenden Künstlers geblieben ist. Er gilt dem Historiker, der, schwere Forschung hinter lieblicher Hülle verbergend, sinnig wie kein zweiter den Werdegang des deutschen Gemüths durch die Jahrhunderte verfolgt hat. Er gilt dem Publicisten, der vielverkannt unter den Fahnen des schwarzen Adlers tapfer gefochten hat, bis Preussens Geschicke sich erfüllten.

Was Ihnen auf allen diesen Gebieten Ihres Schaffens an edlen Früchten herangereift ist, gehört der Nation.

Uns aber gestatten Sie noch ein Wort persönlichen Dankes. Sie haben uns unseren Beruf verklärt durch den anheimelnden Zauber Ihrer goldenen Laune. Sie wissen, wie viel Mühsal und Versuchung, wie viel Ruhm und Forscherglück um die einsame Lampe des Gelehrten webt; und wenn die Deutschen kommender Geschlechter aus Ihren Dichtungen dereinst lernen werden, wie den Söhnen des neunzehnten Jahrhunderts zu Muthe gewesen, so werden sie auch verstehen, warum es in unseren Tagen ein Stolz und eine Freude war, ein deutscher Professor zu sein.

Mögen Sie noch lange Jahre, uns zur Ehre, den deutschen Doctorhut tragen, der Ihnen so viel verdankt!

Berlin, 30. Juni 1888.

Die philosophische Facultät der Friedrich-Wilhelms-Universität.

Antwort des Herrn Dr. Gustav Freytag an den Decan.

Hochwohlgeborener Herr!
Hochverehrter Herr Decan!

Für die ehrenvolle Erneuerung meines Doctordiploms durch die philosophische Facultät der K. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, welche mir den 30. Juni zu einem Tage froher Erinnerung gemacht hat, sage ich Ihnen, hochverehrter Herr Decan, und der philosophischen Facultät grossen und innigen Dank.

Den grössten Dank aber Ihnen und unserer Facultät für die Adresse, mit welcher Sie mich beehrt haben. Die gütige Würdigung meiner Lebensarbeit durch die stolze, gelehrte Körperschaft, welcher eine Reihe unserer erlauchten Namen angehören, und der ich selbst in meiner Jugend die Anfänge gelehrten Wissens und die Ehrfurcht vor wissenschaftlichem Forschen verdanke, war für mich, den bejahrten Mann, weit mehr, als ein froher Gruss. Ihre feierliche Zuschrift ist mir ein Zeugniss meiner Standesgenossen, dass ich, nach dem Maasse meiner Kraft, redlich und nicht fruchtlos für das deutsche Volk gelebt habe. Ein ehrenvolleres Zeugniss giebt es nicht.

Sie, hochverehrte Herren, danken dem Dichter auch, dass er unternommen hat, die krause Art und den edlen Idealismus deutscher Professoren seiner Zeit in leichten Bildern abzuschildern. Manches davon mag schon der nächsten Folgezeit fremdartig erscheinen. Aber, liebe, hochverehrte Herren, so lange es ein deutsches Volksthum giebt, wird es auch deutsche Professoren geben, Männer, denen das eigene Leben wenig bedeutet im Dienste ihrer Wissenschaft; oft wird den Helden und Opfern unendlicher Arbeit ein kleiner Zopf im Nacken hängen, und immer, so vertraue ich, wird das Volk der Deutschen mit Neigung, Ehrfurcht und zuweilen mit guter Laune auf sie schauen.

In Hochachtung und Verehrung verharre ich Ihnen und der philosophischen Facultät dankbar ergeben

Siebleben 10. Juli 1888. Dr. Gustav Freytag.

Anm. d. H. Die Biographischen Blätter bescheiden sich einstweilen mit dem Abdruck des anmuthigen Briefwechsels zwischen der philosophischen Facultät der Berliner Hochschule und Gustav Freytag bei Gelegenheit seines Doctorjubiläums. Das letzte Wort über den Biographen von Karl Matthy, Otto Ludwig, Jacob Kaufmann, Wolf Baudissin, Kaiser Friedrich usw., der auch als Selbstbiograph nicht viele seinesgleichen hat, ist damit in diesen Blättern selbstverständlich noch lange nicht gesprochen.



ANZEIGE.

Christian Gottfried Ehrenberg, ein Vertreter deutscher Naturforschung im 19. Jahrhundert (1795—1876), nach seinen Reiseberichten, seinem Briefwechsel mit A. v. Humboldt, v. Chamisso, Darwin, v. Martius u. a., Familienaufzeichnungen, sowie anderem handschriftlichen Material; von Max Laue. Mit dem Bildniss Ehrenbergs in Kupferätzung. Berlin, Julius Springer, 1895. 8⁰. 287 Seiten.

Zu der vorliegenden Biographie Ehrenbergs von der Hand eines Familienmitgliedes aus der zweiten Generation hat die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages — am 19. April d. J. — den Anstoss gegeben. Ehrenberg hat in ungewöhnlichem Maasse den Rath Schillers befolgt: wer etwas Treffliches leisten will, hätt' gerne was Grosses geboren, der sammle still und unerschlafft im kleinsten Punkte die höchste Kraft! Indem er die Welt der Infusorien und der ihnen verwandten Gebilde unermüdlich mit dem Mikroskop durchforschte, zog er nicht allein die Fülle der niederen Organismen an sich in ihrem

Formenreichthum ans Licht: er enthüllte zugleich die Bedeutung, welche „der Organisation in der Richtung des kleinsten Raumes“, wie er es in seinem wunderlich verschrobenen Deutsch nennt, für die Gesammterscheinung der irdischen Natur von frühen geologischen Epochen an bis heute zukommt. Ja noch mehr: er half dadurch überlieferte Wahnvorstellungen vom Werden und Wesen des Lebens überhaupt beseitigen und bahnte so der modernen Biologie entschieden den Weg; auch für die praktisch so wichtig gewordene Lehre von den Bakterien bildete seine Forschung eine theoretisch nothwendige Vorstufe. Eine so eigenthümliche, so ergebnissreiche wissenschaftliche Lebensarbeit verdiente gewiss eine besondere Betrachtung, die ihr denn auch bereits 1877, ein Jahr nach Ehrenbergs Tode, durch dessen Schwiegersohn, den Botaniker Hanstein, zutheil geworden ist. Einen Auszug aus dieser ausführlichen Darstellung gab derselbe Gelehrte sodann in dem betreffenden Artikel der Allgemeinen Deutschen Biographie, in dem Umfange, wie er dort für Gestalten zweiter Grösse vorgesehen ist. Schon aus diesen Veröffentlichungen konnte selbst der Fernstehende deutlich abnehmen, wie überaus schlicht Charakter und Treiben Ehrenbergs gewesen; sodass man im Publikum nach einer eingehenderen Schilderung seiner Lebensumstände schwerlich Verlangen trug. Auch Ehrenberg selber hätte eine solche vermuthlich nicht gewünscht; denn neben tiefer Bescheidenheit bethätigte er in dieser Hinsicht eine fast ängstliche Scheu: er allein unter den Freunden Humboldts verweigerte 1870 jegliche Einsicht in die von diesem empfangenen Briefe zum Nutzen der von Bruhns unternommenen wissenschaftlichen Biographie des grossen Kosmologen. Immerhin hätte er gegen ein so taktvolles Werk der Pietät, wie das vorliegende, vernünftigerweise nichts einwenden können.

Dr. Laue hat sich mit Recht nicht auf blosse Ergänzung der Darstellung Hansteins beschränkt; er bringt vielmehr, auf dessen Leistung gestützt, auch die wissenschaftlichen Bemühungen und Verdienste Ehrenbergs, soweit es gemeinverständlich geschehen konnte, von neuem zur Anschauung. Wir erhalten auf diese Weise das menschlich abgerundete Vollbild eines Gelehrtenlebens, das in seiner einfachen Lauterkeit jeden Leser ansprechen muss; nicht ohne Wehmuth fühlt man sich bei seinem Anblick in jene goldenen Tage unserer nationalen Geistesarbeit zurückversetzt, wo der Forscher, noch kaum von politischen, gar nicht von sozialen Sorgen bedrängt, seine Gedanken stillvergnügt in dies oder jenes Problem der reinen Erkenntniss versenken durfte. Auf der anderen Seite erwarte Niemand von dieser Lektüre starke Eindrücke geistiger oder gemüthlicher Art. Allgemeinere Ideen kommen, abgesehen von der Darwinschen Hypothese, welche Ehrenberg mit guten Gründen bekämpft hat, fast nirgend zur Sprache: mit Philosophie hat sich der emsige Mikroskopiker gleich den besten seiner Zeit- und Fachgenossen glücklicherweise nicht beschäftigt: seine gediegene Religion war ihm Privatsache des Herzens. Von seiner poetischen Empfindung ist zwar bei Dr. Laue häufig die Rede, ohne dass wir indess mit vielen Proben seiner vermeinten Dichtkunst behelligt würden. „Immer war's bisher der junge Morgen, dem ich meinen ersten Gruss vertraut; immer meines Tages erste Sorgen warest du, geliebte, holde Braut“ — Meistergesang von dieser Art erregt in der That keine weitere Wissbegier. Dass Ehrenberg zu den unbeholfensten Schriftstellern deutscher Nation gehörte — man bedenke z. B. den Titel einer Abhandlung von 1870: „über die wachsende Kenntniss des unsichtbaren Lebens als felsbildende Bacillarien in Kalifornien“ — das hätte sein Biograph, der selber eine gute, bequem lesbare Prosa schreibt, gerechterweise ausdrücklich hervorheben müssen. Aus dem Briefwechsel mit Humboldt, Chamisso, Darwin und Martius, den der Umschlag des Buches einladend zur Schau stellt, sollte man hiernach merkwürdigere Mittheilungen erwarten; allein er scheint dergleichen nicht enthalten zu haben. Anekdotenhafte Züge von harmloser Natur begegnen hie und da; besonders gestaltete Schicksale wird man, von der grossen Südreise abgesehen, nicht antreffen. Allerdings hat der Verfasser den ersten Abschnitt, der die jugendliche Entwicklung seines Helden umspannt, mit der Überschrift „Lernen und Leiden“ versehen; aber das Leiden besteht, wie man enttäuscht und beruhigt zugleich erfährt, doch nur darin, dass der junge Ehrenberg eine Zeitlang wider seine Neigung Theologie treiben muss, dass er beinah zum Militärdienst herangezogen wäre,

dass der Vater sich vorübergehend verstimmt zeigt, weil der Sohn die statt der Theologie erwählte Medizin auch bloss als Hülfsfach neben der Naturwissenschaft betrachtet und behandelt — wie man sieht: von Tragik weit entfernt!

Anders steht es mit dem zweiten, „Wandern und Werden“ überschriebenen Abschnitt, der die ihrer Zeit berühmte fünfjährige Forschungsreise Ehrenbergs in die Nillande und das rothe Meer, zum Sinai und Libanon, auf hundert Seiten anziehend darstellt. Wie er äusserlich mehr als ein Drittel des Buches umfasst, so liegt auch innerlich in ihm der Kern der Laueschen Publikation. Hier erhält man neue Aufklärung aus unbekannten Akten, hier erhebt sich der Gegenstand selbst zu wahrhaft biographischem Interesse: an wirklichen Leiden, eigenthümlichen Erlebnissen überhaupt ist hier kein Mangel. Denn niemals vielleicht ist ein ähnliches Unternehmen auf eine so ununterbrochene Kette von schwerstem Missgeschick gestossen, dem gegenüber die ruhige Thatkraft des Reisenden desto rühmlicher hervortritt. Minder vorbildlich erscheint dessen Verhalten hernach bei der Verwerthung der gewonnenen Ergebnisse; Laue's umsichtig entschuldigende Erörterung löscht doch den Eindruck nicht aus, als habe sich Ehrenberg dabei durch äussere Schwierigkeiten zu leicht entmuthigen, durch innere Vorliebe für andere Arbeiten von einer wissenschaftlichen Verpflichtung ablenken lassen. Dass er sodann über den Ertrag seiner zweiten, mit Humboldt und Rose nach Sibirien unternommenen Reise, Beobachtungen über „das kleinste Leben“ ausgenommen, seinerseits so gut wie nichts publizirte, hat man ihm in betheiligten Kreisen oft genug verdacht. Die Erklärung liegt in der zunehmenden, freilich höchst fruchtbaren Einseitigkeit seiner späteren Jahre: auch sein geistiges Auge erblickte die Welt mehr und mehr allein im Gesichtsfelde des Mikroskops.

Seinem im besten Sinne populär gehaltenen Text hat Dr. Laue gewissenhaft gegen 400 belegende Anmerkungen beigegeben, in denen sogar so äusserliche Kleinigkeiten, wie die Tagesdaten der Patente zu den an Ehrenberg verliehenen Orden, nicht vergessen sind. Ausserdem folgt ein Schriftenverzeichniss, das, da jede akademische Mittheilung darin gebucht wird, nicht weniger als 24 Seiten füllt; es wäre wohl ehedem in dem Werke Hansteins besser am Platze gewesen, als gerade in dieser, dem persönlichen Dasein gewidmeten Biographie. Geringe Irrthümer wird der Kenner der benutzten Litteratur gelegentlich wahrnehmen. So war der Leipziger Professor, der S. 17 nach dem Vorgange Ranke's spöttisch geschildert wird, kein „Gottesmann“ auf dem Katheder, wie Laue meint, sondern der Historiker Wieland; ihm darf man es also nicht zur Last legen, wenn der junge Ehrenberg am theologischen Studium keinen Geschmack fand. Dass S. 20 in einem Briefe Ehrenbergs nicht „indische“, sondern „irdische Silberlinge“ zu lesen ist, erhellt aus dem Sinn der Stelle. Doch genug davon! Denn die litterarische Kritik hat nicht nöthig, mit dem Mikroskop nach biographischen Infusorien zu spähen. Im ganzen darf man die Arbeit Laue's, die sich selbst bescheiden nicht als bedeutende Erscheinung giebt, als ihrem Zwecke durchaus angemessen bezeichnen. *a/D.*

Biographische Bibliographie 1894.

Zusammengestellt von VICTOR HANTZSCH (Dresden).

I. Deutschland.

Juli bis Dezember 1894.

Lorenz, P., Joh. Baptist **v. Albertini.** E. Lebensbild. Diss. VIII, 89. Graz, Hitz.

Memorabilia **Alexandri Magni** et aliorum virorum illustrium. Hsg. v. K. Schmidt u. O. Gehlen. 6. A. IX, 98. Wien, Hölder.

Notovitch, N., **Alexander III.** u. s. Umgebung. Übertr. v. Oskar Marschall von Bieberstein. VII, 244. Lpz., Schmidt & G.

Gebert, F., Bartholomäus **Albrecht.** Der Nürnberger Münzer und Erzkäufer. 38. Nürnb., Schrag.

Wehofer, M., Die **Apostel Chinas.** Der sel. Bischof Petrus Sanz u. s. Gefährten. 155. Wien, Herder.

Hertzog, A., D. h. Franz **v. Assisi,** der Gründer des Franziskanerordens. 14. Zabern, Fuchs.

Augustinus, A., Confessionum libri XIII. 389. Regensb., Verlagsanst.
Kaufmann, D., Z. Gesch. jüdischer Familien. II. R. Jair Chajjim **Bacharach** u. s. Ahnen. VIII, 139. Trier, Mayer.
Elsberg, A., v., Die Blutgräfin Elisabeth **Bathory**. E. Sitten- u. Charakterbild. 204. Bresl., Schottländer.
Behr, U. Graf, Urkunden u. Forschungen z. Gesch. d. Geschlechts **Behr**. XI, 133. Berl., Stargardt.
Allg. deutsche **Biographie**. Lfg. 182—86. Lpz., Duncker u. H.
Blum, H., Fürst **Bismarck** u. s. Zeit. E. Biogr. f. d. deutsche Volk. 2. Halbbd. München, Beck.
Bülow, W. v., Neue **Bismarck**-Erinnerungen. V, 311. Berl., Steinitz.
Sutter, C., A. Leben u. Schrr. d. Magisters **Boncompagno**. E. Beitr. z. ital. Kulturgesch. d. 13. Jh. V, 128. Freib., Mohr.
Willibaldus, vita s. **Bonifatii**. Hsg. v. A. Nürnberger. 69. Bresl., Müller u. Seiffert.
Suetonius Tranquillus, C., D. Leben d. Cajus Cäsar **Caligula**. A. d. Lat. übers. u. m. Anm. vers. v. J. Dietze. XVI, 56. Lpz., Milde.
Arnold, F., **Cäsarius** v. Arelate u. d. gallische Kirche s. Zeit. XII, 607. Lpz., Hinrichs.
Caspari, Karl Heinrich. E. Lebensbild. 70. Stg., Steinkopf.
Gensel, W., Joh. Fr. v. **Cronegk**, s. Leben u. s. Schriften. VII, 106. Lpz., Hinrichs.
Dahn, F., Erinnerungen. 4. Bd. 612. Lpz., Breitkopf & Härtel.
Favrot, A., Etude sur Casimir **Delavigne**. 89. Bern, Körber.
Herbert, L., Heinr. **Dorie**, ein korean. Märtyrer. A. d. Engl. v. R. Hubert. 109. Steyl, Missionsdr.
Knackfuss, H., **Dürer** u. Holbein d. Jüngere. 76. Bielef., Velh. & Klasing.
Gerstenbergk, J. v., Anna v. **Eichel**, die Stifterin d. Diakonissenhauses z. Eisenach. E. Lebensbild. Eisenach, Wilckens.
Cramer, W., Leben d. h. **Elisabeth** von Thüringen. 2. A. 200. Paderb., Bonifaciusdr.
Beyer, C., D. Vorkämpfer deutscher Grösse Herzog **Ernst II.** E. biogr. Volksbuch. XII, 158. Berl., Siegismund.
Ernsthausen, E. v., Erinnerungen e. Preuss. Beamten. V, 432. Bielef., Velh. & Klasing.
Allgeyer, J., Anselm **Feuerbach**. S. Leben u. s. Kunst. XIV, 432. Bamb., Buchner.
Michaelis, W., Charles G. **Finney**, s. Leben u. s. Wirken. 2. A. 24. Bonn, Schergens.
Ilg, A., die **Fischer** v. Erlach. XIII, 819. Wien, Konegen.
Kugler, F., Gesch. **Friedrich d. Gr.** 4. A. Lpz., Mendelssohn.
Rogge, B., **Friedrich III.**, deutscher Kaiser u. K. v. Preussen. E. Lebensbild. 3. A. 159. Lpz., Hirt.
Münz, B., Jakob **Frohschammer**, d. Philosoph d. Weltphantasie. 113. Bresl., Schles. Buchdr.
Tschirch, O., Tägl. Aufzeichnungen des Pfarrherrn Joachim **Geräus** in Sorau und Brandenburg a. d. J. 1617—32. 98. Brandenburg, Häckert.
Leimbach, C., Emanuel **Geibels** Leben, Werke u. Bedeutung f. d. deutsche Volk. 2. A. VI, 344. Wolfb., Zwissler.
Gerhardt, D. v. (G. v. Amyntor), Das Skizzenbuch m. Lebens. T. I. 2. A. 306. Breslau, Schles. Buchdr.
Runge, M., Ludwig **Giesebrecht** u. Carl Loewe. 34. Berl., Duncker.
Buchner, W., **Gneisenau**. E. Lebensbild. 2. A., III, 119. Lahr, Schauenburg.
Delbrück, H., D. Leben d. Feldmarschalls Grafen Neidhardt v. **Gneisenau**. 2 Bde. 2. A. XIV, 212, IV, 371. Berl., Walther.
Gneisenau, Graf N. v., Briefe an Dr. Joh. Blasius Sieglong. Hsg. v. A. Pick. 88. Erfurt, Villaret.
Meyer, Rich. M., **Goethe**. Preisgekr. Arbeit. (Geisteshelden. [Führende Geister.] Bd. 13—15.) XXXI, 628. Berl., Ernst Hofmann & Co.
Hartleben, E., **Goethe**-Brevier. Goethes Leben u. s. Gedichte. XVI, 408. München, Ackermann.
Weissenfels, R., **Goethe** im Sturm u. Drang. XV, 519. Halle, Niemeyer.
Lange, E., Franz **Grillparzer**. Sein Leben, Denken und Dichten. VI, 168. Gütersloh, Bertelsmann.
Geiger, L., Karoline v. **Günderode** u. ihre Freunde. 193. Stg., deutsche Verlagsanst.
W. B. v. **Guenther**. Ein Lebensbild. 18. Posen, Jolowicz.
Gustav Adolf, K. v. Schweden. (Kathol. Flugschrr. z. Wehr u. Lehr. H. 85.) 64. Berl., Germania.
Jordan, R., u. Totzke, A., **Gustav Adolf**. VII, 96. Neuwied, Heuser.
Fischer, G., **Gustav Adolf** od. „Jeder Zoll ein König.“ 48. Herb., Colportagever.
Rechöhl, P., **Gustav Adolf**, e. Christ u. Held. 32. Essl., Lung.
Rogge, **Gustav Adolf**-Büchlein. 2. A. 96. Wittenb., Herrosé.
Rogge, **Gustav Adolf**, Deutschlands Erretter — nicht Eroberer. 26. Dresd., G.-A.-Verlag.
Saget, P., u. Stein, E., **Gustav Adolf**, Deutschlands Eroberer — nicht Erretter. 110. Osnab., Wehberg.
Sparfeld, **Gustav Adolf**, König v. Schweden. 481. Lpz., Friese.
Thoma, A., D. Leben **Gustav Adolfs** fürs deutsche Volk. 110. Karlsr., Reiff.
Berger, L., Der alte **Harkort**. E. westfäl. Lebens- u. Zeitbild. 3. Aufl. XVI, 650. Lpz., Bädeker.
Schiemann, Th., Viktor **Hehn**. E. Lebensbild. VII, 348. Stg., Cotta.

Maurer, J., **Tiroler Helden.** 117. Münster, Russell.
Engelmann, Th., Gedächtnissrede auf Hermann **v. Helmholtz.** 34. Lpz., Engelm.
Kühnemann, E., **Herders** Leben. XIX, 414. München, Beck.
Peiser, K., Joh. Adam **Hiller.** E. Beitr. z. Musikgesch. d. 18. Jahrh. 137. Lpz., Hug.
Sauer, A., Friedr. **Hölderlin.** (Samml. gemeinnütziger Vortr., H. 189.) 19. Prag, Härpfer.
Bauchinger, M., Der sel. Clemens M. **Hofbauer.** E. Lebensbild. 3. A. XIII, 904. Wien, Norbertus.
Ellinger, G., E. T. A. **Hoffmann.** S. Leben u. s. Werke. XII, 230. Hamb., Voss.
Steinhäuser, W., D. Abenteuer e. deutsch. Orgel-Virtuosen. Aus Joseph Maria **Homeyers** Leben. 265. Mühlh., Andres.
Pastor, L., Johs. **Janssen.** E. Lebensbild. VIII, 152. Freiburg, Herder.
Haffter, E., Georg **Jenatsch.** IV, 178. Chur, Hitz.
Obert, F., Therese **Jikeli.** Umrisse z. d. Lebensbild e. sächs. Frau. 21. Hermannstadt, Krafft.
Norrenberg, P., D. h. **Irmgardis** v. Süchteln. VI, 64. Bonn, Hanstein.
Warschauer, A., D. Posener Goldschmiedfamilie **Kampe.** 26. Posen, Jolowicz.
Schäffer, G., Ad. **Kolping,** d. Gesellenvater. E. Lebensbild. VIII, 336. Paderb., Schöningh.
Degenkolb, H., Johs. Emil **Kuntze.** 11. Lpz., Rossberg.
Lagarde, A. de, Paul **de Lagarde.** Erinner. a. s. Leben. 191. Gött., Dieterich.
Ellisen, A., Friedr. Albert **Lange.** Eine Lebensbeschreibung. 271. Lpz., Baedeker.
Rügamer, P., **Leontius v. Byzanz,** e. Polemiker a. d. Zeitalter Justinians. VIII, 176. Würzb., Göbel.
Helmes, W., D. ehrw. Diener Gottes Franz M. P. **Libermann.** 30. Münster, Schöningh.
Ludwich, A., Ausgewählte Briefe von u. an Chr. A. **Lobeck** u. K. Lehrs, nebst Tagebuchnotizen. XII, 1049. Lpz., Duncker & Humbl.
Meer, A., Domherr Dr. Franz **Lorinser.** E. Lebensbild. 76. Bresl., Aderholz.
Forster, M., **Ludwig,** kgl. Prinz v. Bayern. 96. München, Pohl.
Berger, Arnold E., Martin **Luther** in kulturgeschichtl. Darstell. I. Th.: 1483—1525. (Geisteshelden [Führende Geister]. Bd. 16—17). XXII, 506. Berl., E. Hofmann & Co. Dazu: ders., Die Kulturaufgaben der Reformation. Einleitung in eine Lutherbiographie. VIII, 300. Berl., E. Hofmann & Co.
Fey, C., Trierer **Lutherstudien.** E. Beleucht. d. neuesten röm. Angriffe gegen Luther. Lpz., Braun.
Lösche, G., Johs. **Mathesius.** E. Lebens- u. Sittenbild a. d. Reformationszeit. XXI, 639. Gotha, Perthes.
Amelung, K., M. Johs. **Mathesius,** e. luth. Pfarrherr d. 16. Jahrh. VIII, 284. Gütersloh, Bertelsmann.
Back, S., R. **Meir ben Baruch** aus Rotenburg. S. Leben u. Wirken, s. Schicksale u. Schrr. VII, 112. Frankfurt, Kauffmann.
Kraus, E., Friedr. **Meyer,** Pfarrer u. Rektor d. Diakonissen in Neuendettelsau. E. Lebensbild. IV, 350. Gütersloh, Bertelsmann.
Grimm, H., Leben **Michelangelos.** 2 Bde. 7. A. VIII, 470. IV, 474. Berl., Besser.
Friedrich, J., Johann Adam **Möhler,** der Symboliker. V, 139. München, Beck.
Krauss, R., Ed. **Mörike** als Gelegenheitsdichter. A. s. alltägl. Leben. XI, 188. Stg., Deutsche Verlagsanstalt.
Morus, Th., Lordkanzler v. England. E. kl. Lebensb. d. gr. Mannes, gezeichn. v. e. Priester d. Erzdiözese Köln. 97. Steyl, Missionsdr.
Suttner, G. v., Daniel Ritter **v. Moser,** Georg **v. Gertner.** E. Beitr. z. Geschichte Wiens im 17. Jahrh. 25. Wien, Gerold.
Schulz, R., Peter **v. Murrhone** (Papst Cölestin V.). Diss. 48. Berl., Weber.
Hérisson, M. v., Der kaiserliche Prinz **(Napoleon IV.).** XVI, 518. Augsb., Reichel.
Natorp, O., Ludwig **Natorp.** VII, 259. Stg., Bibelanst.
Duruy, V., **Nero** in Wort u. Bild. A. d. Frz. v. G. Hertzberg. 106. Lpz., Schmidt & Günther.
Türck, H., Fr. **Nietzsche** u. s. philosoph. Irrwege. 72. Jena, Mauke.
Khull, F., D. Leben König **Olafs** d. Heiligen. 156. Graz, Styria.
Ompteda, L. v., Irrfahrten u. Abenteuer e. mittelstaatl. Diplomaten. XIV, 435. Lpz., Hirzel.
Herbord, Leben des Bischofs **Otto** v. Bamberg. Deutsch v. H. Prutz (Geschichtschreiber d. deutschen Vorzeit. Bd. 55). XVI, 200. Lpz., Dyk.
Hartmann, F., Theophrastus **Paracelsus** als Mystiker. III, 55. Lpz., Friedrich.
Trusea, M., Maria Edle **v. Petzeln.** E. Beitr. z. Litteraturgesch. Österr. 87. Wien, Kirsch.
Boll, F., Studien über **Claudius Ptolemäus.** 198. Lpz., Teubner.
Pietsch, L., Wie ich Schriftsteller geworden bin. Bd. 2. 430. Berl., Fontane.
Putlitz, E. zu, Gustav **zu Putlitz.** Ein Lebensbild. Th. 1. III, 332. Berl., Duncker.
Knackfuss, H., **Raffael.** 112. Bielefeld, Velhagen & Klasing.
Miklau, J., Franz II. **Rákóczy.** E. Lebens- u. Charakterbild. Progr. 48. Brünn, Knauthe.
Knackfuss, H., **Rembrandt.** 160. Bielef., Velhagen & Klasing.
Reutern, Gerhard v., E. Lebensbild, dargestellt v. s. Kindern. VI, 176. Petersb.
Katscher, L., Hermann **Rolletts** Leben u. Werke. 47. Wien, Perles.
Rogge, J., Gedächtniss des Hrn. D. **Wilhelm.** 22. Altenb., Bonde.
Römheld, F., Carl Julius **Römheld.** Eine Lebensbeschr. VI, 94. Stg., Greiner & Pfeiff

Rosegger, P., Gedenkschrift a. d. 50. Geburtstag. 111. Graz, Leykam.
Roy, B., Kind, Jüngling, Mann. Selbsterlebtes aus Kriegs- u. Friedenszeiten. XVI, 363. Berl., Liebel.
Amerlan, F., Hans **Sachs.** Ein Lebensbild. 16. Nürnb., Raw.
Mummenhoff, E., Hans **Sachs.** Z. 400jähr. Geburtsjub. d. Dichters. 142. Nürnb., Korn.
Strefel, L., Hans **Sachs**-Forschungen. VII, 471. Nürnb., Raw.
Suphan, B., Hans **Sachs** in Weimar. 44. Weimar, Böhlau.
Buchner, W., **Scharnhorst.** Ein Lebensbild. 2. A. III, 111. Lahr, Schauenburg.
Fischer, K., Fr. Wilh. Joseph **Schelling** (Gesch. d. neueren Philosophie. Bd. 6). 400. Heidelb., Winter.
Wychgram, J., **Schiller.** Dem deutschen Volke dargest. Bielef., Velhagen & Klasing.
Schlesinger, C., Grosse Männer e. grossen Zeit **(Mallinckrodt, Windthorst, Frankenstein, Reichensperger).** 281. Münster, Russell.
Arneth, A. v., Anton Ritter **v. Schmerling.** Episoden a. s. Leben. XVI, 343. Wien u. Prag, Tempsky.
Bendel, J., Dr. Franz **Schmeykal.** Ein Gedenkblatt. 16. Prag, Härpfer.
Schmeykal, F., E. Gedenkschrift. 147. Prag, Kuh.
Solger, H., **Schubart,** d. Gefangene auf Hohenasperg. E. Bild s. Lebens u. Wirk. 56. Bamb., Handelsdr.
Ehrhard, Eulogius **Schneider,** s. Leben u. s. Schriften. XVI, 223. Strassb., Herder.
Bähr, K., Gespräche u. Briefwechsel m. Arthur **Schopenhauer.** XVI, 90. Lpz., Brockhaus.
Schweinichen, H. v., Merkbuch, herausgegeb. v. K. Wutke, XXXVIII, 273. Berlin, Stargardt.
Schindler, K., Baron Albert **v. Seld,** ein treuer Königs- u. wahrer Volksfreund. Ein Lebensb. VII, 293. Basel, Jaeger & Kober.
Spörr, M., Lebensbilder a. d. **Samariterorden.** B. 3. V, 656. Innsbr., Vereinsbuchh.
Pisko, J., **Skanderbeg.** Histor. Studie. 162. Wien, Frick.
Hirschmann, A., D. h. **Sola.** Ein histor. Versuch. 84. Ingolst., Ganghofer.
Spies, Hermine. E. Gedenkbuch f. ihre Freunde v. ihrer Schwester. VII, 300. Stg., Göschen.
Neubauer, Fr., Freiherr **v. Stein.** Preisgekr. Arbeit. (Geisteshelden [Führende Geister]. [Doppel-] Bd. 12). VII, 204. Berl., Ernst Hofmann & Co.
Wilhelmi, H., Maurice Reinhold **v. Stern,** ein sozialdemokrat. Dichter. 26. Gütersloh, Bertelsmann.
Blennerhasset, L., **Talleyrand.** E. Studie. VII, 572. Berl., Gebr. Paetel.
Dümmler, E., Üb. Leben u. Schrr. d. Mönches **Theodorich v. Amorbach.** 38. Berl., Reimer.
Petersdorff, H. v., General Joh. Ad. Frhr. **v. Thielmann.** E. Charakterbild a. d. napoleon. Zeit. XVI, 352. Lpz., Hirzel.
Landsberg, E., Zur Biogr. von Christian **Thomasius.** 36. Bonn, Cohen.
Tümpling, W. v., Gesch. d. Geschlechtes **v. Tümpling.** 3. Bd. VI, 385, 42, 167. Weimar, Böhlau.
Wattendorff, **Walther v. d. Vogelweide** (Frankfurter zeitgemässe Broschüren. Bd. 15. Heft 6). 32. Frankf., Fösser.
Voss, M., Gräfin v., 69 Jahre am preuss. Hofe. 6. A. 440. Lpz., Duncker & Humblot.
Wagner, R., Briefe an August Röckel. Eingeführt durch La Mara. VIII, 84. Lpz., Breitkopf & Härtel.
Wagner, R., Echte Briefe an Ferd. Praeger. Kritik d. Praegerschen Veröffentlichungen v. Houston Stewart Chamberlain. Vorwort von Hans v. Wolzogen. IX, 124. Bayr., Grau.
Wagner, R., 15 Briefe. Herausgegebeu von Eliza Wille. 163. Berl., Gebr. Paetel.
Keiter, H., Fr. W. **Weber,** der Dichter von „Dreizehnlinden". Eine Studie. 4. A. 64. Paderb., Schöningh.
Firnstein, J., St. **Wolfgang,** Bischof v. Regensburg. IV, 80. Regensb., Verlagsanst.
Mehler, B., D. h. **Wolfgang in Wort und** Bild. IV, 108. Regensb., Pustet.
Mehler, D. hl. **Wolfgang,** Bischof v. Regensburg. XIV, 416. Regensb., Pustet.
Maurer, J., Anton **Wolfrade,** Fürstbischof v. Wien u. Abt d. Benediktinerstifts Kremsmünster. 3. Abt. 80. Wien, Hölder.
Truxer, M., Hedwig **Wolf.** E. litt. Frauengestalt Österreichs. 81. Wien, Selbstverl.
Voretsch, M., Zur Erinnerung an Prof. Dr. Karl Eduard **Zetsche.** 24. Altenb., Selbstverl.
Zender, P., Joh. Ambrosius **Zobel,** Priester d. Redemptoristenordens. Ein Lebensbild. 2. A. 255. Dülmen, Laumann.
Wernly, R., Vater Heinrich **Zschokke.** E. Lebens- u. Charakterb. 67. Aarau, Sauerländ.
Stähelin, A., Huldreich **Zwingli.** S. Leben u. Wirken nach den Quellen dargestellt. Bd. 1. VIII, 256. Basel, Schwabe.

Aus dem Stammbuch eines Biographen.

II.

„Ce n'est qu'en laissant s'écouler un long espace de temps que l'on arrive à connaitre à fond la personne qu'on étudie." C'est ce que dit le poëte persan Sé'édi (vulgairement Sadi) dans le Boustan, poëme traduit par M. J. B. Nicolas, 1869, p. 31.

Les cahiers de Sainte-Beuve.

So schön die Biographieen Plutarchs sind, so leuchtet doch häufig eine derbe Pedanterie durch. Nebst dem, dass er in den Geist der Sagengeschichte durchaus nicht einzugehen vermag, leuchtet dieser Fehler am deutlichsten aus den den Lebensbeschreibungen beigefügten Vergleichungen hervor. Das Gewöhnliche lässt sich wohl und leicht vergleichen, aber grosse Männer interessiren gerade durch ihre Eigenthümlichkeit und man tödtet gar zu leicht den Geist ihrer Handlungen, wenn man die Leiber derselben nach Zoll und Fuss gegen einander abschätzen will . . . Grillparzer: Stoffe und Charaktere.

Der Mann und das Volk! In dem unaufhörlichen Einwirken des Einzelnen auf das Volk und des Volkes auf den Einzelnen läuft das Leben einer Nation. Je kräftiger, vielseitiger und origineller die Individuen ihre Menschenkraft entwickeln, desto mehr vermögen sie zum besten des Ganzen abzugeben, und je mächtiger der Einfluss ist, welchen das Leben des Volkes auf die Individuen ausübt, desto sicherer wird die Grundlage für die freie Bildung des Mannes.

Gustav Freytag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Wie ich es nehme, ist die allgemeine Geschichte die Geschichte dessen, was die Menschen in der Welt vollbracht haben, im Grunde die Geschichte der grossen Menschen, die hier wirksam gewesen sind. Sie waren die Führer der Menschen, diese Grossen; die Bildner, Muster und in einem weiten Sinne die Schöpfer von Allem, was die Gesammtheit der Menschen überhaupt zu Stande gebracht hat. Alles, was wir in der Welt fertig da stehen sehen, ist eigentlich das äussere leibliche Ergebniss, die thatsächliche Verwirklichung und Verkörperung von Gedanken, welche den in die Welt gesandten grossen Menschen inne wohnten: die Seele der ganzen Weltgeschichte, so dürfte man füglich annehmen, wäre die Geschichte Dieser. Carlyle: über Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte.

Bei den Hottentotten ist nicht einmal Napoleon berühmt.

Marie v. Ebner-Eschenbach: Aphorismen.

Chor der Todten.

Wir Todten, wir Todten sind grössere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Thaten,
Ihr schwinget die Sicheln und schneidet die Saaten,
Und was wir vollendet und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen,
Und all unser Lieben und Hassen und Hadern,
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern,
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden,
Und unsere Töne, Gebilde, Gedichte
Erkämpfen den Lorbeer im strahlenden Lichte,
Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele —
Drum ehret und opfert! Denn unser sind viele!

Conrad Ferdinand Meyer: Gedichte (VIII. Genie).



Verlag: **Ernst Hofmann & Co.** in Berlin. Druck: **Felgentreff & Co.** in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: **Dr. Anton Bettelheim** in Wien.

Martin Luther

in kulturgeschichtlicher Darstellung.

Von
Dr. **Arnold E. Berger,**
Privatdozent a. d. Univers. Bonn.

I. Teil (1483–1525). XXXII u. 506 Seiten Grossoktav. Mit einem Bildnis.
[Band 16/17 der „Geisteshelden“ (Führende Geister).]

Preis **geheftet** M. 4,80; in **Leinenband** M. 6,—; in **Halbfranzband** M. 6,90.

In Subskription auf zusammen 6 Bände der Sammlung „Geisteshelden“ M. 0,80 billiger.

Hingerissen von dieser Schöpfung, eile ich noch mitten im Lesen unsern Lesern Bericht zu geben . . .: was er, der Litteraturhistoriker uns schenkt, ist, soweit ich bis jetzt sehe, etwas so Vollendetes, eindringende Forschung, weitester Blick, lebendige Darstellung und schöne Sprache geben einen so herrlichen Zusammenklang, dass ich nicht anstehe, dies Werk die vollkommenste Frucht zu nennen, die unsere Lutherwissenschaft bisher gebracht hat.
Martin Rade in der **„Christlichen Welt“.**

Es erwachte in uns beim Lesen seines Buches das erhebende Gefühl, dass wir durch seine Kunst zu wahrem Miterleben eines so reichen Menschendaseins gelangten.... Mögen unsere Worte schlichter Anerkennung darum zugleich von dem Biographen Luthers als ein Theil des Dankes hingenommen werden, zu dem er uns als Spender so hoher geistiger Freuden verpflichtete. **M. Schwann** in der **„Frankfurter Zeitung“.**

Der Fachmann würdigt hier die Arbeit eines mächtig eindringenden, geschichtforschenden Geistes; der Laie geniesst die Früchte davon in einer wahrhaft epischen Darstellung ohne Unterbrechung, ohne ermüdende Stellen, scharf im Ausdruck, tief in der Auffassung.
Rudolf Pfleiderer in der **„Literar. Rundschau für das evangel. Deutschland“.**

Die Darstellung verdient vollste Anerkennung um folgender Vorzüge willen: erstens der mustergültigen, stellenweise geradezu hinreissenden Sprache, zweitens der psychologischen Vertiefung der Vorgänge u. s. w. Durch diese Mittel wird die Biographie zur Vorführung eines gewaltigen weltgeschichtlichen Dramas u. s. w.
„Blätter für litterarische Unterhaltung“.

Mit grosser Spannung haben wir dieses Werk erwartet, seit es durch Bergers umfangreiche geistvolle Untersuchung über „die Kulturaufgaben der Reformation“ angekündigt und eingeleitet worden ist, und wir müssen in dankbarer Freude über den gehabten Genuss bekennen, dass es als ein Buch von hervorragender und bleibender Bedeutung schon in dieser seiner unvollendeten Gestalt erscheint. **„Leipziger Zeitung“.**

Die Kraft und Wärme der Empfindung, die der Verfasser bekundet, die Fülle und Beredsamkeit seiner Darstellung machen das Lesen des Buches zu einem wahren Genuss.
„Schwäbischer Merkur“.

Wer uns, wie hier, einen dieser Helden in diesem Kampfe zeigt, wer also sozusagen diese führenden Geister bei ihrer Wurzel gefasst hat, mit der sie im deutschen Volksleben haften, der darf stets auf den Dank seiner Leser rechnen.
„Hamburger Fremdenblatt“.

In manchen Einzelheiten divergirt unsere Auffassung von der des Verfassers, im Ganzen aber müssen wir bekennen, dass wir es mit einem unstreitig neue Wege bahnenden Werke gründlichsten deutschen Gelehrtenfleisses zu thun haben, das auch in der Art der Darstellung zu den Besten auf dem Gebiete der Geschichtschreibung zählt.
„Leipziger Tageblatt“.

Das Werk, in dem ein erstaunlicher Fleiss eine Fülle von Material zusammengetragen und die Forschungen der Rechtshistoriker, der Philosophen und Nationalökonomen in gleicher Weise zu berücksichtigen verstanden hat, wächst über den Rahmen der Biographie hinaus: es wird zu einem umfassenden Kulturgemälde, das das grosse Problem von der Auseinandersetzung germanischer und romanischer Kultur zu lösen sucht.
Berliner „Neueste Nachrichten“.

Allen ernst denkenden Protestanten, besonders der wissenschaftlich heranreifenden Jugend bietet sich das Buch zum Führer durch eine der grössten Epochen unserer Geschichte an; wird es doch infolge seiner Gründlichkeit und seiner überzeugenden Darstellung sich den besten historischen Werken gleichstellen lassen. **Leipziger „Illustrirte Zeitung“.**

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 122.


Pius IX
Rom
15 Nov 1846 Quirinal.

Gneisenau.

Ein Vortrag,
in Strassburg gehalten von
C. VARRENTRAPP.

Goethe hat einmal zu Eckermann gesagt, erst die Kriege Napoleons hätten jene Caesars recht aufgeschlossen; noch bestimmter wird man hier und heute betonen dürfen, dass unser Verständniss für die Siege Napoleons und noch mehr für die Siege über ihn erhöht ist, seit wir selbst wieder erlebt haben, was Krieg und Sieg bedeutet, seit wir hier erfüllt sehen, wonach auch die Helden der Befreiungskriege strebten, was durch sie vorbereitet wurde. Gewiss nur bei oberflächlicher Betrachtung könnte man meinen, ihre Thaten seien in den Schatten gestellt durch den Glanz der Siege von 1870; gerade wer diese recht würdigen will, wird in ihnen einen neuen Antrieb sehen, sich die Zeit zu vergegenwärtigen, in der das Heersystem geschaffen und der Geist erweckt ist, durch die auch jene Siege ermöglicht sind; klarer und anschaulicher treten bei einer Betrachtung beider Zeiten uns die Eigenthümlichkeiten einer jeden von ihnen und ihrer führenden Männer vor die Seele. Dass unter ihnen dem Vertheidiger Kolbergs, der dann zusammen mit Scharnhorst die Waffen zum Kampf der Befreiung geschmiedet und zusammen mit Blücher sie siegreich geführt hat, eine der ersten Stellen gebührt, ist seit lange namentlich durch die Gedichte Arndts und Schenkendorfs den weitesten Kreisen verkündet; das hierdurch für ihn erregte Interesse zu befriedigen, einen genaueren Einblick in sein Thun und Wesen zu gewinnen, ist aber erst durch neuere Publikationen ermöglicht, und der Reiz, mit ihnen sich zu beschäftigen, ist noch gesteigert, seit nun auch über seinen grossen Nachfolger, seit über Moltke seine nach seinem Tode veröffentlichten Schriften und Briefe uns genaue Aufklärung gebracht haben. Ein bedeutender Mitarbeiter Moltkes in den letzten grossen Kriegen, der nach ihnen eben hierher nach Strassburg an die Spitze des XV. Corps berufen wurde, General Fransecky, hat zuerst, schon 1856 den Anfang einer wissenschaftlichen Biographie von Gneisenau erscheinen lassen. Dass er seine sorgfältige und anziehende Arbeit nur bis zum Kriege von 1806 herabführte, erklärt sich mit daraus, dass Gneisenaus Familie die von ihr gesammelten Materialien nicht ihm, sondern dem Biographen Steins, G. H. Pertz, übergeben hat; in fünf starken Bänden sind daraus von diesem und nach seinem Tode von Hans Delbrück wichtige Mittheilungen über Gneisenau und seine Zeit veröffentlicht; das Bedeutsamste aus ihnen hat Delbrück 1882 in einer kleinen zweibändigen Ausgabe der Gneisenau-Biographie zusammengestellt und hier zuerst eine einheitliche wissenschaftliche Darstellung des Lebens

und Wirkens Gneisenaus geliefert, in welcher scharfsinnig die grossen Probleme der politischen und namentlich der militärischen Geschichte seiner Zeit erörtert sind. Aber keineswegs ist mit diesem anregenden Buch die Forschung über Gneisenau abgeschlossen; wie über seine Zeit sind auch über seine persönliche Thätigkeit uns neue wichtige Aufklärungen geworden; besondere Verdienste hat auch um ihre genauere Erkenntniss sich der Biograph Scharnhorsts Max Lehmann erworben, und die Ergebnisse der von ihm und Anderen angestellten Forschungen hat dann Delbrück in der zweiten Auflage seines Werkes verwerthet, die eben in dem letzten Winter erschienen ist. Auch bei der einschneidenden Neubearbeitung seines Buches kam es Delbrück vor Allem darauf an, die allgemeinen Weltverhältnisse, in die seines Helden Leben und Wirken verflochten ist, und seine Strategie verständlich zu machen; nicht die Grossthaten des Feldherrn, sondern die Entwickelung und die ethische Bedeutung des Menschen kurz zu schildern, hatte ich in einem populären Vortrag versucht, den ich 1892 in Strassburg hielt; weil ich in ihm die für die biographische Würdigung wichtigsten Punkte besonders betonte, glaubte ich einer freundlichen Aufforderung des Herausgebers dieser Blätter folgen und ihn ihren Lesern vorlegen, dadurch auch sie auf die erwähnte neue wichtige Bereicherung unserer biographischen Litteratur hinweisen zu dürfen[1]).

Dass der Erinnerung werth ist nicht bloss, was Gneisenau that, noch mehr, was er war, das hat schon vor einem halben Jahrhundert Ernst Moritz Arndt betont, als er seinen Schriften für seine lieben Deutschen einen Aufsatz über ihn einfügte. Gneisenau hatte, als Arndt ihn kennen lernte, schon die Fünfzig überschritten; aber er war, wie Arndt sagt, „in Haltung, Schritt und Geberde einem Dreissiger ähnlich. Sein Bau war stattlich und seine Glieder löwenartig; er stand und schritt wie ein geborener Held. Diesen Leib kräftigsten Wuchses, etwas über Mittellänge, krönte ein prächtiger Kopf: eine offene breite heitere Stirn, volles dunkles Haupthaar, schönste grosse blaue Augen, die eben so freundlich als trotzig blicken und blitzen konnten, Ausdruck von Männlichkeit und Schönheit in allen Zügen“. Was Arndt am meisten auffiel, war, wie in den leichtesten beweglichen Wechseln sich alle Gefühle und Stimmungen der Liebe und des Zornes, der Freude und des Unmuths auf dem Antlitz spiegelten und wie doch bei gewaltigem Ungestüm und unendlicher Beweglichkeit Gneisenau seine Triebe zu meistern wusste. Welche Gedanken und Sorgen diesen erfüllten, als

[1]) In zwei Bänden ist diese zweite nach den Ergebnissen der neueren Forschungen umgearbeitete Auflage des Lebens des Feldmarschalls Grafen Neidhardt v. Gneisenau von Hans Delbrück, Berlin 1894, im Verlage von Hermann Walther, veröffentlicht. Seite V bis VIII des ersten Bandes ist hier auch ein Verzeichniss der seit dem Jahre 1882 erschienenen und für die neue Bearbeitung herangezogenen Schriften abgedruckt. Auf einige von Delbrück nicht berücksichtigte Schriften ist in den nachfolgenden Anmerkungen hingewiesen.

1812 Arndt ihn sah, wie verschiedenartige Eindrücke er erfahren und wie er unter diesen an seiner eigenen Bildung gearbeitet hatte, darüber können wir heute mehr, als Arndt wusste, aus den uns neu erschlossenen Quellen entnehmen. Was lehren sie uns zunächst über sein Werden?

Allerdings nicht soviel als wir wünschten; aber doch genug, um zu bestätigen, was Gneisenau später selbst hervorhob, wie wunderbar er geführt sei. Freilich hängt damit zusammen, dass gleich die erste Frage, die sich uns aufdrängt, schwer zu beantworten ist, die Frage: Welchem deutschen Stamm gehört Gneisenau an? Nur ein beachtenswerthes negatives Resultat tritt uns hier sofort entgegen. Auf dem Boden des preussischen Staates allein hat Gneisenau die Thätigkeit entfalten können, die ihm seine nationale Bedeutung sichert; aber für die reformirende Aufgabe, die er hier zu vollbringen hatte, war von Wichtigkeit, dass er wie der Nassauer Stein und der Mecklenburger Blücher, wie die Hannoveraner Hardenberg und Scharnhorst nicht in einem altpreussischen Hause geboren ist. Er entstammte der Familie Neidhardt, die zuerst in Schwaben nachweisbar, in Österreich das Schloss Gneisenau erworben hatte. Ein Zweig von ihr hatte der Reformation sich zugewandt; er war dann durch die Gegenreformation vertrieben und hatte, wie Gneisenau sagte, gehungert. In der Zeit des siebenjährigen Krieges tritt uns so als ein vermögensloser sächsischer Lieutenant auch Gneisenaus Vater entgegen; er kam in Quartier nach Würzburg und lernte dort die Tochter des Obersten Müller kennen und lieben, und trotz des Widerstandes der wohlhabenden katholischen Eltern gegen den armen protestantischen Lieutenant reichte sie ihm ihre Hand. Sie folgte ihm 1760 auf den Kriegsschauplatz; dort gebar sie einen Knaben, der bei der Taufe die Namen Anton Wilhelm August empfing, am 27. Oktober — es ist ein erfreuendes Zusammentreffen, dass eben an diesem Tage 110 Jahre später die Kapitulation von Metz unterzeichnet wurde. Wenige Tage später kam es zur Schlacht bei Torgau; bei dem Anrücken der Preussen begab sich der noch in Schilda befindliche Tross der Reichsarmee auf eilige Flucht, die selbst in der Nacht fortgesetzt wurde. Auch Gneisenaus Mutter hatte einen Wagen bestiegen; bei den Fährlichkeiten der nächtlichen Flucht verlor sie die Besinnung, und so entglitt ihr das Theuerste, was sie besass, ihr Kind. Ein Soldat der Eskorte fand es auf und brachte es am andern Morgen der verzweifelten Mutter zurück. „Hätte jener Grenadier, erzählte Gneisenau später, mich nicht aufgehoben, so würde ich unfehlbar in der Finsterniss von dem nächsten Wagen todt gefahren worden sein. Aber es sollte nicht sein. Meine Mutter hat sich nie von der beschwerlichen Reise und dem Schreck, mich verloren zu haben, erholen können und ist nicht lange darauf gestorben“. So wurde dem Knaben die Mutter geraubt, und auch den Vater riss der Krieg weiter fort und auch nach dessen Ende hat er wenig für den Sohn gethan. Er brachte ihn für geringes Kostgeld bei armen Leuten unter; so wuchs Gneisenau auf bei Fremden in dürftigen

Verhältnissen; „ich habe, sagte er, immer ein Stück Schwarzbrod, aber nicht immer Sohlen unter meinen Füssen gehabt“. Endlich erfuhren die Eltern seiner Mutter, wie es ihm ging, und erbarmten sich seiner Not; in einer Kutsche liessen sie ihn nach Würzburg holen. Wie Zauberei, erzählte er später, sei es ihm vorgekommen, als er in hell erleuchtete Zimmer geführt wurde und Offiziere in glänzenden Uniformen vor sich sah. Aus äusserer Dürftigkeit wurde er so befreit; auch jetzt aber wurde ihm nur ein geistig dürftiger Unterricht in der Jesuitenschule zu Theil, in welche die Grosseltern den bisher aus Luthers Katechismus unterrichteten Knaben schickten. Dankbar erinnerte er sich dagegen eines Freundes und Mitbewohners seines grosselterlichen Hauses, des Professor Herwig, welcher seiner Wissbegierde und Phantasie fruchtbare Nahrung bot; er gab ihm neben anderen Büchern einen deutschen Homer zu lesen, und als der Junge ihm erzählte, was er in den Büchern gefunden hatte, sagte er ihm: „Komm täglich zu mir, ich will Dir Unterricht geben, in Dir steckt mehr.“ Andere geistige Anregungen empfing Gneisenau dann, als er nach dem Tod seiner Grosseltern zu seinem Vater nach Erfurt kam, wo dieser inzwischen als Bauinspektor eine Anstellung gefunden hatte; hier wurde er 1777, also 17 Jahre alt, auch als Student immatrikulirt. Leider wissen wir wenig wie über die vorhergehenden, so über die nächstfolgenden Jahre seines Lebens; mannigfache Schwierigkeiten brachten Gneisenau eine zweite Verheirathung seines Vaters und seine Stiefgeschwister; er spricht von selbst verschuldeten ökonomischen Bedrängnissen. Sie haben mitgewirkt wohl auch zu seinem Entschluss, das akademische Studium aufzugeben; der schöne, kräftige, muthige Jüngling, der sich besonders für militärische Mathematik interessirt hatte, wurde Soldat, zuerst in österreichischen, sodann in Anspachischen Diensten. Es war die Zeit, da auch dieser deutsche Kleinfürst seine Truppen den Engländern zum Kampf gegen die Amerikaner verhandelte; als Anspacher Lieutenant lernte so auch Gneisenau die neue Welt kennen. Als er dorthin kam, war der Friede im Anzug; so konnte er nicht mehr selbst im Kampf mit den dort organisirten Volksaufgeboten ihre Kraft erproben; aber wie lebhaft sie ihn interessirten, wie er die hier erworbenen Kenntnisse für Europa nutzbar zu machen dachte, zeigt, dass er eine Denkschrift über sie ausarbeitete. In Anspach wurde er deshalb als neuerungssüchtig bezeichnet; er sehnte sich in grössere Verhältnisse zu kommen; auch ihn wie den jungen Stein zog es zu Friedrich den Grossen, und wirklich nahm ihn der König in seinem letzten Lebensjahre auf in seine Armee.

Es leuchtet ein, dass nur eine ungewöhnlich kräftige Natur durch eine solche Jugend sich so hindurchschlagen, so die Anregungen, die sie ihm bot, benutzen konnte. Durch die Besiegung der Schwierigkeiten, mit denen er zu ringen hatte, wurde, wie Frau von Beguelin hervorhebt, seine Streitkraft so entwickelt, dass er sich im Kampf ganz in seinem Element fühlte. „Aber, setzt sie hinzu, nicht im geringsten war er Zänker und

Händelmacher; nie rühmte er sich, noch weniger prahlte er", und wie sie betont auch Möffling, der vielfach ungerecht Gneisenaus einzelne Thaten beurtheilt hat, dass er unfähig war einen selbstbegangenen Fehler auf Andere zu wälzen und immer bereit fremdes Verdienst anzuerkennen. Konnte er mit leidenschaftlicher Schroffheit auftreten, wenn er die Durchführung der grossen Ideen gefährdet sah, die ihn erfüllten, so war ihm, wo er Helfer für sie fand, wo er auf gleichgestimmte Seelen traf, warmes Entgegenkommen ein inneres Bedürfniss. Wohl ist es beachtenswerth, dass der wesentlich aus eigener Kraft emporgekommene Mann mit eiserner Energie solche Bescheidenheit und solche Menschenfreundlichkeit verband, dass er, obgleich melancholischen Stimmungen nicht unzugänglich, doch vorwiegend eine Heiterkeit des Gemüths und eine Zartheit der Empfindung zeigte, die ihm schon früh die Herzen gewannen. So hat er schon in Erfurt und Bayreuth enge Freundschaftsbeziehungen geknüpft, an denen er dauernd festgehalten hat[2].

Diese Eigenschaften liessen ihn nicht verkümmern, er entwickelte sie weiter in den mannigfach drückenden Verhältnissen der nächsten zwei Jahrzehnte. Denn keineswegs glänzend war der Anfang seiner militärischen Laufbahn in Preussen. Er hatte gehofft, in die Suite des Königs, d. h. zu den Offizieren zu kommen, die eine höhere Ausbildung genossen; statt dessen wurde er zu den Füsilieren nach Schlesien versetzt. Zwanzig Jahre lang hat er bei ihnen erst als Lieutenant, dann als Hauptmann in Löwenberg und Jauer in Garnison gestanden. Er wurde in dieser Stellung 46 Jahre alt, Vater von fünf Kindern, er lebte ohne Berührung mit bedeutenden Menschen, mitten im Zeitalter der Revolutionskriege ohne Gelegenheit kriegerische Erfahrungen und Lorbeeren zu sammeln. Natürlich haben diese Verhältnisse auf ihm gelastet — und nicht minder die allgemeinen Verhältnisse des preussischen Staates und Heeres. Immer mehr verbreitete sich das Gefühl, dass in ihnen schwere Übelstände vorhanden seien, vieles

[2]) Dass Gneisenau bis an sein Lebensende die in Erfurt begründeten Beziehungen zu dem Hause Siegling und namentlich seinem Schul- und Universitätsfreund Johann Blasius Siegling festgehalten hat, zeigen seine Briefe an diesen, die neuerdings im 16. Hefte der Mittheilungen des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde Erfurts veröffentlicht sind, nachdem einzelne von ihnen schon früher von den Biographen Gneisenaus mitgetheilt und benutzt und sechs weitere von Lehmann in der Historischen Zeitschrift 59, 301 ff. publizirt waren. Pick hat seiner Publikation auch mehrere Schreiben von Gneisenaus Frau, von Karoline von Humboldt und von Siegling selbst hinzugefügt; unter diesen ist besonders lesenswerth dessen Bericht, wie Gneisenau seinen alten Jugendfreund 1819 in Berlin aufnahm. — Für Gneisenaus Beziehungen zu seinen Bekannten in Bayreuth und zugleich für seine Bestrebungen im März 1813 ist ein von ihm damals an seinen alten Kameraden Waldenfels gerichtetes Schreiben interessant, indem er diesen und andere ihm bekannte Franken aufforderte, die dortige Bevölkerung zur Erhebung gegen die Franzosen anzuregen. Siehe dies Schreiben und einige Notizen über Gneisenaus Aufenthalt in Bayreuth bei Julius Meyer, Erinnerungen an die Hohenzollernherrschaft in Franken (Anspach 1890) S. 199 ff.

namentlich den Ideen widerstritt, die damals so wirksam unsere grossen Dichter vertraten; aber bei dem engen Zusammenhange aller militärischen, politischen und sozialen Einrichtungen waren Reformen im einzelnen schwierig, und vor einer gründlichen Umgestaltung, vor einem Bruch mit den Traditionen Friedrichs des Grossen scheute sein Grossneffe zurück; so erklärt es sich, dass im ersten Jahrzehnt Friedrich Wilhelms III. viel über Reformen geschrieben, manches für sie vorgearbeitet, aber wenig von ihnen praktisch durchgeführt ist. Sie herbeizuführen, daran konnte natürlich der Hauptmann Gneisenau in seinem schlesischen Städtchen nicht denken; aber er konnte sich auf sie vorbereiten. Und das that er — nicht durch theoretische Spekulation, sondern indem er in seinem amtlichen und Privatleben zugleich Empfänglichkeit für die humanen Ideale Kants und Schillers und echten militärischen Geist bewies.

Seine Neigung und Fähigkeit, Menschen zu helfen und Menschen zu erziehen, hat Gneisenau nicht nur in der Sorge für die Seinen, für seinen Vater und seine Geschwister und seine eigene Familie bewährt, die er sich 36 Jahre alt durch seine Verbindung mit Karoline von Kottwitz begründete, auch im Verkehr mit Freunden und Kameraden und in der Einwirkung auf die ihm unterstellte Mannschaft. Nicht in den damals üblichen Prügelstrafen sah er das Hauptmittel für die Disziplin; er suchte sie durch Belebung des Ehrgefühles zu heben, lebhaft interessirte er sich für das Wohl der Einzelnen und ihrer Hinterlassenen. Dabei erreichte er, dass sie den hohen Anforderungen nachzukommen strebten, die er an ihre Leistungen im Dienste stellte; unermüdlich thätig für ihre Einübung bildete er seine Kompagnie zu einer Musterkompagnie aus. Aber nicht minder hielt er sich verpflichtet, für seine eigene Ausbildung zu sorgen. Er war nicht ein Gelehrter und wollte es nicht werden; aber für seinen Beruf hielt er für nöthig, seine Kenntnisse zu mehren; so hat er sprachliche und historische Studien getrieben, in Bücher und Karten sich vertieft; er lernte nicht nur aus eigener Anschauung das schlesische Land und die Verhältnisse des benachbarten Polen gründlich kennen, er wusste auch aus den Zeitereignissen im westlichen Europa Nutzen für seine militärische und politische Bildung zu ziehen; mit verständnissvollem Interesse folgte er namentlich den Feldzügen Napoleons. „Bonaparte, schrieb er, war mein Lehrmeister in Krieg und Politik“. Aber grundverschieden von denen Napoleons und der ihm vorangegangenen Leiter der französischen Revolution waren seine ethisch-politischen Grundanschauungen; sie hat er damals auch in Gedichten ausgesprochen, die eben desshalb, nicht wegen ihres ästhetischen Werthes unsere Beachtung verdienen. Ist neuerdings mit Recht der Einfluss betont, den auf seine späteren Arbeitsgenossen Boyen und Clausewitz die Kant'sche Philosophie geübt hat, so bemerken wir hier eine Einwirkung von ihr auch auf Gneisenau; erfüllt von der Gesinnung, der Kant den klassischen philosophischen Ausdruck gegeben

hat, rief er in einem Gedichte[3]), in dem er bei Absetzung Ludwigs XVI. den französischen Jakobinern entgegentrat, der Göttin zu:

> Begeistre Du das das menschliche Geschlecht
> Für seine Pflicht zuerst, dann für sein Recht!

Es gab wohl Kameraden, die über den Poeten und über den Magister spotteten; die ihn näher kannten, wussten, dass sein idealistischer Enthusiasmus nicht die Schwärmerei eines Phantasten, dass er die schöne Blüthe einer durchweg gesunden, einer im höchsten Grade zu praktischer Leistung befähigten Natur war. Als er um seine Frau warb, trug ihre Mutter Bedenken, dem vermögenslosen Hauptmann die Tochter anzuvertrauen; da bestimmte sie sein Chef, Major von Puttlitz, zu der Einwilligung durch seine entschiedene Erklärung: „Es ist wahr, er besitzt nichts, aber er kommt doch durch die ganze Welt“.

Der Welt zu zeigen, was in ihm war, seine Gaben zu voller Entfaltung zu bringen, sie im Dienste des Vaterlandes zu verwerthen, sollte dem lang in kleinen Verhältnissen Zurückgehaltenen der Sturz des alten preussischen Staates die Gelegenheit bieten. Wohl hatte er schon früher als Patriot geseufzt über manche Gebrechen seines selbst gewählten Vaterlandes, hatte er schon die Ansicht entwickelt, dass man der Verbreitung des revolutionären Geistes durch weise Gesetze begegnen müsse; aber wie tief diese greifen müssten, wie berufen er selbst zur Mitarbeit bei den Reformen sei, das machte auch ihm erst die Katastrophe von 1806 klar. Noch im Sommer dieses Jahres hatte er einmal den Gedanken hingeworfen, den Soldatenrock auszuziehen und sich ganz dem Berufe des Landwirths zu widmen, in dem er besser für die Seinen sorgen könne; wenige Wochen darauf stand er mitten im Kriegsgetümmel. Gleich in dem ersten Treffen bei Saalfeld leicht verwundet, focht er doch bei Jena mit unter den letzten Kämpfern; auf dem Rückzuge lernte er dann das Elend des preussischen Heeres kennen. „Das waren Gräuel; tausendmal lieber sterben als das noch einmal erleben“. Nach dem Osten vorausgesendet und so der Gefangenschaft entgangen, fasste er in einer Denkschrift die Gründe der Niederlage zusammen. „Viel ist, schrieb er, von Verrätherei die Rede gewesen“; er aber wies solche Ansicht zurück: er suchte und fand eine tiefere und

---

[3]) Aus dem von Pertz in der grossen Ausgabe der Gneisenau-Biographie 1, 648 ff. abgedruckten Gedicht hoben die beiden im Text angeführten charakteristischen Verse auch Treitschke, Deutsche Geschichte 1, 288 und Lehmann, Scharnhorst, 2, 12 hervor. Auf die Einwirkung der Kant'schen Philosophie auf Boyen und Clausewitz wies nachdrücklich H. Cohen in seiner 1883 veröffentlichten Rede über Kant's Einfluss auf die deutsche Kultur S. 30 ff. hin. Dass Gneisenau sich dann auch mit Fichte beschäftigte, beweist das interessante Blatt, das Delbrück zuerst in der neuen Auflage 2, 339 ff. abgedruckt hat; auf ihm hat Gneisenau Fichtes Appellation an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus excerpirt. In den Mittheilungen zur Geschichte Erfurts 16, 34 hat Pick die Vermuthung geäussert, dass Gneisenau, der mehrere Gedichte Schillers sich abgeschrieben hat, den Dichter 1803 auch persönlich in Erfurt kennen lernte.

richtigere Erklärung für das Unglück in der Verblendung über den Feind und vor allem in den scharf charakterisirten Mängeln der Heeresverfassung und dem vorherrschenden Kleinmuth. Wohl war es wichtig, dass er mit solcher Klarheit den Sitz des Übels erkannte; wichtiger war die Frage, ob die Kraft zur Besserung vorhanden war. Seine praktische Tüchtigkeit hatte Gneisenau schon bei Saalfeld bewährt, als er seine Füsiliere tirailliren liess; jetzt entwarf er den Plan, mit Hülfe Englands im Rücken der feindlichen Hauptarmee eine Volksbewegung gegen sie zu erwecken. Aber dieser Plan wurde nicht angenommen, ebensowenig seine Vorschläge, die von ihm einexerzirten Rekruten schon früh im Kriege zu verwenden: es war Gefahr vorhanden, dass seine Kraft in Danzig unter unfähiger Oberleitung nutzlos verbraucht wurde — da wurde er im Frühjahr 1807 zum Kommandanten der für die Verbindung mit England besonders wichtigen Festung Kolberg ernannt. Er fand eine schwere Aufgabe vor. Waren von den Franzosen zunächst nur geringe Streitkräfte gegen die pommersche Festung verwendet, so waren diese nun verstärkt, und Gneisenaus Vorgänger hatte wenig gethan, genügende Vertheidigungsmittel herbeizuschaffen; ja er war in Konflikt gerade mit Männern gerathen, die besonders energisch gegen den Feind auftreten wollten, so dem alten muthigen Seemann Nettelbeck, der den patriotischen Geist in der Bürgerschaft zu beleben suchte. Aber mit dem Tage von Gneisenaus Ankunft, sagt eben Nettelbeck, „kam ein neues Leben und ein neuer Geist in alles, was um und mit uns vorging“. In der That hat sich hier zuerst gezeigt, was für das Vaterland Gneisenaus zielbewusste Energie und seine begeisternde Einwirkung auf deutsche Herzen zu leisten vermochte. Sofort verkündete er seinen Entschluss, die Festung nicht zu übergeben. Er selbst empfand auf's Lebhafteste, welche Leiden die energische Durchführung dieses Entschlusses der Bürgerschaft brachte. „Meine Stadt ist verwüstet, schrieb er im Juli 1807, 63 Bürger, Frauen und Kinder sind tot und verstümmelt, eine Menge sind Bettler; ich habe ihre Häuser anzünden, ihre Obstbäume niederhauen lassen müssen, das Los eines Kommandanten in einer belagerten Stadt ist hart“. Aber nie hat dies warme Mitgefühl ihn zu schwächlicher Haltung bestimmt; im Gegentheile, wie er selbst keine Gefahr für sich achtete, vor keiner Anstrengung zurückscheute, so forderte er Gleiches auch von seinen Untergebenen; er wusste einen Hauch seines Geistes auch ihnen und den Bürgern, einzuflössen, sie alle zu vereinen zur muthvollen Vertheidigung. „Ich nahm, schrieb er einem Kameraden, alles auf meine Hörner, kassirte feigherzige Offiziere, lebte fröhlich mit den Braven und liess brav donnern“. Er beschränkte sich nicht auf die Vertheidigung der Festungswerke; in einer interessanten Aufzeichnung über die Belagerung von Valenciennes hatte er schon 1793 dem Kommandanten einen Vorwurf daraus gemacht, dass er sich auf die Festung habe beschränken lassen und nicht einen Aussenkrieg geführt habe, hatte er schon damals für die neuen

Ideen über den Festungskrieg sich erklärt, die Montalembert gegenüber Vauban vertreten hatte. Wie diese in der Praxis zu realisiren, wie die belagernden Feinde durch Offensive der Belagerten zu schädigen seien, das hat er nun bei Kolberg gezeigt. Lange hinderte er die Franzosen sich der Festung zu nähern, indem er die Schanze des Wolfsberges anlegte und sie mit höchstem Muthe vertheidigte; durch Ausfälle vermehrte er seine Vertheidigungsmittel und schwächte die Gegner; wie durch Feuer suchte er sie auch durch Wasser, durch Überschwemmung zu bekämpfen. Freilich auf die Dauer konnte er die weitere Annäherung der verstärkten Feinde nicht hindern; da sie erfahren hatten, dass ein Waffenstillstand abgeschlossen sei, machten sie am 1. Juli die grössten Anstrengungen, noch ehe er bekannt wurde, durch ein Bombardement die Festung zur Kapitulation zu bringen. Furchtbar verwüstend wirkte ihr Feuer; wie es nur durch Gneisenaus persönliches Eingreifen gelang, ihm ein Ziel zu setzen, hat dankbar Nettelbeck anerkannt. „So besonnen, wo es handeln galt, so allgegenwärtig gleichsam, wo eine Gefahr nahte, und so beharrlich, wo nur die unabgespannte Kraft zum Ziele führen konnte, wie der Kommandant in dieser furchtbaren Nacht sich zeigte, hatte er immer und überall seit dem ersten Augenblick seines Auftretens sich erwiesen. Seit Wochen schon war er so wenig in ein Bett als aus den Kleidern gekommen. Nur einzelne Stunden ruhte er auf einer Pritsche in einem armseligen Gemach über dem Lauenburger Thor, einem Gefängniss, aber jeden Augenblick bereit, mich oder andere anzuhören, wenn wir ihm etwas von Wichtigkeit zu melden hatten. Vater und Freund des Soldaten wie des Bürgers hielt er beider Herzen durch den milden Ernst seines Wesens wie durch theilnehmende Freundlichkeit gefesselt“. Auch am 2. Juli wurden die wiederholten Angriffe abgewiesen; die Kräfte auf beiden Seiten waren auf's Höchste gespannt — da kam die Nachricht, der Waffenstillstand sei abgeschlossen, dem bald der Friede folgte. Gneisenau ahnte, wie schwer die Abmachungen auf Preussen drückten, er war desshalb nicht freudig erregt, als er die Nachricht empfing; aber natürlich athmete die Bürgerschaft auf, und weit über die Mauern von Kolberg hinaus wirkte der moralische Eindruck der Thatsache, dass, während so viele preussische Festungen den Franzosen sich ergeben hatten, Kolberg trotz aller Anstrengungen siegreich vertheidigt war. Was das Wichtigste, dieser Erfolg war erzielt durch Weckung der moralischen Kräfte der Einzelnen im Dienste des Vaterlandes. Es war hier im Kleinen geleistet, was im Grossen der preussische Staat bedurfte. Kein Wunder, dass man zu der grossen Aufgabe, die hier zu lösen war, auch den Vertheidiger Kolbergs heranzog. Noch im Juli 1807 wurde er zum Mitglied der neu eingesetzten Kommission zur Reorganisation der Armee ernannt.

Ihr Vorsitzender war Scharnhorst; nur kurz brauche ich an seine und Gneisenaus gemeinsame Thätigkeit in den folgenden Jahren zu erinnern, da

davon jede preussische und deutsche Geschichte berichtet; deutlicher noch als zuvor es möglich war, haben die Denkwürdigkeiten ihres Mitarbeiters Boyen und Lehmanns archivalische Forschungen uns erkennen lassen, wie wichtig und schwierig diese Thätigkeit war. Um so werthvoller war, dass beide in der Form ihres Auftretens und der Art ihrer Äusserungen so verschiedenen Männer durchaus übereinstimmten in ihren Grundanschauungen, der Arbeit für sie alle ihre Gedanken und Kräfte unbekümmert um Gunst und Abgunst der Menschen widmeten. Bewundernd sah Gneisenau zu dem älteren Freunde empor; wollte man diesen bei seinem vorsichtig zurückhaltenden Wesen nur als Theoretiker gelten lassen, so hob er treffend und nachdrücklich hervor, wie sehr gerade auch durch praktische Tüchtigkeit Scharnhorst ausgezeichnet sei; andrerseits hat dieser der schwungvoll feurigen Natur des Jüngeren die Wirksamkeit geschaffen, in der sie den reichsten Nutzen für ihre gemeinsamen Pläne bringen konnte. Er setzte durch, dass Gneisenau Mitglied der Untersuchungs-Kommission wurde, die streng die Kapitulationen des letzten Krieges prüfte. War es wichtig, dass dadurch unfähige Elemente aus dem preussischen Heere entfernt wurden, wichtiger war natürlich dessen Neugestaltung. Viele bedeutsame Vorschläge hat dafür Gneisenau in einzelnen technischen Fragen gemacht; aber nicht auf einzelne Reformen wollten und konnten Scharnhorst und er sich beschränken. Dass ein vollständig neuer Bau in einem neuen Geiste nöthig sei, das hatte ja eben die Niederwerfung des Fridericianischen Preussen durch die Franzosen gezeigt; wollte man wirksam ihnen entgegentreten, so musste man von ihnen lernen, alle Kräfte der Nation zu wecken und ihnen den angemessenen Wirkungskreis zu geben. Ausdrücklich hat dies Gneisenau in beredten Worten betont. Auf sie hat neuerdings ein angesehener französischer Politiker, Cavaignac[4]) hingewiesen, der auf Grund eifrigen Studiums der neuen deutschen historischen Forschungen in einem umfänglichen Buche eingehend die Bildung des modernen Preussen geschildert hat; er sieht in ihnen einen frappanten Beweis für seine These, dass diese preussischen Feinde Frankreichs doch von Frankreich ihre Gedanken über die neue Gestaltung ihres Vaterlandes entnahmen. Und gewiss, wenn auch mehr, als Cavaignac meint, schon vor 1806 geschehen war, um solche vorzubereiten, so bedurfte es doch erschütternder Schläge um sie in das Leben zu führen; sicherlich waren die Niederlagen von 1806 und 1807, die Lostrennung der polnischen Gebiete von Preussen, die Erfolge der französischen Revolution und Napoleons wichtigste Voraussetzungen für die Umbildung des preussischen Staates und

---

[4]) Cavaignac, La formation de la Prusse contemporaine (Paris 1892) zitirt S. 406 die auch von Lehmann, Scharnhorst, 2, 15 f. hervorgehobenen Worte Gneisenaus über den Einfluss der französischen Revolution. Vgl. über und gegen Cavaignacs Auffassung von dem Verhältniss der preussischen Reformgesetzgebung zu dieser auch Koser in der Historischen Zeitschrift 73, 193 ff. und Bailleu in der Deutschen Literatur-Zeitung vom 21. April 1894.

Heeres, die unter Steins und Scharnhorsts Leitung vollzogen wurde — aber nicht minder nachdrücklich ist zu betonen, dass sie von anderen Gesichtspunkten geleitet wurden und andere Ziele erstrebten als die Führer Frankreichs in ihrer Zeit, dass sie von jenen nicht weniger sich unterschieden als Kant und Fichte von Voltaire und Rousseau. Deutlich zeigt uns dies gerade ein Blick auf die neue Bildung des Heeres in beiden Ländern. Scharnhorst und Gneisenau wandten sich wie die Leiter der französischen Revolution gegen die Privilegien des Adels, aber sie bekämpften auch die egalitären Tendenzen, die Einführung des auch in Deutschland gerühmten freien Avancements der Offiziere. Sie wollten dem Offizierkorps seinen aristokratischen Charakter, seine korporativen Gefühle wahren — aber nicht Standesvorrechte, Bildung und Leistungsfähigkeit sollten fortan die Besetzung der Offizierstellen bestimmen. Und wie bei dieser und bei Beförderung der Offiziere leitete sie auch bei ihren Vorschlägen über die Zusammensetzung des Heeres und die Behandlung der Soldaten überall der gleiche ethisch-pädagogische Grundgedanke: alle Klassen der Nation nicht nur heranzuziehen und zu verwerthen, sie zu erziehen durch den Dienst und im Dienste für das Vaterland, sie zu begeistern für ihre Pflicht, dadurch die Kräfte des Staates und der Bürger zu heben. Heinrich von Sybel hat einmal die Ansicht Steins vom Staate dahin zusammengefasst, dass er den Staat betrachtete als eine Schule für den Charakter der Menschen — zu einer grossen Erziehungsanstalt für die Nation, zu einer Schule der Zucht der Ehre, des freudigen Opfermuthes wollten ganz im Einklange mit ihm Scharnhorst und Gneisenau dås von ihnen neu gebildete Heer gestalten. In solchem Heere war kein Platz mehr für geworbene Ausländer, in ihm sollten alle Bewohner des Landes die Pflicht der Vaterlandsvertheidigung üben; so bekämpften die Führer der Reform wie die Werbung so die Exemptionen und die in Frankreich eingeführte Stellvertretung; treffend widerlegten sie die Bedenken, die gegen den Heeresdienst der gebildeten Klassen wegen ihrer Gefahr für die Kultur damals auch in Preussen hervorragende Zivilbeamte wie neuerdings Taine in Frankreich vorbrachten; eben mit Rücksicht auf diese Ausdehnung der Wehrpflicht aber verlangten sie auch Abschaffung der entehrenden Strafen, die man im alten Heere bei seiner Zusammensetzung für unentbehrlich gehalten hatte. „Wenn ein gerechtes Gesetz, schrieb Gneisenau 1808 in einem glänzenden Zeitungsartikel, Pflichten und Ansprüche mit Unparteilichkeit über alle Stände vertheilt und den Sohn des Königlichen Rathes ebensowohl den Reihen der Vaterlandsvertheidiger beigesellt als den Pflüger und Tagelöhner, so wird es nöthig, die für rohere Naturen und für ein roheres Zeitalter erfundenen Strafarten der fortgeschrittenen Bildung mehr analog abzuändern.“ So fordert er, dass die „Proklamation der Freiheit der Rücken der Verallgemeinerung der Waffenpflichtigkeit“ vorangehe.

Auf das engste hingen seine und Scharnhorsts Reformgedanken mit denen Steins, mit den Ideen zusammen, die gleichzeitig Fichte und Schleier-

macher für die ethische Erziehung der Nation verkündeten; wohl war es für unsere ganze Zukunft von segensvoller Bedeutung, dass von solchen idealen Gesichtspunkten aus der Grund zum Neubau unseres Heeres und Staates gelegt ward. Aber sehr begreiflich ist, dass ihre Verwirklichung auf grosse Schwierigkeiten stiess, dass sie lebhafte Opposition nicht nur bei denen erregten, die Interesse und Tradition an die alte Ordnung banden. Ihr gegenüber war es von höchstem Werthe, dass die Leiter der Reform, so hoch ihre Gedanken flogen, bei ihren Vorschlägen überall auf ihre praktische Erfahrung sich stützten, dass sie, wie Beguelin Stein nachrühmt, die grossen leitenden Ideen mit der genauesten Fachkenntniss verbanden; treffend wies eben Gneisenau nach, wie unleugbare Schäden der alten Praxis die Reformen forderten, wie sehr diese die Leistungsfähigkeit des Heeres steigerten. Und gewiss war nur bei Aufbietung aller Kräfte das praktische Ziel zu erreichen, dem alle ihre Anstrengungen dienten: das Joch abzuschütteln, das Napoleon auf Preussen gelegt hatte. Je schwerer er den preussischen Staat und die deutsche Nation bedrückte, um so dringender schien es ihnen zu sein, den Kampf gegen ihn bald zu führen. Aber freilich gerade in diesem Punkte stimmte König Friedrich Wilhelm III. nicht mit ihnen überein. Auch er litt schwer unter Napoleons Übermacht; auch er hatte sich von der Nothwendigkeit von Reformen überzeugt und es selbst ausgesprochen, dass der Staat durch geistige Kräfte ersetzen müsse, was er an physischen verloren habe. Deshalb hat er wie Stein und Hardenberg auch Scharnhorst und Gneisenau berufen und wirken lassen; aber die grössten Schwierigkeiten bereiteten ihnen sein Misstrauen in die eigene und in die Kraft seines Volkes, seine bis zur Ängstlichkeit gewissenhafte Erwägung aller Hindernisse für einen kühnen Entschluss und seine daraus entspringende Unentschlossenheit; nur zu oft erschien ihm als zu gewagt für seinen Staat, was diese eifrigen deutschen Patrioten in ihrem heissen Kampfeseifer gegen Napoleon ihm vorschlugen. So gab er den Bedenken Gehör, die gegen die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht erhoben wurden, so konnte er sich auch nicht entschliessen den Krieg gegen Napoleon aufzunehmen, weder als 1809 Österreich mit ihm kämpfte, noch als es 1811 zwischen ihm und Russland zum Bruche kam. Niemand hat schmerzlicher diese Haltung des Königs beklagt, niemand energischer sich bemüht sie zu ändern als Gneisenau. Mit Feuereifer betrieb er 1811 umfassende Rüstungen, schlug er eine grossartige Volksbewaffnung vor, in den bewegtesten Worten bat er den König sie zu bewilligen. Er rief ihm Matthissons[5]) Worte zu:

> Lass den Schwächling angstvoll zagen!
> Wer um Hohes kämpft, muss wagen;
> Leben gilt es oder Tod.

---

[5]) In der zweibändigen Ausgabe von Matthissons Gedichten, die 1811 bei Cotta erschien, sind unter den Gedichten des vierten Zeitraums von 1799—1811 im zweiten Theil

Aber der König fand diese Vorschläge, wie er zu einem von ihnen ausdrücklich bemerkte, „gut als Poesie“. Hierauf antwortete Gneisenau in einem neuen Schreiben bei ähnlichen Ausführungen: „Ew. Majestät werden mir, indem ich dieses sage, abermals Poesie Schuld geben, und ich will mich gern hiezu bekennen. Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie. Keine Herzenserhebung ohne sie. Wer nur nach kalter Berechnung seine Handlungen regelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie so mancher von uns, der mit Bekümmernis auf den wankenden Thron blickt, würde eine ruhige glückliche Lage in stiller Abgezogenheit finden, wie mancher selbst eine glänzende erwarten dürfen, wenn er, statt zu fühlen, nur berechnen wollte. Jeder Herrscher ist ihm dann gleichgültig. Aber die Bande der Geburt, der Zuneigung oder der Dankbarkeit fesseln ihn an seinen alten Herrn; dessen Unglück kettet ihn noch mehr an selbigen; mit ihm will er leben und fallen, für ihn entsagt er den Familienfreuden, für ihn giebt er Leben und Gut ungewisser Zukunft preis. Dies ist Poesie und zwar von der edelsten Art; an ihr will ich mich aufrichten mein Leben lang. Zur Ehre will ich mir es rechnen, der Schaar jener Begeisterten anzugehören, die alles daransetzen, um Ew. Majestät alles zu retten; denn wahrlich zu einem solchen Entschluss gehört Begeisterung, die jede selbstsüchtige Berechnung verschmäht. Viel sind der Männer, die so denken, und weit stehe ich ihnen an Adel der Gesinnung nach; ich werde mich bestreben, ihnen ähnlich zu werden“.

Nie wohl hat Gneisenau seiner Gesinnung einen charakteristischeren und beredteren Ausdruck gegeben, als in diesen Worten; sehr verständlich aber ist es, dass sie den König nicht umzustimmen vermochten. Dass jedoch auch bei sachlicher Erwägung der realen Verhältnisse Gneisenau und seine Freunde wichtigste Gründe für ihre Ansicht geltend machen konnten, dass es sich bei ihnen nicht nur um eine Aufwallung heroischer Gefühle handelte, das scheint mir durch Lehmanns Forschungen bewiesen und durch die Publikation von Boyens Denkwürdigkeiten bestätigt zu sein. Freilich erkennt indess auch Boyen an, dass nicht unerhebliche Bedenken für Friedrich

---

S. 256 unter der Überschrift „Zuruf“ die Verse zu lesen, durch welche Gneisenau 1811 den König zu kühnen Entschlüssen anfeuern wollte. Nur klingt kräftiger gleich am Anfang Gneisenau's Fassung: „Plötzlich kann sich's umgestalten,“ statt der etwas matten Wendung, die bei Matthisson gedruckt ist: „Alles kann sich umgestalten,“ und ebenso schrieb jener: „Leben gilt es oder Tod“, während man dort liest: „Leben gelt' es oder Tod“.

Auf meine Anfrage hatte der genaue Kenner Matthissons, Herr Geh. Hofrath Dr. Hosaeus in Dessau die Güte, mir mitzutheilen, dass auch ihm nichts von persönlichen Beziehungen Matthissons zu Gneisenau und ebensowenig etwas Bestimmtes über den Anlass bekannt sei, bei welchem Matthisson diese Verse verfasst habe; nicht unwahrscheinlich sei ihm, dass das betreffende Gedicht während des früheren Aufenthaltes des Dichters in Stuttgart, wenig glaubhaft, dass es in Beziehung auf öffentliche Verhältnisse geschrieben sei.

Wilhelm III. vorhanden waren, den Bund mit dem russischen Kaiser gegen Napoleon abzuschliessen, zu dem Scharnhorst und Gneisenau und auch der damals von Gneisenau stark beeinflusste Hardenberg ihn zu bestimmen suchten[6]). Gewichtige sachliche Gründe machten sie dafür geltend: doch gehörte zu solchem Entschluss ein Heroismus, wie ihn Scharnhorst und Gneisenau, aber nicht Friedrich Wilhelm III. besass, zu dem sich emporzuschwingen diesem König nach seiner Anlage, seinen Lebenserfahrungen und seiner Stellung besonders schwer fiel — aber eben desshalb ist auch der Kampf und Sieg von 1813 nur dadurch herbeigeführt, dass neben dem König Männer standen, die auch in den bedrängtesten Tagen nie ihren patriotischen Glauben verläugnet, die auch in ihnen solchen Schwung der Seele bewährt hatten. Für sie war es selbstverständlich, dass nach dem Gottesgericht, das Napoleon 1812 in Russland getroffen hatte, sie jetzt alle Kräfte anspannten, die alten Pläne zu verwirklichen, die patriotische Erhebung gegen ihn zu siegreichem Ende zu leiten. Und jetzt ist bekanntlich wirklich die Volksbewaffnung zur Ausführung gebracht, die Gneisenau schon 1811 vorgeschlagen hatte, die allgemeine Wehrpflicht zunächst für den Kampf der Befreiung eingeführt. Um an ihm Theil zu nehmen kehrte Gneisenau heim nach Deutschland.

Er war i. J. 1812 wie schon früher i. J. 1809 auf Reisen gegangen, um, da es ihm in Preussen nicht mehr möglich war, in anderen Ländern für die Befreiung Europas vom Joche Napoleons zu arbeiten[7]). Jetzt

---

[6]) So habe ich mich, abweichend von der Ansicht, die auch ich im Anschluss an Duncker und Treitschke in den Preussischen Jahrbüchern 45, 355 ff. vertreten hatte, schon 1892 geäussert und bin in dieser Auffassung durch Delbrück's Ausführungen in der neuen Auflage seines Buches 1, 254 ff. bestärkt. In der gleichzeitig mit dieser erschienenen 5. Auflage seiner Deutschen Geschichte hat auch Treitschke anerkannt, dass Scharnhorst 1811 von den Russen ein Zugeständniss erreichte, ausdrücklich aber dessen Geringfügigkeit nachzuweisen versucht und sein Urtheil über die Haltung der wichtigsten Persönlichkeiten bei der Krisis dieses Jahres festgehalten. Bedeutsame Änderungen hat er dagegen bei seiner Darstellung ihrer Politik im Dezember 1812 und im Anfang des Jahres 1813 vorgenommen, doch auch jetzt eine von der Lehmanns wesentlich abweichende Auffassung vertreten; die wichtigen Mittheilungen, die Beide aus den bezüglichen Akten gegeben haben, lassen deren vollständige Publikation, namentlich zur richtigen Würdigung Hardenberg's, sehr wünschenswerth erscheinen. Sollten interessante Äusserungen Gneisenaus aus diesen Jahren nicht auch noch in Dörnberg'schen Familienpapieren zu finden sein?

[7]) Über Gneisenaus Plan, 1809 eine preussische Legion in österreichischem Dienst zu errichten, vgl. auch Döbner in den Forschungen zu Deutschen Geschichte 25, 333 ff.; seine Pläne und Reisen von 1812 sind, wie Delbrück hervorhebt, uns erst völlig deutlich geworden durch die Lehmann zu verdankende Entzifferung und Veröffentlichung bisher unbekannter in Chiffern geschriebener Briefe im 62. Bd. der Historischen Zeitschrift. Eben deshalb hätte ich gewünscht, dass aus ihnen Delbrück mehr in seine neue Auflage aufgenommen und sie hier einer noch tiefer greifenden Umgestaltung unterzogen hätte, bin aber auch hier mit seinem von Lehmann abweichenden Urtheil über die Stimmungen des Königs und Hardenbergs im Wesentlichen einverstanden. Für den Charakter Gneisenaus ist besonders bezeichnend seine Äusserung in einem dieser Briefe an Hardenberg vom Dezember 1812, er wolle

betrat er im Februar 1813 in Kolberg wieder deutschen Boden. Er bestimmte den dort kommandirenden General Borstell, seinen alten politischen Gegner, sich der Erhebung gegen Napoleon anzuschliessen; dann ging er nach Breslau. Hardenberg wollte ihn zu einer diplomatischen Mission verwenden. Er aber verlangte und erreichte seine Anstellung im Heere. „Vier Jahre lang, schrieb er, habe ich den Kampf gegen Frankreich gepredigt und nun wir durch überirdische Hilfe endlich dahin gekommen sind, ihn führen zu können, sollte ich mich vom Kriegsschauplatz hinwegbegeben, um diplomatische Geschäfte zu übernehmen? Meine Anstellung soll keine Schwierigkeit haben. Es soll mir eine Ehre sein und es macht mein Glück aus, für die Sicherheit des Königs und für die Unabhängigkeit seiner Monarchie in jeder Eigenschaft zu dienen. Ich verlange nicht Ehren, nicht Würden."

Ihm wurde aufgetragen, die Geschäfte des Generalquartiermeisters im Blücher'schen Korps neben Scharnhorst zu besorgen. Als dieser bei Lützen verwundet wurde, trat er an seine Stelle. Er stand schon seit 1807 mit Blücher in Verbindung; bei den Kriegsplänen von 1811 hatte er besonders auf Blüchers Thätigkeit gerechnet, der damals alles aufbot, ein festes Lager bei Kolberg in vollkommenen Stand zu bringen. „Es soll", schrieb er an Gneisenau „demjenigen, der es angreift, Kopf und Herz beschäftigen, und ich hoffe, man soll sagen, die alten Preussen sind bei Kolberg wieder aufgestanden — wohl verstanden, wenn man meinen Vorschlägen Gehör giebt." Blücher freute sich, dass Gneisenau in Berlin war, „denn ich weiss, wo Sie sind, da herrscht Thätigkeit, und wie nothwendig es ist, keine Stunde zu verlieren, das brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Die Zeit der Deliberation und des Konferirens muss nun verschwinden und das Handeln muss an die Stelle treten und zur Tagesordnung werden." „Machen Sie doch, dass der König alle die Sicherheitskommissare und Faulthiere von sich entfernt. Das Achselzucken und Seufzen verräth fast allemal einen Schuft." Deutlich spiegeln diese Äusserungen Blüchers Wesen und Streben wieder; man begreift danach auch, wie gut er und Gneisenau trotz ihrer grossen Verschiedenheit sich verstanden. Als nach dem im Sommer geschlossenen Waffenstillstand Blücher an die Spitze der schlesischen Armee gestellt wurde, wünschte er deshalb lebhaft, dass auch Gneisenau ihm wieder zur Seite trete. Um die preussischen Streitkräfte zu erhöhen, hatte Gneisenau während des Stillstandes eifrig die Landwehr in Schlesien organisirt; „Land-

treu dem Könige „dienen, so lange Gefahr da ist; hört diese für ihn auf, so mögen andere im Sonnenschein des Glücks um seinen Thron sich wärmen: ich ziehe mich zurück. Ich mag nicht mit so vielen Elenden nach Beförderung ringen. Gegen sie zu kämpfen, so lange es des Königs Sicherheit gilt, war mir Pflicht; um ihrer persönlichen Zwecke willen aber Dienste zu thun, ist mir zu niedrig". Wie Gneisenau den „Unterwerfungsvertrag" von 1812 beurtheilte, zeigt auch sein Schreiben vom 12. März 1812 an Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, auf dessen Mitwirkung er auch bei den Plänen von 1811 gerechnet hatte; es ist von P. Zimmermann in der Historischen Zeitschrift 63, 454 ff. veröffentlicht.

wehren Sie man immer druff, schrieb ihm Blücher, ich höre viel guts davon, aber wenn die Fehde wieder beginnt, dann gesellen Sie sich ja wieder zu mich; es ist in aller Hinsicht nothwendig, dass wir zusammen sind."

Wie nothwendig und erfolgreich ihr Zusammenwirken gewesen ist, das hat die Geschichte der nächsten Monate gezeigt. Wohl empfand Gneisenau das Opfer, das für ihn mit der Übernahme dieser Stellung verbunden war. Für ihn, der so befähigt zu unmittelbarer Einwirkung auf die Truppen sich gezeigt hatte, war es schmerzlich, dass er jetzt auf solche verzichten musste; aber bei ihm überwog die Freude, wie trefflich sein Feldherr sich gerade darauf verstand. „Glauben Sie denn, sagte er zu seiner Umgebung, dass einer von uns den Alten im Heer hätte ersetzen können? Sein Vorwärts blitzt in seinen Augen und ist in die Herzen unserer Soldaten eingegraben." [8]) Und nicht minder schätzte Gneisenau, mit wie frohem Wagemuth Blücher immer für die kühnsten Pläne sich erklärte, die Gneisenau ihm vorlegte, und sie hindurchführte trotz aller Schwierigkeiten und Reibungen, welche die Verbündeten und Untergebenen ihm bereiteten. So haben sie mit einander ihre Truppen geführt von der Oder an die Elbe, von der Elbe an den Rhein und über den Rhein bis auf die Höhen des Montmartre. „Was Patrioten träumten, schrieb Gneisenau 1814 nach der Einnahme von Paris [9]), und Egoisten belächelten, ist geschehen. Das allgewaltige Schick-

---

[8]) Diese Äusserung Gneisenaus über Blücher theilte Arndt in seinem Aufsatz über Gneisenau in seinen Schriften für seine lieben Deutschen 3, 404 mit. Fein und treffend hat Delbrück die Schwierigkeiten entwickelt, die für Gneisenau sich aus seiner Verschiedenheit von Blücher und aus seiner Stellung als Generalstabschef ergeben: sie wurden dadurch gesteigert, dass er, wie er in dem von Roloff in den Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte 6, 602 ff. veröffentlichten Brief vom 3. September 1813 bemerkte, zwischen einem Oberfeldherrn stand, „der mich stets vorwärts führen will, um zu schlagen, und zwischen zwei Untergeneralen, die mich für einen Verwegenen halten, der, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, die Armee in Gefahr bringt". Dass er andererseits wie die Vorzüge Blüchers, so auch die Bedeutung der Thätigkeit eines Generalstabschefs voll würdigte, das beweist auch der für die Verhältnisse im Schlesischen Heer interessante Brief, den er im Januar 1814 an Oberst von Ende richtete, um ihn zu bestimmen, in seiner undankbaren und schwierigen Stellung bei Langeron auszuharren, weil er in ihr dem König, dem Staat, der guten Sache und dem Feldmarschall in hohem Grade die eminentesten Dienste leiste. „Ohne Sie hätte die Schlacht an der Katzbach nicht eingeleitet und durchgeführt werden können. Ohne Sie wäre so manches andere schief oder gar nicht ausgeführt worden. Wenn Sie, mein lieber Oberster, an der Spitze einer Truppen-Abtheilung stehen, so haben Sie allerdings einen angenehmeren Wirkungskreis; aber auch einen nützlicheren? Das muss ich ableugnen. Dort erwerben Sie sich Zeitungsruhm; hier, an der Stelle, wo Sie stehen, in unseren Militärarchiven einen unvergänglichen. Aus diesen wird dereinst die Geschichte schöpfen, und Sie werden als der Mann erscheinen, der dem Grafen Langeron die Siegespalme, die dieser nicht den Muth hatte zu fassen, aufzwang." Siehe die aus Varnhagens Nachlass 1867 herausgegebenen Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, Tieck u. A. 2, 268.

[9]) In dem theilweise schon von Häusser (Deutsche Geschichte 4, 561), vollständig von Roloff in den Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte 6, 606 publizirten Brief an Rottenburg vom 28. April 1814. Ganz ähnlich schrieb Gneisenau am

sal stand uns zur Seite und liess unsere Fehler dem Tyrannen zum Verderben gereichen.“ Und als ein Jahr darauf Napoleon von Elba zurückkehrte, da waren es wieder Blücher und Gneisenau, die zu seiner Niederwerfung das beste gethan haben; wieder wie 1814 ist es entscheidend, ist es für Napoleon verhängnissvoll geworden, dass er die moralische Kraft verkannte, die in ihnen und in ihrem Heere lebte. Dass sie trotz der Niederlagen, die er ihnen zugefügt hatte, dem englischen Verbündeten, der die von ihnen erhoffte Unterstützung ihnen nicht geleistet hatte, zu Hilfe zogen, dass und wie sie den Feind angriffen, der sie weit entfernt glaubte: das hat Napoleons Sturz besiegelt.

Für ihn hatte noch zuletzt Gneisenau persönlich auf das bedeutendste mitgewirkt, indem er die Verfolgung ohne gleichen in der Nacht vom 18. Juni leitete[10]; auf das äusserste waren nach seinem Wunsche die preussischen

4. Oktober 1814 an Rüchel, als er ihm über den Feldzug von 1814 berichtete: „Die Vorsehung hat Alles zum Bessern gewendet. Napoleon hat uns bessere Dienste geleistet durch seine Hartnäckigkeit. womit er alle Friedensanträge, demüthige sogar, verwarf, als das ganze Heer der Diplomatiker, und alle Bemühungen Metternichs zu Frankfurt und zu Chatillon. den Frieden zu unterhandeln, scheiterten an dem Übermuth des Korsischen Emporkömmlings. So sind die Begebenheiten oft grösser als die Menschen, die sie leiten wollen, und diese werden unaufhaltsam in jenen Strudeln fortgerissen.“ Siehe Jahrbücher für Deutsche Armee und Marine 27 (1878), 323.

[10]) Schon Treitschke hat für seine Schilderung von Gneisenaus persönlicher Thätigkeit am 16. u. 18. Juni die Erinnerungen von Bardeleben benutzt, auf die sich Landfermann in seiner diesem 1869 gewidmeten Schrift stützte; in dieser ist S. 73 auch ein Brief Gneisenau's an Bardeleben mitgetheilt; könnten nicht auch die anderen Stücke dieses vertraulichen Briefwechsels, die Bardeleben als „theures Besitzthum“ aufbewahrte, zugänglich gemacht werden? — Aus dem 1860 in Berlin bei Reimer veröffentlichten Lebensbild von Karl Wilhelm Kortüm ist zu ersehen, welche Sensation der bei Delbrück 2, 227 ff. gedruckte Brief Gneisenaus über die Schlacht von Belle-Alliance an Frau von Clausewitz und Frau von Dohna in Düsseldorf, wo damals Beide sich aufhielten, erregte — „schon ehe er geöffnet war; denn Gneisenau hatte auf die Adresse geschrieben: „man bittet, das Siegel zu betrachten“, und siehe, der Brief war mit Napoleons eigenem Petschaft gesiegelt, welches in seinem Wagen gefunden war.“ — Spätere beachtenswerthe Urtheile Gneisenau's über den Feldzug von 1815 finden sich in seinem von Sybel in der Hist. Zeitschrift 69, 281 f. gedruckten Brief vom 8. Juni 1831 an den Grafen Brühl, dem gegenüber er betonte, dass Napoleon allein die Schuld an dem verzögerten Abmarsch von Grouchy habe, und in seinem Schreiben an Benzenberg vom 1. November 1816 (im 2. Bd. des Jahrgangs 1860 der Grenzboten 9 ff.), in dem er von „Wellington's Blutschuld am 16.“ spricht. Indem er Benzenberg darauf hinweist, dass sich in dessen Schlachtbericht (im Rheinischen Merkur, wie aus Benzenbergs in der grossen Ausgabe der Gneisenau-Biographie 5, 158 abgedruckten Antwort sich ergiebt) Irrthümer fänden, fügt Gneisenau hinzu: „Wenn ein so heller Kopf dem Einflusse der historischen Irrthümer nicht entgehen kann, ich hätte beinahe gesagt der konstanten Grösse historischer Irrthümer, wie könnte es ein anderer. Darum gehe ich so ungern an Niederschreibung dessen, was ich gesehen habe, denn ich stehe unter demselben Einflusse, und bei mir, als handelnder Person, kommt noch die Leidenschaftlichkeit hinzu, womit ich erfüllt bin gegen Indolenz, Furchtsamkeit, (politische) Selbstsucht, Mangel an Vaterlandsliebe, Franzosensinn, Zaudern, Unentschlossenheit, Falschheit. Gleichgültigkeit gegen die grossen Zwecke des Lebens. Ich werde demnach mit dieser Arbeit warten, bis ich durch das Landleben etwas besänftigt sein werde.“

Kräfte angestrengt, um Europa von dem Dränger zu befreien, dessen Macht auf Preussen und Deutschland am schwersten gelastet hatte. Aber eben damit hing zusammen, dass die Wünsche, die Gneisenau und seine Gesinnungsgenossen für Deutschlands Neugestaltung hegten, zunächst sich nicht erfüllten. Das erschöpfte Preussen war nicht im Stande, den europäischen Mächten gegenüber die Rückgabe des Elsass an Deutschland, die vor allem Gneisenau 1814 und 1815 forderte, dessen Wiedergewinn er für so wichtig hielt, dass er 1814 rieth, lieber halb Belgien Frankreich zu lassen, durchzusetzen und befriedigend die deutsche Verfassungsfrage zu lösen.

Heute erkennen wir klar, wie schwere Arbeit vorangehen musste, ehe unter Preussens Führung das neue deutsche Reich gegründet und die alte deutsche Westmark wieder gewonnen werden konnte, und wie manche Vorarbeit dafür in Gneisenaus letzter Lebenszeit geleistet ist. Aber nicht minder begreiflich ist uns, dass ihn vieles trübe stimmte, was er in dieser Zeit der Abspannung gethan und unterlassen sah; er verabscheute alle revolutionären Agitationen, aber nicht minder die Thorheit und den Fanatismus der Demagogenjäger, die auch gegen ihn Argwohn zu erwecken suchten, ihn bekümmerte die Gährung, die beide Parteien wetteifernd förderten. Um so mehr hielt er sich verpflichtet, festzuhalten an den ethisch-politischen Grundanschauungen, von denen die Gesetze der Reformzeit datirt waren, die zwischen den Extremen die positive Mitte hielten, und in engem Zusammenhang damit steht, dass er sich treu blieb auch in den Empfindungen seines Gemüthslebens. Mit grösster Bescheidenheit sah er auf die Erfolge und die Stellung, die er errungen hatte. Seinem alten Jugendfreunde Siegling schrieb er[11]): „Wohl hätte ich mir es nicht träumen lassen, zur Zeit als wir mit kaum einigen Groschen in der Tasche in der schönen Gegend Erfurts herumwanderten, dass ich bis zum Feldmarschall dereinst aufsteigen würde. Aber so waltet das launige Glück! So mancher, der es weit eher als ich verdient hätte, musste fallen, während ich erhalten wurde.“ Natürlich lebte der Feldmarschall anders als der Hauptmann; trefflich verstand sich Gneisenau darauf, seine Gäste in dem schlesischen Gute Erdmannsdorf, das er sich erworben hatte und auf dem er mit Vorliebe in seinen letzten Jahren sich aufhielt, durch schöne Feste zu erfreuen. Aber für sich selbst blieb er einfach und bedürfnisslos. Er wohnte dort in einem Mansardenzimmer, das ihm wegen der Aussicht besonders lieb war. Alles prunkende Scheinwesen war ihm verächtlich; er sprach stets gegen den Tafelluxus, von dem nichts für die Nachwelt übrig bleibe; jeden anderen

[11]) Am Anfange des in der Hist. Zeitschrift 59, 305 und in den Mittheilungen zur Geschichte Erfurts 16, 75 abgedruckten Briefes vom 29. Juni 1825. Ebenso schrieb Gneisenau in dem a. a. O. 59, 306 ff. und 16, 82 ff. publizirten und auch von Treitschke in seiner Schilderung von Gneisenaus letzter Zeit (D. G. 4, 202) benutzten Brief vom 21. Mai 1831 dem alten Jugendfreund: „Du bist ein Sohn Deines Fleisses, ich ein Sohn des Glücks.“

fand er erspriesslicher für den Staat, den der Tafel ganz todter Natur und selbst Geist und Unterhaltung ertödtend. Und geistige Anregung verschiedenster Art suchte und gab Gneisenau besonders auch im geselligen Verkehr. So ist heute erst recht erkennbar die Bedeutung seines Umganges mit seinen schlesischen Gutsnachbarn, der Familie des Prinzen Wilhelm, bei dem er in dessen Sohn, dem Prinzen Adalbert, das Interesse für die Gründung einer Flotte erweckt hat[12]); deshalb pflegte er auch die Verbindung mit Schriftstellern und Künstlern. Mit Recht pries die Berliner philosophische Fakultät, als sie ihn zusammen mit den andern Feldherrn im Befreiungskrieg 1814 zum Doktor promovirte, neben seinen kriegerischen Verdiensten auch den Mann von Geist und Wissen[13]); eifrig betrieb er im folgenden Jahre in Paris die Rückgabe der von den Franzosen entführten Kunstschätze und Handschriften; sehr lag ihm dann am Herzen die „kostbare Gemäldesammlung“ der Brüder Boisserée für Berlin zu gewinnen, damit sie „von da aus Kunstsinn und Enthusiasmus für Kunst“ verbreite. An die preussischen Universitäten rieth er „die eminentesten deutschen Gelehrten zu ziehen“, und so bescheiden er stets über seine Kenntnisse sprach, deutlich traten doch in seinen Gesprächen die Vielseitigkeit seiner Interessen und seine Schätzung jeder höheren Bildung hervor. Auch im Feld hat er sich deshalb gern mit Karl von Raumer und Steffens unterhalten; einen brieflichen eingehenden Gedankenaustausch hat er mit Niebuhr und Benzenberg gepflogen, manche Stunde in Berlin mit der alten Genossin des Weimarer

---

[12]) Ausdrücklich hebt Batsch in seinem Buch über Prinz Adalbert von Preussen (Berlin 1890) S. 30 u. 45 hervor, dass „die eigentliche Grundlage, für das, was Prinz Adalbert erstrebte, von Gneisenau stammte“, dass „für des Prinzen jugendliches Dichten und Trachten nach Ozean, Weltverkehr und Flotte er in dem Feldmarschall den eifrigsten ernsthaftesten Freund und Berather fand“. Auch die Gräfin Reden erkannte in ihren Briefen an, wie anregend und liebenswürdig Gneisenau in dem gutsnachbarlichen Verkehre war; sie fand durchaus bestätigt, was ihr Stein geschrieben hatte, dass ihr der Umgang mit diesem geist- und thatenreichen Mann manche interessante Stunde geben werde; gross und allgemein, bemerkt sie, war die Trauer um seinen Tod. S. C. Reuss, Gräfin Friderike von Reden 1. 281 ff. 495.

[13]) In den von Tieck und Raumer herausgegebenen nachgelassenen Schriften Solger's sind 2, 765 ff. auch die Elogia mitgetheilt, die er als damaliger Dekan der Berliner philosophischen Fakultät bei der Ehrenpromotion von Hardenberg, Blücher, Tauentzien, York, Kleist, Bülow und Gneisenau vom 3. August 1814 verkündete. Über Gneisenaus Bemühungen um den Rückgewinn der nach Paris entführten Kunstschätze s. namentlich Reifferscheids Aufsatz über E. v. Groote in der Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtskunde 1, 30 ff.; die angeführten Äusserungen Gneisenaus über die Boisserée'sche Sammlung Sulpiz Boisserée (Stuttgart 1862) 1, 322. Sein Interesse für die Kölner Kunstsammlungen sprach Gneisenau auch Benzenberg gegenüber aus, den er auch an den „liebenswürdigen Künstler“ Schinkel empfahl. Leider sind von dem Briefwechsel Gneisenaus mit Benzenberg Delbrück nur die Schreiben des Letzteren bekannt geworden; Gneisenaus Briefe an ihn sind schon 1860 im 2. Bd. der Grenzboten gedruckt; unter ihnen sind ausser dem schon oben in Anmerkung 10 angeführten besonders lesenswerth die Schreiben vom 11. Dezember 1817, vom 19. Januar und vom 23. September 1818 und vom 30. März 1820.

Dichterkreises Amalie von Helvig-Imhof und mit Bettina[14]) verplaudert. In solchem Verkehr, in lebendiger Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und durch ernsthafte Lectüre strebte er auch jetzt sich weiter zu bilden. Was er seiner Tochter Agnes empfahl, das übte er selbst, „die Kultur seiner Seele denjenigen Zerstreuungen vorzuziehen, die man Vergnügungen nennt und die es eigentlich nicht sind“.

In solcher Stimmung bestärkte ihn der schwere Schlag, der ihn 1822 traf, als seine eben genannte geliebte Tochter ihm, ihrem Mann, dem ältesten Sohn von Scharnhorst, mit dem sie in glücklichster Ehe lebte, und drei kleinen Kindern durch plötzlichen Tod entrissen wurde. In ergreifenden Briefen hat ihr Vater seinem tiefen Schmerze Ausdruck gegeben. Doch strebte er danach, sich durch diese Schwermuth nicht überwältigen zu lassen. „In Gesellschaft, schrieb er, lasse ich mich nicht von meinen Kummer beschleichen, aber in der Einsamkeit überlasse ich mich ihm gerne und fühle mich durch ihn veredelt. Diese stille Trauer ist mir lieb geworden und ich möchte sie gegen keinen anderen Zustand vertauschen.“ So sprach er sich gegenüber den Freunden aus, mit denen er am innigsten in diesen Jahren verkehrte, dem Clausewitz'schen Ehepaar, dem grossen militärischen Denker, dessen Talent er über das seinige setzte, den er als Scharnhorsts Johannes bezeichnete, während er nur sein Petrus gewesen sei, und seiner Frau Marie, der geborenen Gräfin Brühl; wer ihren

---

14) Über Gneisenaus Verkehr mit Amalie von Helvig-Imhoff siehe Henriette von Bissing, das Leben der Dichterin Amalie von Helvig geb. Freiin von Imhoff, Berlin 1889, S. 221 ff. 373 ff. Zwei Briefchen Gneisenaus an Bettina von Arnim sind in der oben erwähnten Sammlung aus Varnhagens Nachlass 2, 276 ff. gedruckt. „Auch ich, schrieb er ihr 1820, theilte die Vorurtheile, die gegen Sie in der Gesellschaft umhergehen. Ihr tiefer philosophischer Blick, Ihr fertiger und leichtfertiger Witz, fesselten endlich meine Aufmerksamkeit. Die edle Art wie Sie von Ihrem Mann mündlich und schriftlich redeten, gewann Ihnen endlich mein Vertrauen und ich legte jedes Vorurtheil gegen Sie ab und hatte meine Freude an Ihnen, wie ein Vater an seiner geistreichen Tochter, wenn ich auch nicht immer Ihre Vernachlässigung der konventionellen Formen zu vertheidigen vermochte und Ihnen gern zuweilen eine väterliche Vermahnung gegeben hätte, wozu ich jedoch des Rechtes sowie der Hoffnung des Erfolges entbehrte.“ In dem folgenden Billet aus dem März 1827 meldet Gneisenau an Bettina, er trage die Umrisse ihres Entwurfes zu einem Basrelief für das Monument zum Andenken des Königs von Baiern noch immer in angenehmer Erinnerung mit sich herum und werde sich auch nicht von ihnen trennen. „Sie sehen, wie sehr ich der Künstlerin huldige; die Philosophie vermag ich nicht zu erreichen, sie steht mir zu hoch.“ — Unmittelbar darauf sind ebenda eine poetische Einladung von Gneisenau aus dem Jahre 1828 an Julie von Egloffstein und ihre Antwort gedruckt; nach Goethischem Muster begann hier Gneisenau:

Kennst Du das Land, wo Dein Gedächtniss blüht?
Durch dunkles Laub die Abendsonne glüht?

Dass auch Goethe selbst im Juli 1819 ein Gedicht an Gneisenau richtete, hat Burdachs Ausgabe des westöstlichen Divan gezeigt: es ist das im Buche der Betrachtungen zuerst 1827, jetzt in der Weimarer Ausgabe 6,73 gedruckte, das mit den Worten anfängt:

Den Gruss des Unbekannten ehre ja!
Er sei Dir werth als alten Freundes Gruss.

köstlichen Briefwechsel mit ihrem Manne gelesen hat, wird es voll verständlich finden, dass Gneisenau ihr aus dem Felde geschrieben hatte: „Für solche Frauen schlägt man sich gern.“ Sonnige Tage haben sie zusammen in Koblenz[15]) verlebt, wo unmittelbar nach dem Frieden Gneisenau das Generalkommando übernahm und um ihn ein Kreis hochbegabter Patrioten sich scharte. Sehr verschieden unter einander, waren sie einig in dem Bestreben, auch im Frieden den Geist zu bewahren und zu bethätigen, in dem ihr Haupt kühn das Vaterland befreit hatte, mit deutschem Geist das Deutschland wiedergewonnene Land zu erfüllen. „Es lag, schrieb Frau v. Clausewitz später an Gneisenau, ein ganz eigener Zauber darin, gerade mit Ihnen dort zu sein, jede Freude über die himmlische Gegend, jeder frohe Gedanke an die Befreiung schien neuen Dank, neue Verehrung für den Befreier zu heischen.“ Freilich trat schon 1816 Gneisenau von dieser Stellung zurück; aber als er dann zum Mitglied des Staatsrathes und zum Gouverneur von Berlin ernannt nach der Hauptstadt kam, war es ihm eine besondere Freude, dass auch Clausewitz dorthin berufen und auch ein Verwandtschaftsband zwischen ihnen geknüpft wurde, indem der jüngere Bruder der Frau v. Clausewitz Gneisenaus dritte Tochter Hedwig heirathete. Und wie in Koblenz, trat Clausewitz ihm dann auch in Posen als Chef des Generalstabes zur Seite, als Gneisenau nach dem polnischen Aufstande von 1830 mit dem Oberbefehl über die desshalb an der polnischen Grenze mobilisirten Armeekorps betraut wurde. Mehr als die Sorge um die Polen beschäftigte beide Freunde der Gedanke an die von Frankreich drohende Gefahr. Da näherte sich von Osten der Grenze ein

---

[15]) Über Gneisenaus Koblenzer Tage und seinen dortigen Kreis vgl. ausser den Schilderungen von Delbrück und Treitschke (D. G. 2, 190 f.) die Litteratur, die ich in meinem Buch über Johannes Schulze S. 178 zusammenstellte. Hier hob ich S. 180 auch Äusserungen Gneisenaus aus seinen Gesprächen mit Schulze und besonders das im letzten Absatz dieses Vortrages citirte Urtheil hervor, das Gneisenau über den Grund von Napoleons Sturz fällte. Auch der Gräfin Reden sprach Gneisenau mit Bewunderung von „Napoleons Genie“ und ebenso betonte er in einem Brief an seinen Schwiegersohn Brühl (H. Z. 69, 252) die „grossen Geistesmittel des ausserordentlichen Menschen für Heerführung und Staatenverwaltung“, nachdem er die ihn in hohem Grade fesselnden Memoiren von Bourrienne gelesen hatte. Besonders anschaulich führen uns den geselligen Verkehr in Koblenz und die Bewunderung und Liebe, die Gneisenau dort gezollt wurden, die von Meusebach gedichteten „Eintags-Schönchen auf- und abgeblüht zu Koblenz am Rhein 1814 bis 1818“ vor Augen, die der Dichter als Manuscript für nähere Freunde drucken liess und von denen das Sixt von Armin geschenkte Exemplar jetzt auf der Berliner Königlichen Bibliothek aufbewahrt wird. Hier ist S. 41 auch zuerst das an den Schluss dieses Vortrages wie der Vorreden von Pertz und Delbrück gestellte Gedicht von Meusebach mitgetheilt, das er mit Gneisenaus Bild an seinen Freund Dr. F. Hofmann geschickt hat, und ebenso S. 21 ff. der Prolog, den bei einer Meusebach'schen Abschiedsgesellschaft zu Ehren Gneisenaus Emma von Jasmund sprach. Schon hieraus und aus dem bei Delbrück 2, 330 f. gedruckten Brief an Stosch ergiebt sich, dass Gneisenau nicht schon im Juni 1816 Koblenz verlassen hat: nach den als Manuskript für seine Freunde 1857 von Bärsch gedruckten „Erinnerungen aus seinem vielbewegten Leben“ ist Gneisenau am 13. Juli von dort abgereist: auch in dieser Schrift sind einige Briefe Gneisenaus mitgetheilt.

schlimmerer Feind als Franzosen und Polen — die Cholera. Auch vor ihr zitterte Gneisenau nicht. Am 9. August 1831 schrieb er seiner Frau: „Wenn mir die Wahl gelassen würde, welcher Todesart ich sterben wolle, so würde ich mir nächst einer Kanonenkugel oder einem sanften Schlagfluss die Cholera wählen. Wenn man 71 Jahre alt geworden ist, die geistige und die Körperkraft sich gemindert haben, dann kann man wohl wie ich mit Ruhe in Hinsicht auf sich selbst inmitten der Seuche diese mit Gleichgültigkeit betrachten und seine Besorgniss nur den andern Bedrohten widmen.“ In der Nacht vom 22. auf den 23. August ergriff ihn die Krankheit, in der folgenden Nacht ist er ihr erlegen.

Wer den Lebensgang, den ich hier kurz zu skizziren versuchte, mit dem Moltkes vergleicht, dem treten auf das deutlichste die Verschiedenheiten Beider, ihrer Zeit und ihrer Aufgaben, ihrer Naturen und ihrer Bildung entgegen. Aber nicht minder lehrreich und besonders erfreulich ist es, sich zu vergegenwärtigen, worin Beide sich glichen. Beider Lehrmeister in der Strategie ist Napoleon gewesen, und niemand hat entschiedener seine geniale Kraft anerkannt, als der Feldherr, der zu seiner Besiegung das Beste gethan hat. „Unsere Klugheit, sagte er, hat ihn nicht überwunden, sondern die hohe, ihm unverständlich gebliebene Begeisterung und Vaterlandsliebe des preussischen Volkes.“ Stets hat Gneisenau seine Hoffnung, dass Napoleon gestürzt werde, eben darauf gegründet, dass er in seiner masslosen Selbstsucht die Rechte und Gefühle der Nationen verletzte und jeden Verständnisses entbehrte für die idealen Kräfte im Leben der Individuen und Völker. Dass und wie Gneisenau und Moltke ihre in Napoleons Schule geübte Kraft in den Dienst ihrer Nation gestellt und bei ihr und im eignen Inneren die idealen Kräfte gestärkt haben, das hat nicht nur ihre Siege ermöglicht, das macht auch die Beschäftigung mit ihnen menschlich so erquicklich. Seine Erinnerungen an Moltke hat Graf Bethusy kürzlich mit den Worten geschlossen, dass er und die Seinen ihn nicht nur hätten verehren, sondern auch lieben müssen. Ich weiss nicht, ob ihm bekannt war, dass genau mit dem gleichen Ausdruck Meusebach die Stimmung von Gneisenaus Verehrern dahin zusammengefasst hat, dass sie nicht zu unterscheiden wüssten, ob sie ihn verehren oder lieben müssten. Was sie an den Helden fesselte, das sprach ebenfalls Meusebach einem Freunde aus, als er ihm ein Bild Gneisenaus übersendete. Es solle, schrieb er,

Den Mann ihm zeigen, dess das Herz mir voll,
Wiewohl mein Lied nicht würdig, ihn zu preisen.

Das ist er, sieh, der Mann von Stahl und Eisen,
So war er da, wo vorn sein Schlachtruf scholl,
So da, wo Feindes Strom am dicksten quoll,
Bald musst' ihm Feindes Fuss die Ferse weisen.

Doch seine Würd' und Huld und klare Milde,
Vor seinem Ruhm das eigene Erröthen
Und wie er heit're Ehrfurcht rings gebietet:

Das alles steht hier freilich nicht im Bilde;
Für uns auch, die ihn kannten, nicht von Nöthen!
Denn unsre Brust sein treustes Bild behütet.

Karl Ludwig.

A. Nachruf von ADOLF FICK.

Der 23. April ist in diesem Jahre für die deutsche wissenschaftliche Welt zu einem Gedächtnisstage der Trauer geworden, denn es ist an diesem Tage eine ihrer hellsten Leuchten erloschen, durch den Tod des grossen Physiologen Ludwig in Leipzig. Die zahlreiche Schar seiner dankbaren Schüler war gerade damit beschäftigt, eine würdige Feier seines 80. Geburtstages im nächsten Jahre zu planen. Ludwig hat also das Maass der Jahre nahezu erreicht, das nach den Worten des Psalmisten dem Menschen als höchstes zugemessen ist; er hat diese Jahre mit einem Maasse von fruchtbarer Arbeit erfüllt, wie es nur selten einem Menschen beschieden ist, und dennoch waren wir berechtigt noch eine Fülle von Leistungen von dieser unerschöpflichen Kraft zu erwarten. Denn noch in der letzten Zeit, ehe die für das höhere Lebensalter so verhängnissvolle Influenza ihn ergriffen hatte, war er als Forscher und Lehrer mit gleicher Energie thätig wie in früheren Jahren. Schon wieder auf dem Wege der Genesung, dachte er keineswegs daran auf seinen Lorberen auszuruhen, sondern nur an alsbaldige Wiederaufnahme der gewohnten angestrengten Thätigkeit, als ein plötzlicher Herzstillstand seinem Leben ein sanftes Ende machte.

Ludwigs äusserer Lebenslauf ist ohne stürmische Wogen ruhig dahingeflossen, wie das bei den Männern der Wissenschaft überhaupt meistens der Fall ist. Wie die hervorragenden Geister Deutschlands fast alle, entstammt er der mittleren Gesellschaftsschicht. Carl Friedrich Wilhelm Ludwig ist geboren am 29. Dezember 1816 zu Witzenhausen in Kurhessen als der zweitälteste von fünf Söhnen und zwei Töchtern eines pflichtgetreuen angesehenen Rentbeamten, vordem schneidigen Reiteroffiziers. Die Übersiedelung des Vaters nach Hanau hatte zur Folge, dass er in dieser Stadt das Gymnasium absolvirte. Er bezog die Universität seines engeren Vaterlandes Marburg und widmete sich dem medizinischen Studium. Allen, die Ludwig im reiferen Alter gekannt haben, als einen geradezu auffallend besonnenen, jeder Extravaganz in ungewöhnlichem Maasse abgeneigten Mann, wird es überraschend sein zu erfahren, dass er sich als Student in den ersten Jahren mit grossem Eifer dem Korpsleben und selbst dem Mensurensport hingab, so dass er sogar — wozu damals freilich wenig gehörte — mit dem Disziplinargerichte in Konflikt geriet und für einige Zeit von der Universität Marburg verwiesen wurde. Man kann unmöglich annehmen, dass eine so tief und zart angelegte Natur wie Ludwig durch das Treiben der Korpsburschen an und für sich hätte angezogen werden können. Immerhin lag es in seiner Art, sich in allem, was er trieb, energisch und unerschrocken hervorzuthun. Für die leere Seite des studentischen Treibens hat er übrigens im späteren Leben niemals auch nur die geringste Sympathie gezeigt, was man heutzutage bei Männern, die als Studenten den Korps angehört haben, nicht häufig wahrnimmt. Die Wegweisung von der Universität Marburg veranlasste Ludwig zunächst an der Chirurgenschule in Bamberg und an der Universität Erlangen seine Studien fortzusetzen. Nach Marburg zurückgekehrt, kehrte er mit aller Entschiedenheit — nicht ohne dadurch in unliebsame Konflikte zu kommen — dem Treiben seiner ersten Semester den Rücken und warf sich nun mit seiner ganzen Energie auf die wissenschaftliche Arbeit. Er wurde 1839 zum Doktor promovirt und 1841 als Prosektor am anatomischen Institute angestellt. 1842 erhielt er die venia legendi für Physiologie und 1846 auf An-

trag des Professor L. Fick die Anstellung als Professor extraordinarius für vergleichende Anatomie. Es war ein günstiger Zufall, dass in jenen Jahren dieser nur wenige Jahre ältere intime Jugendfreund Ludwigs Vorstand des anatomischen Institutes war, der ihm in liberalster Weise einen Theil der reichen Mittel dieses Institutes für seine physiologischen Untersuchungen zur Verfügung stellte, für welche in damaliger Zeit noch kein besonderer Etat ausgeworfen war.

Im Jahre 1849 wurde Ludwig als Professor der Anatomie und Physiologie nach Zürich berufen, und er verheirathete sich kurz darauf mit der Tochter des Juristen Professor Endemann, mit der er sich bereits in Marburg verlobt hatte. Er hat in dieser edlen Frau eine seiner vollkommen würdige Lebensgefährtin gefunden, die in wahrhaft idealer Ehe 45 Jahre lang Freud und Leid mit ihm getheilt hat, und die noch in der letzten Krankheit bis zum letzten Athemzuge keinen Augenblick von seiner Seite gewichen ist. Die Ehe war durch zwei Kinder gesegnet, einer Tochter, jetzt vermählt mit Alfred Dove, und einem Sohne, der schon in frühem Knabenalter den Eltern durch den Tod entrissen wurde.

Im Jahre 1855 folgte Ludwig einem Rufe als Professor der Physiologie an die medizinische Militärakademie (Josephinum) zu Wien, wo er 10 Jahre lang wirkte. In diese Zeit fallen mehrere Verhandlungen über Berufungen an preussische Universitäten. Es ging damals in der wissenschaftlichen Welt das Gerücht, die preussische Regierung habe seine Berufung nicht ausgeführt, weil er der materialistischen Weltanschauung huldige. Im Jahre 1857 erging übrigens an ihn eine thatsächliche Berufung nach Breslau, die er ablehnte. Im Jahre 1865 übernahm er als Nachfolger von Ernst Heinrich Weber die physiologische Professur in Leipzig. Er war der Nachfolger dieses hervorragenden Mannes auch in dem Sinne, dass dieser bis dahin der Führer der deutschen Physiologie gewesen war und dass diese Stellung nun unbestritten von Ludwig eingenommen wurde. Er behielt sie bis an sein Lebensende.

Diesen im Umriss gezeichneten Rahmen des Lebens hat Ludwig durch wissenschaftliche Arbeit in einer Weise ausgefüllt, dass man — obgleich ja der Rahmen ungewöhnlich weit ist — über die Fülle erstaunen muss.

Als Ludwig im Anfange der 40er Jahre seine wissenschaftliche Thätigkeit begann, bereitete sich in der Physiologie eine vollständige Umgestaltung der Grundanschauungen vor. Bis dahin hatte man für selbstverständlich gehalten, dass in den lebenden Wesen die Materie nicht ausschliesslich von den auch in der unorganischen Natur wirkenden Kräften bewegt würde, sondern daneben noch von spezifischen Lebenskräften, die gleichsam mit Bewusstsein nach bestimmten vorgesetzten Zwecken wirken sollten. Man pflegt diese Richtung der Physiologie als die „vitalistische“ zu bezeichnen. Nur einzelne Probleme der Physiologie waren bis dahin von hervorragenden Forschern als physikalische behandelt worden, aber selbst diese, wie E. H. Weber, Johannes Müller, Volkmann und andere, hatten nicht die letzte Konsequenz gezogen, die in der Physiologie nur eine Physik und Chemie oder eine Mechanik — im weiteren Sinn dieses Wortes — der lebenden Wesen sehen muss, die eine Lebenserscheinung nur dann als erklärt ansehen kann, wenn nachgewiesen ist, dass sie hervorgebracht ist durch das Aufeinanderwirken der materiellen Theilchen der lebenden Wesen nach den Gesetzen, nach denen dieselben Theilchen auch ausserhalb lebender Wesen aufeinander wirken.

Ludwig war unter den ersten, die diese Konsequenz gezogen haben. Er gehört zu den Stiftern der mechanischen Schule der Physiologen. Mitstreiter gegen die vitalistische Richtung fand er in dem glänzenden Berliner Dreigestirn Brücke, du Bois-Reymond und Helmholtz, mit denen ihn auch innige persönliche Freundschaft verband. Diesen drei Physiologen war es wesentlich

leichter gemacht, sich von den Banden eines unklaren Vitalismus zu befreien, denn sie lebten in Berlin in einer Atmosphäre, die ganz von physikalischen Anschauungen geschwängert war in täglichem Verkehr mit hervorragenden Physikern wie Dove, Magnus, Clausius und Anderen. Ludwig entbehrte in Marburg solcher Anregungen von aussen gänzlich, allenfalls könnte der berühmte Chemiker Bunsen, der damals in Marburg wirkte, einigen Einfluss in der fraglichen Richtung auf ihn gehabt haben. Doch ist es wahrscheinlich, dass er das Laboratorium Bunsens erst aufsuchte, nachdem er sich für die mechanische Auffassung der Lebensvorgänge innerlich entschieden hatte und nun das Bedürfniss empfand, sich mit den exakten Methoden der unorganischen Naturwissenschaft bekannt zu machen. Es giebt uns eine besonders hohe Meinung von der Energie seines Denkens, dass er eben ganz selbständig die neue Richtung eingeschlagen hat, die durch ihn im Verein mit den eben Genannten alsbald zur allein herrschenden gemacht wurde.

Es mag hier im Vorbeigehen bemerkt sein, dass sich in allerjüngster Zeit wohl in innerem Zusammenhange mit den rückläufigen Strömungen auf anderen Kulturgebieten eine Reaktion gegen die klare und konsequente mechanische Richtung der Physiologie bemerklich macht.

Zu dem Siege der mechanischen Richtung trug Ludwig am meisten bei durch sein 1852 erschienenes den Freunden Brücke, du Bois-Reymond und Helmholtz gewidmetes Lehrbuch der Physiologie bei. Es war das erste, das konsequent im Geiste der mechanischen Auffassung geschrieben ist, und brachte eine ausserordentliche Wirkung hervor.

Seine folgenreichste wissenschaftliche That vollbrachte Ludwig schon in der Zeit seiner Marburger Wirksamkeit. Es war die Erfindung des Kymographion (1847) — ein wahres Ei des Columbus. In dieser Beziehung lässt sich die Erfindung des Kymographion mit der Erfindung des Augenspiegels vergleichen: aber auch noch in einer anderen Beziehung, denn wie mit der Erfindung des Augenspiegels eine neue Aera der Ophthalmologie beginnt, so beginnt mit der Erfindung des Kymographion eine neue Aera der physiologischen Methodik, nämlich die der selbstregistrirenden graphischen Darstellung, die dann erst von der Physiologie aus auch in anderen Naturwissenschaften verbreitet worden ist. Die Sache ist einfach diese. Schon oft hatte man den Druck des Blutes in einem Gefässe des lebenden Thieres gemessen, indem man den einen Schenkel einer U-förmigen mit Quecksilber zur Hälfte gefüllten Röhre mit dem Inneren des Blutgefässes in Verbindung setzte. Der Blutdruck trieb dann das Quecksilber im andern offenen Schenkel so hoch hinauf, bis die Höhendifferenz der Quecksilberniveaus in beiden Schenkeln dem Blutdrucke gleich ist. Nun kann man meistens mit Auge und Maassstab den raschen Schwankungen dieses Druckes nicht folgen. Ludwig kam auf den genialen Einfall, der einem hinterher allerdings unendlich naheliegend vorkommt, auf den offenen Schenkel der Röhre ein Stäbchen mit einer seitlich angebrachten Zeichenspitze zu setzen. Diese schwankt mit dem Quecksilberniveau auf und ab, und wenn sie an einer vorübergeführten Fläche gleitet, an der sie eine Spur hinterlässt, so zeichnet sie eine wellenartige Kurve, aus der man hinterher die zeitlichen Schwankungen des Blutdruckes, die durch die Herzkontraktionen hervorgerufen werden, in aller Musse ablesen kann. Der Herzschlag hat sich also selbst aufgeschrieben. Die erste so gewonnene Kurventafel, auf der nach ähnlichem Prinzip auch noch die Athemzüge graphisch dargestellt waren, hat Ludwig seinem Schüler Mosso geschenkt mit der für ihn charakteristischen Aufschrift: „der Sammlung des Freundes Mosso stiftet dieses erste Stammeln des Herzens und der Brust, K. Ludwig". Es ist begreiflich, welcher vielseitigen

Anwendung solche graphische Methoden fähig sind. Man studirt heutzutage eine ungeheure Anzahl von physiologischen Vorgängen, denen man mit dem Auge nicht zu folgen vermag, indem man sie sich selbst aufzeichnen lässt. Die subtilen Arbeiten von Helmholtz und seinen Nachfolgern in der Muskel- und Nervenphysiologie wären ohne die graphische Methode nicht möglich gewesen und sind also mittelbar dem von Ludwig gegebenen Anstosse zu verdanken. Die selbstregistrirenden Vorrichtungen bilden gegenwärtig wohl den meistgebrauchten Theil des Rüstzeuges unserer Laboratorien und es erscheint kaum eine Nummer einer physiologischen Zeitschrift, in der nicht Tafeln mit graphischen Darstellungen enthalten sind.

Ein anderes überaus sinnreiches Werkzeug zur Erforschung der Blutbewegung ist die von Ludwig ersonnene Stromuhr; sie gestattet das Blut aus einem Gefässe des lebenden Thieres zeitweise nach aussen und dann wieder in das Gefäss zurückzuführen und auf diesem Wege kubikcentimeterweise abzumessen.

Von den thatsächlichen Entdeckungen Ludwigs können hier nur einige wenige namhaft gemacht werden, deren Bedeutung auch dem Laien ersichtlich ist. Da sind vor Allem seine bahnbrechenden Untersuchungen über den Einfluss des Nervensystemes auf die Drüsenabsonderung hervorzuheben. Bis dahin hatte man die Drüsen für eine Art von Filtern gehalten, die von dem durchströmenden Blute gewisse Theile durchtreten und aus den Ausführungsgängen ausfliessen lassen. Ludwig zeigte im Jahre 1851, dass die Zellen vieler Drüsen, insbesondere der Speicheldrüsen, auf Nerveneinfluss in ähnlicher Weise wie die Muskeln thätig werden, und durch chemischen Umsatz neue Verbindungen erzeugen, die sie mit grosser Kraft aus dem Ausführungsgange hervordrängen. Dass es sich hierbei um chemische Prozesse handelt, erwies er auch noch dadurch, dass dabei wie bei der Muskelthätigkeit erhebliche Mengen von Wärme frei werden.

Eine stattliche Reihe von Arbeiten aus Ludwigs Laboratorium, die über viele Jahre zerstreut sind, hat die sogenannten Blutgase zum Gegenstande. So nennt man die im Blute locker gebundenen Mengen von Sauerstoff und Kohlensäure, die bei der Athmung mit der äusseren Atmosphäre ausgetauscht werden, und die somit die Hauptposten thierischen Stoffwechsels ausmachen. Die meisten grundlegenden Thatsachen dieses wichtigen Gebietes verdanken wir Ludwig und seinen Schülern.

Eine andere Reihe von Arbeiten seines Laboratoriums beschäftigt sich mit der Untersuchung des Nerveneinflusses auf die Blutgefässe, der die Vertheilung des Blutstromes in die einzelnen Organe beherrscht. Der grösste Theil unserer Kenntniss dieses Gegenstandes, insbesondere die Kenntniss vom Zentrum des Gefässnervensystems im verlängerten Rückenmarke, ist durch diese Untersuchungen gewonnen.

Es giebt aber auch kein anderes Gebiet der Physiologie, das nicht durch Arbeiten aus Ludwigs Laboratorium wichtige Bereicherungen erfahren hätte. Ausser der Physiologie im engeren Sinne des Wortes wurde in diesem Laboratorium die Erforschung des feineren Baues der Organe, die sogenannte Histiologie, betrieben, die natürlich dann am fruchtbarsten ist, wenn ihr der Physiologe die Fragen stellt. Von den histiologischen Leistungen Ludwigs mögen seine wichtigen Arbeiten über den Bau der Niere besonders hervorgehoben werden.

Von dem Umfange seiner Forscherthätigkeit kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man sich folgende Angaben vergegenwärtigt. In den ersten Jahren seiner literarischen Thätigkeit veröffentlichte er in Henle und Pfeufers Zeitschrift für rationelle Medizin, dann in den Berichten der Wiener Akademie, deren Mitglied er war. Jeder Jahrgang dieser Zeitschriften von 1841 bis 1865 enthält zahlreiche Abhandlungen aus Ludwigs Feder. Von 1866 bis 1876 veröffentlichte

er seine Arbeiten in den Berichten der sächsischen königlichen Gesellschaft, und liess sie auch gesondert herausgeben, jedes Jahr einen Band von durchschnittlich 300 Seiten. Seit 1877, also die letzten 17 Jahre, erschienen die Arbeiten des Leipziger Laboratoriums in der physiologischen von du Bois-Reymond herausgegebenen Abtheilung des Archivs für Anatomie und Physiologie. Sie machten wohl etwa die Hälfte der 17 starken Jahresbände dieses Archives aus.

Die Forschung Ludwigs ist nicht blos durch die Gedankenfülle hervorragend, sie ist noch besonders ausgezeichnet durch eine gewisse Kühnheit, die nicht zurückschreckte vor Aufgaben, deren Lösung ganz unüberwindliche experimentelle Schwierigkeiten zu bieten schien.

Die Forscherthätigkeit wurde bei Ludwig, wenn es möglich ist, noch überboten von seiner Thätigkeit als Lehrer. Hierin steht er geradezu einzig da, und es wird schwerlich sobald ein ihm Gleicher erstehen. An gewandten und anregenden Kathederlehrern hat es wohl nie gefehlt, aber ihm erst ist es gelungen, eine Schule selbständiger Forschung zu gründen, worin ihm die chemische Schule Liebigs als Vorbild diente. In dieser Wissenschaft mit ihrem verhältnissmässig gleichartigen und begrenzten Gebiete und ihren hochentwickelten Methoden ist es ein Leichtes, die Schüler eines Laboratoriums zu selbständiger Forschung anzuleiten. In der Physiologie, die chemische, physikalische, vivisektorische, anatomische und andere Methoden zur Lösung ihrer ganz ungleichartigen Probleme fordert, ist das offenbar unendlich viel schwieriger. Hier eine Schule selbstständiger Forschung zu gründen, erfordert eine ganz besonders beanlagte Persönlichkeit. Die Grundbedingung ist natürlich die Liebe zur wissenschaftlich strebsamen Jugend, die Ludwig im höchsten Maasse besass. Sie gewann ihm die Herzen der Schüler. Dazu muss aber eine unerschöpfliche, vielseitige Gedankenfülle kommen, aus der dem Lehrer jeden Augenblick Aufgaben zuströmen, wie sie für die besonderen Fähigkeiten und Interessen der einzelnen sich zufällig darbietenden Schüler angemessen sind. Selbstverständlich darf eine unermüdliche Arbeitskraft nicht fehlen. Dank dem Verein jener Eigenschaften erzielte Ludwig einen Erfolg, der in der Geschichte der Physiologie einzig dasteht. Das Leipziger Laboratorium war das Mekka der Physiologen, dem die Jünger aus beiden Hemisphären zuströmten. Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, dass kaum ein junger Mann in den letzten 30 Jahren die Physiologie zu seinem Berufe gemacht hat, der nicht einige Zeit im Leipziger Laboratorium gearbeitet hätte.

Obgleich es Ludwig in wirklich ungewöhnlichem Maasse verschmäht hat, durch besondere Mittel die Aufmerksamkeit auf seine Leistungen zu ziehen, so hat es ihm doch auch an äusseren Anerkennungen und Ehrungen nicht gefehlt. Die meisten bedeutenden wissenschaftlichen Körperschaften aller Länder haben sich die Ehre gegeben, Ludwig zum Mitgliede zu wählen; insbesondere ist ihm die seltene Auszeichnung zu Theil geworden, unter die Ritter des Ordens pour le mérite aufgenommen zu werden. Sein Landesherr und andere Fürsten haben seine Verdienste durch Verleihung hoher Titel und Orden anerkannt. Die Stadt Leipzig hat ihn zum Ehrenbürger gemacht. Am meisten Freude hat ihm selbst wohl die begeisterte Anerkennung seiner Schüler bereitet, die in mehreren grossartigen festlichen Veranstaltungen an besonderen Gedenktagen sichtbaren Ausdruck gefunden hat.

Vor dem Leserkreise dieser Zeitschrift, der nicht aus Physiologen besteht, ist es wohl am Platze, zur Rechtfertigung der vivisektorischen Thätigkeit, die gerade Ludwig in sehr grossem Umfange getrieben hat, ein Wort zu sagen. Er hat diese Thätigkeit stets als eine schwere Pflichterfüllung angesehen, die eben

nicht zu entbehren ist, wenn unsere Kenntniss der Lebenserscheinungen zum Segen der leidenden Menschheit gefördert werden soll. Wie sehr Ludwig von Mitleiden auch für die Thiere durchdrungen war, hat er durch aufopferungsvolle Arbeit für den Thierschutzverein gezeigt, dessen langjähriger Vorsitzender er gewesen ist. Im Laboratorium bethätigte er dies Mitleiden durch die peinlichste Schonung der Thiere, soweit es mit dem Zwecke des Versuches verträglich ist. Wer an den Leiden der Thiere bei Vivisektionen Anstoss nehmen möchte, der bedenke doch, dass wohl jedes Thier in der freien Natur durch seine unerbittlichen Gegner im grausigen Kampfe ums Dasein weit mehr leidet und unter viel schwereren Qualen verendet, als ein Thier, das in tiefer Narkose auf dem Versuchstische des Laboratoriums verblutet. Solange man noch ruhig zusieht, wie Tausende — nicht um ihren Hunger zu stillen, sondern — zum Vergnügen Auerhähne beschleichen und Rehböcke schiessen, hat man wohl überhaupt kein Recht, an der Thätigkeit des Physiologen Anstoss zu nehmen, der ohne öffentliches Ärgerniss zu geben im geschlossenen Laboratorium, um die Wissenschaft zu fördern, an lebenden Thieren Versuche anstellt.

Die glänzenden Geistesgaben können Ludwigs beispiellose Erfolge als Lehrer allein nicht erklären, sie mussten getragen sein von einem edlen Charakter, denn zu nachhaltiger begeisterter Arbeit wird der Schüler nur angefeuert, wenn er das Vorbild selbstloser Begeisterung im Leben vor Augen hat. Sie fand bei Ludwig nach ächt deutscher Weise nicht ihren Ausdruck in tönender Phrase und theatralischer Pose, aber sie flammte aus seinem schönem Auge, wenn er in den schlichtesten Worten sprach, und in seiner ganzen Handlungsweise zeigte sich, dass sie nie durch den persönlichen Vortheil bestimmt wurde. Da diese Uneigennützigkeit in den für Universitätsangelegenheiten maassgebenden Kreisen allgemein bekannt war, wurde sein Rath namentlich bei Besetzung von Lehrstühlen vielfach eingeholt und befolgt, am meisten natürlich in Leipzig selbst zum Segen für diese Universität. Dies bezeugt ihr Rector am Sarge Ludwigs mit den Worten:

> „Es ist wohl kein Zufall, dass mit seinem Erscheinen unter uns der Aufschwung beginnt, welcher Leipzig an die Spitze der deutschen Hochschulen brachte. Dankbar erkennen wir aber auch an, dass eine erleuchtete Staatsregierung, ein erleuchteter unvergesslicher Fürst, Ludwigs Anregungen auch über die medizinische Fakultät hinaus Folge gab, dass man an maassgebender Stelle erkannte, wie nur Rücksichten auf das allgemeine Wohl, nur grosse Ziele ihn leiteten".

Natürlich beschränkte sich Ludwigs ideales Interesse nicht ausschliesslich auf seine Fach-Wissenschaft, auch die anderen Kulturgebiete in Wissenschaft und Kunst verfolgte er mit wärmster Theilnahme, feinem Verständnisse, vor Allem lag ihm auch das Wohl seines Volkes am Herzen. Da ihm aber der übernommene Beruf eines Forschers und Lehrers der Wissenschaft, wenn er ihn treu erfüllen wollte, wenig Zeit liess, andere Beschäftigungen mit Ernst zu treiben, ist er im politischen Leben nie aktiv aufgetreten. Im sturmbewegten Leben des Jahres 1848 hatte er sich der Gruppe von Männern eng angeschlossen, die sich damals um Sybel in Marburg schaarte, und deren politische Überzeugungen er theilte. In späteren Jahren folgte sein Herz mit lebendiger Empfindung dem grossen Gange der vaterländischen Geschicke. Was deutsch war an deren Neugestaltung, befriedigte ihn tief; dem blossen Preussenthum wünschte er dagegen jederzeit durch selbständige, zumal geistige Verdienste der übrigen Bundesstaaten die Spitze geboten zu sehen.

Einem Manne von so seltenen Geistesgaben und Charaktereigenschaften, zu denen sich eine wahrhaft bestrickende Liebenswürdigkeit gesellte, konnte es nicht fehlen, dass sich überall, wo er dauernden Aufenthalt nahm, hervorragende Männer

an ihn anschlossen, mit denen er dauernde Freundschaftsbande knüpfte. Die an anderer Stelle bereits erwähnte Freundschaft mit seinen Kampfgenossen gegen den Vitalismus Brücke, du Bois-Reymond und Helmholtz entstand in der Marburger Zeit. Du Bois-Reymond bezeichnet in einer brieflichen Mittheilung die Wochen, die er im Jahre 1847 mit Ludwig in Marburg zugebracht hat, als eine „herrliche Zeit“.

Von den Züricher Freunden Ludwigs sind besonders hervorzuheben der Theologe Hitzig und vor Allen Mommsen, der mit ihm bis an sein Lebensende innig verbunden geblieben ist. Ein bleibendes Denkmal dieser Freundschaft zweier grossen Männer ist die Widmung des 2. Theiles der römischen Geschichte.

In Wien traf Ludwig mit seinem alten Freunde Brücke zusammen. Neue bleibende Beziehungen hat er dort nicht angeknüpft. Sein eigenstes deutsches Wesen: im Innern Idealität, im Äusseren Solidität, fand Ludwig erst während seines Leipziger Lebens um sich her wieder. Er lebte da, von den Kollegenkreisen abgesehen, in dem Kreise eines geistig und sittlich vornehmen Bürgerthumes, dem unter Andern angehörten der Bürgermeister und Reichstagsabgeordnete Stephani, der praktisch geniale Bankdirektor Rudolf Wachsmuth, der feinsinnige hochgebildete Verleger Salomon Hirzel. Der Reiz des Umganges beruhte da gerade auf der Verschiedenheit von Beruf und Lebenstellung bei gleicher Tüchtigkeit und Empfänglichkeit auch für das Fremde, gemeinsamer Liebe zu allem Echten und Hohen im öffentlichen Dasein, wie in Wissenschaft, Kunst und Gewerbe.

In diesem Kreise lernte Ludwig auch Gustav Freytag kennen, der sich an ihn in inniger Freundschaft anschloss. Er giebt in seinen Lebenserinnerungen seiner Bewunderung für den Freund und dessen Gattin Ausdruck in folgenden Worten, in denen er ihn mit dem vorhin genannten Bankdirektor Wachsmuth zusammenstellt: „Der stolze Naturforscher, welcher sein Wissen und Können mit einer auch bei uns unerhörten Selbstlosigkeit den Erfolgen seiner Schüler dienstbar macht, und der uneigennützige Leiter grosser Geschäfte, der Berather und Vertrauensmann so Vieler, Stolz und Liebling seiner Mitbürger, beide leben in derselben hochsinnigen Hingabe für das Wohl Anderer. Sie haben oft dem Freunde das Herz erhoben und durch ihre eigene Art sein Urtheil über andere gerichtet. Dasselbe gilt von den Frauen der Genannten. Weder Frau Ludwig noch Franziska Wachsmuth sind in einem meiner dichterischen Versuche abgeschildert, aber zu dem Idealbilde des liebevollen tapferen deutschen Weibes, welches in meinen Erzählungen oft wiederkehrt, haben beide, ohne es zu wissen, reichlich beigesteuert.“

Das Lebensbild Ludwigs lässt uns sehen, dass die unerforschlichen Rathschlüsse des Schicksals, die so oft über die edelsten Naturen die schwersten Leiden verhängen, doch zuweilen einen bewundernswerthen Menschen ohne allzu harte Prüfungen durch ein langes bis ans Ende glückliches Leben führen.

B. Denkrede von ROBERT TIGERSTEDT *).

Wir müssen Denjenigen glücklich preisen, der so wie Ludwig bei ungeschwächter Geisteskraft und bei Erhaltung von Lust und Fähigkeit zur geistigen Arbeit ein hohes Alter erreicht, und dessen Tod tiefe Trauer und inniges Bedauern erweckt, nicht nur bei den vielen, welche persönlich mit ihm in Berührung

*) Dem Nachruf eines deutschen Jüngers und Lebensfreundes lassen wir die am 30. April 1895 an der Universität Stockholm gehaltene, von einem Wiener Germanisten verdeutschte Denkrede eines jüngeren schwedischen Schülers von Ludwig folgen, die Wesen und Wirken des Lehrers, des Forschers, des Freundes und Führers seiner aus aller Welt zuströmenden Hörer in neues Licht rückt. Lebhaft zu wünschen wäre, dass eine berufene Hand uns mit einem Lebensbilde der bedeutenden Persönlichkeit nach Familien-Erinnerungen,

gekommen sind, sondern auch in weiteren Kreisen, die ihn bloss durch seine Wirksamkeit schätzen gelernt haben.

Ludwig war bei seinem Tode über 78 Jahre alt. Aber weder das hohe Alter, noch die körperliche Gebrechlichkeit hielt ihn davon ab, bis zu dem Augenblick, wo ihn die Krankheit, die Influenza, welcher er unterliegen sollte, im Beginn des März auf das Totenbett warf, mit unvermindertem und jugendlichem Eifer in seinem Laboratorium zu arbeiten, aus welchem er eine Arbeit nach der andern in die Welt schickte, die auf seine Veranlassung, oder unter seiner Mitwirkung zu Stande gekommen war.

Wenn eine so tiefe Neigung zur wissenschaftlichen Forschung schon an und für sich uns Bewunderung abnöthigt, so wird dieselbe noch viel grösser, wenn wir uns erinnern, zu welchen Resultaten diese Neigung führte, und wie der Mann war, der diese Resultate gewonnen hat.

Ludwigs erste wissenschaftliche Arbeit ist, so viel ich weiss, eine Habilitationsschrift „Beiträge zur Lehre vom Mechanismus der Harnsekretion“, eine kleine Broschüre von 42 Seiten Octav, welche er im Alter von 25 Jahren, Marburg 1842, herausgab. Hier entwickelt er seine später so berühmt gewordene Theorie von der Art und Weise, auf welche die Urinaussonderung vor sich geht. Ex ungue leonem! Hier finden wir schon alle Hauptzüge, welche die ganze spätere Forschung Ludwigs auszeichnen, sein Streben, eine rein mechanische Erklärung der Lebenserscheinungen zu geben, und im Zusammenhang damit seine hohe Werthschätzung der exakten Naturwissenschaften, seine lebhafte Opposition gegen die vitalistische Richtung in der Physiologie, sein scharfer Blick für die Bedeutung der Erscheinungen im anatomischen Bau des Körpers und seiner Organe.

Man hat Ludwig oft unter den Schülern von Joh. Müller genannt, aber mit Unrecht. Denn Ludwig war schon ein fertiger Physiolog, als er zum ersten Male nach Berlin kam, und damals war Müllers physiologische Periode bereits abgeschlossen. Aber die physikalische Betrachtungsweise der Lebenserscheinungen. welche die Grundlage der von Müllers Schülern, von einem Helmholtz, du Bois-Reymond, Brücke betriebenen physiologischen Forschung bildet, war auch die Ludwigs, und er hatte selbstständig und von diesen unabhängig diesen Gedanken concipirt, welchen er früher als einer der Genannten in seiner Habilitationsschrift öffentlich aussprach.

Derjenige ältere Forscher, der, so weit ich urtheilen kann, auf Ludwig den grössten Einfluss ausübte, war Ernst Heinrich Weber, und noch im hohen Alter sprach Ludwig mit der grössten Bewunderung von diesem seinem Vorgänger auf dem physiologischen Lehrstuhl der Leipziger Universität, und er konnte nicht stark genug hervorheben, von welcher ausserordentlichen Wichtigkeit das Eingreifen Webers in die Entwicklung der Wissenschaft in diesem Jahrhundert war.

Ludwig sagte einmal: Wir, d. h. Helmholtz, du Bois-Reymond, Brücke und Ludwig, stellten uns vor, dass es verhältnissmässig leicht sein werde, die ganze Physiologie auf eine rein physikalisch-chemische Grundlage zu stellen, und sie der Physik ebenbürtig zu machen, aber die Sache war doch schwieriger, als wir gedacht hatten. Ludwig war jedoch derjenige, der am ernstesten und tiefsten in dieser Richtung eingriff mit seiner Arbeit. Während Helmholtz, der mit

---

Briefen und Zeugnissen beschenken würde. Da die Erfüllung dieses Wunsches leider noch geraume Zeit auf sich warten lassen dürfte, sollten einstweilen alle bisher in Zeitschriften zerstreuten Reden und Nachrufe (von His, Mosso etc.) sammt dem nur als Manuskript gedruckten Heft „Karl Ludwig zum Abschied“ in einem Sammelbuch vereinigt werden: wir sprechen diese Anregung nicht nur für den einen Fall aus: ähnliche biographische Denkmale wären auch den Getreuen von Helmholtz, Sybel, Gneist etc. willkommen.

A. d. H.

seinem ausserordentlichen Scharfblick die grossen Schwierigkeiten erkannte, mit den damaligen physikalischen und chemischen Kenntnissen für die Lebenserscheinungen eine ganz exakte mechanische Theorie zu geben, sich so zu sagen nur an die Aussenwerke der Physiologie hielt, und nur solche Gebiete dieser Wissenschaft bearbeitete, von welchen man mit Sicherheit behaupten konnte, dass sie für die mathematischen und physikalischen Mittel der Zeit zugänglich waren; während du Bois-Reymond sich gleichfalls nur innerhalb eines engen Gebietes bewegte, welches er immer mehr und mehr zu vertiefen suchte, und auf welchem er vielleicht besser, als irgend ein anderer zeigte, dass physiologische Fragen mit demselben Grad von Präcision behandelt werden konnten, wie rein physikalische, warf sich Ludwig kühn und mit glühendem Eifer auf das weite Feld seiner Wissenschaft, indem er durch fortgesetzte Experimente prüfte, in wie weit die Physik und Chemie die zahlreichen Fragen beantworten könne, welche sich hier aufdrängten. Und so entstand die lange Reihe von Arbeiten, welche, theils von ihm selbst, theils auf seine Initiative von seinen zahlreichen Schülern ausgeführt, von seinem Laboratorium in Marburg, Zürich, Wien und Leipzig ausgingen, und welche die verschiedensten Theile der Physiologie, so wie auch rein physikalische Fragen behandelten, die sich im Verlauf der physiologischen Untersuchungen Ludwigs aufdrängten, und welche beantwortet werden mussten, bevor diese weiter geführt werden konnten.

In der Zeit, welche dieser Gedächtnissrede gewidmet werden kann, ist es unmöglich, auch nur in aller Kürze über die factischen Resultate zu berichten, welche die Wissenschaft gewonnen hat durch diese unermüdliche Forschung Ludwigs, und ich halte es auch nicht für angezeigt, die eine oder andere Arbeit von den übrigen besonders hervorzuheben. Denn Ludwigs wirkliche Grösse und Bedeutung als Physiolog liegt weder darin, dass er selbständig und unabhängig vor anderen die graphische Methode erfand, welche seither das meistverwerthete und unentbehrlichste Hilfsmittel der Physiologie geworden ist, oder darin, dass er zeigte, welche Rolle die Nerven bei der Drüsensekretion spielen, wodurch er die ganze Lehre von der Drüsenthätigkeit auf eine neue Basis stellte, oder darin, dass er zuerst klarstellte, welche ausserordentliche Bedeutung die Gefässnerven haben für die Cirkulation des Blutes im Körper, oder in irgend einer von seinen meistbekannten Arbeiten. Sie liegt vielmehr im Ganzen in der seiner ganzen Lebensthätigkeit zu Grunde liegenden Auffassung von der Erklärung der Lebenserscheinungen durch die Physik und Chemie, und in der fortgesetzten Prüfung dieser Auffassung durch Experimente auf den verschiedenen Gebieten der Physiologie. Von dieser allgemeinen Anschauung ausgehend, stellte Ludwig seine Fragen an die Natur, nicht aufs Geradewohl, oder nach einem flüchtigen Blick auf die Erscheinungen, sondern jedes seiner Experimente war das Resultat eines intensiven und streng logischen Denkens, und desshalb spielen auch Zufall, Glück, oder wie man das nennen will, bei seinen zahlreichen Entdeckungen eine äusserst untergeordnete Rolle.

Unzählig sind die neuen Thatsachen, welche so durch Ludwigs Arbeiten gesammelt wurden, theils von ihm selbst, theils von Anderen, welche die Gebiete weiter bearbeitet haben, die er zuerst eröffnet hat. Durch die Entdeckungen, und durch die ihnen zu Grunde liegenden theoretischen Anschauungen hat die moderne Forschung auf den Gebieten der Physiologie, welche Ludwig mit besonsonderer Vorliebe behandelte, in der Physiologie der vegetativen Prozesse, in so hohem Grade durch ihn ihr charakteristisches Gepräge bekommen, dass eine zukünftige Bearbeitung der Geschichte der Physiologie in den letzten 50 Jahren ihn unwillkürlich als den hervorragendsten seiner Zeit auf diesem Gebiete der Physi-

ologie hinstellen muss. In der Physiologie der Sinne nimmt sein eben dahingegangener Freund Helmholtz dieselbe Stellung ein, und beide sind der erschöpfendste Ausdruck für die physiologische Forschung in dieser Zeit.

Dass die rein physikalisch-chemische Richtung, von der hier die Rede ist, ein nothwendiges Glied in der Entwicklung der Physiologie war, darüber kann es nur eine Meinung geben. Die Lebenskraft mit all ihrer Mystik und ihrer Unwahrscheinlichkeit hatte ein für alle Mal ihre Rolle ausgespielt, und es galt nun vor Allem durch Experimente auf alle mögliche Weise zu prüfen, in wie weit die Physik auf dem Standpunkt, welchen sie bisher erreicht hatte, die Lebenserscheinungen deuten konnte. Konnte die Physik und Chemie eine vollständig zufriedenstellende Erklärung für dieselben geben, so war es um so besser. Konnte sie es nicht, so hatte man doch auf jeden Fall eine Einsicht hierin gewonnen, aber keine Einsicht a priori, sondern eine auf direkte Naturbeobachtung gestützte, auf eine Menge neuer, bisher unbekannter Thatsachen aufgebaute Einsicht.

In der allerneuesten Physiologie macht sich eine Unterströmung bemerkbar, welche als ihre Auffassung mit immer weniger Vorbehalt hervortritt, dass nicht einmal die allereinfachsten Lebensprozesse, wie z. B. der respiratorische Gasaustausch und die Lymphbildung, auf ausschliesslich physikalisch-chemischem Wege erklärt werden können, sondern dass sie im Wesentlichen beruhen auf vitalen Prozessen in den Zellen. Aber diese Auffassung stützt sich wesentlich eben auf Ludwigs Arbeiten; man hat in der von ihm eingeschlagenen Richtung fortgesetzt, oder besser gesagt, dort angeknüpft, bis wohin er seine Untersuchung geführt hatte, und man hat dabei eine Reihe von Erscheinungen gefunden, welche nach dem gegenwärtigen Stand der Physik und Chemie unerklärlich schienen, und man hat sich desshalb zu der Lebensthätigkeit der Zellen begeben.

Aber dieser neue Vitalismus unterscheidet sich in einem sehr wesentlichen Punkt von dem alten. Er nimmt keine eigenthümliche, mystische Lebenskraft an und bricht nicht mit der allgemeinen Grundanschauung, welche die letzten 50 Jahre zum unveränderlichen Besitz der Physiologie gemacht haben, mit dem Grundsatz nämlich, dass das Prinzip von der Erhaltung der Kraft ebenso in der lebenden Natur gilt, wie in der todten. Da ist es von einer verhältnissmässig untergeordneten Bedeutung, ob die verwickelten Prozesse, welche in den lebenden Wesen vor sich gehen, schon jetzt mit der Physik und Chemie unserer Zeit erklärt werden können oder nicht. Sie folgen jedenfalls bestimmten Gesetzen und werden nicht von einer launischen Macht hervorgerufen, welche in dem einen Augenblick unendlich stark sein kann, in dem andern = 0 wird.

Wenn wir also sagen, dass dieser oder jener Prozess im Körper auf Zellenthätigkeit beruht, so besagt das nichts anderes, als dass unsere physikalischen und chemischen Kenntnisse gegenwärtig noch nicht ausreichen, um diesen Prozess vollkommen zu erklären, und dass die richtige Erklärung möglicher Weise erst dann gefunden werden wird, wenn die in den Zellen wirkenden Kräfte klarer vor dem Auge der Forschung liegen.

Und wenn es nun so wäre, dass verschiedene Theorien, welche Ludwig ausgesprochen hat, mehr oder weniger von der Wahrscheinlichkeit verloren hätten, welche sie früher zu haben schienen, was thut das seiner Bedeutung für unsere Wissenschaft? In allen Naturwissenschaften treffen wir die Erscheinung, dass Theorien nur eine begrenzte Lebensdauer haben, dass die eine Theorie nach längerer oder kürzerer Zeit einer anderen weichen muss, welche vollständiger und besser als ihre Vorgängerin die Naturerscheinungen deuten kann, welche sie erklären soll. Aber eine Theorie ist dann gut, und hat dann in der historischen Entwicklung der Wissenschaft Bedeutung, wenn sie von der Art ist, dass sie zu

neuen, auf direkter Naturbeobachtung gegründeten Untersuchungen führt, durch welche die Wissenschaft an Umfang und Tiefe gewinnt. Wenn dabei solche Thatsachen entdeckt werden, welche nicht vereinbar sind mit der Theorie, welcher sie doch ihre Entdeckung zu danken haben, so fällt die Theorie. Aber sie fällt mit Ehre, denn sie hat zur Entdeckung neuer Wahrheiten geführt und hat ein wichtiges Glied in der Entwicklung der Wissenschaft gebildet.

Und so verhält es sich mit Ludwigs theoretischen Anschauungen: Welches Urtheil auch die fortgesetzte Forschung über sie fällen wird — und die Akten sind hierüber noch lange nicht geschlossen — so viel können wir schon heute mit vollster Sicherheit sagen, dass sie die Wissenschaft in reichem Maasse gefördert haben und desshalb das Gepräge tragen, welches das Kennzeichen jeder guten Theorie ist.

Ausgebildet in einer Zeit, wo die physiologische Forschung noch in einem innigeren Zusammenhang mit der anatomischen stand, als dies später möglich war, interessirte sich Ludwig lebhaft für die physiologische Bedeutung der Eigenthümlichkeiten, welche im Bau des Körpers und seiner Organe auftreten.

Von der Morphologie selbst hatte er dagegen keine hohe Meinung. Bei seinem Streben nach einer mechanischen Erklärung der Lebenserscheinungen war ihm das Studium der Form an sich nicht sehr sympathisch. Er erkannte selbst, dass er hierin etwas einseitig war, und verlangte nichts mehr, als überzeugt werden zu können von dem Werthe der reinen Morphologie als Wissenschaft.

Aber das hinderte ihn nicht, die lebhafteste Aufmerksamkeit und das wärmste Interesse jeder anatomischen Arbeit entgegen zu bringen, welche auf die eine oder andere Weise beitragen konnte zur Aufhellung der Verrichtungen des Körpers, und er folgte mit regem Interesse der Entwicklung der anatomischen Forschung. Dieses Interesse bezeugen besser als irgend etwas die Untersuchungen über anatomische Fragen, die er selbst und seine Schüler auf seinem Laboratorium ausführten. Aber alle diese Untersuchungen haben einen physiologischen Ausgangspunkt, sei es, dass es sich um die Bedingungen für den Herzschlag und die Bedeutung der Ganglienzellen handelte, oder um die Sekretion der Niere, oder um die Zusammensetzung der Nervenstämme aus Fäden von verschiedenem Ursprung oder um den Verlauf der Blutgefässe in dem einen oder anderen Organ, oder um sonst etwas. Und so wie die anatomischen Methoden sich ausbildeten, nahm er anatomische Untersuchungen vor, oder liess dieselben auf seinem Laboratorium vornehmen, auch solche, welche er früher schon gemacht hatte, und die weiter zu bringen er sich jetzt im Stande sah. Wer da sah, wie er sich für anatomische Präparationen interessirte, und mit welcher Freude er ein aufklärendes anatomisches Präparat, oder eine anatomische Abbildung betrachtete, welche eine wichtige Erscheinung klar machte, der gewann die Überzeugung, dass Ludwigs abfälliges Urtheil über die Morphologie ihn durchaus nicht zu einer Unterschätzung des wirklichen Werthes der anatomischen Arbeiten führte. Denn ihm galt es von allen Seiten, woher Aufklärungen zu erhalten waren, Beiträge für das zu sammeln, was er als das wissenschaftliche Ziel der Physiologie aufgestellt hatte: Die Verrichtungen des Thierkörpers festzustellen und sie mit Nothwendigkeit aus ihren elementaren Voraussetzungen abzuleiten.

Schon während seiner ersten Jahre als Privatdozent in Marburg gab Ludwig Proben seiner hervorragenden Befähigung zum Lehrer derjenigen, welche sich zu Forschern auf dem Gebiete der Physiologie ausbilden wollten, und je älter er wurde, desto bedeutender war die Stellung, zu der er gelangte, desto grösser wurde diese Befähigung und in desto höherem Grade eignete er sich zu seinem Lehrerberuf, bis er schliesslich der grösste Lehrer wurde, welchen die Geschichte der Physiologie kennt.

Und diese Bedeutung kann nicht zu hoch geschätzt werden. Als Ludwigs Schüler, um ihrem Lehrer ihre Dankbarkeit zu bezeugen, bei Gelegenheit seines 25 jährigen Jubiläums als Ordentlicher Professor ihm unter Anderm auch mit einer Festschrift huldigten, da wurde in diese Festschrift ein Verzeichniss aller Derjenigen aufgenommen, welche bisher auf seinem Laboratorium wissenschaftliche Untersuchungen ausgeführt hatten. Ihre Zahl war 142. Für die seitdem verflossenen 20 Jahre kommen noch über 100 Personen hinzu, So haben nicht weniger als ca. 250 Personen sich unter Ludwigs Leitung zu wissenschaftlichen Forschern ausgebildet.

Was das bedeutet, ist nicht schwer zu begreifen. Diese jungen Forscher kamen aus den meisten zivilisirten Ländern zu Ludwig, und kehrten von ihm wieder heim. Sie brachten in die Heimath nicht nur das Wissen mit, das sie sich bei ihm erworben hatten, sondern auch die wissenschaftliche Schulung, die sie ihm zu danken hatten, und sie verwertheten nun Jeder auf seine Weise dieses Wissen und diese Schulung.

Der Baum, dessen Wurzeln in Marburg, Zürich, Wien und Leipzig waren, entfaltete so in so gut wie allen zivilisirten Ländern neue Zweige, manche freilich schwach und wenig lebenskräftig, aber andere und zwar die meisten, stark und mit reicher Frucht. So wurde Ludwig direkt oder indirekt der wirkliche Lehrer für eine grosse Zahl von Physiologen, welche in den letzten Jahrzehnten gewirkt haben, und wenn wir mit vollem Recht als einen gemeinsamen Zug in den meisten modernen physiologischen Arbeiten Nüchternheit in der Auffassung, Streben nach Genauigkeit im Resultat, Vermeidung allzuschwacher Argumentationen bezeichnen, so beruht das im Wesentlichen auf der Ausbildung durch den grossen deutschen Meister.

Unter denjenigen, welche im Laboratorium Ludwigs arbeiteten, gab es viele, welche früher niemals eine experimentelle Arbeit gemacht hatten, und nahezu alle widmeten sich bei ihm Theilen der Physiologie, mit welchen sie sich bisher gar nicht oder doch nur sehr wenig beschäftigt hatten, und wo ihnen also die Technik ziemlich fremd war. Aber mit welcher Geduld lehrte er uns da nicht die kleinsten Operationen, die einfachsten Handgriffe, ohne über die mitunter sehr grosse Ungeschicklichkeit ärgerlich zu werden, welche wir an den Tag legten, sondern er tröstete uns mit der Versicherung, dass wir die Operation oder das Experiment bald viel besser machen würden, als er selbst.

Ludwig hatte keine sehr grosse Meinung von sich selbst. Ich habe mehr Glück als Verstand gehabt, sagte er einmal und er meinte das auch aufrichtig. In seinen jungen Tagen war er allerdings ein ganz eifriger Polemiker und konnte mitunter recht harte Worte gebrauchen, aber man merkt nicht einmal in seiner Polemik etwas, was auf eine persönliche Selbstüberschätzung deuten könnte, sondern seine Polemik war bloss der Ausdruck für seine innige Überzeugung, dass der Weg, welchen die neue Physiologie eingeschlagen hatte, ein richtiger Weg war und dass man die Art von Dilettantismus kräftig bekämpfen müsse, welche, ohne den wirklichen Inhalt der vorliegenden Fragen zu beachten, die Schwierigkeiten umgehen wollte, um zu Resultaten zu gelangen, welche beim ersten Anblick bestachen, aber bei näherem Zusehen sich als unerwiesen, oder deutlich als unrichtig ergaben. Den Widerwillen gegen Arbeiten dieser Art hat Ludwig sein ganzes Leben hindurch beibehalten.

Als die neue Richtung auf der ganzen Linie gesiegt hatte, da war es auch mit Ludwigs Polemik vorbei. Es geschah mitunter, dass Arbeiten, die aus seinem Laboratorium hervorgegangen waren, einer nicht nur unfreundlichen, sondern auch rein persönlichen Kritik unterzogen wurden. Ludwig beantwortete

die Angriffe niemals. Es war nicht nach seinem Geschmack, mit einer noch so scharfen Dialektik sich mit seinem Gegner auseinanderzusetzen; er wusste, dass der Sieg für den Augenblick keine Bedeutung hatte, dass es nur Thatsachen sind, die sprechen. Und wenn die Thatsachen, welche in einer früheren Arbeit mitgetheilt worden waren, als unzureichend erkannt wurden, um einen Satz zu beweisen, so wurden neue Versuche zur Beantwortung der Frage gemacht.

Die meisten, wenn nicht alle Arbeiten, welche im Laboratorium Ludwigs ausgeführt wurden, wurden auf seine unmittelbare Initiative vorgenommen. Er legte den Gegenstand vor, diskutirte ihn, zeigte die Gesichtspunkte, von welchen er behandelt werden sollte, gab die Methoden an, welche mit grösster Wahrscheinlichkeit zum Ziele führen würden. Aber nicht genug damit, er war bei den Versuchen immer gegenwärtig, machte einige selbst, assistirte bei anderen, bis die Untersuchung so weit fortgeschritten war, dass es deutlich war, es würde in der eingeschlagenen Richtung gut gehen. Sobald er aber merkte, dass einer seiner Schüler die Tendenz hatte, seine Arbeit selbständig auszuführen, mit welch' feinem Takt entzog er sich da jedem Einfluss auf dieselbe. Er sah nicht einmal auf die Arbeit, so lange man ihn nicht darum bat, und dann erfuhr man, dass er sich die ganze Zeit über lebhaft für dieselbe interessirt hatte, aber nichts hatte sagen wollen, weil er glaubte, man wünsche sie ohne seine Mitwirkung auszuführen.

Und wenn der experimentelle Theil der Arbeit fertig war, wie half er nicht mit Rath und That bei der Ausarbeitung zur Publikation. Wie zahlreich sind nicht die Abhandlungen, welche er entweder selbst vom Anfang bis zum Schlusse schrieb, oder welchen er eine wesentlich veränderte Form gab!

Aber er wollte so viel wie möglich den Schein vermeiden, dass er mit all dem etwas zu thun habe, und nach 1868 giebt Ludwig sich bloss ein einziges Mal als Verfasser einer wissenschaftlichen Arbeit an. Diese Arbeit erschien 1871. Es war dies die zusammen mit Schweigger-Seidel ausgeführte und nach deren Tod von Ludwig redigirte Untersuchung „die Lymphgefässe der Fascien und der Sehnen", welche bei Gelegenheit des 50 jährigen Professoren-Jubiläums von Ernst Heinrich Weber als Gratulationsschrift im Namen der Leipziger medizinischen Fakultät herausgegeben wurde.

Ja Ludwigs beinahe unerhörte Selbstverleugnung ging noch weiter. Es war ja selbstverständlich, dass man bei der Veröffentlichung einer Arbeit, welche auf seine Initiative ausgeführt worden war, das erwähnte. Aber zu mehr bekam man nicht leicht Erlaubniss. Ich hatte auf seinen Vorschlag eine Untersuchung über die Bedeutung der Vorhöfe für die Bewegung der Kammern im Säugethierherzen gemacht. Nach meiner Rückkehr nach Stockholm schrieb ich einen Bericht darüber und schickte ihn Ludwig zur Drucklegung ein. Als ich die Korrektur bekam, sah ich, dass Ludwig nur eine einzige Änderung gemacht hatte. Ich hatte geschrieben, dass die Versuche unter „stetiger Beihülfe von Herrn Professor Ludwig" gemacht worden waren. Diese Worte hatte er gestrichen.

Körperlich war Ludwig nicht sehr stark und nach seinen Vorlesungen war er in den letzten Jahren sehr ermüdet. Aber das hinderte ihn nicht, nach einer kurzen Pause, die Arbeit wieder aufzunehmen, und früh und spät anwesend zu sein, immer bereit zu helfen, und im Interesse an der Arbeit vergass er seine Ermüdung.

Die Fäden zu all den verschiedenen Arbeiten, welche gleichzeitig auf seinem Laboratorium vorgenommen wurden, hielt er in seiner Hand, sofort bereit, in dem einen Augenblick über die Zuckerbildung in der Leber zu sprechen, um im nächsten über die Innervation des Herzens zu handeln, einem zu helfen, der mit

Untersuchungen über die Verdauung beschäftigt war, und darauf sich in Experimente über die Blutgase zu vertiefen u. s. w. u. s. w., immer darüber unterrichtet. wie weit die Untersuchung schon vorgeschritten war, und mit offenem Blick für die Resultate, welche sie bereits ergeben hatte und welche noch zu erwarten waren.

Er lebte mitten unter uns, ja man kann kaum sagen, dass er auf seinem Laboratorium ein eigenes Zimmer hatte, denn dasjenige, welches dazu bestimmt war, gehörte fast ebenso sehr uns allen. Es war ein grosses Eckzimmer, an dessen Wänden die Instrumentenschränke standen, und innerhalb desselben war auch die reiche, von uns fleissig benutzte Bibliothek des Laboratoriums. Ludwigs Zimmer war also ein Durchgangszimmer, dessen Thüren immer offen standen, und wo auch nicht selten einer von uns arbeitete.

Aber eben durch dieses intime Zusammenleben mit den Jungen übte Ludwig einen Einfluss von der grössten Tragweite auf sie aus. Es war nicht nur der grosse Forscher, der einzig dastehende Lehrer, mit welchem wir verkehrten. sondern wir kamen auch in Berührung mit dem Menschen und seiner reichen Persönlichkeit. Wenn Ludwig einen Augenblick frei war von den experimentellen Arbeiten, und wir uns in grösserer oder kleinerer Zahl um ihn versammelten und er seine Gedanken in dieser oder jener Frage entwickelte, geistreich, tief und gedankenreich, da wurden in uns neue Gedanken geweckt, und der Keim zu unserm besten Fühlen und Denken gelegt. Denn Ludwig war eine grossartige Natur mit dem ganzen Widerwillen einer solchen gegen alles Niedrige und mit einem glühenden Enthusiasmus für alles Gute und Edle; er war zugleich ein ungewöhnlich vielseitiger Mensch mit einer umfassenden Bildung und mit grossen Kenntnissen auf verschiedenen Gebieten. Wenn man nicht gesehen hätte, mit welcher Leichtigkeit und Sicherheit er in jeder Arbeit das Wesentliche und Bedeutungsvolle erkannte, wäre es einem ganz unfassbar gewesen. wie seine Zeit dazu ausreichte, um sich das Alles anzueignen. und auch, wenn man es wusste. war man über sein tiefes Wissen erstaunt.

Vor Allem sind mir Ludwigs Gespräche an den Sonntag-Vormittagen in lebhafter Erinnerung. Natürlich wurde am Sonntag in seinem Laboratorium nicht gearbeitet, aber es musste eine sehr wichtige Veranlassung sein, die Ludwig abhielt, an Sonntag-Vormittagen herabzukommen, und da konnte er lange sitzen und sich bald über den einen, bald über den anderen Gegenstand äussern, einen Augenblick tief ernst, im nächsten mit seinem seltsamen Lächeln ein charakteristisches Geschichtchen erzählend. Von der Schwerfälligkeit, welche sonst in seinem Stil zu bemerken war, fand sich hier keine Spur, Alles war Leben und Wärme, Eleganz und Klarheit.

Er vertrug Widerspruch. Auch die Theorien, welche er selbst aufgestellt hatte, welchen er sein ganzes Leben lang gehuldigt hatte und welche durch Jahrzehnte allgemein für das letzte Wort der Wissenschaft in einer Frage galten. konnte er ohne eine Spur von Ungeduld mit uns Jungen discutiren. und er konnte zugeben, dass eine seiner eigenen entgegengesetzte Ansicht Gründe für sich habe, obwohl er selbst noch nicht überzeugt war. Auch über politische Fragen. welche ja sonst so geeignet sind, beim Meinungsaustausch Streit zu erregen. handelte er, ohne auch nur im Geringsten an dem Anstoss zu nehmen, was die Gegenpartei sagte.

Wenn die schöne Arbeitszeit in Leipzig vorbei, und man wieder heimgekehrt war, folgte Ludwig noch weiter mit dem grössten Wohlwollen dem Thun und Lassen eines Jeden. Schrieb man ihm und sprach man von den Arbeiten, mit welchen man beschäftigt war, und von den Resultaten, zu welchen man gekommen

zu sein glaubte, konnte man ganz sicher sein, dass man bald eine Antwort von ihm bekommen werde, gütig, freundlich und aufmunternd, ganz so wie seine Reden im Laboratorium.

Kein Wunder, dass Diejenigen, welche das unschätzbare Glück gehabt haben, unter seiner Leitung zu arbeiten, täglich aus der Nähe diese edle Persönlichkeit kennen zu lernen, sich mächtig zu ihm hingezogen fühlten, und ihm ihre unbeschränkte Ergebenheit und Liebe schenkten. —

Ludwig schloss seine Gedächtnissrede auf Ernst Heinrich Weber mit folgenden Worten:

> „Jetzt, da er von uns geschieden, hat er uns wohl ein reiches Erbe gelassen, aber auch unschätzbare Güter sind mit ihm ins Grab gesunken. Auf wem sein seelenvolles Auge ruhte, wer dem Flusse seiner gedankenreichen Rede gelauscht, wer den Druck seiner Hand empfunden, der wird sich immer nach ihm sehnen. Doch nicht bloss der Freund, ein Jeder, den im Leben und in der Wissenschaft sein Walten berührte, wird den Tod des Mannes beklagen, in dem zur vollen Harmonie ein Geist so klar wie der seine und ein Gemüth von so viel Reichthum verschmolzen waren."

Mit diesen Worten hat Ludwig sich selbst geschildert.

Erzherzog Albrecht.

Von
Regierungsrath MALCHER.

Unweit vom Nordufer des Gardasees, in dem lieblichen, von immergrünen Hügeln umsäumten Arco, wo er sich zur zeitweiligen Erholung ein palmenumrauschtes Eden geschaffen, ist hochbetagt Erzherzog Albrecht, der Senior der kaiserlichen Familie und zur Zeit der einzige Feldmarschall des österreichischen Heeres ausser seinem höchsten Kriegsherrn, am 18. Februar 1895 nach kurzer Krankheit aus dem Leben geschieden. — An seinem Sterbebette standen schmerzbewegt seine Tochter Erzherzogin Maria Theresia, vermählte Herzogin von Württemberg, deren Söhne Albrecht und Robert, die einzige noch lebende Schwester Erzherzogin Rainer mit ihrem Gemahl, die Gemahlin seines verewigten Bruders Erzherzog Karl Ferdinand, Erzherzogin Elisabeth, Erzherzog Friedrich mit seiner Gemahlin Erzherzogin Isabella, die Erherzoge Eugen und Ernst. —

Mit Erzherzog Albrecht ist der letzte männliche Sprosse des gefeierten Erzherzogs Karl dahingegangen. In ihm betrauert die österreichisch-ungarische Armee ihren hervorragendsten, stets sieggekrönten Führer, ihren väterlichen Freund und unermüdlichen Werkmeister ihrer Ausbildung, verliert die Gesammtheit den Förderer alles Guten. Bei der Nachricht von seinem Hinscheiden wurden Alle von der Empfindung ergriffen, dass im Organismus des österreichischen Heerwesens eine nur schwer ausfüllbare Lücke entstanden sei. Und diese Empfindung verbreitete sich weit über die Grenzen des

Kaiserstaates und fand einen würdigen Ausdruck in dem Armeebefehl des deutschen Kaisers vom 18. Februar 1895: „Mein Heer“, heisst es in demselben, „hat mit Mir einen schweren Verlust zu beklagen. Aus der Zahl seiner General-Feldmarschälle (der Erzherzog war am 27. September 1893 zum preussischen General-Feldmarschall ernannt worden) schied durch den Tod zu Meinem grossem Schmerze Mein treuer Freund Se. k. und k. Hoheit Erzherzog Albrecht von Österreich, Chef des zweiten ostpreussischen Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm I. No. 3. Mit ihm ist ein ruhmreicher, auf vielen Schlachtfeldern erprobter Führer und Held, ein leuchtendes Vorbild aller soldatischen Tugenden, ein treuer Pfleger der Waffenbrüderschaft zwischen der österreichisch-ungarischen und Meiner Armee dahingegangen, den wir mit Stolz zu den Unsrigen zählen dürfen!“ — Die allgemeine Theilnahme aber anlässlich des Ablebens des Erzherzogs Albrecht bekundete sich bei dem imposanten Leichenbegängnisse, wie Wien ein solches noch nicht gesehen hatte. Der Eindruck wurde erhöht durch die Anwesenheit des deutschen Kaisers an der Seite des Monarchen Österreich-Ungarns, der fremden Prinzen, der Offiziersdeputationen der ausländischen Regimenter, deren Inhaber der Verewigte war, der Generale und Offiziere aus allen Gegenden der Monarchie. In tiefen Gliedern standen zu beiden Seiten der Strassen, durch welche sich der Zug bewegte, Truppen aller Waffengattungen. Es war ein ergreifender Moment, als beim Herannahen des Konduktes sich die schwarzumflorten Fahnen senkten und der Generalmarsch ertönte, um dem todten Marschall die letzte Ehrenbezeugung zu erweisen, bevor er in der kaiserlichen Gruft an der Seite seiner Eltern zur dauernden Ruhe gebettet wurde.

Im Alter von 44 Jahren war der grosse Gegner Napoleons, Erzherzog Karl von Österreich, am 17. September 1815 der achtzehnjährigen Prinzessin Henriette, Tochter des Herzogs Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg, auf dem herzoglichen Schlosse Weilburg angetraut worden. Es war ein Herzensbund, der hier geschlossen wurde. Erzherzog Karl fand in dieser Ehe jenes Glück, das er schon lange ersehnt hatte. Bereits im folgenden Jahre (31. Juni 1816) beschenkte ihn seine junge Gemahlin in Wien mit einer Tochter, die in der Taufe die Namen Maria Theresia Isabella erhielt und später die Gemahlin Ferdinands II. von Neapel und Sizilien wurde. Und am 3. August 1817 wurde dem Erzherzog die Freude zutheil, sich Vater eines Sohnes nennen zu können. Der neugeborene Prinz wurde von dem Oheim und Adoptivvater Erzherzog Karls, Herzog Albrecht zu Sachsen-Teschen, aus der Taufe gehoben und erhielt die Namen Albrecht, Friedrich, Rudolf, Dominik. Der Freude über dieses glückliche Familienereigniss gab der achtzigjährige Herzog dadurch Ausdruck, dass er in einer Zuschrift ddto. Wien den 30. Juli 1818 die seinem Neffen bisher gewährte Dotation auf jährlich 100.000 Gulden Konventionsmünze erhöhte. Erzherzog Karl aber schrieb an den damaligen

Feldmarschall-Lieutenant Ludwig Grafen Folliot de Crenneville: „Ich hoffe, dass er (Albrecht) sich würdig zeigen wird der Liebe und Achtung aller Ehrenmänner“. Diese Hoffnung sollte in reichlichem Maasse in Erfüllung gehen. Erzherzog Albrecht zeigte sich als der würdige Erbe seines ruhmreichen und hochsinnigen Vaters. Er war nicht nur der Erbe von dessen Thatkraft, sondern auch von dessen philosophischem, das Ganze und Allgemeine umfassendem Geiste. Der kleine Prinz gedieh vortrefflich. „Albert ist seit Deiner Abreise von brillantestem Humor“, schreibt Erzherzogin Henriette ddto. Wien d. 26. August 1818 an ihren Gemahl, und es scheint, dass sich die Lieblingsneigung seines herrlichen Vaters schon auf ihn fortpflanzt: denn das erste Wort, welches er ausspricht, ist nicht „Papa“ oder „Mama“, sondern seit gestern sagt er ganz deutlich, sowie er einen Soldaten am Fenster sieht, „Dat“ und zeigt mit dem Händchen nach. Wir sind alle einstimmig der Meinung, dass du ihm en faveur des Wortes gern verzeihen werdest, wenn er später „Papa“ sagt, und glaube kaum, dass uns mein Engelsmann bei seiner Rückkehr Lügen strafen wird“. Erzherzog Karl hatte bald allen Grund, seinem kleinen Sohne diese Bevorzugung zu verzeihen. Denn als er sich im Oktober 1820 in Holitsch auf der Jagd befand, schrieb ihm seine Gemahlin: „Albert sagt ganz treuherzig: Der Papa ist nach Holitsch und macht Buh! — Er will seit Deiner Abreise durchaus nicht zugeben mein Gold-Sohn zu seyn — das bin ich nur vom Papa, sagt er ganz stolz.“ Und „Albert fragt sehr viel nach dem Papa“ heisst es in einem Briefe aus dem Jahre 1821. Diese kindliche Verehrung gegen seinen Vater hat Erzherzog Albrecht sein ganzes Leben hindurch bewahrt. Anderseits war Erzherzog Karl der zärtlichste für das Wohl seiner Kinder besorgte Vater. In der Ferne ist er glücklich, von seiner Gemahlin von ihnen Nachricht zu erhalten. „Dass Du mir so im Detail von Dir und den Kindern schreibst, macht mich glücklich. Küsse die Kinder und sage ihnen, Papa denkt oft an sie“. (Brief an seine Gemahlin ddto. Holitsch, den 15. Oktober 1820). Und zwei Jahre darauf: „Küsse Therese, Albert, Karl (geb. 29. Juli 1818), Fritz (geb. 14. Mai 1821) für mich. Diese lieben Wesen, wie sind sie mir ans Herz gewachsen!“ Am 1. Jänner 1823 wurde der aufgeweckte Prinz männlicher Leitung übergeben. Sein erster Erzieher war Dr. Johann Bihler, welchem seit 16. Jänner 1824 Dr. Ludwig Jakob Flury und, als die jüngeren Prinzen den Unterricht begannen, J. U. Dr. Philipp Mayer als Lehrer zur Seite standen. Frühzeitig entfaltete sich das Talent des Prinzen Albrecht. Schon am 24. Mai 1824 konnte Erzherzogin Henriette an ihren abwesenden Gemahl schreiben: „Die Kinder sind gottlob sehr wohl und munter und lernen recht fleissig. . . Ich habe neulich einer Rechen-Aufgabe von unseren Engels-Albrecht beigewohnt, welche er prächtig gelöst hat“. Das hochentwickelte Talent eines guten Rechners hat der Erzherzog sein ganzes Leben hindurch bewahrt. Noch im hohen Alter multiplizirte er mehrziffrige Zahlen mit Leichtigkeit im Kopfe. Die Unterrichtssprache war die deutsche. Daneben

wurde auf das Erlernen des Französischen und Italienischen grosses Gewicht gelegt. Erzherzog Albrecht beherrschte später diese beiden Sprachen in Wort und Schrift. Mit dem 10. Jahre wurde der Unterricht auf die lateinische Sprache, Geographie und Geschichte ausgedehnt. Auf den Religionsunterricht wurde grosser Werth gelegt; durch ihn sollte vorzugsweise auf Herz und Gemüth eingewirkt werden. Durch häufige Bewegung im Freien, durch Schwimmübungen während des Sommers wurde für die körperliche Entwicklung reichlich Sorge getragen. Von der Weilburg bei Baden, welche Erzherzog Karl nach dem 1822 erfolgten Ableben des Herzogs Albrecht zu Sachsen-Teschen nach dem Muster des herzoglich nassauischen Schlosses gleichen Namens, gegenüber der Ruine Rauhenegg hatte erbauen lassen und die seit zwei Jahren der ständige Aufenthaltsort der erzherzoglichen Familie während des Sommers war, schreibt Erzherzogin Henriette ihrem in der Ferne weilenden Gemahl am 28. Juli 1828: „Albert lässt Dir sagen, er sei gestern zum erstenmal frei auf dem Rücken geschwommen und das mit gutem Erfolge". Den 1. November 1828 wird Dr. Bihler pensionirt und an dessen Stelle Oberst v. Cerrini zum Dienstkämmerer und Ajo des elfjährigen Erzherzogs und seiner Brüder Karl Ferdinand und Friedrich ernannt. Cerrini stand damals im 51. Lebensjahre. Bihler und Flury wurden durch Dr. Ludwig Köchel und Dr. Franz von Scharschmid ersetzt. In ihrer Eigenschaft als Lehrer und Gehilfen in der Erziehung waren sie dem Oberst Cerrini untergeordnet. Gleichzeitig wurde für die militärische Erziehung Oberlieutenant Freyssauff berufen, der im Mai 1837 als Hauptmann das erzherzogliche Haus verliess. — Das Ende des Jahres 1829 erfüllte das erzherzogliche Haus mit tiefer Trauer. Am 29. Dezember erlag Erzherzogin Hildegarde einer tückischen Krankheit. Wie der Vater der unvergesslichen Gattin, so gedachte der Sohn seiner liebenden und aufopfernden Mutter bis an sein Lebensende mit inniger Verehrung.

Der damaligen Sitte entsprechend, ernannte Kaiser Franz I. mittels Handschreibens vom 11. Januar 1830 den kaum dreizehnjährigen Erzherzog zum Obertsinhaber des nunmehr für immerwährende Zeiten seinen Namen führenden Infanterie-Regimentes No. 44, und mittels Diplom vom 20. Mai d. J. zum Ritter des goldenen Vliesses. Der junge Erzherzog hatte sich mit Vorliebe den militärischen Disziplinen gewidmet; aber nicht geringer war das Interesse, welches er den übrigen Wissenszweigen entgegenbrachte. Jede Gelegenheit wurde benutzt, um den Kreis der Kenntnisse zu erweitern. Scharschmid führte ihn in das Studium der Rechtswissenschaft ein. Für das Spezialfach der Geniewaffe wurde 1832 der Major Wilhelm Ritter von Lebzeltern berufen, der in dieser Eigenschaft bis zum Jahre 1837 verblieb, hierauf Erzherzog Friedrich, der sich dem Seewesen gewidmet hatte, nach Venedig begleitete, an der Erstürmung Saidas (1840) theilnahm und bis zu dessen Tode im Jahre 1847 treu an seiner Seite ausharrte. Im Oktober 1835 wurde der Major Franz Edler von Hauslab (zuletzt Feldzeugmeister) dem

Erzherzog für den Unterricht im Situationszeichnen und der Terrainlehre zugetheilt. Mit Sorgfalt überwachte Erzherzog Karl den Unterricht seiner Söhne und überzeugte sich selbst von dem Fortgange desselben. Von dem Grundsatze ausgehend, dass die Geschichte die beste Lehrmeisterin sei, hatte er eine übersichtliche Darstellung der Revolutionskriege von 1792 bis 1797 in den Niederlanden, Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien, des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel (1808—1814), des russischen Feldzuges von 1812 und der Kriegsoperationen in Deutschland, Frankreich und Italien während der Jahre 1813, 1814 und 1815 mit vorwiegend didaktischem Charakter verfasst, welche als Leitfaden beim Unterrichte seiner Söhne dienen sollte. Hier konnten dieselben eine Fülle von Belehrungen des Krieges finden. Nach mehrjähriger gründlicher theoretischer Vorbereitung für den militärischen Beruf trat der neunzehnjährige Erzherzog am 18. April 1837 zur praktischen Dienstleistung in das zu Graz stationirte Infanterie-Regiment Max Wimpffen No. 13 (heute Starhemberg) und übernahm das Kommando des 1. Bataillons. In wenigen Monaten hatte er durch seinen Pflichteifer und seine Pünktlichkeit sich die allgemeine Anerkennung erworben. Dabei war er von einer seltenen Bescheidenheit. Als der erzherzogliche Hofrath Ritter von Kleyle, der als Freund des erzherzoglichen Hauses betrachtet wurde, sich erbat, dass eine neu erbaute Hütte der erzherzoglichen Eisenwerke nach seinem Namen benannt werden dürfe, nahm er zwar mit dem Ausdrucke des Dankes diese Ehrung an, erklärte aber, dass sein unbedeutender Name dies eigentlich nicht verdiene. Gleichzeitig bedauerte er den Geburtstag seines Vaters (5. September) „nicht wie gewöhnlich in der Weilburg verbringen zu können“, indem er „alle Hände vollauf zu thun habe, da Musterung, Produktionen und Pettauer Konzentrirung vor der Thür seien“. Übrigens sei er auch überzeugt, das ihm der Vater eine Dienstversäumniss übel nehmen würde. Dieser habe ihm jedoch versprochen, selbst nach Graz zu kommen, und „er freue sich von ganzem Herzen den lieben, guten Vater zu sehen und durch acht Tage zu besitzen.“

Erzherzog Karl traf am 7. September in Graz ein und hatte Gelegenheit, seinen Sohn zum ersten Mal im Dienst zu sehen. „Mit Vergnügen“, hiess es in einem Briefe an Hofrath von Kleyle, „kann ich Ihnen schreiben, dass ich mit Albrecht recht zufrieden bin. Sie werden es auch seyn, wenn er mit Anfang November nach Wien kommt. Er behandelt Militairisten und Civilisten gleich, hat beinahe alle öffentlichen Anstalten schon besucht und ist überzeugt, dass es mit dem Schiessen allein nicht gethan ist, und dass er nicht einseitig sein darf. . . Ich habe hier viel Tröstliches für die Zukunft gegründet gefunden und dass mich das auch anspornen muss, Alles was ich kann, zu thun, um einem guten Sohn seine künftige Stellung zu erleichtern“.

In inniger Liebe waren die Mitglieder der erzherzoglichen Famile einander zugethan. Als im Jänner 1838 Erzherzog Friedrich in Venedig erkrankte, eilte Albrecht sofort dahin und kehrte erst nach seiner Genesung

nach Graz zurück. Indessen bekundete er auch während dieser Zeit das lebhafteste Interesse für die Vorgänge im Regimente und brachte dies in einem Schreiben an den Kommandanten Oberst Ruf zum Ausdrucke, über welches sich der Inhaber Feldzeugmeister Baron Wimpffen, als er zu dessen Kenntniss gelangt war, höchst lobend aussprach und dem Verfasser desselben eine glänzende Zukunft prophezeite.

In Anerkennung des regen Diensteifers und der vortrefflichen Leistungen als Bataillons-Kommandant wurde dem Erzherzog am 6. Mai das Kommando des ganzen Regiments übertragen, das er im März des folgenden Jahres niederlegte, um dem Wunsche seines Vaters entsprechend im Kürassier-Regiment Baron Menshengen No. 4, das einen vorzüglichen Ruf genoss, und dessen Inhaber er später wurde, den Reiterdienst kennen zu lernen. Nur wenige Monate hatte sich Erzherzog Albrecht dem Dienste des in Ungarn stehenden Regimentes gewidmet, als er zu einer ernst erfassten Mission an den russischen Hof berufen wurde. „Da nach dem letzen Briefe des guten Vaters,“ schreibt er am 29. Mai 1839 von Pösing an Hofrath von Kleyle, „meine Reise nach Russland ganz bestimmt ist, so möchte ich doch früher einige Bücher über dieses Land lesen und aus denselben das Interessanteste ausziehen. Vorzüglich wären französische mir erwünscht, um zugleich eine Übung in dieser dort unentbehrlichen Sprache zu haben. — Verzeihen Sie mir daher, wenn ich Sie, als dem in Wien Residirenden, mit der Bitte belästige, mir mehrere solcher Bücher zukommen zu lassen. Darunter wären mir die ersten Theile des voyage du duc de Raguse und dann eine vor einigen Jahren erschienene Beschreibung der Feldzüge 1812—14 von einem russischen Generale, dessen Namen mir nicht beifällt, sehr erwünscht. Auch eine Statistik dieses Reiches sowie eine Darstellung von dessen Civil- und Militärverfassung dürfte von Nutzen und interessant sein.“

Der Erzherzog fand am russischen Hofe die freundlichste Aufnahme und liess den besten Eindruck zurück. „Mein Sohn“, schrieb Erzherzog Carl an Kleyle (6. Aug. 1839), „wurde in Petersburg mit Höflichkeiten überhäuft. Nach seinen Briefen zu urtheilen hat er sich in verschiedenen Gelegenheiten mit Klugheit und dem gehörigen Maasse benommen.“ Kaiser Nikolaus zeichnete den jugendlichen Erzherzog durch die Ernennung zum Chef des kaiserlich russisch-lithauischen Ulanen-Regiments und Verleihung des St. Andreas-Ordens aus. Das kommende Jahr brachte dem Erzherzog die Beförderung zum Generalmajor und Kommandanten einer Brigade in Graz. Kurz nach dem Antritt seiner neuen Stellung fand er Gelegenheit, seine Kenntnisse durch die Theilnahme an den von Feldmarschall Radetzky geleiteten grossen Manövern in Italien zu erweitern. Erzherzog Carl hatte seinen Sohn dem kriegserfahrenen Marschall ganz besonders empfohlen. Nach der Rückkehr aus Italien widmete sich Erzherzog Albrecht so ausschliesslich dem Dienste, dass er nicht einmal Zeit zum Besuche seiner Angehörigen gewann.

Die Stellung eines Brigadiers war bald nicht mehr im Stande, seinen

Schaffensdrang zu befriedigen. Er sehnt sich nach erweiterter Thätigkeit. Doch weiss er mit seltener Resignation seine Ungeduld im Zaume zu halten. „Was sagen Sie“, heisst es in einem Briefe an Kleyle (ddto. Graz am 26. Dezember 1842) „zu meiner Geduld? Hat man je eine solche bei einem jungen Menschen von 25½ Jahren erlebt? Ich sitze nun schon 6 Wochen in meinem Neste mit der Aussicht, auf weitere 10—12 Wochen in Ungewissheit über mein Schicksal zu bleiben, und doch muckse ich nicht! . . . Bis halben März, hoffe ich, werden wir doch etwas erfahren, dann sollen Sie mich auch sogleich in Wien sehen, um meinerseits alle mögliche Beschleunigung ins Werk zu setzen, oder im entgegengesetzten Falle mich philosophisch über das Nichtgelingen zu trösten.“

Das Jahr 1843 barg in seinem Schoosse für Erzherzog Albrecht einen seltenen Moment der Erhebung und eine Fülle von Glück. Am 11. April wurde das fünfzigjährige Jubiläum seines erlauchten Vaters als Grosskreuz des Maria Theresien-Ordens festlich begangen und bald darauf wird er am bayerischen Hofe von dem Liebreize der Prinzessin Hildegarde, der vierten Tochter König Ludwigs I., die er im vergangenen Jahre zum ersten Male gesehen hatte, gefangen genommen. Von Norderney aus, wo er sich im August zum Kurgebrauche aufhielt, hatte Erzherzog Albrecht der Prinzessin seine Neigung kundgegeben; die Antwort machte ihn zum Glücklichsten der Sterblichen. Von Aschaffenburg, wo sich damals die königlich bayerische Familie aufhielt, berichtet er am 30. August an Kleyle: „Wie gut es mir hier geht, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Ich schwelge im reinsten Glück und in der Freude, täglich neue Vorzüge, neue Tugenden in meiner Braut zu entdecken. Sie ist so gut, so einfach, natürlich und dabei wohlerzogen und sehr gescheidt, so dass sie wirklich nichts zu wünschen übrig lässt. Seit vorigem Jahre ist sie sehr gewachsen und hübsch geworden, hat aber dabei das Kindliche beibehalten. Leider wird das Glück, hier zu sein, nicht mehr lange dauern, da ich noch den Hof von Darmstadt, dann Mainz und Frankfurt besuchen muss . . . Indessen wird es vielleicht im Winter möglich sein, auf ein paar Wochen nach München zu gehen, denn bis zum 1. Mai (der für die Vermählung festgesetzte Tag) sind noch acht Monate, eine lange Zeit! — Das einfache, gemüthliche Familienleben, das hier geführt wird, spricht doppelt an, da es so an unsern Familienkreis erinnert.“ Die Hoffnung, im Winter einige Wochen in München zubringen zu können, war in Erfüllung gegangen. „Seit dem 3. Januar“, schreibt König Ludwig an seinen Sohn Otto, König von Griechenland, „befindet sich Erzherzog Albrecht, der ein tüchtiger Jüngling ist, hier. Eine Freude, ihn mit Hilda beisammen zu sehen! . . . Es wird ein thränenreicher Abschied werden, denn Beide lieben einander zärtlich, innig. Er ist aber auch recht gediegen. Je mehr Albrecht gekannt wird, desto mehr gewinnt er.“ (Veröffentlicht im „Fremdenblatt“ vom Geh. Haus- und Staatsarchivar Dr. v. Trost.)

Voll Hoffnungen für die Zukunft hatte sich Erzherzog Albrecht im Herbste 1843 zu den Manövern des 10. deutschen Bundes-Armee-Korps in der Nähe von Lüneburg begeben, um neue Anschauungen zu gewinnen. Bald darauf führte ihn die Ernennung zum Feldmarschall-Lieutenant und Adlatus beim mährisch-schlesischen General-Kommando einem Wirkungskreise zu, in dem er bei der Ausbildung der Truppen seine bereits reichen Erfahrungen zur Geltung bringen konnte.

Mitten unter der dienstlichen Thätigkeit weilten jedoch seine Gedanken oft bei den Seinigen. Jede Nachricht von ihnen ist ihm willkommen. Als ihm die Reise seines Vaters zur Installation der Erzherzogin Maria Theresia als Äbtissin des theresianischen adeligen Damenstiftes am Hradschin in Prag berichtet wurde, drückt er in einem Schreiben an Kleyle ddto. Brünn am 26. März 1844 seine Freude über dessen „enthusiastischen Empfang in Böhmen und das taktvolle Auftreten“ seiner Schwester, der jungen Äbtissin, aus. Den Ernst seines Charakters kennzeichnet es, wenn er an Kleyle schreibt: „Am 2. und 3. April hoffe ich das Vergnügen zu haben, Sie zu sehen. Dabei möchte ich ein Geschäft vorläufig mit Ihnen besprechen, welches ich bis zur Rückkehr von München vollenden möchte, nämlich die Abfassung eines Testamentes. Wenn man heirathet, halte ich es für meine Pflicht, auch alle möglichen Fälle der Zukunft zu bedenken und daher auch jenen eines plötzlichen Todes!“ Am 1. Mai 1844 erhielt der aus gegenseitiger Neigung geschlossene Bund die kirchliche Weihe. Ein überaus glückliches Familienleben war die Frucht desselben. Anfangs September ist der Erzherzog vollauf mit den Vorbereitungen zu den demnächst beginnenden Lagerübungen beschäftigt. Seine junge Gemahlin befindet sich während dieser Zeit bei der erzherzoglichen Familie auf der Weilburg. „Heute verliess mich“, schrieb er den 4. September von Brünn an Kleyle, „meine Frau auf 14 Tage. Sie werden selbe schon in Weilburg gesehen haben. Ich selbst rieth zu dieser Strohwitschaft, da wir doch getrennt, ich in Nennowitz, sie hier gelebt hätte, und die gegenseitigen Besuche zeitraubend gewesen wären. Und Zeit mangelt jetzt ohnehin. Heute machten wir z. B. eine zwölfstündige Rekognoszirung zu Pferde; indess die angestrengte Thätigkeit thut wohl und frischt Geist und Körper auf.“ Am 15. Juli des folgenden Jahres beschenkte Erzherzogin Hildegarde ihren Gemahl mit einer lieblichen Tochter, Erzherzogin Maria Theresia, aus deren Ehe mit dem Herzog Philipp von Württemberg später dem Erzherzog hoffnungsvolle Enkel entsprossten. Am 3. Januar 1847 wurde das erzherzogliche Paar durch die Geburt eines Sohnes beglückt, der ihnen aber bereits am 19. Juli 1848 durch den Tod entrissen wurde. Eine zweite Tochter, Erzherzogin Mathilde, geboren am 25. Jänner 1849, berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, erlag aber am 6. Juni 1867 den Brandwunden, die sie sich zugezogen hatte. Zwei Jahre früher, am 2. April 1864, wurde Erzherzogin Hildegarde nach kurzer Krankheit ihrer Familie entrissen, beweint von

den Ihrigen, beklagt von Allen, die ihre edle Gesinnung kennen gelernt hatten. —

In den letzten Jahren hatte Erzherzog Albrecht so viele Proben selbständigen Handelns und vielseitiger Verwendbarkeit abgelegt, dass seine am 15. Dezember 1844 erfolgte Ernennung zum kommandirenden General in Ober- und Niederösterreich und Salzburg nur allgemeiner Zustimmung begegnete. Hatte er schon in seinen früheren Stellungen unermüdlich für die gründliche Ausbildung der ihm anvertrauten Truppen gewirkt, so geschah dies in dem neuen, erweiterten Wirkungskreise in erhöhterem Maasse. Seine in dieser Zeit unter dem Titel: „Anweisung über den Betrieb des Feldzuges“ veröffentlichte Schrift enthält in mustergiltiger Weise und präziser Form eine Fülle von Belehrungen über den praktischen Vorposten-, Lager- und Felddienst, die in ihren Grundzügen noch gegenwärtig zum Vorbilde dienen können. Nach den vom Erzherzog aufgestellten Grundsätzen sollten im Gegensatze zu den bisher üblichen „Lagern“ die Feldübungen, als Vorbereitungen zum Kriege, innerhalb der Grenzen der Möglichkeit ein getreues Abbild desselben geben.

Am 26. April 1847 erkrankte Erzherzog Albrechts hochsinniger Vater, Erzherzog Carl, und am 30. um die vierte Morgenstunde schloss er, umgeben von seinen trauernden Kindern, für immer die Augen.

Mit dem Hinscheiden seines Vaters kam Erzherzog Albrecht als ältester Sohn in den Besitz des grossen von Kaiserin Maria Theresia für ihre Tochter Maria Christine bei ihrer Vermählung mit Herzog Albrecht zu Sachsen-Teschen im April 1766 gestifteten und mittelst Lehnbriefes vom 23. Jänner 1825 für deren Adoptivsohn Erzherzog Carl und seine männliche Deszendenz bestätigten Fideikommisses, welches im Verlaufe der Zeit manche Vermehrungen erfahren hatte und aus dem Herzogthume (der Kammer) Teschen, den Herrschaften Ungarisch-Altenburg und Bellye (im Komitate Baranya) besteht. Gleichzeitig fielen ihm die Allodialgüter Saybusch in Galizien und Seelowitz in Mähren zu. Von nun an führte er auch den Titel eines Herzogs von Teschen. Durch mancherlei Missgriffe in der Verwaltung war der Ertrag der Güter beim Ableben des Erzherzogs Carl sehr gesunken. Es spricht für das Verständniss und den richtigen Blick Erzherzog Albrechts auch für ausserhalb seines eigentlichen Berufskreises gelegene Dinge, dass dieser Übelstand unter ihm nicht nur behoben wurde, sondern sich bald in allen Zweigen der Bewirthschaftung und des Betriebes ein höchst erfreulicher Aufschwung bemerkbar machte.

In den Besitz des Erzherzogs Albrecht kam auch das Schloss Weilburg bei Baden und das Palais auf der Augustinerbastei in Wien, welches Herzog Albrecht zu Sachsen-Teschen aus dem vormals dem Grafen Sylva-Tarouca gehörigen Gebäude in den Jahren 1801—1804 von dem belgischen Architekten Montoyer, dem Erbauer des königlichen Lustschlosses Laeken bei Brüssel, hatte herstellen und ausschmücken lassen, während die herrlich gelegene Villa in Arco erst in den Jahren 1872—1874 erbaut wurde.

Zu dem vom Erzherzog übernommenen Fideikommissbesitz gehört auch die von Herzog Albrecht zu Sachsen-Teschen begründete und nach ihm benannte Sammlung von Handzeichnungen und Aquarellen, Kupferstichen, Radierungen, Holzschnitten etc., eine sehr wertvolle Bibliothek und eine Plan- und Landkartensammlung von einer seltenen Vollständigkeit. Diese erfuhren unter Erzherzog Albrecht eine reichliche Vermehrung, so dass die erzherzogliche Kunstsammlung „Albertina“ gegenwärtig einen hervorragenden Rang unter den Kunstinstituten Europas einnimmt und eine Sehenswürdigkeit Wiens bildet. Bezüglich der Zahl von Handzeichnungen wird die „Albertina“ von mehreren Sammlungen, z. B. denen von Paris und Florenz, übertroffen; was aber den Werth derselben betrifft, dürfte sie den ersten Platz einnehmen. Obenan stehen die Zeichnungen von Albrecht Dürer, welche nicht nur an Werth die aller öffentlichen und Privatsammlungen Europas überragen, sondern rücksichtlich ihrer Zahl von 164 Stücken in der „Albertina“ selbst einen besonderen Rang einnehmen. Für die Vermehrung der Sammlungen und der Bibliothek war vorher und unter Erzherzog Albrecht jährlich eine bestimmte Summe ausgeworfen. Indessen war der Erzherzog bei sich darbietenden Gelegenheiten stets bereit, ausser der feststehenden Jahresdotation die Mittel zum Ankaufe von werthvollen Handzeichnungen und Gegenständen der graphischen Künste zu bewilligen. Um nur zwei Beispiele anzuführen, widmete er, als im Jahre 1881 die aus dem Nachlasse des 1873 verstorbenen Präsidenten der kais. Akademie der Wissenschaften und zweiten Vorstandes der Hofbibliothek R. von Karajan stammende Sammlung von Viennensia zur Versteigerung gelangte, einen namhaften Betrag zum Ankaufe solcher Blätter, welche die „Albertina“ noch nicht besass oder die einen besonderen künstlerischen Werth hatten. Und ebenso bewilligte er im Jahre 1892 die Mittel zur Erwerbung einer Anzahl Handzeichnungen von Joseph Führich. Beim Ableben des Erzherzogs Albrecht zählte die erzherzogliche Kunstsammlung über 16 000 Handzeichnungen und mehr als 200.000 Kupferstiche, Radierungen, Schabkunstblätter, Holzschnitte etc. Die Bibliothek erfuhr in dem Zeitraume von 1847 bis 1895 einen Zuwachs von nahezu 20.000 Bänden, vorwiegend geschichtlichen und militärwissenschaftlichen Inhalts, und beläuft sich gegenwärtig auf nahezu 50.000 Bände. Um dem Publikum den Zugang zu den im obersten Stockwerke des angrenzenden Augustinergebäudes untergebrachten Kunstschätzen zu erleichtern, hatte der Erzherzog vor dem Beginne der Weltausstellung im Jahre 1873 von seinem Palais aus einen eigenen Treppenaufgang erbauen und die Aufstellung der Zeichnungen, Stiche, Radierungen etc. in Portefeuilles und starken Lederbänden in Holzschränken nach Nationen und Schulen chronologisch geordnet durchführen lassen. Den handschriftlichen Nachlass Herzog Albrechts zu Sachsen-Teschen und seines Vaters liess er ordnen und in einem Lokale in seinem Palais unterbringen.

Von der Bibliothek machte der Erzherzog einen umfassenden Gebrauch.

Als ihn die Schwäche seiner Augen noch nicht daran hinderte, las er selbst alle hervorragenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Militärwissenschaft und Geschichte und pflegte bei der Lektüre zahlreiche Randbemerkungen zu machen, die von der Schärfe seiner Auffassung und der Richtigkeit seines Urtheils Zeugniss geben. In den letzten Jahren seines Lebens liess sich der Erzherzog in freien Stunden von seinen Adjutanten oder anderen Personen seiner Umgebung vorlesen, wobei er den Vorlesenden durch sein vortreffliches Gedächtniss oft in Staunen setzte. Er pflegte im Winter um 6 Uhr und im Sommer zu noch früherer Stunde aufzustehen und bei zusagender Witterung einen Ritt ins Freie zu machen. Gegen 8 Uhr liess er sich in der Regel über militärische Angelegenheiten Bericht erstatten und erledigte die laufenden Schriftstücke. Über die Vorkommnisse des Tages machte er regelmässig Aufzeichnungen. Dieser Gewohnheit blieb er bis zu seinem Ableben treu. Seine Gedanken über bestimmte Fragen brachte er früher selbst zu Papier, späterhin diktirte er sie im Zimmer auf- und abgehend einem Herrn seiner Umgebung.

An Tagen, an welchen Audienzen stattfanden, wurde diese Thätigkeit zeitweilig unterbrochen. Bei diesen Gelegenheiten zeigte sich das vorzügliche Personen- und Sachgedächtniss des Erzherzogs, sowie die Versatilität seines Geistes.

Wie tief die Erinnerung an den Erzherzog bei Personen, welche mit ihm zu sprechen das Glück hatten, nachwirkte, davon möge eine Stelle aus einem Schreiben des Historikers Professors Dr. H. Hüffer Zeugniss geben. „In den siebziger Jahren“, heisst es dort, „hatte ich die Ehre, dem Erzherzog einige Male mich vorstellen zu dürfen. Niemals werde ich den Eindruck seines wohlwollenden, liebenswürdigen und zugleich Achtung und Verehrung gebietenden Wesens vergessen.“ Die gastfreundliche Liberalität des Erzherzogs bekundete sich, mochte er in seinem Palais in Wien, auf dem ihm aus der Jugendzeit liebgewordenen Schlosse Weilburg oder unter der milden Sonne von Arco weilen. Bei den jährlichen instruktiven „Generalsreisen“, bei den grossen Manövern, zeigte er sich stets als munifizenter Grandseigneur.

Zahlreich sind die Akte der Wohlthätigkeit während seines langen thatenreichen Lebens. Als kurz nach seiner Übernahme der väterlichen Güter im Jahre 1847 nach einer Missernte eine Hungersnoth in Schlesien ausgebrochen war, beauftragte er von Norderney aus den Hofrath v. Kleyle nach Kräften zu helfen. Und auf dessen Bericht, neben Lebensmitteln 5000 Gulden CM. zur Unterstützung der Hilfsbedürftigen verwendet zu haben, erwidert er: „Ich danke Ihnen recht sehr, dass Sie die Summe von 5000 Gulden unter Einem angewiesen haben. Bis dat, qui cito dat; es wäre eine Sünde und eine Verantwortung, mit Schuld an dem Tode auch nur Eines Nebenmenschen zu seyn.“

Bleibende Denkmale der wohlwollenden Fürsorge des Erzherzogs sind der seinen Namen führende Offizier-Darlehnsfond, zu dessen Errichtung er

100.000 Gulden spendete, die Vermehrung der von seinem Vater begründeten Stiftplätze im Offizier-Töchter-Institut auf 32, die Errichtung von Stiftplätzen am Taubstummen- und Blinden-Institut und am Konservatorium in Wien, von Stipendien am Franzisco-Josephinum in Mödling und der Landeswinzerschule in Krems. Noch wenige Monate vor seinem Ableben hat er durch Stiftungen im Betrage von 130.000 Kronen zu Gunsten der Regimenter, deren Inhaber er war (des 44. Infanterie-, des 4. Dragoner- und des 5. Korps-Artillerie-Regiments), seinen stets regen Wohlthätigkeitssinn dargethan.

Die Bewegung des Jahres 1848, die Vorgänge in Wien am 13. März brachten den Erzherzog namentlich wegen seiner Beliebtheit in der Armee in Gegensatz zu der herrschenden Stimmung. Als Freund der Ordnung und loyaler Charakter konnte er sich, obwohl von der Nothwendigkeit zeitgemässer Reformen überzeugt, mit der Art, wie man die Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse ins Werk setzen wollte, nicht befreunden und legte daher seine Stelle als kommandirender General am 14. März nieder, nachdem er in einem Generalbefehl von den Truppen in dem Ernste des Momentes entsprechenden Worten Abschied genommen hatte. Durch eine Bereisung seiner Güter suchte er fern vom öffentlichen Leben die unangenehmen Eindrücke der letzten Tage zu verwischen. Als jedoch der Krieg mit Piemont ausbrach, nahm Erzherzog Albrecht freiwillig als Brigadier an den Operationen Radetzky's Theil. In der denkwürdigen Schlacht bei Santa Lucia am 6. Mai, wo 19.000 Österreicher gegen 40.000 Piemontesen fochten, gab er zum ersten Male im Felde Beweise von seiner Unerschrockenheit, und am Tage von Custozza, am 25. Juli, erwarb er sich die volle Anerkennung Radetzky's, der von ihm berichtete: „Dass er nicht nur durch persönlichen Muth — das Erbtheil seines Hauses — sondern auch durch die Aufmunterung seiner Untergebenen, durch seinen militärischen Scharfblick, seine glänzende Begabung für den militärischen Beruf erwiesen habe“.

Im Dezember 1848 mit dem Kommando einer Division beim 2. Armeekorps betraut, stellte sich der Erzherzog, als die Operationen gegen Piemont wieder begannen, unter den Befehl des Feldmarschall-Lieutenants Baron d'Aspre. Seine Division bildete die Avantgarde. Beim Übergang über den Ticino bei Pavia und bei Gravellone (am 20. März) kam es zu harten Kämpfen, in denen sich Erzherzog Albrecht durch Muth und Umsicht hervorthat. Am folgenden Tage wurde zum Angriffe von Mortara geschritten. An der Eroberung dieses Platzes gebührt dem Erzherzog ein Hauptantheil. Den schliesslichen Sieg und die Besatzung Mortara's schreibt Radetzky wesentlich „der umsichtigen Disposition des Feldzeugmeisters Baron d'Apre und seines tapferen Divisionärs Erzhrezog Albrecht sowie endlich dem Muthe und der Geistesgegenwart des Obersten Benedek zu“. Glänzenden Ruhm erwarb sich der Erzherzog zwei Tage darauf (am 20. März) bei Novara, indem er aus eigner Initiative die von Novara gegen

Nibbola seitwärts der Strasse sich hinziehenden Anhöhen durch ein Detachement besetzen liess und dadurch das Centrum der österreichischen Stellung vor der Gefahr der Umgehung von Seite des Feindes bewahrte. Er selbst behauptete die auf einer Anhöhe gelegene Häusergruppe von Bicoca — dem wichtigsten Punkt der ganzen Stellung — durch volle 6 Stunden gegen eine sechsfache Übermacht, bis durch das Eintreffen der Reserven das Gleichgewicht hergestellt und der Sieg entschieden wurde. „Seine kaiserliche Hoheit Erzherzog Albrecht“, berichtet Radetzky nach der Schlacht an das Kriegsministerium, „bewies an diesem heissen Tage eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit und wich nicht einen Schritt aus seiner gefährdeten Stellung zurück“. Für diese entscheidende Waffenthat wurde dem Erzherzog auf Antrag des Ordenskapitels am 29. Juli das Kommandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens verliehen, wozu sich die höchsten militärischen Orden des Kaisers von Russland, der Könige von Preussen und Bayern und das Grossherzogs von Toskana gesellten.

Nachdem hierauf Erzherzog Albrecht kurze Zeit als Kommandant des 3. Armeekorps in Böhmen gewirkt, wurde er am 11. Oktober zum Gouverneur der Festung Mainz ernannt und ihm am 4. September des folgenden Jahres (1850) mit der Ernennung zum General der Kavallerie das Landes-Militär-Kommando in Böhmen übertragen, als wegen Kurhessen ein Konflikt mit Preussen drohte.

Ein weites Feld der Thätigkeit eröffnete sich für den Erzherzog, als es nach der Pacifikation Ungarns galt, die Gemüther zu beruhigen und gleichzeitig eine den übrigen Kronländern analoge Verwaltung sowie eine den modernen Rechtsanschauungen entsprechende Justiz im Lande einzuführen, kurz jene Umgestaltung der politischen Verhältnisse vorzunehmen, die geeignet waren, das Königreich Ungarn in den Organismus des Gesammtstaates einzufügen. Zur Durchführung dieses Werkes schien der Erzherzog die geeignete Persönlichkeit. In seinem Wesen vereinigten sich Festigkeit des Willens und hoher Rechtssinn mit versöhnender Milde. Jeder dem Parteigetriebe Fernstehende musste ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass alle seine Bemühungen darauf hinzielten, die Gegensätze auszugleichen und über unglückliche geschichtliche Ereignisse den Schleier der Vergessenheit zu decken. In der Hebung des Volkswohlstandes durch Strassenbauten, Kanalisirungen, Verbesserung des Unterrichtes u. s. w. glaubte der Erzherzog das beste Mittel gefunden zu haben, allmälig der Zufriedenheit mit der neuen Ordnung Eingang zu verschaffen. 1860 konnte der Erzherzog aus seiner Stellung als Militär- und Civil-Gouverneur mit dem Bewusstsein scheiden, das Wohl des ihm anvertrauten Landes stets im Auge gehabt zu haben; die Fortschritte, welche Ungarn unter seiner Verwaltung gemacht, mussten selbst von politischen Gegnern anerkannt werden.

Mitten in die Thätigkeit des Erzherzogs als Statthalter von Ungarn fiel der russisch-türkische Krieg im Jahre 1854, welcher bald durch die Theil-

nahme Englands und Frankreichs an Ausdehnung gewann. Österreich sah sich veranlasst, an der Südostgrenze des Reiches ein Beobachtungskorps und später eine Armee in Galizien aufzustellen, deren oberste Leitung Erzherzog Albrecht übertragen wurde. Der Krieg fand indessen, wie bekannt, durch den Frieden von Paris (26. Februar 1856) seinen Abschluss, ohne dass Österreich aus seiner bewaffneten Neutralität heraustrat.

Gerade ein Jahr vor seinem Rücktritt von der Statthalterschaft in Ungarn wurde Erzherzog Albrecht mit einer Mission nach Berlin betraut. Österreich sah sich von Sardinien und Frankreich bedroht und es galt, Preussen in seiner Eigenschaft als deutscher Bundesstaat zur Kooperation gegen Frankreich zu bewegen. Das Kommando über das österreichische Kontingent am Rhein sollte der Erzherzog übernehmen. Erzherzog Albrecht wurde in Berlin mit Ehrungen überhäuft. Wie Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha im 2. Bande seines Memoirenwerkes berichtet, hatte „sein liebenswürdiges und vorsichtiges, dennoch aber Vertrauen erweckendes Auftreten überall den besten Eindruck hervorgebracht“. Die „soldatische Befähigung“ des Erzherzogs, sein „gerades und schlichtes Wesen wären sicherlich am geeignetsten gewesen, eine Verhandlung über die militärische Basis der Allianz zum Abschluss zu bringen“. Dennoch führte die Anwesenheit des Erzherzog zu keinem greifbaren Resultate. In der Bundestagssitzung vom 3. Juli wurde Erzherzog Albrecht zwar zum Befehlshaber des österreichischen Kontingentes ernannt, allein der Krieg war inzwischen ausgebrochen und das Glück hatte zu Gunsten Frankreichs entschieden, bevor die Rüstungen der Bundesstaaten vollendet waren.

Die Verdienste des Erzherzogs als Militär- und Civil-Gouverneur hatte der Kaiser in einem Handschreiben (vom 19. April 1860) anerkannt. Und als neue Verwicklungen in Italien drohten, wurde ihm auf sein Ansuchen das Kommando über das 8. Armeekorps in Vicenza übertragen. Am 4. April 1863 erfolgte die Ernennung des Erzherzogs zum „Feldmarschall unter gleichzeitiger Enthebung vom Kommando des 8. Armeekorps“, womit ihm auch das Präsidium im Marschallsrathe zukam. Eine ganz besondere Ehrung ward dem Erzherzog im Herbste des Jahres 1863 von Seiten der Armee zuteil. Am 18. Oktober überreichten Feldmarschall Graf Wratislaw, Feldzeugmeister und Kriegsminister Graf Degenfeld und Generaladjutant der Armee Graf von Crenneville dem Feldmarschall ein kunstvoll ausgestattetes Diplom, mit welchem die kaiserliche Armee „dem würdigen Heldensprossen des unsterblichen Vaters, ihm gleich an inniger Zuneigung für die Armee, so wie er ein leuchtendes Vorbild kriegerischer Tugenden, als sprechendes Zeugniss der Verehrung ein Abbild des vom Kaiser vor der Burg errichteten Denkmals“ widmet und bittet, demselben „eine Stelle in der von dem verewigten Helden geschaffenen schönen Weilburg anzuweisen“. — Das im verjüngten Maassstabe ausgeführte Monument bildet nunmehr gegenüber der Schlosskapelle eine Zierde des erzherzoglichen Parkes.

Die Ereignisse des Jahres 1866 sind zu bekannt, als dass sie hier einer weiteren Darstellung bedürften. Das Verhalten des Erzherzogs als Kommandant der österreichischen Südarmee, seine Operationen gegen die mehr als doppelt so starke italienische Armee, welche zu dem glänzenden Siege bei Custozza (24. Juni) führten, sichern ihm einen Platz unter den hervorragendsten Heerführern.

Mit dem Grosskreuz des Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet und (15. September 1866) zum Armee-Ober-Kommandanten ernannt, war fortan die Reorganisation der Armee auf der Basis der allgemeinen Wehrpflicht die unausgesetzte Sorge des Erzherzogs. In erhöhtem Maasse konnte Erzherzog Albrecht diesem Zwecke dienen, als ihm mit der Ernennung zum General-Inspektor des Heeres (24. März 1869) „die Inspicirung des stehenden Heeres in Bezug auf dessen Ausbildung und Manövrirfähigkeit sowie die Überwachung und Leitung grösserer Truppenübungen“ übertragen wurde.

Für die Zwecke des Heeres war Erzherzog Albrecht auch schriftstellerisch thätig. Schon im Jahre 1866 hatte er eine „Instruktion für die Generalität“ herausgegeben, welche an die im Jahre 1806 veröffentlichte Schrift seines Vaters: „Grundsätze der Kriegskunst für die Generalität der österreichischen Armee“ erinnert. Seine Gedanken über die Reorganisation des österreichischen Heerwesens hat der Erzherzog in der Schrift: „Wie soll Österreichs Heer organisirt sein?“, die im Jahre 1868 im Drucke erschien, niedergelegt. Ein Jahr später wurden seine (wiederholt ins Französische übertragenen) „Gedanken über den militärischen Geist“ veröffentlicht.

Von ganz besonderem Interesse ist die im Herbste 1870 erschienene Schrift: „Das Jahr 1870 und die Wehrkraft der Monarchie“. Sie enthält neben einem Vorworte Betrachtungen über die Einleitungen und den Beginn des Feldzuges 1870, einen Vergleich der Streitkräfte Preussen-Deutschlands und Österreich-Ungarns und Vorschläge zur Besserung dieses Verhältnisses sowie weitere Bemerkungen zur Hebung der Wehrkraft der Monarchie und die Mittel hierzu. Erzherzog Albrecht kommt in dieser Schrift zu dem Resultate: dass die Sicherheit des Staates jetzt mehr denn je in der Wehrkraft und in der Schnelligkeit, mit welcher dieselbe vollkommen organisirt und kampfbereit aufgestellt sein kann, beruhe, dass zur nachhaltigen Vertheidigung die eigene Wehrkraft weder quantitativ noch qualitativ den möglichen Gegnern bedeutend nachstehen dürfe und das ungünstige Verhältniss hierin durch ein starkes Befestigungssystem, organisirtes Volksaufgebot und dergleichen ausgeglichen werden müsse; dass die Wehrkraft der Monarchie keineswegs jene Vollkommenheit erreicht habe, um mit Beruhigung der Zukunft entgegensehen zu können, und man daher mit einer den Zeitverhältnissen entsprechenden Organisation auf der Basis des Vorhandenen und mit schonender Berücksichtigung der Reichsfinanzen beginnen müsse. In einer Zeit, wo die Völker in Waffen stehen, müsse

die Überzeugung von der Nothwendigkeit dieser Maassnahmen allmälig alle Schichten der Bevölkerung durchdringen, der kriegerische Sinn in derselben geweckt und gehoben, das Pflichtgefühl, die freudige Opferwilligkeit, kurz der wahre Patriotismus bei allen Bewohnern der Monarchie ohne Unterschied der Nationalität schon im Frieden genährt und anerzogen, das Zusammenstehen aller um den Thron in jeder Weise gepflegt werden. Erst wenn diese Nothwendigkeit allenthalben erkannt ist, werde man mit Beruhigung in die Zukunft sehen können. Österreich-Ungarn sei noch reich an schlummernden Kräften, diese müssen geweckt und zur Geltung gebracht werden. Endlich müsse die täglich um sich greifende Genusssucht und Leichtlebigkeit durch sittlichen Ernst und festen Willen, der krasse Egoismus durch angestrengte Thätigkeit, die Korruption durch Ehrlichkeit, Ehrgefühl und moralische Haltung, der verflachende und alles zersetzende Unglaube durch wahre Religiosität und Treue wieder verdrängt werden.

Im Winter des Jahres 1870 hatte der Erzherzog unter dem Namen eines Grafen von Friedek eine Reise über Ober-Italien, wo er die Schlachtfelder besuchte, nach dem Süden von Frankreich unternommen und war auf der Rückreise nach Österreich anfangs Februar in Paris angekommen, wo er mit besonderer Auszeichnung empfangen wurde. Nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalte kehrte er um die Mitte März über Chalon s./M., Darmstadt und Aschaffenburg nach Wien zurück. Der Eindruck, den er von der Schlagfertigkeit des französischen Heeres gewonnen, war kein günstiger.

Nach den epochemachenden Ereignissen des Jahres 1870 widmete sich der Erzherzog mit dem Feuereifer eines Jünglings dem Ausbau des österreichisch-ungarischen Heerwesens. Ein starkes Österreich galt ihm als der sicherste Bürge des europäischen Friedens. „Eine friedliche Politik kann man nur behaupten“ — sagt er in seiner Schrift: Wie soll Österreichs Heer organisirt sein? — „wenn man stark genug ist, sich zu aggressiven Allianzen nicht zwingen lassen zu müssen, und eingedenk des „Seid stark im Frieden, damit Ihr den Krieg vermeidet“, oder „Si vis pacem, para bellum“ so dasteht, dass kein Nachbar mit Aussicht auf Erfolg einen Angriff wagen kann“. Und überzeugt von der Wechselwirkung der inneren geistigen und materiellen Entwicklung eines Staates und der im Heere zum Ausdruck kommenden Machtentfaltung nach Aussen, suchte er auch jene genügend zu fördern. Auf der Weltausstellung von 1873 in Wien hatte er mit grossem Kostenaufwand in einem eigenen Pavillon eine in dem Handschreiben des Kaisers vom 27. Oktober d. J. als „mustergiltig“ bezeichnete Ausstellung von land- und forstwirthschaftlichen Produkten und Industrie-Erzeugnissen“ seiner Domänenbesitze veranstalten lassen, die zugleich ein lehrreiches Bild wichtiger Zweige menschlicher Thätigkeit darbot.

Als im Dezember desselben Jahres das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum des Kaisers gefeiert wurde, hielt der Erzherzog im Namen des Heeres die Beglückwünschungsrede. War doch kein anderer

berufen, die Gefühle der Armee gegenüber dem Monarchen würdiger zum Ausdrucke zu bringen.

Auf den 21. März des Jahres 1874 fiel der 25. Jahrestag der Schlacht bei Mortara, den der Kaiser zum Anlass nahm, den Erzherzog in einem in den wärmsten Ausdrücken abgefassten Handschreiben zu beglückwünschen.

Im Sommer desselben Jahres weilte Erzherzog Albrecht am russischen Hofe in Krasnoj Selo. Ein Aquarell aus dieser Zeit stellt den Kaiser Alexander II. dar, wie er dem Erzherzog das lithauische Uhlanen-Regiment Nr. 5 vorführt, dessen Inhaber er seit 1839 war. Die neuerlichen Verdienste des Erzherzogs um die Armee wurden vom Kaiser am 25. November 1875 durch dessen Ernennung zum Oberst-Inhaber des Dragoner-Regiments Nr. 4 anerkannt.

In erhebender Weise wurde im April 1877 das fünfzigjährige Dienstjubiläum Erzherzog Albrechts gefeiert. Der Kaiser als oberster Kriegsherr hatte angeordnet, dass am Festtage (d. 18.) in einem Armeebefehl „allen Theilen der bewaffneten Macht“ folgendes Handschreiben „in entsprechender Weise“ kundgemacht werde:

„Lieber Herr Vetter, Feldmarschall Erzherzog Albrecht! Eine erhebende Feier ist es, die ich in freudiger Erinnerung, dass Euer Liebden nunmehr ein halbes Jahrhundert Meiner Armee angehören, zu begehen im Begriffe bin.

Das warme Soldatenherz, welches der Jüngling in fernliegender Zeit der Armee entgegenbrachte, Sie haben es ihr bis zum heutigen Tage unverändert bewahrt.

In Zeiten des Friedens war Ihre hingebungsvolle Thätigkeit, Ihr ganzes Sinnen und Streben stets der Wohlfahrt und der tüchtigen Ausbildung des Heeres geweiht; galt es aber in ernsten Tagen für Kaiser und Reich einzutreten, dann sind Sie — ein leuchtendes Vorbild edler Selbstverläugnung und Aufopferung — freudig meinem Rufe gefolgt und haben Oesterreichs Krieger zu Sieg und Ruhm geführt.

Die Überlieferung und Verherrlichung Ihrer Thaten und Verdienste bleibt der vaterländischen Geschichte vorbehalten und wird gewiss in den schönsten Blättern ihren würdigen Platz finden.

Ich aber will, dem Drange Meines Herzens folgend und mit dankbarem Rückblick auf solch' eine ruhmreiche Vergangenheit, Euer Liebden Meine eigenen und die nicht minder herzlichen und aufrichtigen Glückwünsche Meiner Armee darbringen.

Möge die Gnade des Allmächtigen Euer Liebden zu meiner Freude und zum Heile des Vaterlandes noch lange Jahre in ungebrochener Kraft erhalten.

Wien am 17. April 1877. Franz Joseph m. p.

Im Namen der gesammten Armee brachte Kriegsminister FML. Graf Bylandt-Rheidt an der Spitze einer Generaldeputation die Glückwünsche dar. Tiefergriffen sprach der Erzherzog „der gesammten Kriegsmacht“ seinen wärmsten Dank aus. Was er im Felde zu leisten, im Frieden der Armee zu nützen vermochte, das sei hauptsächlich das Werk seiner braven Waffengefährten. Im Feldherrn ehre und lohne man die Verdienste der Armee, darum theile er auch mit jedem seiner Soldaten das Lorbeerreis.

Fortan war der Erzherzog in jedem Jahre für die grossen Manöver thätig, deren Oberleitung in seinen Händen lag und für die er selbst die

Pläne ausarbeitete und die Vorbereitungen traf. Zu diesem Zwecke nahm er regelmässig Bereisungen vor und war unermüdlich in der Visitation der Truppen in allen Theilen des Reiches. Bei den Manövern sass er oft 10 Stunden im Sattel, jeder Witterung trotzend, und unterzog dieselben hierauf bei den üblichen Besprechungen einer eingehenden Kritik. Dem Studium des Terrains und der strategisch wichtigen Punkte der Monarchie waren die jährlichen Generalsreisen unter der Oberleitung des Erzherzogs gewidmet. Auf der mühevollen Inspektionsreise in Bosnien und der Herzegowina im Jahre 1886 überzeugte sich Erzherzog Albrecht von den Leistungen der daselbst dislocirten Truppen auf militärischem und kulturellem Gebiete. Mit hoher Befriedigung vernimmt der Kaiser den Bericht hierüber.

An dem seltenen Feste des sechzigjährigen Dienstjubiläums des Erzherzogs im Jahre 1887 gedenkt der Monarch „dankerfüllt“ seiner „glänzenden Thaten“, seiner „edlen und selbstlosen Hingabe für die Armee und seine Person“. — „Unvergesslich möge seine warme Liebe und aufopfernde Fürsorge für die Angehörigen der Armee bleiben!“

Im Frühling des Jahres 1892 gelangte ein langgehegter Wunsch des Erzherzogs, dem Feldherrn, unter dessen Führung er die ersten Siegesloorbeern errungen und von dem der Dichter sang: „In deinem Lager ist Österreich“ in der Hauptstadt des Reiches ein sichtbares Denkmal errichtet zu sehen, zur Verwirklichung. Am 24. April konnte die Reiterstatue des greisen Marschalls Radetzky enthüllt werden und der Erzherzog in einer Ansprache an den Kaiser des „treuen Dieners von fünf Monarchen, des Helden und Patrioten, des Vaters seiner Soldaten, des greisen Siegers in Entscheidungsschlachten“ gedenken.

Am 4. April 1893 waren es dreissig Jahre, dass der Kaiser den Marschallsstab in die Hände des Erzherzogs gelegt hatte. Dieses Tages eingedenk beglückwünschte ihn der Monarch in einem Handschreiben ddto. Wien am 3. April als den „Mitbegründer des gegenwärtigen festen Gefüges der Wehrkraft“. In voller Rüstigkeit beging der Erzherzog diesen Gedenktag. Und während der Herbstmanöver desselben Jahres in der Umgebung von Güns in Anwesenheit des deutschen Kaisers, des Königs von Sachsen und des Herzogs von Connaught setzte er durch seine Elasticität und Ausdauer Alle in Erstaunen. Es war unter dem Eindrucke dieses vom Erzherzog geleiteten Manövers, dass ihn Kaiser Wilhelm II. von Schönbrunn aus am 27. September zum preussischen General-Feldmarschall ernannte.

Dieselbe Rüstigkeit zeigte Erzherzog Albrecht noch im folgenden Jahre bei den Herbstmanövern im Horster Comitate. Dieses Manöver sollte für den Erzherzog das letzte sein. Der Wunsch des Kaisers in dem bei diesem Anlasse erlassenen Handschreiben (vom 21. September), dass der Erzherzog „noch viele Jahre im Vollgenusse der Gesundheit dem Heere den reichen Schatz seiner militärischen Erfahrung wie bisher widmen möge“ sollte nicht mehr in Erfüllung gehen. Mitte Oktober hatte sich Erzherzog

Albrecht nach Arco begeben, um, wie seit einer Reihe von Jahren, die rauhe Jahreszeit daselbst zu verbringen. Mit grosser Befriedigung erfüllte es ihn, als ihm im November der sechste und letzte Band der in seinem und seines verewigten Bruders Erzherzog Wilhelm Auftrage herausgegebenen „Ausgewählten Schriften“ Erzherzog Karl's überreicht wurde. Damit war der erste Theil des litterarischen Denkmals zum Abschlusse gelangt, welches die beiden erlauchten Söhne ihrem ruhmreichen Vater zu errichten beschlossen hatten. Einen Monat später erschien der erste Band des von H. von Zeissberg verfassten Lebensbildes des Generalissimus, bei dessen Entgegennahme der Erzherzog die — leider unerfüllt gebliebene — Hoffnung aussprach, die Vollendung dieses Werkes sowie der dem Abschlusse nahen Darstellung der Feldzüge seines Vaters noch zu erleben, um sich an der Lektüre und an dem Erfolge dieser Schriften erfreuen zu können.

Welchen schweren Verlust das Kaiserhaus, Österreichs Heer und Bevölkerung durch den Tod Erzherzogs Albrecht erlitten, kommt in monumentaler Weise in folgenden ergreifenden Worten zum Ausdrucke, die der Monarch an die Armee richtete und die mit der Verewigung seines Namens schliessen:

Unsere Fahnen senken sich — der letzte Gruss der Geschütze ertönt für den General-Inspektor des Heeres, Feldmarschall Erzherzog Albrecht.

In schmerzerfüllter Trauer beugen sich die gesammte Wehrkraft und das Vaterland mit Mir und Meinem Hause vor dem unersetzlichen Verluste, welchen der Wille des Allmächtigen Uns beschieden.

Die Bewunderung eines mit erleuchtetem Geiste und warmfühlendem Herzen, ganz und voll, dem Heere gewidmeten inhaltsreichen Lebens: die Begeisterung für den edlen Prinzen, der, getreu sich selbst, in Stürmen und Gefahren niemals wankte, der — ein siegreicher Feldherr — die Zierde und der Stolz Meines Heeres war; alle Gefühle, welche jetzt nach Ausdruck ringen: sie verklären sich in tiefempfundener Dankbarkeit für den Herrn der Heerschaaren, welcher den greisen Feldmarschall als einen seiner Auserlesensten bis nahe der Grenze irdischen Daseins in aller Thatkraft erhalten hatte.

Erzherzog Albrecht's unvergängliches Andenken bleibt, wie der Lorbeerkranz, welcher den Helden von Novara und Custozza schmückt, Meinem Heere, Meinen beiden Landwehren und Meiner Kriegsmarine ein Palladium der Treue, Standhaftigkeit und Siegeszuversicht.

Ich bestimme: das Infanterie-Regiment No. 44, das Dragoner-Regiment No. 9 und das Corpsartillerie-Regiment No. 5 haben fortan und auf immerwährende Zeiten den Namen Feldmarschall Erzherzog Albrecht zu führen.

Wien, am 26. Februar 1895. Franz Joseph m. p.



Moritz Carriere.

Von

FRANZ MUNCKER.

Am 18. Januar 1895 starb zu München in hohem Alter der Ästhetiker Moritz Carriere. Über ein halbes Jahrhundert lang hatte er ein ebenso mannigfaltiges wie segensreiches Wirken als Lehrer und als Schriftsteller entfaltet, bis zu seinen letzten Stunden unermüdlich im Dienste der Wissenschaft, ein nie entmuthigter Streiter für Geistesfreiheit, für das, was er als wahr, gut und schön erkannte, ein Denker und Forscher, der den Blick stets nur auf die edelsten Ziele gerichtet hielt, zugleich aber ein wahrhaft vornehmer, liebenswürdiger Charakter, der im milden, hilfreichen Handeln für diejenigen, an deren Tüchtigkeit er glaubte, aufopferungsvoll sich nicht genug thun konnte. So folgt ihm denn auch die verdiente Verehrung, noch mehr aber die dankbare Liebe aller, die ihn nicht bloss oberflächlich kennen lernten, über das Grab hinaus.

Carriere wurde am 5. März 1817 in dem oberhessischen Dorfe Griedel bei Butzbach geboren. Sein Vater war Rentamtmann daselbst. Seine erste Vorbildung erhielt der Knabe durch Privatunterricht bei dem später durch politische Verfolgung in den Tod getriebenen Dr. Frd. Ludw. Weidig, der damals Konrektor in dem nahen Butzbach war. Im Herbst 1832 wurde er in die Sekunda des Gymnasiums zu Wetzlar aufgenommen. Unter seinen Mitschülern that er sich rasch hervor. Schon im September 1833 hielt der inzwischen zum Primaner Beförderte bei der Schlussfeier des Schuljahres eine deutsche Rede über das Thema: Warum und inwiefern ist das jugendliche Alter das glücklichste zu nennen? In denselben Tagen durfte er auch im Namen seiner Mitschüler beim Abschiede des nach Ilfeld berufenen Professors E. W. Wiedasch dem verdienstvollen und geliebten Lehrer ein eigenes deutsches Gedicht in brav gereimten Stanzen überreichen, wohl die erste seiner litterarischen Arbeiten, die zum Druck gelangte (im Wetzlarer Gymnasialprogramm 1833). Die glatt fliessenden Verse mit ihrer sauberen, schwungvollen Sprache enthalten zwar noch keine besonders eigenartigen oder bedeutsamen Gedanken; immerhin aber muthet es uns wie eine Vorahnung der Ziele an, die Carriere später unablässig verfolgte, wenn schon der Sechzehnjährige dem scheidenden Lehrer begeistert dankte, dass er ihm „das tiefversteckte Fliessen des Wahrheitsborns“ gezeigt, ihn zum „Heiligthum des Schönen“ geführt, sein Auge an das Ideale gewöhnt habe.

Seit 1835 studirte Carriere in Giessen und Göttingen, vom Herbst 1837 an in Berlin, bis er im Juli 1838 zum Doktor der Philosophie promovirte. Schon vor diesem äusseren Abschlusse seiner Studien aber war er als Schriftsteller öffentlich hervorgetreten, 1837 zu Göttingen mit einer umfangreichen lateinischen Abhandlung „De Aristotele Platonis amico ejusque doctrinae justo censore“. Die Schrift, einem Wetzlarer Lehrer Moritz Axt gewidmet, bekundet vor allem eine aussergewöhnliche Belesenheit nicht nur in der einschlägigen philologischen und philosophischen Speziallitteratur, sondern auch in den philosophischen, historischen und poetischen Werken der neueren Zeit. Schon hier beruft sich Carriere auf verschiedene Geisteshelden des deutschen Volkes und des Auslandes, die ihm zum Theil sein Leben lang als Führer und Vorkämpfer gegolten haben, auf Dante, Bacon, Spinoza, Luther, Lessing, Schiller, Friedrich Schlegel, Schelling, Gervinus, Dahlmann, Rosenkranz, D. F. Strauss und andere Geschichtschreiber und Denker der Gegenwart, namentlich aber auf Goethe, Wilhelm v. Humboldt und Hegel.

die er als „summi nostrae culturae duces et auctores“ begeistert preist. Während damals noch die grosse Menge der jüngeren deutschen Schriftsteller mit Börne und Menzel sich schroff ablehnend gegen unsern grössten Dichter verhielt, zeigte Carriere bereits in dieser Erstlingsschrift überall die höchste Verehrung für Goethe, für den ihm auch der bewundernde Beiname „ὁ πανυ“ nicht zu überschwänglich erschien. Im gleichen Jahre 1837 widmete er zusammen mit seinem Freunde Theodor Creizenach der Universität Göttingen als poetische Festgabe zu ihrer Säkularfeier einen Kranz von Sonetten auf die grossen Männer der Dichtkunst und der Wissenschaft, die in Göttingen studirten oder als Lehrer wirkten, von Haller an bis auf die Brüder Grimm und andere Dozenten, die er selbst gehört und persönlich kennen gelernt hatte, und bis auf Heinrich Heine, den er bei voller Anerkennung seiner früheren Leistungen zürnend mahnte, aus dem jetzigen Schlummer sich aufzuraffen und mit Ernst dem Höchsten nachzustreben. Ein kühner, kampfesfreudiger Ton klingt überhaupt durch diese Sonette; Untergang wird allen noch bestehenden Götzenbildern gepredigt, Freiheit, Recht und Wahrheit als einziger Pol der Jugend im edlen Streite um die heiligsten Ideale gezeigt.

Nach seiner Promotion verweilte Carriere noch ein halbes Jahr in Berlin. Jetzt gelangte er auch in persönlichen Verkehr mit Bettina v. Arnim, und bald verband ihn die innigste Geistesharmonie mit der eigenartigen Frau, die mehr als einmal das rechte Wort fand für das Gähren und Ringen im Wesen des jüngeren Freundes, bald anregend und zündend, bald klärend und beglückend auf sein philosophisches Denken und menschlich-künstlerisches Empfinden einwirkte. Im Frühling 1839 wandte sich Carriere über München, wo er Bettinas Bruder, Clemens Brentano, aufsuchte, nach der Schweiz, dann nach Italien, das er bis nach Neapel und Sizilien durchstreifte; den Winter verlebte er in Rom, dem hauptsächlichen Ziele seiner Reise. Im Spätherbst 1840 erst kehrte er aus dem Süden nach Berlin zurück. Er versuchte nun hier und darnach in Heidelberg sich als Privatdozent für Philosophie an der Universität niederzulassen. Sowohl das badische Ministerium wie die philosophische Fakultät in Heidelberg kamen 1841 seinem Wunsche wohlwollend entgegen; dennoch nahm er schliesslich die Lehrthätigkeit an der altberühmten Hochschule nicht auf, da eben damals in öffentlichen Blättern und in den Sitzungen der zweiten badischen Kammer laute Klagen über die willkürlich verletzte und aufgehobene Lehrfreiheit der badischen Dozenten ertönten. Er beschäftigte sich noch ein Jahr lang hauptsächlich mit Kunststudien; dann habilitirte er sich 1842 in Giessen für Philosophie: im Wintersemester 1842/43 las er seine ersten Kollegien, darunter eines über Schiller als Dichter und Denker, das er noch fünfzig Jahre darnach in seinem hundertsten Dozentensemester in München unter dem begeisterten Beifalle einer nach mehreren Hunderten zählenden Zuhörerschaft wiederholte. 1849 wurde der beliebte, litterarisch sehr thätige Dozent, zu dessen ersten Hörern Männer wie Ludwig Bamberger, Wilhelm Heinrich v. Riehl, Max Klinger, Karl v. Hofmann, Wilhelm Baur zählten, zum ausserordentlichen Professor in Giessen befördert. Der glänzendste Stern der Giessener Hochschule war damals Justus v. Liebig. Ihm trat Carriere bald in verehrungsvoller Freundschaft nahe; in seinem Hause fand er die spätere, über alles geliebte Lebensgefährtin. Eben als Liebig einem Rufe an die Münchener Universität folgte, wurde seine Tochter Agnes (geboren am 6. Juni 1829 zu Giessen) Carrieres Braut: am 26. September 1852 feierten die Glücklichen zu Soden im Taunus ihre Verlobung. Im Winter darauf sahen sie sich bei einem Besuche des Bräutigams in München wieder. Schon damals wurde Carriere in den Kreis von Künstlern, Dichtern und Gelehrten eingeführt,

die König Maximilian II. an seine Residenz zu fesseln vor kurzem begonnen hatte. 1853 gesellte er sich selbst zu dieser Schaar, als er einem Rufe an die Münchener Universität als ordentlicher Professor der Ästhetik folgte.

Das glücklichste Jahrzehnt seines Lebens begann, eingeleitet durch seine Vermählung mit Agnes (am 28. Mai 1853 zu München). Was er Jahre lang ersehnt und gehofft hatte, bot ihm nun die Gegenwart in reicher Fülle. Der seligen Lust reinster Liebe, die er auf einer italienischen Reise mit seiner jungen Gattin genoss und in begeisterten Gedichten aussprach, folgte noch innigeres Entzücken, als ihm im März 1854 ein Sohn, Justus, im August 1857 auch eine Tochter, Elisabeth, geboren wurde. Die gesellschaftlichen Verhältnisse in München gestalteten sich für den Neuzugewanderten ebenfalls behaglich, obgleich ihn die ultramontane Partei zuerst mit einer Fluth von Schmähungen empfing und als Demagogen und Atheisten brandmarkte. Besonders war Carriere bald ein geschätztes, regsames Mitglied des künstlerisch-litterarischen Kreises, der zum grösseren Theil ja aus Nichtbayern bestand; an der Dichtergesellschaft der „Krokodile“ nahm er eifrigen Antheil, mit Geibel, Lingg, Heyse, Hertz, Melchior Meyr und den übrigen älteren und jüngeren Poeten des damaligen München ebenso befreundet wie mit Kaulbach, Schwind, Philipp Foltz, Piloty und anderen Malern jener Epoche oder mit vielen seiner Kollegen von der Universität. Zu den Vorlesungen an der Hochschule übernahm er im Januar 1856 auch Vorträge über Kunstgeschichte an der Akademie der Künste sowie das Sekretariat derselben Anstalt; über dreissig Jahre lang gewann er als Dozent, als Schriftführer und meistens auch Referent in den akademischen Sitzungen, überhaupt als maassgebender Beirath des Direktors bedeutenden Einfluss auf die Akademie, die gerade in dieser Zeit einen mächtigen Aufschwung nahm. Aber auch die Veranstaltung der historischen deutschen Kunstausstellung von 1858 wie später die Errichtung des neuen Akademiegebäudes in den siebziger Jahren war seinem eifrigen, durchaus initiativen Vorgehen im hohen Grade mit zu verdanken.

In dieser ausgebreiteten Amtsthätigkeit und im ununterbrochenen litterarischen Wirken suchte und fand Carriere Trost, als sein häusliches Glück jäh zertrümmert wurde. Am 29. Dezember 1862 raffte ein früher Tod Agnes weg; anderthalb Jahre darnach, im Mai 1864, folgte der Mutter auch das Töchterchen ins Grab. Dem Vereinsamten führte seine Schwester Bertha das Haus; mit Ernst und Liebe half sie ihm den Sohn erziehen, als treue, sorgsame Pflegerin stand sie ihm selbst bis an seine letzten Tage zur Seite. Heilig hütete sie mit ihm die Erinnerung an sein einstiges Familienglück, die ihm nicht nur für die ersten Zeiten der Trauer, sondern für den ganzen, grossen Rest seines Lebens eine unerschöpfliche Quelle wehmüthiger Freude war. Zur vollen frohen Begeisterung seiner früheren Jahre schwang er sich erst wieder auf, als 1870 das deutsche Volk im Süden und Norden wieder geeinigt dastand, bereit, seine alte Kraft auf's Neue zu bewähren. Mit hellem Jubel verfolgte er die Siege Deutschlands, Schlacht für Schlacht, bis zur Gründung des neuen Reiches und zum Friedensfeste 1871, in München einer der rührigsten und edelsten Vorkämpfer deutscher Einheit und Grösse, gegen die sich gerade hier zuerst noch gar manche Anhänger einer einseitig katholisch-bayerischen Partei heftig sträubten. Auch in die Gedichte, mit denen er sich im August 1872 an der Feier des vierhundertjährigen Bestehens der Münchener Universität betheiligte, klang der patriotische Mahnruf mächtig herein. Ebenso blieb Carriere später, als die erste vaterländische Begeisterung des geeinigten deutschen Volkes verrauscht war, stets mit vollem Eifer der nationalen Sache zugethan, immer liberal gesinnt in des Wortes edelster Bedeutung, ein muthiger, aber vor allen extremen Bestrebungen sich sicher bewahrender Ver-

theidiger wahrhafter Geistesfreiheit. Äusserlich wurde sein Leben immer ruhiger; auch die Reisen, die er während der Ferien noch mehrfach unternahm, hielten sich allmählich in engeren Grenzen.

Im Anfang der achtziger Jahre kamen wieder trübe Zeiten: auf beiden Augen Carrieres bildete sich der graue Staar aus, und zu wiederholten Malen wurde eine Operation nöthig, bevor der Alternde, dessen Körper und Geist sonst freilich noch ganz die ehemalige Frische und Beweglichkeit besass, die Sehkraft wieder erlangte; eine gewisse Schonung der Augen musste er sich aber überhaupt von nun an zum Gesetze machen. Zu Ende des Winters 1881 feierten die Professoren und Schüler der Kunstakademie sein fünfundzwanzigjähriges Wirken an dieser Anstalt durch eine Deputation, einen Fackelzug und ein in gehobener Stimmung fröhlich verlaufendes Kellerfest. Im Herbst 1887 gab der Siebzigjährige seine Thätigkeit an der Kunstakademie überhaupt auf; doch verblieb er noch als Ehrenmitglied in der Körperschaft, deren Schriftführer er über drei Jahrzehnte gewesen war. Im Juli 1888 beging er sein Doktorjubiläum. Ein Jahr später wählte ihn die philosophisch-philologische Klasse der bayerischen Akademie der Wissenschaften zum ordentlichen Mitgliede. Das Sommersemester 1892, sein hundertstes Dozentensemester, brachte ihm mehrfache herzliche Huldigungen der Münchener Dozenten und Studenten. Auch noch ein tiefer Schmerz suchte ihn heim: im Juli 1893 starb plötzlich nach ganz kurzer Krankheit sein Sohn Justus, der sich als Professor an der Universität Strassburg eine ehrenvolle Stellung in der gelehrten Welt erworben hatte, der Stolz und die Hoffnung des greisen Vaters. Dieser nahm jetzt die Wittwe und die Kinder des Todten zu sich nach München, seine letzte Liebe und zärtliche Sorgfalt widmete er ihnen. Munter und pflichteifrig wirkte Carriere in ihrer Mitte noch anderthalb Jahre, an der Universität ohne Unterbrechung in der alten Weise thätig. Noch am 17. Januar 1895 hielt er in ungeschwächter Gesundheit seine Nachmittagsvorlesung und verbrachte den Abend nach seiner Gewohnheit mit Freunden in der Museumsgesellschaft. In der Nacht darauf erlag er einem Schlaganfalle, der ihn schmerzlos im Schlafe traf. Am 20. Januar geleiteten ihn seine Freunde, Kollegen, Schüler und Verehrer zur Ruhe. Dichtgedrängte Schaaren aus den verschiedensten Kreisen der Münchener Künstler-, Gelehrten- und Beamtenwelt, Dozenten und Studenten aller Fakultäten umstanden das offene Grab, alle einmüthig in dem Gefühle verehrungsvoller, aufrichtiger Liebe zu dem Verewigten.

In seinen grösseren Universitätsvorlesungen behandelte Carriere bald die gesammte Ästhetik, bald das besondere Kapitel derselben über Wesen und Formen der Poesie. In das eine, umfassendere Kolleg flocht er Charakteristiken der epochemachenden Werke aus den verschiedenen Künsten und ihrer Meister ein: in dem anderen bemühte er sich zugleich die Grundzüge der vergleichenden Litteraturgeschichte zu entwerfen. Gelegentlich las er auch einmal ganz speziell über die ästhetische Theorie und vergleichende Litteraturgeschichte des Dramas. Ungleich besuchter als diese ausführlicheren, vier- oder gar fünfstündigen Kollegien waren seine einstündigen Publika über menschliche Freiheit und sittliche Weltordnung, über Goethes „Faust“, Schiller als Dichter und Denker, Shakespeare im Lichte der vergleichenden Litteraturgeschichte. Zu ihnen strömten, besonders in den letzten Jahrzehnten, die Zuhörer in Schaaren herbei, und Tausende erquickten sich hier im Laufe der Jahre an der persönlichen Innigkeit und frohen Begeisterung, mit der der Vortragende, frei von aller äusserlichen Rhetorik, nicht einmal von einer kraftvoll durchdringenden Stimme unterstützt, aber selbst gehoben durch die Gewissheit seiner innersten Überzeugung, für den Sieg des Wahren, Guten, Schönen im Leben und in der Kunst und Wissenschaft

einstand. In diesen Vorlesungen verdiente sich Carriere vor allem den Ehrennamen eines Bannerträgers des Idealismus, mit dem ihn ein befreundeter Amtsgenosse in seinem Nachrufe charakteristisch schmückte.

Hand in Hand mit dieser Lehrthätigkeit ging eine überaus fruchtbare litterarische Wirksamkeit, auch sie durchaus dem Kampf für das Ideale und gegen den Materialismus in jeglicher Form gewidmet. Mehrere von Carrieres bedeutendsten wissenschaftlichen Werken erwuchsen ihm unmittelbar aus seinen Vorlesungen, so das Buch über die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart (1847), die religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk (1850), das Werk über Wesen und Formen der Poesie (1854, ganz umgearbeitet 1884), die „Aesthetik“ (1859), die fünf Bände über die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung (1863—1874) und die Schrift über die sittliche Weltordnung (1877). In seinen philosophischen Anschauungen ging Carriere von Hegel aus, dessen bleibendes Verdienst in der Geschichte des menschlichen Geistes er wiederholt mit dankbaren Worten rühmte. Aber schon frühzeitig wandte er sich auch gegen Hegels Einseitigkeiten, namentlich gegen sein „Verkennen der Individualität“, gegen seine „Gewaltherrschaft der abstrakten Gedankenallgemeinheit“. Aus sittlichen Lebenserfahrungen und naturwissenschaftlichen Studien schöpfte er die Einsicht, dass die Idee oder das Allgemeine nicht das für sich Wirkliche sei, sondern des Individuellen, der Subjektivität als Trägers bedürfe. So viel Wahres ihm auch die Philosophie Spinozas zu enthalten schien, so erkannte er doch bald, „dass die Substanz als Subjekt begriffen werden müsse, dass sie nicht erst in ihren Entfaltungen zum Bewusstsein komme, sondern ewig sich selbst erfassende Intelligenz und Persönlichkeit sei“. So suchte er sich des im Pantheismus wie im Deismus liegenden echten Gehaltes zu bemächtigen, die Einseitigkeiten und Gegensätze beider Lehren aber durch eine theistische Weltanschauung zu überwinden, die er bei den deutschen Mystikern und bei Giordano Bruno schon vorbereitet fand. Mit der Unendlichkeit der Welt und der Ewigkeit der Substanz behauptete er zugleich die Einheit und Selbständigkeit der göttlichen Persönlichkeit. Auf Grund dieser Auffassung von Gott und Welt bemühte er sich Wissen und Glauben zu versöhnen, das Evangelium mit den Natur- und Geschichtskenntnissen der Gegenwart in Einklang zu bringen. Er hielt die Freiheit des Forschens und Denkens, aber nicht minder den Glauben an die Grundlehren des Christenthums, an die Gottmenschheit und die Erlösung fest; mit Hilfe der aus der Wissenschaft gewonnenen Vorstellungen vom Wesen Gottes und des Menschen suchte er die religiösen Geheimnisse zu begreifen, den Frieden zwischen Geist und Herz zu besiegeln und so die Philosophie zur wahren, beseligenden Lebenswissenschaft zu weihen. Immer wieder bis zu seinen letzten Schriften fasste er dieses nämliche Ziel ins Auge; in der schönen Abhandlung „Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart“ (1888) und noch in der akademischen Festrede „Erkennen, Erleben, Erschliessen“ (1893) fand er die Lösung des Welträthsels, durch die auch die Forderungen des religiösen Gemüthes befriedigt und die Thatsachen des religiösen Lebens verständlich werden, einzig in der auf Vernunft und Erfahrung, auf Natur und Geschichte gegründeten Gottesidee des Einen und Unendlichen, wie es zugleich Naturmacht und wissender, wollender Geist ist, dem der als Naturkraft reale, sich selbst zur Geistigkeit bestimmende und in seiner Innenwelt das Reich der Freiheit und der Liebe erbauende gottinnige Mensch gegenübersteht.

Unter Carrieres wissenschaftlichen Werken nehmen seine mannigfaltigen und umfangreichen ästhetischen Schriften einen hervorragenden Platz ein. Sie sind auf derselben antimaterialistischen Grundlage wie seine gesammte Philosophie, auf

der Weltanschauung des Idealrealismus aufgebaut. Das Schöne ist ihm die Harmonie von Natur und Geist, die Ineinsbildung des Realen und Idealen, die Lebensvollendung im Einklang von Sinnlichkeit und Vernunft, das volle mangellose Sein, die verwirklichte Weltharmonie in der Übereinstimmung des Innern und Äussern. Die Kunst, die das Schöne um der Schönheit willen schafft, wird so „die Krystallgestalt des Lebens". Sie stellt im Seienden das Seinsollende dar, gestaltet das innere Leben des Geistes in den Formen der äussern Natur und erfasst die Gegenstände der sinnlichen Erscheinung, um in ihnen das ewige Wesen der Dinge zu enthüllen. In den Grundsätzen seiner Aesthetik, den wichtigsten Definitionen und Unterscheidungen konnte Carriere sich mit Recht vielfach auf Äusserungen Goethes, Schillers, Wilhelm v. Humboldts und ihrer gleichzeitigen Geistesgenossen berufen. Nicht minder aber betonte er selbst, dass er sich nicht auf den Boden einer vorgefassten Theorie stelle, sondern im Einklang mit Fechner und den Anhängern der psychologischen Richtung von unsern Empfindungen, also von Thatsachen der Erfahrung ausgehe. Vor allem jedoch verband er durchaus in seinen ästhetischen Schriften die theoretisch-philosophische Betrachtung mit der praktisch-historischen. Überall eröffnete er lehrreiche Ausblicke auf die künstlerische oder überhaupt kulturgeschichtliche Entwicklung ältester und neuer Völker, auf die sittlichen und ästhetischen Ideale, denen die Menschheit im Wechsel der Zeiten nachstrebte, auf die Meisterwerke der verschiedenen Künste in früheren oder späteren Jahrhunderten, auf die ewig gültigen Aussprüche der grössten Denker und Dichter aller Nationen. So bot er namentlich in seinem grossen Werke über die Kunst eine Art von umfassender Kulturgeschichte von den ältesten Perioden orientalischer Geistesentwicklung an bis auf die Gegenwart. Im engeren Rahmen führte er das gleiche Prinzip historischer Betrachtung in dem Buche durch, das er seiner Lieblingskunst widmete, der Poesie, die er gelegentlich mit unleugbarem Rechte, wofern man seinen Ausdruck nicht missversteht, als die ihre Schwesterkünste beherrschende Kunst der Zukunft verkündigte. Indem Carriere den inneren Zusammenhang der Sagen und Mythen verschiedener Völker, die künstlerische Behandlung derselben Stoffe in alter und neuer Zeit beleuchtete und die bedeutendsten Dichterpersönlichkeiten der Weltlitteratur und ihre grössten Werke auf ihre geistige Verwandtschaft oder Gegensätzlichkeit prüfte, gab er zugleich schätzbare Winke und Beiträge zur vergleichenden Litteraturgeschichte, unter deren Begründern er mit in erster Reihe steht.

Aber auch speziell um die deutsche Litteraturforschung machte er sich mannigfach verdient, sowohl durch Ausgaben von Goethes „Faust" und Schillers „Tell" mit reichen Erläuterungen, wie durch mitunter vortreffliche Charakteristiken deutscher Geisteshelden, namentlich aus den beiden letzten Jahrhunderten. An der neuesten Litteratur unseres Volkes etwa seit 1840 nahm er selbst unmittelbaren, thätigen Antheil, als Dichter und als Kritiker. Seine poetischen Versuche, durchweg dem Bereiche der Gedankenlyrik angehörig, zeichnen sich weniger durch kräftige Eigenart und vollkommene künstlerische Gestaltung als durch den Adel und Tiefsinn ihres Ideengehaltes aus; durchaus Produkte der Reflexion, spiegeln sie doch die geistige Persönlichkeit des für alles Grosse und Schöne in der Geschichte der Menschheit begeisterten Verfassers vortrefflich wieder. Noch emsiger aber griff Carriere durch seine zahlreichen kritischen Aufsätze, die er in allerlei Zeitschriften veröffentlichte, in den Entwicklungsgang unserer Litteratur ein. In den letzten fünfzig Jahren sind nur wenige wirklich bedeutende Schriften auf dem Gebiete der deutschen Poesie, Philosophie und Litteraturgeschichte erschienen, die er nicht in ausführlichen, sorgfältig auf das Einzelne eingehenden

Rezensionen besprochen hat, immer mild, liebevoll anerkennend, wo er echtes, edles Streben wahrnahm, nur dann schroff ablehnend, wenn er die von ihm heilig gehaltenen Ideale durch einen geistlosen Mechanismus oder durch materialistische Tendenzen bedroht sah. Ungemein schnell und leicht scheint ihm die Arbeit bei diesen Aufsätzen von der Hand gegangen zu sein; aber überhaupt alles, was er schrieb, auch seine grossen philosophischen Werke nicht ausgenommen, zeugt von seltener Flüssigkeit und Gewandtheit der stilistischen Darstellung. Durch geistige Tiefe und systematische Strenge, durch neue, wissenschaftlich bedeutsame Ergebnisse vermochte Carriere mit andern Denkern und Forschern seiner Zeit oft nicht zu wetteifern; aber, wie wenige, verstand er populär im guten Sinne zu schreiben, durch einen deutlichen, schmuckreichen, unter Umständen auch breiten und oft etwas rhetorisch gefärbten Vortrag anregend und zündend auf die weiteren Kreise der Gebildeten zu wirken.

Höher aber als alle wissenschaftlichen Leistungen des Lehrers und Schriftstellers steht die persönliche Charaktertüchtigkeit Carrieres. Er war ein guter Mensch, treu und unermüdlich im Dienste der Pflicht, vornehm in seiner Gesinnung, rein in seinem Wollen, ehrlich in seinem Handeln, selbst liebenswürdig und mit herzlicher Liebe seinen Nebenmenschen zugethan. Er glaubte an den edlen Kern der menschlichen Natur und kam in diesem schönen Optimismus wohlwollend allen entgegen, die seine Hilfe heischten. Besonders seinen Schülern und jüngeren Kollegen war er immer nicht nur ein berathender, sondern auch ein selbstthätiger, oft aufopferungsvoller Freund. Die Ideale, die er predigte, hat er im eigenen Leben redlich zu verwirklichen getrachtet, stets und überall sich edel, hilfreich und gut erwiesen, reichlich Liebe gesät und verehrungsvolle, dankbare Liebe geerntet.

Der Stand der biographischen Studien in Spanien.

Von

RUDOLF BEER.

I.

Es war in den heissen Sommermonaten des Jahres 1887, als mir von Seite des damaligen Palastbibliothekars in Madrid, Manuel Remon Zarco del Valle, eine Auszeichnung zu Theil wurde, die sich während meiner ganzen fast dreivierteljährigen Thätigkeit in den Räumen der königlichen Bibliothek nicht mehr wiederholte. Angeregt durch einige Bemerkungen von meiner Seite über spanische Leistungen auf dem Gebiete der Bibliographie und Biographie führte mich Zarco in einen sonst stets hermetisch verschlossenen und für Profane völlig unnahbaren Raum, in welchem die Rarissima und Curiosa der Bibliothek geborgen waren. Auf einem breiten Tische war eine umfangreiche Kollektion von Büchern, Broschüren und Schriften aufgestellt, auf die mich Zarco ganz besonders aufmerksam machte, und die, wie ich gleich sah, die eigentliche Veranlassung zu dem Besuche des Sanctuariums bildete. Während eines vollen Menschenalters, so erklärte Zarco, habe er Alles, was sich auf spanische Biographie beziehe, gesammelt, Bücher, Ausschnitte, auch Manuskripte hier zusammengetragen: es wäre dies das Material zu einer Bibliotheca biographica Hispaniensis, welche er in Bälde herauszugeben hoffe.

Dieser Zusatz verwehrte es mir, von den einzelnen durch Zarco zusammengestellten Werken Titelkopien zu nehmen — was ich vor mir sah, war eine fremde geistige Arbeit wie jede andere — aber dass ich es nicht durfte, habe ich gar oft bei meinen Untersuchungen lebhaft bedauert.

Das von Zarco geplante Werk ist nie erschienen, und es ist auch sehr fraglich, ob der mittlerweile zum Palastinspektor beförderte Gelehrte noch die Musse finden werde, es herauszugeben. Nichts destoweniger wollte ich mir es nicht versagen, auf diese erste, gewiss sehr werthvolle Materialiensammlung zu einem biographischen Lexikon Spaniens hinzuweisen.

Zarcos Arbeit ist übrigens charakteristisch für den Stand der biographischen Studien in Spanien überhaupt.

Es giebt kein allgemeines biographisches Lexikon für dieses Land, und schmerzlich empfindet diesen Mangel, wer des Nutzens gedenkt, mit welchem man die einschlägigen Werke für Deutschland, Österreich, Frankreich, England, Holland u. s. w. konsultirt. Noch viel mehr empfinden die Lücke die spanischen Forscher selbst, deren erfreuliche und erfolggekrönte Vorliebe für literarische und historische Studien ausser Zweifel steht. Es ist daher doppelt auffallend, dass wir eines solchen umfassenden Gesammtwerkes noch entbehren — vielleicht sind hierfür Gründe maassgebend, die im Folgenden noch berührt werden sollen —, und so lange wir nicht einmal eine Zusammenstellung dessen besitzen, was auf biographischem Gebiete von Spanien in Einzelarbeiten bisher geleistet wurde, dürfte jeder einschlägige Versuch, den Besitzstand zu skizziren, willkommen sein und bei dem absoluten Mangel an Vorarbeiten auf nachsichtige Beurtheilung zählen.

Man trete nur an das eine oder andere Gebiet näher heran, beispielsweise die Literatur. Trotz der hervorragenden Leistungen, die namentlich in den letzten Jahrzehnten auf diesem Felde zu Tage traten, bleibt Demjenigen, der sich rasch über die vita eines spanischen Schriftstellers orientiren will, in den meisten Fällen nichts Anderes übrig, als die manchmal recht dürftigen Angaben zu benützen, welche Nicolaus Antonio vor just 200 Jahren gesammelt, Perez Bayer (in der zweiten Ausgabe der Bibliotheca) mit anerkennenswerthem Verständniss erweitert hat.

Seit dieser Zeit ist — es klingt fast unglaublich — keine zusammenfassende, aus den Quellen dargestellte Geschichte der spanischen Literatur erschienen. Desto wichtiger ist es, auf verschiedene Einzeldarstellungen und entlegenere Quellen hinzuweisen, die von Wenigen gekannt und noch Wenigeren benützt, werthvolles Material für die Biographien spanischer Schriftsteller bieten. Ich nenne hier Rodriguez de Castro, der in seiner Biblioteca vielfach aus heute nicht mehr zugänglichen Quellen schöpfte und namentlich der so weit ausgebreiteten jüdisch-spanischen Literatur zum ersten Mal die gebührende Aufmerksamkeit schenkte. Sein Verdienst schmälert nicht der Umstand, dass, was das letztgenannte Gebiet betrifft, seine Arbeiten zum Theil durch Amador, weit mehr noch durch Moriz Steinschneider in seinem monumentalen Werke überholt wurden. Ein überaus fruchtbares Gebiet, das der spanischen Übersetzungsliteratur in ihren Vertretern, ist durch den alten Pellicer y Saforcado recht unzulänglich bearbeitet worden. Es giebt nicht leicht eine dankbarere Aufgabe, als die über alles Erwarten fruchtbare Thätigkeit spanischer Übersetzer in der Frührenaissance zu schildern. Dass diess weit mehr Sache des Literarhistorikers als des Biographen sei, kann nicht zugegeben werden. Nur durchdringende Erfassung der gesammten Zeitverhältnisse wie der Individualität

der einzelnen Übersetzer wird es ermöglichen, diese merkwürdige Bewegung, dieses Umpflanzen fremder Reiser auf den eigenen nationalen Boden richtig zu würdigen. Ist eine solche Untersuchung einmal planmässig unternommen, so wird sich ergeben, dass die Kulturgeschichte mindestens ebenso grossen Nutzen aus derselben zieht als die Geschichte der Literatur.

Man wird mir einwenden, dass ich der grossen Verdienste vergesse, welche Amador de los Rios sich um die Biographien spanischer Dichter und Schriftsteller in seiner breit angelegten Historia crítica erworben. Ich bin weit entfernt, das was Amador geleistet, zu unterschätzen; sein Werk ist die Frucht bewundernswerthen Fleisses und unsäglicher Geduld, aber in seiner ganzen Anlage geradezu dem widersprechend, was wir mit Recht von einem derartigen Handbuche zu fordern haben. Ganz abgesehen davon, dass es mit der Epoche der Reyes católicos schliesst, also gerade die goldene Zeit spanischer Literatur nicht erreicht, wird es für Denjenigen geradezu zur Qual, der sich über den einen oder den andern Vertreter der altspanischen Literatur orientiren will. Die Auszüge aus Werken und Stoffen erdrücken jede auch noch so markante Individualität. und noch nie ist zum Vortheil der Materie so viel an den Personen gesündigt worden. Erinnert man sich noch. dass für die sieben starken Bände mit vielen tausend Seiten kein Index angefertigt, dass nicht einmal der Versuch gemacht wurde, die Benützung des Werkes, welches ein und dieselbe Persönlichkeit an den verschiedensten Stellen behandelt, zu erleichtern, so wird man es begreiflich finden, dass Amador mit seinem Werke lange nicht jenen fruchtbaren Einfluss geübt, den er unter anderen Umständen hätte haben können, und dass selbst in Spanien fremdländische Darstellungen der spanischen Literatur, wie die von Ticknor, sich mit Erfolg einbürgern konnten. Das Gleiche gilt von Werken über einzelne Zweige der Literatur, speziell von der dramatischen. Dass wir an erster Stelle der lebensvollen und begeisterten Schilderung des Grafen Adolf Friedrich von Schack gedenken, ist wohl selbstverständlich. Er ist es auch, welcher als Erster den Lebenslauf der einzelnen Dramatiker wissenschaftlich, d. h. auf urkundlicher Grundlage darzustellen versuchte, und wir würden ihm auch in dieser Beziehung die Palme unter den Forschern auf dem Gebiete des spanischen Dramas zuerkennen, wenn er nicht in Barrera einen bedeutenden Konkurrenten erhalten hätte. Sein Catálogo ist eine in jeder Beziehung respekteinflössende Leistung, und nicht das letzte Verdienst des Autors ist es, dass er der biographischen Seite der Arbeit in hervorragender Weise Rechnung getragen. Von diesem Werke hat auszugehen, wer immer über spanische Dramatiker sich unterrichten will.

In zweiter Reihe kommen jene Werke in Betracht, welche nicht ausschliesslich biographische, ja zum Theil nicht einmal literaturhistorische Interessen verfolgen, gleichwohl aber für unsere Zwecke wichtige Materialiensammlungen bieten. Vor allem Rivadeneyra's Biblioteca, dieses imponirende Denkmal staunenswerthen Fleisses, wie nicht minder der Opferwilligkeit eines spanischen Verlegers. In den 71 starken Quartbänden, welche die Sammlung umfasst, sind die Klassiker der spanischen Litteratur in ihren vorzüglichsten, zum Theil mustergültig edirten Werken vertreten und in den Einleitungen ist dem biographischen Moment meist die gebührende Stelle eingeräumt. Um die Brauchbarkeit des grandiosen Werkes zu erhöhen, ist im 71., dem Schlussbande, ein vernünftig angelegter Index beigegeben worden, der rasche und sichere Aufschlüsse vermittelt. Den biographischen

Apparat für die Vertreter der spanischen Sprache und Litteratur vervollständigen einige in jüngster Zeit erschienene sehr verdienstliche Werke. Viñaza's Biblioteca histórica ist eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Philologie überhaupt, nicht bloss auf dem der spanischen Sprachwissenschaft. Für unseren Zweck genügt es, darauf hinzuweisen, dass in den zahlreichen Auszügen und Rezensionen von Werken spanischer Linguisten seit dem sechzehnten Jahrhundert das persönliche Element keineswegs vernachlässigt ist. Man lese zum Beispiel die interessanten Details über das Leben des Juan Valdés, des Verfassers des berühmten Diálogo de la lengua, und des Antonio Bastero, des Verfassers der Crusca provenzale. Auf einem engeren Gebiete bewegt sich die Arbeit von Sbarbi: Monografía sobre los refranes, etc., aber innerhalb dieses Rahmens ist in gleichfalls verdienstlicher Weise den Autoren der verschiedenen hochinteressanten Spruchsammlungen — natürlich wo dieselben zu ermitteln waren — Aufmerksamkeit geschenkt worden.

Ich könnte die Beispiele für derartige sekundäre Hülfsmittel zur Feststellung der Biographien von Vertretern spanischer Litteratur und Linguistik beliebig erweitern, aber schon aus den eben charakterisirten ist völlig klar, wie ausserordentlich vielgestaltig die Hülfsmittel sind, welche sich dem Biographen bieten, und mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hat, um bestimmte Daten über den Lebenslauf irgend eines Schriftstellers zu erhalten — von Darstellungen abgerundeter Lebensbilder ganz zu geschweigen.

Und ganz ähnlich wie bei den Vertretern der Literatur verhält es sich bei den Meistern der bildenden Kunst.

Noch bis in die allerjüngste Zeit mussten Biographien spanischer Künstler, falls es sich nicht gerade um Koriphäen handelte, auf den alten Cean Bermudez zurückgehen. Auch Nagler und Müller haben mit keinem anderen Apparat gearbeitet. Und sagen wir es gleich: Cean war einer solchen Beachtung werth, er hat Treffliches geboten, sowohl an Material wie auch in der Anlage seines Werkes, nicht zu mindest in seinen Indices, die wir auch heute nicht besser einrichten könnten. Und doch bietet er nur eine verschwindend kleine Zahl von Biographieen im Vergleich zu den Meistern, die Spanien hervorgebracht. Das zeigt am Besten des unermüdlichen Grafen Viñaza vierbändiges Suplemento, dessen Studium wir Kunst- und Kulturhistorikern nicht angelegentlich genug empfehlen können. Und doch hätte der fleissige Biograph sein Ergänzungsmaterial verdoppeln, ja verdreifachen können, wenn ihm die Daten zur Verfügung gestanden hätten, welche einzig und allein aus den zahllosen Kartularien der Kirchen und Klöster zu gewinnen sind. Dass diese eine ganz unabsehbare Fülle über Künstler und Kunsthandwerker enthalten, ist jedem, der einmal in ein solches kirchliches Grundbuch Einblick genommen, zur Genüge klar. Was aus ihnen in Zusammenhang mit scheinbar ganz geringfügigen Notizen aus Handschriften und Urkunden für einen einzigen Zweig des Kunstgewerbes, die Bücherillumination, zu gewinnen ist, habe ich in meinen „Handschriftenschätzen Spaniens (Index II)“ zu zeigen versucht. Dort findet man etwa zehn Mal so viel Kalligraphen und Miniatoren namentlich angeführt, als in Cean und Viñaza zusammengenommen. Und doch habe ich Vollständigkeit lange nicht erreicht, überhaupt nur auf einen Theil des publizierten Materials Rücksicht genommen.

Doch genug. Es ist vollständig klar, dass die maassgebenden wissenschaftlichen

Kreise in Spanien noch weniger als die Fremden der Einsicht sich verschliessen konnten, es sei dringende Nothwendigkeit vorhanden, die Anlage eines universellen biographischen Lexikons auf diesem oder jenem Wege anzubahnen. Die Real Academia de la Historia in Madrid hat denn auch wirklich schon seit Jahren einen daraufhin abzielenden Plan gefasst. Obgleich derselbe, wie wir gleich sehen werden, bis zum heutigen Tage nicht viel mehr als akademische Bedeutung erlangt hat, so wollen wir doch bei der Organisation desselben kurz verweilen. Die Vorschriften für die Abfassung des allgemeinen biographischen Lexikons Spaniens sind unter dem Titel: Reglas acordadas por la Academia de la Historia para la redacción de papeletas que han de servir de materiales al diccionario biografico Español im Boletín de la Real Academia de la Historia Tom. 7 (1885) Pag. 424 f. veröffentlicht worden und lauten im Wesentlichen wie folgt:

1. Las noticias de los personajes históricos de cualquier época, dignas de mencion, se escribirán en cuarto español, ó sea cuarta parte del pliego del papel del sello oficial, con el fin de facilitar con la uniformidad el orden, clasificación por alfabeto y consulta de las que se vayan presentando. Estas papeletas estarán escritas en una sola cara del papel; y siendo más de una, con relación al mismo personaje, se comprenderán en carpeta, en cuya parte exterior vaya escrito el nombre.

2. (Vorschriften über die Namensschreibung und Anordnung der Geschlechtsnamen) .... En los casos da ambigüedad se prevendrán las dudas por medio de papeletas sueltas de referencia, tantas como se crean necesarias. Tratando del gran duque de Alba, por ejemplo, se escribirá en la magistral Alvarez de Toledo, y en las de referencia, Toledo y Alba, Duqué de......

3. Después del nombre contendrán las papeletas los hechos culminantes de personaje, prefiriendo siempre las fechas de nacimiento y defuncion y el lugar de naturaleza: á la concisión de los sucesos suplirá la mayor copia posible de autores que han tratado de ellos.

4. Las papeletas así redactadas se presentarán con firma del autor en las sesiones de la Academia, para objeto de las deliberaciones.

5. Admitidas que sean las papeletas por las de cada persona, se abonarán al autor dos pesetas para pago de amanuense.

6. Una vez al año se publicará en el Boletín lista alfabética de las papeletas presentadas en su transcurso, con objeto de prevenir las repeticiones.

Man sieht, es finden sich in diesen Vorschriften einige Bestimmungen, die Beachtung verdienen. Die äussere Anlage auf Zetteln in gleicher Grösse unter strenger Beobachtung der alphabetischen Anordnung entspricht vollkommen unserem bibliothekarischen Gebrauche. Auch das Prinzip, bei einem so umfassenden Lexikon nur die allerwesentlichsten biographischen Momente hervorzuheben, wird zu billigen sein. Schwer wiegen aber die Bedenken, welche gegen andere Punkte der mitgetheilten Reglas sprechen. Man vermisst die Grundlage, d. h. die Angabe der Namensammlung, von welcher, sei sie auch unvollständig, jede derartige Arbeit auszugehen hat, man vermisst zweitens einen Hinweis auf die Vertheilung der Arbeit und die Hilfsmittel, seien es nun archivalische oder bibliothekarische, welche zur Verwendung gelangen sollen. Jedermann, der Lust hat, darf mitarbeiten, darf Artikel einsenden, und erhält für jeden derselben den Betrag von 2 Pesetas, d. h. etwa 80 Kreuzer österreichischer Währung. Es springt in die Augen, dass eine solche Art von Centralleitung nicht genügen kann. Auch ist der Probeartikel über Juan de Austria, welchen Cesáreo Fernández Duro dem Reglement beifügt, nicht geeignet, grosse Hoffnungen zu erwecken. Er enthält allerdings Alles, was

man billigerweise für 80 Kreuzer verlangen kann, aber von einer Persönlichkeit wie Duro hätte man Anderes und Besseres erwartet. Soll schon eine welthistorische Persönlichkeit auf einer Druckseite in 8⁰ biographisch gewürdigt werden —, man erinnert sich da unwillkürlich der famosen Abschätzung der Personen nach 1, 2 und 4 Seiten, wie sie in der Einleitung zur „Deutschen Biographie“ beliebt wurde, dann aber selbstverständlich fallen gelassen werden musste — so darf man doch beanspruchen, dass dann den Literaturangaben volle Aufmerksamkeit zugewendet wird. Die Angaben sind aber bei Duro sehr mangelhaft, sowohl was die gedruckten als was die handschriftlichen Quellen anlangt. (Man vergleiche meinen Aufsatz: Die Galeere des Don Juan de Austria bei Lepanto, Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses Bd. XV., wo übrigens ein kleiner Theil der Quellen zur Besprechung gelangen konnte.)

Das Unternehmen der Akademie litt also von allem Anfang an an schweren Gebrechen, sowohl in der Organisation wie auch in der Ausführung des Planes, und die Konsequenzen haben sich auch dementsprechend eingestellt. Noch besteht fort in der Akademie eine eigene Kommission für das Diccionario biográfico — das Almanach der Akademie führt für das Jahr 1891 (vgl. Boletín Tom. XVIII. Pag. 97) Pascual de Gayangos y Arce, Eduardo Saavedra y Moragas, Francisco Codera y Zaidin, Fidel Fita y Colomé und Cesáreo Fernández Duro als Mitglieder derselben auf —, aber von der Thätigkeit der Kommission ist bis heute gar wenig bekannt geworden. Der IX. Band des Boletín Pag. 396 bringt die Namen einiger Personen, deren Biographieen von Duro geliefert wurden, hier und da stossen wir auf die Anzeige der einen oder der andern biographischen Arbeit, das ist aber auch Alles. Sehr charakteristisch für den Stand oder besser gesagt Stillstand der von der Akademie eingeleiteten Aktion ist die jedenfalls auffällige Erscheinung, dass in einem der letzten Bände des Boletin, nach so langjähriger Existenz der biographischen Kommission, nichts Zeitgemässeres geliefert werden konnte, als die Ausgrabung von zwei längst vergessenen Gutachten, nämlich 1) Vidas de Españoles célebres, von Quintana, abgegeben von Martin Fernández de Navarrete, Diego Clemencin, José Musso y Valiente, ddo. 5. März 1830 und 2) Diccionario biográfico de Españoles célebres, abgegeben von José de la Canal, und José Musso y Valiente ddo. 15. September 1826 (vgl. Boletín Tom. XXIV p. 255 ff.); für das schon vor mehr als einem halben Jahrhundert bestandene Interesse an der Anlage eines allgemeinen biographischen Lexikons Spaniens liefern diese Urkunden allerdings einen beredten Beleg.

Weit fruchtbarer, weil auf praktischen Grundlagen aufgebaut, erwies sich ein anderer, mit dem Unternehmen der Akademie parallel laufender Plan, welcher von der Nationalbibliothek, bekanntlich der ersten des ganzen Landes, unter thatkräftiger Theilnahme der spanischen Regierung inaugurirt wurde. Das genannte Institut betrachtet seine Aufgabe mit der Sammlung, Konservirung und Vermittelung literarischer Schätze nicht abgeschlossen. Die Nationalbibliothek bildet, wenn man will, einen wissenschaftlich schöpferischen Faktor im geistigen Leben Spaniens und hat, wenigstens im vorliegenden Falle, der Akademie der Geschichte erfolgreich Konkurrenz gemacht. Seit dem Jahre 1858 wurden von ihr alljährlich ein bis zwei Preise für die besten biographischen oder auch bibliographischen Arbeiten über ein frei zu wählendes Thema, jedoch zu dem bestimmten Ende ausgeschrieben, die Abfassung einer allgemeinen spanischen Biographie zu verwirklichen oder doch

entsprechend vorzubereiten. Die stattliche Reihe der durch diese Initiative geschaffenen Werke beweist, dass der eingeschlagene Weg der richtige war. Natürlich wurden nicht, wie bei uns zu Lande, für Arbeiten, welche jahrelange opfervolle Mühe erheischen, Preise von 100 fl. oder 200 Mark ausgesetzt; die preisgekrönte Arbeit erhielt in der Regel 1 500 Francs, und der Staat gewährt — was das Wichtigste ist — einen Druckkostenbeitrag nebst einer stattlichen Anzahl von Freiexemplaren für den Autor. Das Erfreulichste an der Sache ist, dass eine grössere Zahl von Werken, die in früheren Jahrzehnten verfasst, jedoch bei der Geldnoth während der politischen Wirren nicht in Druck gelegt wurden, nunmehr ihr Auferstehen feiern. Zu den wichtigsten in diese Kategorie gehörenden Werken zählt natürlich in erster Linie Gallardo's Biblioteca Española, 1862 prämiirt, von welcher Band I 1863, Band II 1866, Band III und IV jedoch — unter der energischen Mitwirkung Menendez-Pelayo's — erst 1888 zur Publikation gelangten. Heute ist die Reihe der von der Biblioteca Nacional publizirten Werke selbst bereits zu einer stattlichen Bibliothek angewachsen, wie aus der im Folgenden mitzutheilenden Bücherliste, in welche wir die bezüglichen Daten aufgenommen haben, leicht ersichtlich wird. Gleichzeitig sieht man, dass es sich — angefangen von Colmeiro's Botanikerbiographie bis auf Allende Salazar's, Martinez's, Duro's und Perez Pastor's biographische Arbeiten —, durchweg um vortreffliche Leistungen handelt.

Das Unternehmen der Bibliotheca National wirkte aber nicht bloss virtute, sondern auch exemplo.

Verschiedene Momente: der unter den Spaniern unleugbar wirk- und regsame historische Sinn, ein gewisser Lokal-Patriotismus, das auch im politischen Leben bedeutsame Zusammenhalten der maassgebenden Kreise innerhalb der einzelnen Provinzen, in Spanien regionalismo genannt, nicht zum Mindesten aber die Erkenntniss des hervorragenden Nutzens der Werke, welche auf Veranlassung der National-Bibliothek in Madrid ins Leben gerufen würden, haben zum Entstehen der verschiedenen biographischen Werke beigetragen, welche in der am Schlusse beigegebenen Zusammenstellung angeführt erscheinen. Dem Werthe nach ungleich, sind sie trotzdem überaus wichtige Materialien für den Biographen, um so wichtiger, weil die Quellen, aus denen sie geschöpft sind, sonst zumeist unzugänglich bleiben, ja in mehrfachen Fällen nur für den bestimmten Autor bei bestimmter Gelegenheit erschliessbar waren.

Dass durch alle diese später angeführten Werke selbst in dem Falle, wenn sie durch eine ordnende Hand zusammengestellt und in ein einziges General-Lexikon vereinigt würden, schon eine allgemeine brauchbare Biographie Spaniens gewonnen würde, wage ich gleichwohl nicht zu behaupten. Die Wege, auf welchen eine solche zu erreichen wäre, sind so vielverzweigt und der Plan als solcher so ausgreifend, das ich mich an dieser Stelle mit blossen Andeutungen begnügen muss und zwar mit solchen, welche dem cispyrenäischen Forscher bei Arbeiten auf bestimmten Gebieten vielleicht einen Fingerzeig geben könnten. Das gesammte ungeheuere Material scheidet sich naturgemäss in zwei Theile: In denjenigen, welcher sich aus handschriftlichen (archivalischen) Quellen gewinnen lässt, und in den zweiten, für welchen die bereits im Druck publizirten bio- und bibliographischen Werke einen leichter zugänglichen Stoff darbieten.

Über den ersten Theil kann ich mich um so bündiger fassen, als ich glaube, in meinem vor Kurzem erschienenen Buche: „Handschriftenschätze Spaniens" (Wien,

Tempsky 1894, 8⁰) über alle wichtigeren handschriftlichen Bestände Spaniens einen Überblick gegeben zu haben. Gleichwohl kann ich nicht umhin, auf die bereits kurz oben erwähnten Kartularien der Klöster, Stifte und Kirchen als die wichtigste Quelle für mittelalterliche Biographie nachdrücklich hinzuweisen. Zum Zwecke der vorliegenden Arbeit wurden von mir die Daten über diese Kartularien, welche sich am Besten im Anuario del Cuerpo facultativo de Archiveros, Bibliotecarios y Anticuarios, Madrid, 1881—1882, 8⁰ (speziell im Artikel über das Archivo historico nacional zu Madrid, Band II, pag. 23—33) vereinigt finden, neuerdings verglichen. Leider muss ich es mir versagen, den geradezu stupenden Reichthum solcher Copial-Bücher aus Celanova, Guadalupe, León, Lugo, Madrid, Mallorca, Montearagon, Najera. Oña, Osera, Poblet, Rueda, Sahagun, San Juan de la Peña, Santiago, Segovia, Sobrado, Toledo, Valencia und hundert anderen Städten auch nur annähernd zu skizziren. Ich kann hier nur den Wunsch zum Ausdruck bringen, es möge die spanische Regierung ähnlich wie in Frankreich die Publikation dieser eminent wichtigen Quellen veranlassen, freilich auch die eindringliche Mahnung für jeden Forscher auf dem Gebiete spanischer Biographie, diese in einem wohlgeordneten Archiv jetzt leicht zugänglichen Urkundensammlung bei jeder Arbeit in erster Linie zu Rathe zu ziehen.[1])

Unter den grossen gedruckten Sammelwerken, welche für den Biographen wünschenswerthes Material bieten, findet sich eine ganze Reihe, die hier trotz aller gebotenen Kürze doch nicht gut übergangen werden kann. Der grosse Reisebericht Jaime Villanueva's wie die von Florez begonnene und von verschiedenen Fortsetzern jetzt bis zum 52. Bande weitergeführte España Sagrada, sind auch heute noch für den Biographen unentbehrliche Nachschlagewerke. Leider geben sie wie die meisten der späteren Sammelwerke Anlass zur berechtigten Klage ob ihres Mangels an entsprechenden Registern. Man darf unbedenklich die Behauptung wagen, dass die ganze spanische Historiographie und Biographie heute um ein halbes Jahrhundert weiter wäre, als sie es thatsächlich ist, wenn man zu beiden eben genannten Werken entsprechende Indices besässe.[2]) Der nämliche Vorwurf muss auch den neueren Urkunden-Publikationen, der Colección de Documentos inéditos para la historia de Espana, der Colección de Documentos inéditos del Archivo general de la corona de Aragon, den Memorias und dem Memorial histórico de la Real Academia de la Historia gemacht werden, während das Boletín derselben Akademie, wie ich einer eben an mich gelangten Anzeige entnehme, einen Index über die bis jetzt erschienenen 25 Bände erhalten soll, über welchen ich noch kein Urtheil fällen kann.

Um eine Nüance besser ist es mit den spanischen Biographien bestellt, unter welchen jene von Hidalgo mit Recht als eine sehr verdienstliche Arbeit angesehen

---

[1]) Sehr wichtige Nachweise über handschriftliche Biographien lokaler Gattung bieten Muñoz in seinem Diccionario bibliográfico histórico und Gallardo in seiner Biblioteca; letzterer an einer Stelle, wo man solche Zusammenstellungen nicht vermuthen sollte, nämlich in den Handschriftenverzeichnissen der Biblioteca Nacional zu Madrid und der (heute nicht mehr existirenden) Biblioteca Olivarez.

[2]) Der nur wenig bekannte Index zur España Sagrada, welcher im 22. Bande der Colección de Documentos inéditos Aufnahme gefunden hat, zeugt zwar von guter Absicht, kann aber auch bescheidenen Anforderungen kaum genügen. Die wichtigste Aufgabe bildet doch die Einbeziehung aller auch der in den Urkunden vorkommenden Namen, und diesen ist leider zum weitaus grössten Theil eine vornehme Ignorierung zu theil geworden.

wird. Man wird über die Anlage des Werkes, welches die Bücher zuerst nach Titeln in alphabetischer Ordnung, dann die Autoren-Namen und zuletzt die einzelnen Materien anführt, streiten können, aber derjenige, welcher irgend ein Datum innerhalb des von Hidalgo beobachteten Rahmens sucht, wird dasselbe nach einiger Orientirung finden, und das ist doch wohl die Hauptsache.. So ist auch für den Biographen eine eigene Abtheilung (Band VII, pag. 458 ff.) vorgesehen worden. Sehr wichtig, namentlich für ältere spanische Literatur im weitesten Sinne des Wortes beziehungsweise für deren Träger ist Salvá's bekannte Biblioteca, deren gelehrte Noten auch dem Biographen wichtiges Material zur Verfügung stellen. Es wäre dies bei Bartolomé José Gallardo's Ensayo de una Biblioteca Española de libros raros y curiosos in noch viel höherem Maasse der Fall, wenn dem Biographen zugemuthet werden könnte, wegen eines einzigen Namens, für den er sich interessirt, vier mächtige Quartbände mit vielen Tausenden von Kolumnen durchzulesen. Ein Index zu dem gesammten Werke ist zwar versprochen, aber wir fürchten, er werde — nach berühmten Mustern — noch lange auf sich warten lassen.[1]) Inzwischen kann man jedoch nur rathen, die leichter auffindbaren, weil fallweise bei den einzelnen Autoren angeführten biographischen Daten (vergl. z. B. den Artikel Yepes) eingehender Berücksichtigung zu würdigen. Die zahllosen Namen bei dem Justas poéticas und den Listas de escritores (aus Sammelwerken) sind natürlich heute so gut wie verloren.

Noch ein Wort über die laufenden bibliographischen Zeitschriften, welche uns über die einschlägigen biographischen Publikationen au fait erhalten. Wie grosse Verdienste sich in dieser Richtung Dionisio Hidalgo mit den verschiedenne Serien seines Boletíns erworben, ist bekannt. Die nach dem Aufhören derselben von Murillo begründete und bis heute weiter fortgesetzte spanische Bibliographie ist zwar werthvoll, steht aber gegenüber ihrer Vorgängerin durch den Mangel an kritischen Erläuterungen und Aufsätzen um ein Beträchtliches zurück. Als wesentliche Ergänzung haben hier das mehrerwähnte Boletín de la Real Academia de la Historia, die gut geleitete Revista moderna — die Fortsetzung des Ateneo und der Revista de España — einzutreten. Auch die von Roque Chabas mit unermüdlichem Fleisse geleitete Revue: El Archivo — ihrerseits wieder eine Fortsetzung der leider eingegangenen vortrefflichen Revista de Archivos — bietet manches brauchbare Material auch für den Biographen. Endlich geht mir, während ich dies niederschreibe, der Prospekt über eine neu gegründete Revista crítica de Historia y Literatura Espanolas zu, welcher, nach den Namen der Mitarbeiter zu schliessen, günstige Auspicien gestellt werden können. Hoffentlich wird sie die Revue critique für Spanien, welche wir bis heute mit Bedauern vermisst haben.

Dies ist also, abgesehen von einer Reihe von Spezial-Zeitschriften, die ich nicht namentlich anführe, weil sie, nur in Spanien cirkulirend, für uns unerreichbar sind, ungefähr der Bücher-Apparat, mit welchem der Forscher auf dem Gebiete

---

[1]) Weil wir eben bei dem famosen Kapitel über die Indices angelangt sind, möchten wir mit allem Nachdruck darauf hinweisen, dass es eine Ehrenschuld für die Trustees des brittischen Museums bedeutet, für das Monumentalwerk von Pascual de Gayangos, Catologue of the Manuscripts in the spanish language in the British Museum, London 1875 ff. einen den Anforderungen unserer Zeit entsprechenden Index ausarbeiten zu lassen. Dass auch der Biograph aus demselben einen heute noch gar nicht abzuschätzenden Gewinn ziehen würde, brauche ich wohl des Näheren nicht erst zu begründen.

der spanischen Biographie zu arbeiten hat. Von dem Wunsche geleitet, demselben nicht bloss eine allgemein gehaltene Skizze über den Stand der biographischen Studien in Spanien zu liefern, sondern auch die bestimmten Hilfsmittel nachzuweisen, welche bei Untersuchungen auf dem einen oder andern Theil des so grossen Gebietes vorhanden sind, habe ich mich — nicht ohne längeres Bedenken — dazu entschlossen, diese Hilfsmittel oder wenigstens die für die heutige Arbeit wichtigsten in den folgenden Bibliographieen zusammenzustellen. Ich sage: Nicht ohne Bedenken, denn ich bin mir bewusst, dass Vollständigkeit keineswegs erreicht wurde. Ich habe sie auch gar nicht erstrebt, wohl wissend, dass ein lückenloses bibliographisches Material über die spanische Biographie nur durch jahrelange Arbeit im Lande selbst erreichbar gewesen wäre, und dass eine solche Publikation den in diesen Blättern vorgezeichneten Rahmen weit überschritten hätte. Dass mir keinerlei Vorarbeiten zur Verfügung standen, habe ich oben erwähnt. Die paar Biographien, welche Elias de Molins, Diccionario biográfico de escritores catalanes, in der Vorrede anführt, können in keiner Weise genügen; auch was Fernández Vallin, Discursos etc. (Madrid 1893) p. 168 an biographischen Werken zusammenstellt, ist eher irreleitend als nützlich. Weit mehr verdanke ich den reichen Daten, welche Herr Dr. theol. et phil. Cornel August Wilkens in Kalksburg aus seinen grossen Sammlungen mir einzusenden die Güte hatte, wofür ich an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank ausspreche.

Das in drei Theile: 1) Allgemeine Werke, 2) Fachbiographieen, 3) Lokale Biographien getrennte Verzeichniss bedarf wohl keines Kommentars. Ich bemerke jedoch, dass ich nur für die Richtigkeit der Angaben über jene Werke einstehe, die ich gesehen, d. h. solche, die an der k. k. Hofbibliothek in Wien vorfindlich sind. Diesen ist auf Wunsch des Direktors, Herrn Hofrathes Wilhelm Ritter von Hartel, die Signatur, welche sie in der Sammlung führen, beigegeben worden. Die Titel der andern Werke mussten nach den von mir benutzten bibliographischen oder sonstigen Quellenwerken mitgetheilt werden. Selbstverständlich bleibt die Garantie für die Richtigkeit derselben meinen Gewährsmännern überlassen.

II.

I. Allgemeine Bibliographien und Biographien.

A. Bibliographien.

Méndez, Francisco.
Tipografia española ó historia .. del Arte de la Imprenta en España. Segunda edición corregida y adicionada por D. Dionisio Hidalgo.
Madrid. Imprenta de las Escuelas Pias 1861.
[H. B.: 144. C. 38].

Salvá, Vicente.
A Catalogue of spanish and portuguese books, with occasional literary and bibliographical remarks.
London 1826—1829. 2 tom. 8⁰.
[H. B.: 87. E. 13].

Catalogus librorum doctoris D. Joachimi Gomez de la Cortina, Marchionis de Morante, qui in aedibus suis extant.
Matriti 1854—1859. 8⁰. 6 Voll. und Supplementum.
[H. B.: S. A. 40. C. 70].

Muñoz y Romero, Tomás.
Diccionario bibliográfico-histórico de los antiguos reinos, provincias, ciudades, villas, iglesias y santuarios de España. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de Enero de 1858, é impresa á expensas del Gobierno.
Madrid, Imprenta de M. Rivadeneyra, 1858. 4⁰. VIII u. 330 pp.
[H. B.: C. C. 24. B. 4].

Werthvoll durch den Nachweis lokaler Biographien (auch in Handschriften), doch

vorzugsweise unter Berücksichtigung der theologischen Schriftsteller.

Hidalgo, Dionisio.
Boletin bibliográfico español y extranjero.
Madrid, Imprenta de J. Sancha etc. 1840—1850. 11 Tom. 8⁰.
[H. B.: J. 8⁰. 1214].

Hidalgo, Dionisio.
Boletin bibliográfico español.
Madrid, Imprenta de las Escuelas Pias. 1860—1868. Tom. 1—9. 4⁰. (8⁰).
[H. B.: J. 8⁰. 1214. Ser. II].

Hidalgo, Dionisio.
Diccionario general de Bibliografia Española.
Madrid, Imprenta de las Escuelas Pias. 1862—1879. Vol. I—VII. 8⁰. Vol. 6. Indice de autores. Vol. 7. Indice de materias.
[H. B.: C. C. 21. G. 7].

Salvá y Mallen, Pedro.
Catálogo de la Biblioteca de Salvá, enriquecido con la descripcion de otras muchas obras, de sus ediciones, etc.
Valencia, Imprenta de Ferrer de Orga. 1872. 2 vol. 8⁰.
[H. B.: C. C. 11. E. 4].

Catalogue de la Bibliothèque de M. Ricardo Heredia, Comte de Benahavis.
Paris Em. Paul, L. Huard et Guillemin 1891. 4 Vol. Gr. 8⁰.
[H. B.: 233. C. 3].

Gallardo, Bartolomé José.
Ensayo de una Biblioteca española de libros raros y curiosos, formado con los apuntamientos de D. B. J. Gallardo coordinados y aumentados por D. M. R. Zarco del Valle y D. F. Sancho Ramón. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en la junta pública del 5 de Enero de 1862 é impresa á expensas del Gobierno.
Tomo I., II. Madrid, Imprenta de M. Rivadeneyra 1863—1866.
Tomo III y IV. Madrid, Manuel Tello 1888. 4⁰.
[H. B.: 144. C. 17].
Neben Salvá Hauptwerk für ältere Literatur. Vgl. oben.

B. Biographien.

Pacheco, Francisco.
Libro de descripcion de verdaderos retratos de ilustres y memorables varones.
Sevilla, E. Rasco, 1886. 2 vol. 4⁰ u. fol.
Reproduction des Originales aus dem Jahre 1599.

Retratos de los Españoles ilustres, con un epítome de sus vidas. De orden superior.
Madrid. Imprenta Real, 1791. Fol. IV u. 114 Blätter Text mit 114 Porträts.
[H. B.: 188. B. 12].
Von der Buchhandlung Murillo jüngst um 125 Pesetas offerirt.

Biografia universal antigua y moderna .... traducida al castellano con muchas adiciones y refundiciones por. D. Javier de Burgos.
Madrid, Gonzalez, 1822.
Nur wenige Bände (I—III) erschienen.

Galerie der gegenwärtig in Spanien lebenden wichtigsten Männer etc. In alphabetischer Ordnung. Aus dem Französischen übersetzt von Moritz Lange.
Augsburg u. Leipzig, A. Bäumer, 1824. 8⁰.
[H. B.: 26. Z. 136].

Rezabal y Ugarte, José.
Biblioteca de los escritores que han sido individuos de los seis colegios mayores: de San Ildefonso de la Universidad de Alcalá, de Santa Cruz de la de Valladolid, de San Bartolomé, De Cuenca, San Salvador de Oviedo, y del Arzobispo de Salamanca.
Madrid, Imprenta de Sancha, 1805. 4⁰. XVI u. 472 p. p.

Ochoa, Eugenio de.
Apuntes para una biblioteca de escritores españoles contemporáneos en prosa y verso.
Paris, Baudry, 1840. 8⁰. 2 vol.
[H. B.: 85. F. 15].

Pastor Diaz, Nicomedes y Cárdenas Francisco.
Galeria de españoles célebres contemporáneos ó biografías y retratos de todos los personajes distinguidos de nuestros dias en las ciencias, en la política, en las armas, en las letras y en las artes. Colaboradores D. Antonio Alcalá Galiano, D. Joaquin Francisco Pacheco, D. Juan Donoso Cortés, D. Pedro Pidal, D. Patricio de la Escosura, D. Fermin de la Puente y Apecechea y D. Salvador Bermúdez de Castro.
Madrid, Imprenta de Lalama, 1841—1846. 9 tomos. 8⁰. Mit Abbildungen.
[H. B.: 60. H. 17].
Die angekündigte zweite Serie ist nicht erschienen.

Diccionario biográfico universal de mujeres célebres.
Madrid 1844—1846.

Quintana, Manuel José.
Vidas de españoles célebres.

Paris, Baudry, 1845. 8⁰.
[H. B.: 48. F. 46 (Aug. v. 1807)].

Neudruck (Colección de los mejores autores españoles).

¡Asamblea Constituyente de 1854!
Biografías de todos los diputados y todos los hombres célebres que han tomado parte en el alzamiento nacional, por una Sociedad literaria.

Madrid, Imprenta de J. Peña 1854. Tom I (un.) 512 pag. 4⁰. Mit 22 Tafeln und Porträts.

Carderera y Solano, Valentin.
Iconografia española. Coleccion de retratos, estatuas.. de reyes, reinas, grandes, capitanes, escritores etc. desde el siglo XI hasta el XVII. Con texto biográfico y descriptivo.

Madrid, Ramon Campuzano, 1855–1864. Fol. 2 Vol.
[H. B.: 203. A. 26].

Biografias de personajes célebres.
Madrid 1857.
Unvollendet.

Ovilo y Otero, Manuel.
Manual de biografía y de bibliografía de los escritores españoles del siglo XIX.
Paris, 1859. 2 Vol. 288 u. 252 pp.
[H. B.: CC. 21. G. 11].

Ovilo y Otero, Manuel.
Diccionario biográfico contemporáneo de los Españoles y Americanos que se han distinguido en todas las carreras. Clero. Milicia, Ciencias, Literatura, Artes, Administracion. Industria, Agricultura, Comercio etc. Dedicado al Excmo Sr. D. Claudio Moyano y Samaniego.

Madrid, Imprenta de E. Anvart, 1867.

Parada, Diego Ignacio.
Escritoras y eruditas españolas ó apuntes y noticias para servir á una historia del ingenio y cultura literaria de las mujeres españolas desde los tiempos más remotos hasta nuestros dias.

Madrid, M. Minuesa, 1881. 8⁰. Vol. 1 (un).
[H. B.: 156. F. 26].

Biografía contemporánea universal y colección de retratos de todos los personajes célebres de nuestros días.

Madrid, Imprenta y Librería de I. Boix, 1884. — 4 Tomos. 8⁰. Con 16 retratos.

Castelar, Emilio.
Galeria histórica de mugeres celebres.

Madrid, 1886–1889. 8 Vol. I. 318 p. II. 408 p. III. 398 p. IV. 399 p. V. 413 p. VI. 411 p. VII. 392 p. VIII. 398 p.

Diccionario enciclopedico hispano americano de Literatura, Ciencias y Artes por Arcimis, Barbieri, Azcarate, Cosio, Beltran y Rospide, Castellanos, Castrobeza.

Barcelona (in Heften) [1888].

II. Biographien für einzelne Fächer.

Agricultur.

Ramirez, Braulio Anton.
Diccionario de Bibliografía Agronómica y de toda clase de escritos relacionados con la Agricultura, seguido de un índice de autores y traductores con algunos apuntes biográficos. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en concurso público de 5 de Enero de 1862, é impresa á expensas del Gobierno.

Madrid, Imprenta y estereotipia de M. Rivadeneyra, 1865. XVIII u. 1015 pp. 4⁰.

(Vgl. Allende Salazar, Biblioteca del Bascófilo p. 189).

Bildende Kunst.

Palomino de Castro y Velasco, Antonio.
Las Vidas de los pintores y Estatuarios y eminentes Españoles.

Londres, H. Woodfall, 1742. 8⁰.
[H. B: B. E. 8. N. 73].

Ceán Bermúdez, Juan Agustín.
Diccionario histórico de los más ilustres profesores de las Bellas Artes en España. Publicado por la Real Academia de San Fernando.

Madrid. Imprenta de la viuda de Ibarra, 1800. 6 Tomos. 8⁰.
[H. B: 60. N. 33].

Quillet, F.
Dictionnaire des peintres espagnols.
Paris, 1816. 8⁰.
[H. B: S. A. 94. E. 29].

Llaguna y Amirola, Eugenio.
Noticias de los arquitectos y arquitectura de España desde su restauracion. Ilustradas y acrecentadas con notas, adiciones y documentos por Juan Agustin Cean-Bermudez.

Madrid, Imprenta real, 1829. 4 Vol. 4⁰.
[H. B: * 38. T. 20].

Huard, Étienne.
Vie complète des Peintres Espagnoles et Histoire de la Peinture Espagnole.

Paris, Ducessois. 1839–1841. 8⁰. 2 Vol.
[H. B: 46. X. 2].

Stirling-Maxwell, William.
Annals of the artists of Spain.
(With portraits.)
London, John Ollivier, 1848. 8⁰. 3 Vol.
[H. B.: S. A. 42. D. 68].

Laforge, Edouard.
Des arts et des artistes en Espagne jusqu'à la fin du dix-huitième siècle.
Lyon, Louis Perrin, 1859. 8⁰.
[H. B.: 156. E. 1].

Ossorio y Bernard, Manuel.
Galeria biográfica de artistas españoles del siglo XIX.
Madrid, Ramon Moreno, 1868—1869. 2 Vol. 8⁰.
[H. B.: 161. D. 19].

Zarco del Valle, Manuel Remon.
Documentos para la historia de las bellas Artes en España. Colección de documentos inéditos para la Historia de España.
Madrid, tom. LV (1870) pag. 201—640.
[H. B.: 227. F. 1].
Enthält sehr wichtige Nachrichten über eine grosse Zahl von Künstlern. Index p. 629 bis 640.

Riaño, Juan-Facundo.
The industrial arts in Spain.
London, Chapman and Hall, 1879. 8⁰.
[H. B.: 208. G. 152].

Viñaza, Conde de la.
Adiciones al diccionario histórico de los más ilustres profesores de las bellas artes en España de J. A. C. Bermúdez.
Madrid 1894. 8⁰. 4 Vol.
[H. B.: 60. N. 33].

Davillier, Jean-Charles, baron de.
Recherches sur l'orfévrerie en Espagne au moyen âge et à la renaissance. Documents inédits tirés des archives espagnoles. 19 planches . . . et dessins dans le texte.
Paris, A. Quantin, 1879. 4⁰.[1])
[H. B.: 121. A. 7].

Militärwesen.

Rios, Vicente de los.
Discurso sobre los ilustres autores e inventores de Artilleria, que han florecido en España.
Madrid, Joachim Ibarra, 1767. 8⁰.
[H. B: C. P. 1. E. 12].

Galeria militar contemporánea o sea colección de biografías y retratos de los jefes que mas se han distinguido en ambos ejércitos durante la guerra civil de 1833. á 1840. 2 Tomos en 4⁰, con grabados y láminas.
Madrid, Hortelano-Sanchez, 1845.

[1]) Das Werk desselben Verfassers: Les arts decoratifs en Espagne au moyen âge et à la renaissance Paris, Quantin 1879. 8⁰. [H. B.: 211. F. 6]. enthält nur unwesentliche biographische Daten; die Recherches hingegen wichtige Goldschmiedeverzeichnisse.

Estado mayor general del ejército español. Historia del ilustre cuerpo de oficiales generales, formada con las biografias de los que más se han distinguido, é ilustrada con los retratos de cuerpo entero, escrita y publicado bajo la dirección del oficial del arma de infanteria D. Pedro Chamorro y Baquerizo; precedida de un prólogo del Excmo Señor Teniente general D. Evaristo San Miguel. Segunda edición.
Madrid, Imprenta de T. Fortanet, 1851. 4 Tom. folio.
Tom. I. Sección de capitanes generales.
Tom. II. Sección de tenientes generales.
Tom. III. Sección de mariscales de campo.
Tom. IV. Sección de brigadieres.

Ramirez de Arellano y Gutierrez.
Ensayo de un catálogo biográfico bibliográfico de los escritores que han sido individuos de las cuatro órdines militares de España. Coleccion de documentos inéditos para la Historia de España, por el Marqués de la Fuensanta del Valle. Tom. CIX.
Madrid, Murillo 1894 in 8⁰. XII u. 499 p.
[H. B: 227. F. 1].

Almirante, José.
Bibliografia militar de España.
Madrid, M. Tello, 1876. 4⁰. CXXX u. 988 p.

Musik.

Soriano Fuertes, Mariano.
Historia de la música española desde la venida de los Fenicios hasta el año 1850.
Marid y Barcelona, Narciso Ramirez 1855—1859. 4 Vol. 8⁰.
[H. B: 161. C. 2].

Guaza y Gomez Talavera, Cárlos y Guerra y Alarcon, Antonio.
Músicos, poetas y actores. Colección de estudios crítico-biográficos de Salinas, Morales, Victoria, Eslava, Ledesma etc.
Madrid, Imprenta de F. Maroto, 1884. 283 p. 4⁰.

Riaño, Juan Facundo.
Critical and bibliographical notes on early spanish music. With numerous illustrations.
London, Bernard Quarich, 1887. 8⁰.
[H. B: 207. G. 77].
Pag. 147 — 154 ein werthvoller Index über die im Texte behandelten Musiker und Musikschriftsteller.

Saldoni, Baltasar.
Diccionario biográfico-bibliográfico de Efemérides de músicos españoles.
Madrid, Antonio Perez Dubrull, 1868—1881. 4 Vol. 8⁰.
[H. B: S. A. 93. C. 42].

Hispaniae schola musica sacra, herausg. unter Leitung von Philippo Pedrell. Barcelona, Pujol & Cie.

Denkmäler span. Kirchenmusik vom 15. bis 18. Jahrhundert. Eine Biographie jedes Künstlers und ein kurzer kritischer Text in spanischer und französischer Sprache gehen jedem Buche voraus.

Prospekt der Verlagsbuchhandlung Breitkopf & Härtel in October-November-Hefte 1894 des Centralblattes für Bibliothekswesen.

Naturwissenschaften.

Fernández de Navarete, Martín.
Biblioteca marítima española.

Madrid. Imprenta de la viuda de Calero 1851—1852. 2 Tomos 4⁰.

'Es trabajo de gran importancia para la bibliografía y biografía'. Allende Salazar, Biblioteca p. 117.

Colmeiro, Miguel.
La Botánica y los botánicos de la Península Hispano-Lusitana. Estudios biográficos y bibliográficos. Obra premiada en el concurso de 1857.

Madrid. M. Rivadeneyra 1858. 4⁰.

Maffei y Rua, Figueroa.
Apuntes para una biblioteca española de libros, folletos y artículos, impresos y manuscritos, relativos al aumento y explotación de las riquezas minerales y á las ciencias auxiliares. Acompañadas de reseñas biográficas y de un ligero resúmen de las obras que se citan.

Madrid, imprenta de J. M. Lapuente. 1872. 2. Vol. 4⁰.

Menéndez y Pelayo, Marcelino.
La ciencia española (polémicas, proyectos y bibliografía) con un prólogo de Gumersindo Laverde Ruíz. Tercera edición refundida y aumentada.

Madrid. A. Pérez Dubrull 1887—1889 8⁰. 3 Vol.

[H. B.: 221. E. 20].

Der dritte Band enthält die sehr ausführliche Bibliographie.

Martinez Reguera, Leopoldo.
Bibliografía hidrológico médica española. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de 1888 é impresa á expensas del Estado.

Madrid. Manuel Tello. 1892 (?). 4⁰.

Picatoste y Rodriguez, Felipe.
Apuntes para una Biblioteca científica española del siglo XVI. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de 1868 é impresa á espensas del Estado.

Madrid. Manuel Tello. 1891. 4⁰.
[H. B.: C. C. 21. 9. 5*.].

Fernández Vallín, Acisclo.
Discursos leídos ante la Real Academia de Ciencias exáctas, físicas y naturales.

Madrid, Sucesores de Rivadeneyra, 1893.

[H. B.: 231. K. 8].

Bedeutendes, zusammenfassendes Werk über die Vertreter der exacten Wissenschaften Spaniens, vornehmlich im 16. Jahrhundert, mit vielen biographischen Daten. Leider kein Namenindex.

Rechts- und Staatswissenschaften.

Cortes Constituyentes.
Galeria de los Representantes del pueblo. 1854.

Madrid, 1855—1856.

11 Bogen mit 176 Porträts (von Vallejo).

Torres Campos, Manuel.
Bibliografía española contemporánea del Derecho y de la política 1800—1880. .... obra que sirve de complemento á los Estudios de bibliografía española y extranjera del Derecho y del Notariado. Memoria premiada con medalla de oro en el certámen público de la Academia Matritense del Notariado en 1876. Parte primera. Bibliografía española.

Madrid, Fortanet, 1883. 208 pag. 4⁰.

Sprache und Litteratur.

Rodriguez de Castro, José.
Biblioteca Española.

Madrid, Imprenta Real, 1781—1786 fol. 2 vol.

[H. B.: C. C. 19. A. 8].

[Vgl. oben].

Pellicer y Saforcada, Juan Antonio.
Ensayo de una Bibliotheca de traductores españoles... preceden varias noticias literarias para las vidas de otros escritores españoles.

Madrid, Antonio de Sancha, 1778. 2 vol. 8⁰.

[H. B.: 61. D. 24].

Antonio, Nicolaus.
Bibliotheca hispana vetus sive hispani scriptores qui ab Octaviani Augusti aevo ad annum Christi MD floruerunt. Curante Francisco Perezio Bayero, qui et prologum et auctoris vitae epitomen et notulas adiecit.

Matriti, Joach. Ibarra, 1788, 2 voll. fol.

Bibliotheca hispana nova sive hispanicorum scriptorum qui ab anno MD ad MDCLXXXIV floruere notitia.

Matriti, 1783. 2 voll. fol.

[H. B.: C. C. 19. A. 6].

Diese Ausgabe wird heute alleinig benützt: die erste, Romae 1696, umfasst nur die Bibliotheca vetus.

Über Adiciones zu Nicolaus Antonio, zum Theil handschriftlich, zum Theil im Druck erschienen, vgl. Allende Salazar, Biblioteca del Bascófilo p. 99.

Bouterwek, Federigo.
Historia de la literatura española ... traducida al castellano y adicionada por D. José Gómez de la Cortina y ... D. Nicolás Hugalde y Mollinedo.

Madrid, Imprenta de E. Aguado 1829. 4⁰.

Nur der erste Band erschienen; die Ausgabe ist aber wegen der neu aufgenommenen biographischen und bibliographischen Daten geschätzt.

[H. B.: 59. E. 63].

Brinckmeier, Ed.
Die Nationalliteratur der Spanier seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts.

Göttingen, 1850. 8⁰.

Enthalten in Bouterwek, Friedrich, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Bd. 13.

[H. B.: L. Z. 340].

Ticknor, Georg.
Geschichte der schönen Literatur in Spanien. Deutsch mit Zusätzen herausgegeben von Nicolaus Heinrich Julius.

Leipzig, F. A. Brockhaus, 1852. 8⁰. 2 Bde.

[H. B.: L. Z. 340].

Schack, Adolph Friedrich v.
Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien.

Berlin, Duncker & Humblot, 1845—1846. 8⁰. 3 Bde.

[H. B.: S. A. 15. G. 28].

Barrera y Leirado, Cayetano Alberto.
Catálogo bibliográfico y biográfico del teatro antiguo español, desde sus orígenes hasta mediados del siglo XVIII. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de enero de 1860 é impresa á expensas del Gobierno.

Madrid, Imprenta de Rivadeneyra, 1860. 4⁰.

[H. B.: 87. C. 11].

Hauptwerk für Biographien spanischer Bühnendichter. Vgl. oben.

Amador de los Rios, José.
Historia crítica de la literatura Española.

Madrid, Imprenta de José Rodriguez, 1861 bis 1865. 7 vol. 8⁰.

[H. B.: 85. D. 16].

(Garcia?) Icazbalceta (Joaquin?)
Apuntes para un Catálogo de escritores de lenguas indígenas de América.

Nach Fernández Vallín, Discursos p. 167.

Kayserling, Meyer.
Biblioteca Española - Portugeza - Judaica. Dictionnaire bibliographique des auteurs Juifs, de leurs ouvrages espagnols et portugais... Avec un aperçu sur la littérature de juifs espagnols.

Strassburg, Charles J. Trübner. 1890. 8⁰.

[H. B.: 225. C. 25].

Schaeffer, Adolf.
Geschichte des spanischen Nationaldramas.

Leipzig, F. A. Brockhaus, 1890. 8⁰. 2 Bde. (1. Die Periode Lope de Vega's. 2. Die Periode Calderon's).

[H. B.: 229. E. 11].

Sbarbi, José Maria.
Monografía sobre los refranes, adagios y proverbios castellanos y las obras ó fragmentos que expresamente tratan de ellos en nuestra lengua. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de 1871 é impresa á expensas del Estado.

Madrid, Imprenta de los Huérfanos 1891 4⁰.

[H. B.: 234. C. 35].

Viñaza, Conde de la.
Escritos de los portugueses y castellanos referentes á las lenguas de China y el Japón. Estudio bibliográfico.

Lisboa, M. Gomes. Madrid, M. Murillo. Londres, B. Quaritch. 1892. 139 p. 4⁰.

[H. B.: 163. H. 183].

Viñaza, Conde de la.
Bibliografía española de lenguas indígenas de América. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el Concurso público de 1891 é impresa á expensas del Estado.

Madrid, Establ. tipogr. Sucesores de Rivadeneyra, 1892. 8⁰.

[H. B.: 243. B. 3].

Viñaza, Conde de la.
Biblioteca histórica de la filología Castellana por el Conde de la Viñaza. Obra premiada por voto unánime en público Certamen de la Real Academia Española y publicada á sus expensas.

Madrid, Manuel Tello, 1893. 4⁰. XXXIV u. 1114 S.

[H. B.: 202. D. 24].

Vortrefflicher Index.

Steinschneider, Moriz.
Die hebraeischen Übersetzungen des Mittelalters und die Juden als Dolmetscher. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des Mittelalters meist nach handschriftlichen Quellen.

Berlin, Bibliographisches Bureau, 1893. 8⁰.

[H. B.: 169. A. 13].

Vgl. oben.

Theologie.

Nieremberg, Juan Eusebio.
Claros varones de la Compañía de Jesús.

Madrid 1643—1647. 4 tomos folio.
(Fortsetzung von Alonso de Andrada und Joseph Cassani. Vol. 5—9. 1666—1736).
[H. B.: 43. F. 48 (nur Bd. 1—4)].

Gonzalez de Avila, Gil.
Teatro ecclesiastico de las iglesias metropolitanas y catedrales de los reynos de las dos Castillas, vidas de sus arzobispos y obispos y cosas memorables de sus sedes.
Madrid, Francisco Martinez, 1645—1650. Fol. 3 vol.
[H. B.: 43. F. 42].

Varones ilustres Benedictinos de la Congregación de España, llamada de San Benito de Valladolid, segun Memórias existentes en los archivos de sus monasterios, y noticias sacadas de Autores fidedignos etc.
Madrid 1788.
Manuscript in der Bibliothek Campomanes zu Madrid. Vgl. Gallardo, Bibliotheca tom. I, col. 393—396.

Muñiz Roberto (Fray).
Biblioteca Cisterciense Española, en la que se da noticia de los escritores cistercienses de todas las congregaciones de España y de los de las órdenes militares que siguen el mismo instituto con la expresión (en la mayor parte) del lugar de su nacimiento, empleos, honores y dignidades, igualmente que el de sus obras tanto impresas como manuscritas.
Burgos, Joseph de Navas, 1793. 4⁰. 16 u. 400 pag.

Biografias
de obispos contemporáneos.
Madrid, 1852. Fol.
Nur zwei Lieferungen erschienen.

Menendez y Pelayo, Marcelino.
Historia de los heterodoxos Españoles.
Madrid, F. Maroto, 1880 ff. Vol. 1—3. 8⁰.
[H. B.: Sa. 90. C. 47].

Perujo, Niceto Alonso, y Perez Angulo, Juan.
Diccionario de ciencias eclesiásticas.
Valencia, 10 Vol. (von je 600—700 p.), 1886.
Enthält viele Biographien.

Garron, Constantino.
Galeria de Religiosos ilustres. T. I.
Valladolid, (in Heften), 1888.

Varones ilustres de la Compañia de Jesus.
Segunda Edicion. Tom. I. Bilbao 1887. 670 p. II. 1889. 666 p. III. 650 p.

Catálogo biográfico y bibliográfico de escritores agustinos, españoles portugueses y americanos, en la Revista religiosa, científica y literaria de la Ciudad de Dios que publican los Reverendos Padres Agustinos reichte am 20. April 1890 (Schluss d. Bd. XXI) bis zum Artikel Fr. Miguel Bartolomé Salón und dürfte die Liste daher schon abgeschlossen sein.

III. Lokale Biographien.

Alava (Provinz).

Landazuri y Romarate, Joaquin Joseph.
Los varones ilustres alaveses, y los fueros, exenciones, franquezas de que siempre ha gozado la . . . Provincia de Álava. Deducido de documentos auténticos y autores originales.
Vitoria, Baltasar Manteli. 1799. XX u. 246 u. XII pag.
S. a. Vizcaya.

Albacete (Provinz).

Baquero Almansa, Andrés.
Hijos ilustres de la provincia de Albacete. Estudio bio-bibliográfico. Prólogo del Marqués de Molins.
Madrid, A. Pérez Dubrull, 1884. 8⁰.
[H. B: 216. H. 106].

Alicante (Stadt und Provinz).

Rico Garzia, Manuel y Montero y Perez, Adalmiro.
Ensayo biográfico-bibliográfico de escritores de Alicante y su provincia. Con una carta prólogo de Roque Chabás.
Alicante, 1888—1889. 4⁰. 2 Vol.

Alcalá.

Catalina García, Juan.
Ensayo de una tipografía complutense. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de 1887, é impresa á costa del Estado.
Madrid, M. Tello, 1889. 8⁰.
[H. B: 224. D. 19].

Almeria.

Langle, Plácido.
Escritores Almarienses. Bocetos biográficos.
Madrid, 1882. 162 p.

Aragon (Provinz).

Latassa, Felix de.
Bibliotecas antigua y nueva de escritores Aragoneses, aumentadas y refundidas en forma de diccionario bibliográfico-biográfico por D. Miguel Gomez Uriel.

Zaragoza, 1884—1886. 3 voll.
[H. B: 171. A. 58].

Diese zweite beträchtlich vermehrte Auflage wird heute ausschliesslich benützt. Die erste, von Latassa selbst besorgt, erschien getrennt als Biblioteca antigua und nueva 1796 und 1798—1802.

Arcos de la Frontera.

Mancheño y Olivares, Miguel.
Galeria de Arcobricenses ilustres, precedida de una carta misiva de el Dr. Thebussem.

Arcos de la Frontera, Imprenta de „El Arcobricense" 1892. 4⁰.

Asturien (Provinz).

Couder y Camoyrán, Juan Gerónimo.
Asturianos ilustres. Manuscript.

(Nach Angabe von Ciriaco Miguel Vigil, Asturias monumental I. p. 631).

Zapater y Gomez, Francisco.
Apuntes histórico-biográficos acerca de la Escuela aragonesa de pintura.

Madrid, 1859. Imprenta de Fortanet. 4⁰. 42 pag.

Fuertes Acevedo, Máximo.
Ensayo de una biblioteca de Escritores asturianos 1867. Manuscript.

(Nach Angabe von Ciriaco Miguel Vigil, a. a. O).

Fuertes Acevedo, Máximo.
Estudio biográfico crítico de los Jurisconsultos ilustres de Asturias 1883. Manuscript.
(Nach Angabe von Vigil. a. a. O).

Fuertes Acevedo, Máximo.
Bosquejo acerca del estado que alcanzó en todas épocas la literatura en Asturias, seguido de una extensa bibliografia de los Escritores asturianos.

Badajoz, Tipografia La Industria 1885. 378 pag. 4⁰.

Argaiz, Gregorio, Fray.
Teatro monástico de Asturias y Galicia. Catálogo de los Obispos de Oviedo.
(Nach Angabe von Vigil, a. a. O).

Vigil, Ciriaco-Miguel.
Asturias monumental, epigráfica y diplomática. Datos para la historia de la provincia.

Oviedo, Imprenta del Hospicio Provincial, 1887. 4⁰. 3 vol.
[H. B: 221. B. 4].

Sehr zahlreiche und neue biographische Daten. Leider ohne Index.

Balearen (Inseln).

Bovér de Rosello, Joquín Maria.
Diccionario histórico geografico-estadístico de las islas Baleares.

Palma, Felipe Guarp, 1843.

Von diesem gross angelegten Werke sind nur einige Hefte erschienen, auch diese sind von grösster Seltenheit. Die Angabe bei Muñoz y Romero, Diccionario p. 47: „Tres tomos" beruht daher wohl auf einem Irrthume. Die Bedeutung des Werkes für Bibliographie erörtert an einem Beispiel Marcelino Menéndez Pelayo in seiner Recension der Preisconcurrenz über Jove-Llanos im Boletin de la Real Academia de le Historia Tom. XIX p. 264 f.

Bovér, Joaquín Maria.
Biblioteca de escritores baleares.

Palma, P. J. Gelabert, 1868, 2 Vol. 8⁰.
[H. B.: 93. C. 61].

Barcelona (Stadt).

Pi y Arimon, Andres-Avelino.
Barcelona antigua y moderna. Descripción é historia de esta ciudad desde su fundación hasta nuestros Dias.

Barcelona, Imprenta de Tomás Gorcho. 1854. 2 Tom. 4⁰. 679 u. 1136 pag. Tom. II. p. 258—286 (Articulo XIII):

Catálogo de Autores naturales de Barcelona y de las Obras que han escrito.
[H. B: 158. A. 5].

Burgos (Stadt und Provinz).

Goyri, Nicolas de.
Apuntes para las biografias de algunos Burgaleses célebres.

Burgos, Imprenta de Tim. Arnaiz 1878. VIII u. 252 pag.

Martinez Anibarro y Rives, Manuel.
Intento de un Diccionario biográfico y bibliográfico de autores de la provincia de Búrgos.
Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de 1887 é impresa á expensas del Estado.

Madrid, M. Tello, 1890. 4⁰.
[H. B: 124. B. 40].

Cartagena.

Vicent y Portillo, Gregorio.
Biblioteca histórica de Cartagena. Colección de obras, memorias discursos folletos, extractos, fragmentos, códices y manuscritos de sus hijos más ilustres desde sus tiempos primitivos hasta nuestros dias.

Madrid, 1889. I. XVI u. 760 p.
[H. B.: 202. E. 51].

Castellon.

Balbes, Juan A.... (Cronista de Castellon).
Castellones ilustres. Apuntes biográficos.
Castellon, José Armengot, 1883, 454 p. 8⁰.

Lag mir nicht vor. Vgl. Boletin de la Libreria X. 146.

Catalonien.

Torres Amat, Felix.
Memorias para ayudar à formar un diccionario crítico de los escritores catalanes y dar alguna idea de la antigua y moderna literatura de Cataluña.

Barcelona, Imprenta de J. Verdaguer 1836, 8⁰, XLIV u. 720 pag.
[H. B.: C. C. 21. G. 10].

Corminas, Juan.
Suplemento á las memorias para ayudar á formar un diccionario crítico de los escritores catalanes .... que en 1836 publicó Don Felix Torres Amat, obispo de Astorga etc.

Burgos, 1849, 8⁰. 369 p.
[H. B.: C. C. 21. G. 10].

Elias de Molins, Antonio.
Diccionario biográfico y bibliográfico de escritores y artistas catalanes del siglo XIX Apúntes y datos. T. I.

Barcelona Imprenta de Fidel Giró, 1889. XIV u. 688 pag. 4⁰.
[H. B.: 234. C. 36].

Der 2. Band ist im Erscheinen begriffen.

Denk, V. M. Otto.
Einführung in die Geschichte der altcatalanischen Litteratur von deren Anfängen bis zum 18. Jahrhundert. Mit vielen Proben, bibliographisch-litterarisch-kritischen Noten und einem Glossar.

München, M. Poessl, 1893, XXXVIII u 510 S. 8⁰.
[H. B.: 129. J. 114].

Enthält am Schluss ein Personen- und Sachregister und p. IX—XIX ein recht brauchbares Verzeichnis der benutzten Hilfsmittel.

Wichtige Daten speciell über die Vertreter der catalanischen Litteratur bietet:

Tubino, Francisco Maria.
Historia del renacimiento literario contemporáneo en Cataluña. Baleares y Valencia.

Madrid, M. Tello, 1880, gr. 8⁰ 796 pág.

Mit 25 Porträts und 1 linguistischen Karte.
[H. B.: S. A. 91. B. 20].

Córdoba.

Ramirez de Arellano y Gutierrez, Teodomiro.
Escritores Cordobeses.

Nach Fernández Vallin, Discursos, p. 168.

Cuenca.

Caballero, Fermin.
Escritores conquenses.

Nach Fernández Vallin, a. a. O.

Extremadura (Provinz).

Barrantes, Vicente.
Aparato bibliográfico para la historia de Extremadura.

Madrid, Pedro Nuñez, 1875—1877. 8⁰. 3 vol.; I: XVI u. 494, II: 512, III: 600 pag.
[98. D. 70].

Es ist eine stark vermehrte und erweiterte Neuausgabe des Werkes desselben Verfassers:

Catálogo razonado y crítico de los libros, memorias y papeles, impresos y manuscritos que tratan de las provincias de Extremadura, así tocante á su historia, religion y geografía como á sus antiguedades, nobleza y hombres célebres. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de 1862 é impresa de real órden.

Madrid, Imprenta de Rivadeneyra, 1863. 4⁰. 8 u. 320 pag.
[161. C. 20].

In der Anlage dem Diccionario von Muñoz y Rivero sehr ähnlich, auch insofern, als auf Biographien nicht speciell Rücksicht genommen wird. Zum Schluss (p. 315 ff.) wird übrigens eine Tabla de los varones ilustres y familias extremeñas, a quien se refieren libros ó memorias en este catálogo registradas gegeben.

Diaz y Pérez, Nicolás.
Diccionario histórico, biográfico, critico y bibliográfico de autores, artistas y extremeños ilustres, precedido de un prólogo de D. Francisco Cañameque ... y con noticias del autor, por el Excmo S. D. Fernando de Gabriel y Ruíz de Apodaca.

Madrid, Imprenta de Abienzo, 1884.

Galicien (Provinz).

Diaz de Roblés, Domingo.
Coleccion biográfica de los tipos notables de Galicia desde los tiempos más remotos hasta nuestros dias.

Madrid, Imprenta de la Viuda de Matute, 1853.

Blos zwei Lieferungen (bis S. 47) erschienen.

Murguía, Manuel.
Diccionario de escritores gallegos.

Vigo, J. Compañel, 1862.

Reicht nur bis zum Artikel Cornide (p. 176).

Vesteiro Torres, Teodosio.
Galeria de gallegos ilustres.

Madrid, Imprenta á cargo de Heliodoro Perez, 1874—1875. 8⁰.

5 tomos: 168 u. 192 u. 160 u. 176 u. 160 pag.

Villa-Amil y Castro, José.
Ensayo de un catálogo sistemático y crítico de algunos libros folletos y papeles así impresos como manuscritos que tratan en particular de Galicia.
Madrid, Imprenta de Fortanet, 1875. XXIV u. 312 pag.
[H. B.: 207. D. 42].
Vgl. auch:

Besada, Augusto G.
Historia crítica de la literatura gallega Edad antigua. Tom. I.
La Coruña 1887. 8⁰. 272 pag.
(Soviel erschienen). Es ist der Biblioteca Gallega Vol. 8.
[H. B.: 232. B. 25].

Gerona (Provinz und Stadt).

Girbal, Enrique Claudio.
Escritores gerundenses ó sea apuntes biográficos de los principales que han florecido desde los primeros siglos hasta nuestros dias. noticias de las obras y de los diferentes establecimientos de enseñanza que ha tenido esta ciudad.
Gerona, Gumané 1876. 4⁰.
(Citiert nach Molins, Diccionario de escritores y artistas Catalanes pref. p. X. Fehlt bei Murillo).

Girbal, Enrique Claudio.
Memorias literarias de Gerona ó sea suplemento á la obra del mismo autor: Escritores Gerundenses.
Vgl. die vorhergehende Anmerkung.

Granada.

Riaño, (Juan Facundo?)
Bibliografia granadina.
Nach Fernández Vallín, Discursos, p. 168.

Guipúzcoa (Provinz) s. Vizcaya.

Jaen (Stadt).

Jimenez Paton, Bartolomé (y Ordoñez de Zevallos, Pedro).
Historia de la antigua y continuada nobleza de la ciudad de Jaen. Y de algunos Varones famosos, hijos della.
Jaen, 1628. 4⁰.
[H. B.: B. E. 6. M. 42].

León (Provinz).

Mingote y Tarazona, Policarpo.
Varones ilustres de la provincia de León. Ensayo biográfico.
León 1880. 370 pag.

Madrid.

Alvarez y Baena, Joseph Antonio.
Hijos de Madrid ilustres en santidad dignidades, armas, ciencias y artes. Diccionario histórico.
Madrid, 1789—91. 4⁰. 4 Vol.
[H. B.: *38. T. 24].

Perez Pastor, Cristóbal.
Bibliografía Madrileña ó descripción de las obras impresas en Madrid (siglo XVI). Obra premiado por la biblioteca nacional en el concurso público de 1888 é impresa á expensas del estado.
Madrid, 1891. 8⁰.
[H. B.: 231. C. 23].

Hartzenbusch, Juan Eugenio.
Apuntes para un catálogo de periódicos madrileños, desde el año 1661—1870. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de 1873 é impresa á expensas del Estado.
Madrid, Sucesores de Rivadeneyra, 1894. 4⁰. XII u. 424 pp.
[H. B.: 224. K. 111].

Mallorca (Insel).

Bover de Roselló Joaquin Maria.
Memoria biográfica de los mallorquines que se han distinguido en la antigua y moderna literatura.
Palma 1842. Imprenta nacional. 4⁰. 504 pag.

Bover de Rosselló Joaquin Maria y Medel, R.
Varones ilustres de Mallorca.
Palma 1847. Pedro José Gelabert. 784 pag. 4⁰. Zahlreiche Abbildungen, Autographen, Facsimilia und Vignetten.

Bover de Roselló, Joaquin Maria.
Noticias histórico-topográficas de la isla de Mallorca, estadística general de ella y periodos memorables de su historia.
Palma, Juan Guasp. 1836. 8⁰.
[H. B.: SA. 58. F. 6].

Montaña (Santander, Stadt und Provinz).

Pedraja,
Escritores Montañeses.
Nach Fernández Vallín, Discursos p. 168.

Leguina, Enrique de.
Hijos ilustres de la Provincia de Santander.
Nach Menendez p. 7; vgl. unten.

Menendez y Pelayo, Marcelino.
Estudios críticos sobre escritores Montañeses.
Santander, T. Martinez, 1876. 8⁰. Vol. 1 (un.).
[H. B.: 186. G. 73].
Handelt eigentlich über Trueba y Cosio, giebt aber in der Einleitung eine gute allgemeine Übersicht.

Navarra.

Gil y Bardaji, Paulino.
Memoria acerca de los hombres célebres de Navarra. desde la antiguedad hasta nuestros dias. Premiada en el certamen literario celebrado en la ciudad de Pamplona, el 13 de Julio do 1882. Bajo los auspicios del Excmo. Ayuntamiento.

Pamplona. Imprenta Provincial 1882. 4⁰. 103 pag.

Vargas, M. F. M. de.
La guerra de Navarra y Provincias Vascongadas.

Madrid. B. Gonzalez, 1848. 2 tom. 4⁰. 344 u. 289 pag.

Der zweite Band enthält ausschliesslich Biographien.

S. a. Vizcaya.

Oviedo (Stadt).

Gónzalez Dávila, Gil.
Teatro eclesiastico de la Santa Iglesia de Oviedo. Vidas de sus Obispos y cosas memorables de su Obispado.

Madrid, 1635. 4⁰.
[H. B: 31. H. 84].

Tamayo de Vargas, Tomás.
Catálogo historiado de los Obispos de la Santa Iglesia de Oviedo, 1646.

Nach Vigil, Asturias Monumental. I p. 634.

Yepes, Antonio de, Fray.
Catálogo de los Abades de San Vicente de Oviedo S. XVI.

Nach Vigil a. a. O.

Santander s. Montaña.

Segovia.

Baeza y Gonzalez, Tomás.
Apuntes biográficos de escritores Segovianos, publicados por la sociedad Económica .. de Amigos del Pais.

Segovia 1877. 8⁰. 367 p. Imprenta de la Viuda de Alba y Santiuste.
[H. B: 119. F. 18].

Sevilla.

Caro, Rodrigo.
Antiguedades y principado de Sevilla y chorographia de su convento juridicio o antigua chancilleria.

Sevilla. Andres Grande, 1634. Fol.
[H. B.: 60. F. 25].

Dieses Werk scheint Vallín (Discursos p. 168) zu meinen, wenn er von Caro's ‚Escritores Sevillanos' spricht. Doch ist der Katalog der hijos ilustres (Fol. 70 ff.: en santidad, en letras en armas y dignidad seglar) sehr dürftig. Nachträge im Memorial histórico de la Real Academia de la Historia Tom. I., 347 ff.

Arana de Varflora, Fermin.
Hijos de Sevilla ilustres en santidad, letras, armas o dignidad, colocados por orden alfabético.

Sevilla, Vasquez e Hidalgo, 1791. 4⁰.
[H. B.: S. A. 15. G. 27].

Erschien in 4 Heften, jedes mit besonderer Paginierung.

Hijos ilustres de Sevilla, o coleccion de biografias de los naturales de esta ciudad que han sobresalido en santidad, ciencias, armas y artes.

Sevilla 1850. Moyano-Monier. Madrid 8⁰. Con láminas.
[H. B.: S. A. 2. J. 98].

Pag. 1—248. Nicht mehr erschienen.

Lasso de la Vega y Argüelles, Angel.
Historia y juicio crítico de la escuela poética sevillana en los siglos XVI y XVII. Memoria . . premiada por voto unánime de la Real Academia Sevillana de buenas Letras, impresa con auxilio del Ministerio de Fomento y precedida de una carta de D. José Amador de los Rios.

Madrid, Imprenta de la viuda é hijos de Galiano, 1871. 8⁰. XX u. 352 p.
[H. B.: 99. C. 62].

Von p. 173 bis Schluss: Poetas Sevillanos de los siglos XVI y XVII. Sorgsame biographische Arbeit.

Metuto y Garavia.
Adiciones y correcciones á los hijos de Sevilla ilustres en santidad, letras, armas y dignidad de D. Fermin Arana de Varflora. Las da a luz por primera vez el Excmo Señor D. Juan Perez de Guzman y Boza.

Madrid 1886. 129 p.

Hazañas y La Rua.
La imprenta en Sevilla. Ensayo de una historia de la tipografía sevillana. y noticias de algunos de sus impresores, desde la introducción del arte tipográfico en esta ciudad hasta el año de 1800.

Sevilla. imprenta de la Revista de los Tribunales 1892. 4⁰. 8 u. 142 u. 2 p.

Escudero y Perosso, Francisco.
Tipografía hispalense. Anales bibliográficos de la ciudad de Sevilla. desde el establecimiento de la imprenta hasta fines del siglo XVIII. Obra premiada en concurso público por la Biblioteca Nacional en 1864 é impresa á expensas del Estado. (Con la biografía del autor. por D. A. Maria Fabié).

Madrid. Rivadeneyra. 1894. 4⁰. XIX u. 657 p.
[H. B.: 224. K 110].

Toledo.

Perez Pastor, Cristóbal.
La imprenta en Toledo. Descripción bibliográfica de las obras impresas en la imperial ciudad desde 1483 hasta nuestros días. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de 1886 é impresa á expensas del Estado.
Madrid, 1887, M. Tello, 8⁰. 392 pág.
[H. B.: 213. E. 2].

Valencia.

Fuster, Justo Pastor.
Biblioteca Valenciana de los escritores que florecieron hasta nuestros dias. Con adiciones y enmiendas á la de D. Vicente Ximeno.
Valencia, Jos. Ximeno, 1827—1830, 2 Vol. 4⁰. XVI u. XXII u. 356 und VIII u. 548 p.
[H. B: 71. Q. 84].
Nach Hidalgo I, 282 selten geworden.

Ximeno, Vicente.
Escritores del Reyno de Valencia.
Valencia 1747—1749. 2 vol. fol.
[H. B.: 60. C. 31].

Rodriguez José.
Biblioteca Valentina. Con una continuación de la misma obra hecha por Fr. Ignácio Savalls.
Valencia, 1747. fol.
[H. B: 79. B. 50].

Lamarca, Luis.
El teatro de Valencia desde su origen hasta nuestros dias.
Valencia, J. Ferrer de Orga, 1840. 8⁰.
[H. B: * 69. O. 542].

Valladolid.

Ortega Rubio, Juan.
Valisoletanos ilustres (Bocetos).
Valladolid. Imprenta de Luis N. de Gaviria, 1893. 4⁰. 128 p. Mit Porträts.
[H. B: 231. K. 17].

Marcida.
Bibliografia Vallisoletana: nach Fernández Vallin, Discursos, p. 168.

Vich.

Biblioteca histórica de la diócesis de Vich. Episcopologio de Vich, escrito á mediados del siglo XVII por el Deán D. Juan Luis Moncada; publicado por vez primera con un prólogo, notas y adiciones de D. Jaime Collell, Canónigo. Tomo I (del siglo VI al XII).
Vich. R. Anglada 1891. 4⁰.

Vitoria (Stadt).

Landazuri y Romarate, Joaquin Joseph.
Historia civil, eclesiastica, politica y legislativa de la m. n. y m. l. ciudad de Vitoria, sus privilegios, esenciones, franquezas y libertades, deducida de memorias y documentos autenticos.
Madrid, Pedro Marin, 1780, 8⁰. 462 p.
[H. B.: B. E. 7. Z. 61].
Werthvolle biographische Daten. P. 428 f. Lista de los Alcaldes de Victoria (von 1479 an).

Vizcaya.

Rodriguez-Ferrer, Miguel.
Los Vascongados: su pais, su lengua y el principe L. L. Bonaparte, con notas, ilustraciones y comprobantes sobre sus antiguedades, sus principales nombres historicos, su literatura euscara, su bibliografia vasca, sus artistas y obras de arte, su música, sus danzas, sus supersticiones, su organisación social antigua y moderna etc. Con una introducción por el Excmo Sr. D. Antonio Cánovas del Castillo.
Madrid, Imprenta de J. Noguera 1873, LIX. y 348 p. 8⁰.
[H. B.: 95. D. 62].

Soraluce y Zubizarreta, Nicolás de.
Más biografias y catálogo de obras vasconavarras.
Vitoria, 1871, 8⁰. 43 pag.

Allende Salazar, Angel.
Biblioteca del Bascofilo. Ensayo de un catálogo general sistemático y crítico de las obras referentes á las provincias de Vizcaya, Guipúzcoa Alava y Navarra. Obra premiada por la biblioteca Nacional en el concurso público de 1877 é impresa á expensas del Estado.
Madrid, Imprenta de M. Tello, 1887. 488 pag. 4⁰.
[H. B.: C. C. 21. G. 5].
Hauptwerk, vortrefflich ausgearbeitet und angeordnet, leider erst nach dem Tode des Verfassers nicht genügend sorgfältig publiciert.

Zamora.

Fernández Duro, Cesáreo.
Colección bibliográfico-biográfica de noticias referentes á la provincia de Zamora ó materiales para su historia, reunidos. Obra premiada por la Biblioteca Nacional en el concurso público de 1876 é impresa á expensas del Estado.
Madrid, Manuel Tello 1891. 4⁰.
[H. B.: 233. C. 22].

Familiengeschichtliches.

Von

OTTO FREIHERRN VON VOELDERNDORFF.*)

Das Leben des Einzelnen baut sich auf über dem, was seine Vorfahren erlebt haben. Man kann sagen: „Weh' Dir, dass Du ein Enkel bist!“ Denn die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied. Man darf aber mit gleichem Rechte behaupten: „Wohl Dir, dass Du ein Enkel bist!“ Denn wir Nachkommen — nach des grossen Darwin's Lehre ist dies unumstösslich — wir Nachkommen zehren von allem Guten und allem Schönen, was unsere Ahnen in sich ausgebildet und in der Form der Racenveredlung auf uns vererbt haben. Das heisst also; in keinem Menschen lebt nur seine eigene Individualität; das Individuum ist stets zugleich das Resultat einer Familie. Ebenso lebt darum auch niemand nur für sich selbst; indem er lernt, arbeitet, strebt und sich müht, thut er all das nicht für seine Person allein, sondern er wirkt mittelbar auf das Leben seiner künftigen Geschlechtsnachkommen ein, er schafft geistiges Kapital für seine Familie. So leben in jedem Einzelnen gleichsam seine sämmtlichen Vorfahren mit. Deshalb wird die Biographie des Einzelnen dessen Entwicklung, abgetrennt von der Entwicklung seiner Familie, niemals richtig behandeln können. Jeder Mensch wird nur verständlich aus dem Erbteile, das er aus seiner Abstammung mitüberkommen hat. Und wie sein äusserer Lebensweg meist von vorneherein bestimmt wird durch die Verhältnisse seiner Eltern, so auch seine innere Ausgestaltung den Nährboden, den ihm die geschaffen haben, die vor ihm gelebt.

Unter diesem Gesichtspunkte rechtfertigt sich vielleicht der Versuch in den „biographischen Blättern“ etwas „Familiengeschichtliches“ der Öffentlichkeit zu übergeben.

Ich und ein gleichfalls kinderloser Vetter sind die letzten Abkömmlinge des Geschlechtes der Voelderndorffer, welches seit nunmehr neunhundert Jahren über sich urkundliche Notizen gesammelt hat.**) In meinem Besitz findet sich ein von meinem Urgrossvater, dem Freiherrn Johann Martin von Voelderndorff im Jahre 1751 verfasstes Manuscript, welches den Titel trägt:

„Begründete Nachrichten von der Freyherrlich von Voelderndorffischen Famille, aus bewährten Auctoribus, Urkunden p. p. bewiesen und zusammengetragen.“

Diese Familiengeschichte beginnt mit den Worten:

„Dass von diesem Geschlecht bereits etwelche sub Alberto I Bambergensi Anno 980—996, unter Henrico et Leopoldo I Anno 1040, unter Ernesto I et Leopoldo II biss 1075, und endlich sub Leopoldo III, sämmtlich regierenden Herzogen von Oesterreich gelebet, und getreue Ritter- und Kriegsdienste geleistet haben, solches bezeuget klährlich das von Leopoldo I Imperatore A. 1684 renovirte Baronats-Diploma, wie nicht weniger das in rotem Sammet

*) Zum 70. Geburtstage des verehrten Verfassers hat Louise v. Kobell in der Beilage zur „Allg. Ztg.“ vom 12. Juni d. J. knapp seinen Lebenslauf geschildert. Die „Biogr. Bl.“ bringen im nächsten Hefte einen weiteren Beitrag des Trefflichen: beide Gaben hoffentlich als Vorboten einer geschlossenen Autobiographie Voelderndorff's. A. d. H.

**) Vgl. auch Lazius: Chronica Viennensis Lib. IV Cap. II fol. 11 u. Cap. III fol. 18. Wurmbrand: Collectanea Genealogico-historica. (1705) p. 28. Gauhens Adelslexikon (1719) p. 405. Fritchens Basseler Lexikon (1730) Bd. IV, p. 30.

mit Silber beschlagene Buch, worinnen die würkliche Landes-Glieder in Österreich unter der Enss vom Herren und Ritterstand beschreibend sub Lib. V in Parte I f. 135 die Voelderndoerffer unter den ältesten vierundzwanzig adelichen Geschlechtern aufgeführt sind."

Mit ängstlicher Sorgfalt verzeichnet sodann der Verfasser, beginnend mit Ulrich Velterndorffer, („lebte um 1200, und ist dessen Grabschrift in der Kirche zu Tulln an der Donau zu lesen") alle Mitglieder des Geschlechts der Voelderndorffer aus dem XIII., XIV. und XV. Jahrhundert, deren Grabsteine damals noch existirten, (er reiste überall herum und zeichnete sie ab) oder welche in Urkunden als Zeugen oder Beteiligte mitwirkten. Ich übergehe diese Reihe von Namen („Name ist Schall und Rauch") und springe sofort auf den im Jahre 1504 geborenen Gotthard von Voelderndorff über, welcher der Familie die Signatur gegeben. Schon äusserlich; in meinem Zimmer hängt ein (offenbar von einem Cranach-Schüler gemaltes) Bildniss, das ihn in seinem fünfundsiebzigsten Lebensjahre darstellt. und meine Freunde pflegen zu sagen: „Du brauchst Dich nicht porträtiren zu lassen. schreibe nur deinen Namen auf die Holztafel, denn Du bist zum Sprechen ähnlich." Aber auch im Geistigen hat er die Bahn gewiesen, auf welcher fortan die Familie gewandelt ist. Das konfirmirte Freiherren-Diplom sagt von ihm Folgendes:

> „Dem uralten Geschlechte Derer von Voelderndorff noch mehreren Ruhm beizufügen hat Gotthard von Voelderndorff nicht ermangelt, indem er als Stadt-Haubtmann zu Stuhlweissenburg in Ungarn Seinem Heldenmut zum öfteren wider den Erbfeind ganz unerschrocken und erspriesslich hat vorführen lassen, derohalben ihm von Unseren Glorwürdigsten Vorfahren im Römischen Reich schon vor einem Säculo der Reichs-frey-Herrn Standt gnädigst verliehen worden, um welches Diplome aber das Voelderndorff'sche Geschlecht bey letzteren Schwedischen Einfall in Unter-Österreich und Einnehmung unserer Stadt Crembs sammt vielen ihrer besten Sachen und alten Documenten endtkommen ist."

Gotthard erwarb einen sehr grossen Güterbesitz, (die Familie soll unter ihm fünfzehn Güter besessen haben), aber von grösserem Werte für uns Nachkommen ist, dass er mit dem brennendsten Eifer der Reformation sich anschloss, und dass dieser, sein evangelisch-freier Geist über dreihundert Jahre hindurch in der Familie fortwaltete. Bekanntlich wurde zu jener Zeit fast der gesammte österreichische Adel protestantisch, aber es gelang der Gegenreformation, die mit allen Mitteln der Herrschergewalt arbeitete, allmählig durch Belohnungen und durch Zwang nahezu alle Familien wieder „in den Schoss der alleinseligmachenden Kirche zurückzubringen." Die Voelderndorffer nicht. Höher als unser Adelsdiplom ist in der Familie von jeher das Document geschätzt worden, welches in Gottfried von Meyern's: Actis publicis Pacis Westphalicae, T. IV, p. 177 enthalten ist. Im März 1647 wurde dem Friedens-Congress zu Münster eine Liste derjenigen vom „löblichen Ritter-Stand" übergeben, welche „noch dato" in Österreich unter der Enns dem evangelischen Glauben anhängen. Darin sind sub Lit V fünf Voelderndorffer (Voellendorffer) aufgeführt. Damals wurde ihnen wenigstens die ungefährdete Ausübung ihrer Religion im häuslichen Kreise zugesichert. „Aber" — so spricht unsere Familienchronik:

> „als die unerhörten Verfolgungen der Protestantischen Religion unter dem in allen Geschichtsbüchern deswegen sattsam bekanndten Ferdinandis Imperatoribus bis auf das höchste getrieben, den Vasallen alle, auch sogar sacra privata wie nicht minder die Evangelische Erziehung ihrer eigenen Kinder mit Gewaltthätigkeiten verbotten wurden. So fassten sie den schmerzlichen Entschluss lieber ihre kostbaren Gütter um ein Geringes loszuschlagen, den

Emigrantenstab zu ergreifen, und ihr durch so viele Saecula bewohntes Vaterland mit dem Rücken anzusehen, als Ihre und der Ihrigen Seligkeit in Gefahr zu setzen. So wanderte denn Hans Adam Eusebius Freiherr von Voelderndorff auf Schirmannsreuth, Frabernreuth, Donaudorf und Krummnussbaum ob der Erlaff (das waren damals seine österreichen Güter) mit seinen Kindern aus, und wurde nach Erwerbung der immediaten Rittergüter Dürnhof und Neuses am 6. (16.) November 1660 auf dem in Weissenburg im Nordgau gehaltenen Rittertag von Einer löblichen Keyserlich unmittelbahren freyen Ritterschaft Orts an der Altmühl zum Ritterglied aufgenommen."

Die Familienchronik bemerkt von den Voelderndorff, dass sie

„mehrenteils ohne höfische Gunst und Servicen zu suchen als wahre Freyherrn schlecht und recht auf ihren Güttern gelebet, und andere als Kriegsdienste nicht wohl geleistet, inmassen ein Abgehen von dieser Regel den Voelderndorffern übel zu bekommen pflegte, wovon eben der voraufgeführte Hans Adam ein Exempel gewesen."

Derselbe gab nämlich nach seiner Übersiedelung in den Fränkischen Kreis, seinen ältesten Sohn, der gleichfalls den Namen Johann Adam führte, und 1647 geboren war, wie die Chronik erzählt

„zur Erlernung der teutschen Hof-Lebensart als Pagen dem frommen Herzog Eberhard von Württemberg, an dessen Hofe er sich dermassen wohl qualificirte, dass er, da er noch dazu von sehr schöner Leibesbeschaffenheit war, von gedachtem Herzoge bey Vermählung dessen Prinzessin Tochter an den Fürst von Ost-Friesland wehrhaft gemacht*) und auf ein halbes Jahr als Cavalier, um die Prinzessin daselbst einzugewöhnen, mit nach Ost-Friesland geschickt wurde, nach welcher Zeit er nach Stuttgart retournirte und seine Dienste treulich verrichtete. Als aber einsmals in dem Schloss einige junge Cavaliere während der Sonntags-Predigt in dem nahe an der Schloss-Capelle gelegenen Saal- oder Ball-Hauss eine partie Ballon schlugen, und sich der fromme Herzog nach den Namen dieser Profanateurs erkundigte, so vermeldete ein Feind und Verleumder: der Baron Voelderndorff sei es gewesen, ohngeachtet er sich anderwärts befunden hatte. Demnach erhielte Er unverschuldeter Weise seinen Abschied, und gelobte zugleich bey sich selbst in seinem Leben keinem Hof mehr Dienste zu leisten." —

Man hat sich oft gewundert, dass weder ich noch einer meiner Brüder oder Vettern um den Kammerherrenschlüssel eingekommen sind. Wir haben eben immer an den jungen Hans Adam gedacht. —

Am 17. November 1676 vermählte sich Johann Adam der jüngere mit der siebzehnjährigen Erbtochter des alten Geschlechtes der Grafen von Rottal, Sabina Isabella, und das Blühen der Familie Voelderndorff schien damit auf lange Zeit gesichert. Aber ein böser Dämon in weiblicher Gestalt vernichtete diese Aussichten alsbald. Bei der Auswanderung des Hans Adam Eusebius war eine Tochter desselben in Österreich zurückgeblieben. Die Familien-Chronik sagt von ihr:

---

*) Dieses „Wehrhaftmachen" bezieht sich auf die vormals übliche Ceremonie beim Austritt aus der Pagerie. Noch zu meiner Zeit (1843) erfolgte die „Ausmusterung" der Bayrischen Edelknaben in folgender Weise: Der Oberstallmeister, unter welchem die Pagerie stand. hielt an uns eine kurze Anrede, in der er zu ritterlichem Thun und Treiben und zu einem ehrenhaften Leben ermahnte. Dann trat er zu Jedem der in dem Kreise Stehenden und gab ihm einen leichten Backenstreich, indem er sprach: „Das leiden Sie von mir und nun" — hier überreichte er dem Angesprochenen mit der andern Hand einen Degen — „von Niemandem mehr". Damit war der bisherige „Edelknabe" als wehrhafter Cavalier erklärt, und erst von da an erhielt er sein Standes-Prädikat als Anrede; bis dahin wurde er nur beim Namen gerufen, niemals aber Graf oder Baron genannt.

„Maria Anna Regina von Voelderndorff verehrte das Pabsttum mehr. denn ihrer Seele Wohlfahrt. Da sie dabei von ausnehmender Schönheit und mit grossem Verstande begabt war, erwarb sie sich die Gnade des Kayserlichen Hofes ob ihrer Anhänglichkeit an die katholische Religion in hohem Maasse. Sie wurde Hofdame und Sternkreuz-Dame und erzielte grossen Einfluss. Nicht weniger als vier Männer nacheinander führten sie zum Traualtare: Johann Caspar von Lindeck und Mollenberg, Hans Gottfried Freiherr von Clam, Johann Anton Kollowrat Graf von Krakowsky, nnd zuletzt Anton Friedrich Graf von Auersberg.*)

Als ihr Bruder, erst zweiundfünfzig Jahre alt, am 16. Februar 1699 gestorben war, scheint sie ihre jesuitische Intriguen zum Zwecke der Konvertirung ihres Neffen begonnen zu haben. Vermuthlich durch ihren Einfluss wurde als Erzieher des Knaben ein gewisser Mögelein gewählt, von welchem die Familiengeschichte sagt:

„Dieser Mann ist ein Erzbösewicht gewesen, der auf den jungen Baron von dem schlimmsten Einflusse war, denselbigen zu Prozessen gegen seine Frau Mutter pto. Wittumbs, gegen die Stadt Dinkelsbühl ratione übel angelegter Kapitalien und verzögerter Zinsszahlung beredete, und dadurch die die Famille in Zwistigkeiten und grossen Schaden brachte. Die Witwe Voelderndorff schickte nunmehr ihren Sohn auf die neugegründete Universität zu Halle in Brandenburg, aber der böse Hoffmeister reiste ihm dahin nach und verwickelte ihn dortselbst in ein solches Leben und Händel, dass der junge Freiherr sich flüchten musste. Er ging nach Polen, wo er als gemeiner Reiter in Dienste trat. Als solcher marschirte er mit der Armee nach Schweden, allwo ihn Obrist Dalwig lieb gewann, und ihm eine Fähndrichstelle im dänischen Heere verschaffte. Sodann kam er als Lieutenant unter des Generalmajors v. Hirschligaus Infanterie-Regiment, von da in das Fränkische Creiss-Regiment von Erffa und verrichtete als Capitain die Campagne am Rhein. Anno 1712 ward er dänischer Oberst-Lieutenant unter Graf Calenberg. Als solcher besuchte er wieder seine Frau Mutter und söhnte sich mit derselben aus. Aber die Eintracht währte nicht lange. Denn anstatt eine vermögliche und den lustre der Famille verstärkende Mariage aus einem adelichen Hause zu suchen, verliebte sich der junge Officier in die am 10. Oktober 1694 geborene schöne Tochter des Brandenburgischen Rates und Pflegers, Herrn Faber von Allerheim, Rosina Magdalena, die er auch allen Widerspruches ohngeachtet am 13. März 1713, da sie also erst 18½ Jahre zählte, zu Noerdlingen heiratete. Wenige Jahre nur dauerte das begonnene Eheglück. Als ihm im Jahre 1715 ein Sohn (eben der Verfasser der Familiengeschichte, mein Urgrossvater) geboren war, litt es den unsteten und an kriegerische Abentheuer Gewohnten nicht mehr in der Heimat. Er trat als Brigadier in die Dienste der Durchlauchtigen Republique Venedig, als welcher er nach Corfu geschickt ward, und mit grosser Bravour gegen die Türken kämpfte.“

Nach beendigtem Feldzug ging er nach Wien, von wo aus er „zum beträchtlichen Schaden von Frau und Kind widerrechtlich“ — so sagt die Familienaufzeichnung — seine Fränkischen Güter verkaufte und die Separation von der lutherischen Beamtentochter betrieb, die er auch 1722 durchsetzte. Nun trat er zum Katholicismus über — man verspürt da deutlich den Einfluss der schönen Hofdame, seiner Tante — und ging in die Dienste des Fürstbischofs von Würzburg, der ihn zum Major ernannte und bald zum Oberstlieutenant beförderte.

*) Derselbe war General und Commandant der Festung Sigeth in Ungarn, woselbst beide Ehegatten an der Pest starben.

Aber seine unbändige Wildheit brachte ihm neues Verderben. Bei einem scharfen Ritte wich ihm ein daherfahrender Fuldaischer Bauer nicht schnell genug aus, wesshalb er nach dem störrischen Landmann einen Hieb mit der Reitpeitsche führte. Hierbei entfiel ihm diese, der Bauer hob sie auf, und da er sie auf Anfordern nicht sofort zurück gab, sprang der Erzürnte vom Pferde; der Bauer ergriff die Flucht, der Offizier rannte ihm mit gezogenem Degen nach, und als der Flüchtende, an seiner Scheune angelangt, das Thor zuschlagen wollte, führte der Verfolger in blinder Wuth einen Degenstoss nach den zufallenden Thürflügeln, der unglücklicherweise durch die noch offene „Spalt“ eindrang und den Bauer mitten durch das Herz traf. Freiherr von Voelderndorff wurde verhaftet, entrann aber aus der Feste Marienburg und ging nach Bayern, wo er in der Hartschiergarde Aufnahme fand. In München endete er dann „sein krebsgängiges Leben“ — wie die Familienchronik sagt — „am 3. November 1734, erst dreiundfünfzig Jahre alt“ an einem Schlagfluss und ward bei Unserer Lieben Frauen begraben.“ Dessen Sohn Johann Martin versuchte durch eine grosse Heirath — er vermählte sich am 24. November 1757 mit Fräulein Maria Christine Sophie von Zettwitz aus dem Hause Sorg, den Glanz der Familie wieder herzustellen, was ihm auch theilweise gelang. Seinen Lebenslauf, mit welchem unsere Chronik endet, schildert der Verfasser folgendermaassen:

> „Der Studien halber befand ich mich zu Nürnberg sieben Jahre lang bis 1732 und zu Bayreuth bis 1735. Zu Jena absolvirte binnen drei Jahren das Studium juridicum und ging sodann drei Jahre auf Reisen. Anno 1742 wurde Unterlieutenant unter dem Kayserlich Bayrischen Graf Seckendorffischen Infanterie-Regiment, diente in sechs Campagnen in Bayern, am Rhein und drei Jahre in Holland, wurde aber 1749 nach geendigtem Krieg und Aachener Frieden „als ein Protestant und Ausländer“ — so steht im Abschiedsdekret — als Haubtmann entlassen. Zu Anfang des 1752 Jahres wurde von Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht dem regierenden Herrn Marggrafen Friedrich zu Bayreuth mediante Decreto als Haubtmann und Kriegscommissarius über die sechs Aembter in Dienst genommen. 1766 wurde Obristlieutenant und Commandant des sechs Aemter-Landregiments.“

Johann Martin Freiherr von Voelderndorff löste seine letzten Beziehungen zu Österreich und mit seiner Erzählung hierüber, die in mancher Hinsicht für die damaligen Zustände charakteristisch ist, will ich schliessen:

> „Weilen die zwei Stamm-Unterthanen in Unterösterreich zu Veldendorff und Hötzelforst ohnweit St. Pölten wegen der in Kriegszeiten albzuhoch gesteigerten Abgaben an das Landhauss kaum auf vierthalb oder vier p. Ct. zu nutzen und benebstdem nur allzuviel entlegen waren, auch über dieses nicht ohne Grund zu besorgen war, dass ein solcher aus bigotterie nach erfolgendem Frieden die possession nur dürfte erschwert oder gar entzogen werden, so habe solche beide Unterthanen nach beigebrachtem Consens des Troppauischen Herrn Vetters als nächste Agnaten mit Kauffbrief dd. Wunsiedel den 6. November A. 1758 an das Hochfürstlich Trautsohn'sche Haus zu Goldegg um 120 Cremnitzer Dukaten verkaufet, den Kaufschilling aber in hiesigem Fürstentum zu 6 p. Cto. ausgeliehen.“

Johann Martin Freiherr von Voelderndorff hinterliess nur einen Sohn, dessen Lebenslauf eine besondere Schilderung verdient, da er unter Hardenberg Präsident der damals hinsichtlich der Verwaltung mustergiltig regierten Fränkischen Provinzen gewesen ist. Dieser Friedrich Wilhelm Freiherr von Voelderndorff hatte vier Söhne, und jeder Dieser wieder Söhne, einer davon fünf, von welchen der älteste sechzehn Kinder erzeugte. Und doch stirbt jetzt die Familie aus! —

Aus den Erinnerungen eines Künstlers.

Von
RUDOLF LEHMANN (London).

II.
Rom 1845 — 46. Papstwahl. Pio IX.

Während des Winters 1845/46 beschäftigte mich fast ausschliesslich die Förderung meines grossen Bildes: „Die Segnung der Pontinischen Sümpfe durch Sixtus V.“*). Aber ich fand es schwer, mich gegen den Zufluss von Fremden, deren viele an mich brieflich empfohlen waren, hinlänglich abzuschliessen, um für die mir so neue, schwierige Aufgabe die nöthige Sammlung zu bewahren. Auch entsprach das Resultat nicht meinen Erwartungen. Ich beschloss, in der Hoffnung das Versäumte nachzuholen, desshalb die Ruhe des Sommers zu benutzen. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der ewig wolkenlose, tiefblaue Himmel, die monatelang von keinem Tropfen Regen unterbrochene Dürre, der häufige Scirocco, das grellblendende Sonnenlicht während des grössten Theils der 24 Stunden, und die dumpfe, brütende Hitze brachten mich fast zur Verzweiflung. Indessen ward ich einigermaassen entschädigt durch die seltene Gelegenheit, den interessanten Ceremonien beizuwohnen, die den Tod und die Wahl eines Papstes begleiten.

Gregor XVI. und sein Staatssekretair Kardinal Lambruschini hatten sich durch ihre Strenge gegen politische Verbrecher gründlich verhasst gemacht. Mit schlecht unterdrücktem Lächeln theilten sich in den Cafés die jungen Römer die Nachricht von des Papstes Tode mit. Nichtsdestoweniger strömten Tausende seiner Unterthanen andächtig herbei, die Leiche erst in der Sixtinischen Kapelle, mit dem bedeutungsvollen Hintergrunde von Michel Angelo's jüngstem Gericht, von Guardianobili mit entblössten Schwertern bewacht, zu sehen. Dann wurde sie in einer der Seitenkapellen der Peterskirche hinter dem sie schliessenden Gitter so ausgestellt, dass nur die Füsse, deren Sohlen bald schwarz geküsst waren, zwischen den Eisenstäben hervorsahen. Schliesslich wurde sie in Pontificalibus auf einem kolossalen Katafalk im Mittelschiff ausgelegt. Unzählige Kerzen versuchten vergebens den schwarz verhängten Riesenbau zu erhellen. Betende Priester und Guardianobili hielten Wache. Andächtige Gläubige füllten, auf ihren

*) Die Beschaffung der mannigfachen reichen Kostüme der bei diesem feierlichen Akt Fungirenden war so schwierig wie zeitraubend. Für die päpstlichen Gewänder erlangte ich durch besondere Vergünstigung den Zutritt in die „Floreria“, wo sie im Vatikan aufbewahrt werden. Die dreifache päpstliche Krone lieh mir Dr. Alertz, dem sie sein Freund und Gönner Gregor XVI. zum Dank für geleistete ärztliche Dienste geschenkt hatte. Sie war mit unechten Edelsteinen besetzt, und während der französischen Occupation unter Napoleon I. anstatt der in Sicherheit gebrachten echten Tiara von Pius VII. bei den Kirchenfeierlichkeiten getragen worden.

Knieen betend, den weiten Raum. Plötzlich fiel von den den Katafalk umstehenden, die Tugenden des verstorbenen Pontifex darstellenden improvisirten, allegorischen Gypsfiguren die „Religion“ mit lautem Krachen von ihrem Piedestal und zerbrach in tausend Scherben — dem abergläubischen Volk ein böses Omen.

Dann begann das Interregnum, und ich sah erst die alten Kardinäle, deren Einer als Statthalter Christi auf Erden wieder herauskommen musste, zu Fuss paarweise ins Conclave in den Quirinal-Palast ziehen — dann ihre Diener in altfränkischen Livreen (die Heilbuth in seinen geistreichen Bildern verewigt hat), je zwei in einem Korbe ihnen ihr Mittagessen bringen. Ein dritter mit einem langen Stabe ging ihnen voran. Die Schüsseln werden am Eingang in den Palast streng untersucht, aus Furcht, eine in ihnen versteckte Kommunikation mit der Aussenwelt möchte den Einfluss des heiligen Geistes auf die Papstwahl beeinträchtigen.

Eine kurze eiserne Röhre, die aus einer Seitenmauer des Quirinals im Erdgeschosse unscheinbar genug hervorragte, war allmorgendlich für die Römer ein Gegenstand gespanntesten Interesses. Aus ihr zieht der Rauch der im Conclave verbrannten Stimmzettel, bis einer der Kardinäle die zur Papstwahl nöthige Stimmeneinheit erlangt hat. Erscheint kein Rauch zur gewohnten Stunde, so ist ein Papst gewählt.

An einem tropischen Julimorgen stürzte meine dicke Padrona di casa athemlos in mein Studio mit den Worten: „E fatto il Papa!“, und augenblicklich Pinsel und Palette niederlegend, eilte ich nach Piazza Montecavallo, den ich schon mit ungeduldig harrenden Neugierigen gefüllt fand. Die über dem Eingangsportal auf den Balkon führende Fensterthür wird während des Conclave zu grösserer Sicherheit vermauert. Mit Spannung hörte man die Hammerschläge der Arbeiter, die ein Loch in diese Mauer brachen, kaum gross genug, das ein Mann durchkriechen kann. Sobald das geschehen, trat ein Kardinal heraus und las: „Annuncio vobis gaudium quod habemus Papam. Eminentissimum Cardinalem Mastai-Ferretti, qui sibi nomen elegit Pius IX.“. Grosser Jubel begrüsste die Nachricht. Dann füllte sich der Balkon mit Kardinälen, die ihre Taschentücher und, komisch genug auch ihre Kappen schwenkten, das Volk zu erhöhten Zeichen seines Enthusiasmus zu reizen. Endlich erschien, sein Crocifero voran, der neue Papst zum ersten Male in päpstlichen Gewändern, und weinend, so dass er unablässig die Augen mit dem Taschentuch trocknen musste, ertheilte er den Segen, erst schüchtern, dann mit mächtiger, freier Bewegung.

Er erschien gross, stattlich, und sein Ausdruck wohlwollend. Dann zerstreute sich das Volk. Schon füllte eine lange Reihe von reich vergoldeten und bunt bemalten Kardinalskutschen die Via del Quirinale, um die endlich erlösten alten Herren heimzuholen. Der dicke alte Kutscher des neuerwählten Papstes, der durch die Erhebung seines Herrn eo ipso zu hohen Würden in seiner Sphäre promovirt wird, war der Gegenstand

vielfacher neidischer Neckereien seitens seiner Kollegen auf ihren breiten Prunksitzen.

Kurz darauf wohnte ich der Krönung in St. Peter bei. Unter den endlosen damit verknüpften Ceremonien erinnere ich mich nur einer, da eine Portion Werg am Ende einer langen Stange angezündet ward. Während der kurzen Augenblicke des Verbrennens ruft eine Stimme dem dreifach Gekrönten bedeutungsvoll zu: „Sic transit gloria mundi!“ Dann erfolgte der Segen von der Loggia — zuerst war der Papst ängstlich, weil in Folge des ungewohnten Getragenwerdens, schwindlig, schliesslich aber bewegte er sich freier und gab den Segen mit dem bekannten grossartigen Gestus beider zum Himmel erhobenen Arme.

Obgleich die Römer die schönsten Hoffnungen von der neuen Ordnung der Dinge nährten, schien ihnen der Papst anfänglich zu bedächtig, und auf seinen Familiennamen Mastai anspielend sagten sie; „Sei bello!“ (Du bist schön) „sei buono!„ (Du bist gut!) „Ma stai!“ (Du stehst still).

Indessen können keine noch so beredten Worte von dem Enthusiasmus einen Begriff geben, den die ersten liberalen Dekrete des Papstes erweckten.

Von dem weittragendsten derselben, der Amnestie für politische Verbrecher, möge mir erlaubt sein, den Eingang hier in der Übersetzung folgen zu lassen.

Pius IX. seinen treusten Unterthanen
Gruss und apostolischen Segen

Gegeben zu Rom bei Sancta Maria Maggiore den 16. Juli 1846, dem ersten Jahre unseres Pontificats.

„In den Tagen, wo wir im tiefsten Herzen von den öffentlichen Freudenbezeugungen, auf Anlass Unsrer Erhebung zum Pontificate, gerührt waren, konnten wir uns eines schmerzlichen Gefühls nicht erwehren, in dem Gedanken, dass nicht wenige unter den Familien unsrer Unterthanen verhindert waren an der allgemeinen Freude theilzunehmen, weil sie durch Entbehrungen einen Theil der Strafe zu tragen hatten, die eines ihrer Mitglieder sich durch Vergehen gegen die Gesellschaft und die heiligen Rechte des legitimen Herrschers zugezogen hatte. Anderseits wendeten wir unsre Blicke voll Mitleid auf so viele unerfahrene Jünglinge, die, obgleich in Mitten politischer Aufregung von täuschenden Hoffnungen missleitet, uns mehr verführt als Verführer erschienen. Aus diesem Grunde gedachten wir schon damals denjenigen unter den verirrten Jünglingen eine versöhnende Hand zu bieten, die aufrichtige Reue bezeigen wollten. Jetzo haben die Liebe, von der unsre treuen Unterthanen uns täglich Beweise geben, und die Verehrung, die der Heilige Stuhl fortwährend in unsrer Person von ihnen empfängt, uns überzeugt, dass wir ohne Gefahr für das Gemeinwesen verzeihen können. Desshalb

verordnen und befehlen wir, dass der Beginn Unsres Pontifikats durch folgendes Dekret fürstlicher Gnade bezeichnet werde.“ — etc. (Folgt die Amnestie).

Allnächtlich zogen helle Haufen mit Musik, Fackeln und fliegenden Bannern vor den Quirinal und ruhten nicht mit Rufen von: „Evviva il Santo Padre!“, bis der Papst zwischen zwei Fackelträgern von Kardinälen begleitet auf dem Balkon erschien, den erflehten Segen zu ertheilen.

Der König von Sardinien, damals noch ein getreuer Sohn der Kirche, beauftragte einen piemontesischen Bildhauer, eine Büste des neuen Papstes für ihn zu modelliren, und ich war hocherfreut, von einem mir befreundeten höheren Hofbeamten die Weisung zu erhalten, dass mir erlaubt sein würde, während einer der Sitzungen zu diesem Behufe eine Zeichnung für mein Album zu machen. In einem der weiten Säle des Quirinal-Palastes fand ich auf einer mit grünem Tuch bedeckten Estrade einen vergoldeten Lehnstuhl zurechtgestellt. Kaum hatte ich Zeit, mit Hülfe eines gefälligen Dieners den besten Platz dafür auszuprobiren, als seine Heiligkeit erschien, ganz in Weiss gekleidet mit Ausnahme der rothen Pantoffeln, deren goldgesticktes Kreuz Gläubigen mit Andacht zu küssen erlaubt ist. Ihm folgten zwei violette Monsignori, deren einer das Breviarium hielt, das täglich einmal zu recitiren jedem Geistlichen, mit Ausnahme des Papstes, Pflicht ist. Der andere hielt eine geräumige Schnupftabaksdose, und nachdem seine Heiligkeit Platz genommen, stellten sie sich rückwärts zu beiden Seiten seines Stuhles auf. In Abwesenheit des noch nicht erschienenen Bildhauers machte ich mich, nach eingeholter Erlaubniss mich zu setzen, an die Arbeit. Alsbald fragte der Papst nach meinem Geburtsorte, und auf meine Antwort: „Hamburg“ meinte er gehört zu haben, dass dort nicht das rechte Deutsch gesprochen werde. Als ich dagegen bescheiden zu protestiren wagte — wenn auch der Hamburger Dialekt nicht der wohlklingendste sein mag —, korrigirte sich Seine Heiligkeit: „er habe an Ungarn gedacht“. Der Bildhauer war immer noch nicht erschienen. „Sara morto“ — meinte im Vorübergehen der Papst. („Er wird gestorben sein“.) — Indessen sprach er häufig der Schnupftabaksdose zu und liess sich schliesslich das Breviarium reichen, das er anfing mit ab und zu geschlossenen Augen halblaut, für meinen Zweck nicht eben förderlich, zu recitiren. Wie er damit fertig war, liess er sich eines Breiten über seine guten Absichten der Förderung der Künste, speciell der vatikanischen Mosaikfabrik aus, als plötzlich der junge Bildhauer an der offenen Thür erschien und, sich schweissgebadet an der Schwelle niederwerfend, mit erhobenen Armen die Verzeihung des heiligen Vaters erflehte, dessen Befehl ihn in Folge eines Missverständnisses nicht rechtzeitig erreicht hatte, und mit fieberhafter Eile machte er sich daran, einem auf einem Modellirstuhl bereitstehenden Klumpen von Thonerde die Züge des Papstes einzudrücken. Der aber sagte „A me non mi fa niente“ und erhob sich lächelnd nach etwa fünf Minuten, mit dem Bedeuten, er erwarte I. K. H. die Prinzessin Albrecht von Preussen, der er im Pavillon im Garten eine

Audienz versprochen (diese Prinzessin hat später ihren Kourier geheirathet). Er trat von der Estrade herunter, sah sich meine Zeichnung an und bemerkte, wie gut ich beobachtet hätte, dass in Folge eines Schlaganfalls die eine Seite seines Gesichts auf der Reise nach Chili gelähmt gewesen sei, ein zweifelhaftes Kompliment. Auf meine, wie ich später erfuhr, indiskrete Bitte, schrieb er seinen Namen darunter, gab uns seinen Segen und verliess uns.

Ehe ich ging, sammelte ich den Schnupftabak, der das grüne Tuch um den Stuhl herum reichlich bedeckte, um diese kostbare Reliquie einem allerliebsten jungen Fräulein, einer enthusiastischen Verehrerin des neuen, liberalen Papstes, zu bringen. Sie ward dankbarst angenommen und in ein Medaillon gethan, das sie lange Zeit an einer Kette am Halse trug, vielleicht noch trägt!

Der alljährliche Besuch des Papstes, um in der Kirche Santa Maria del Popolo (die unter vielem Interessanten auch Raphaels Jonas-Statue, seine einzige, enthält) die Messe zu lesen, bot den enthusiastischen Römern eine erwünschte Gelegenheit, von Neuem ihre dankbaren Gefühle zu bethätigen. Durch den, wie zum Karneval festlich geschmückten Korso, über den mit brauner Puzzolanerde bestreuten Boden bewegte sich langsam der feierliche Zug. Von allen, mit den reichsten Teppichen geschmückten Balkonen wehten von schönen Händen Taschentücher, wurden Blumen geworfen, deren Masse die reichvergoldete, von sechs schwarzen Rappen gezogene Staatskarosse fast bedeckte. Weither erschollen die begeisterten Zurufe wie fernes Meeresbrausen. Auf der Piazza del Popolo war ein kolossaler Triumphbogen mit zahlreichen Statuen meisterhaft improvisirt worden. Der Papst war sichtlich ergriffen und die Rührung eine allgemeine. Der Süden ist leicht erregbar; in den „Cercoli“ der jungen Römer wurde feierlich beschlossen, in der kommenden „Stagione di Carnevale“ keiner Primadonna Blumen zuzuwerfen, nachdem oder weil sie die päpstliche Karosse geziert: für die bühnenbegeisterte Jugend ein Opfer der Entsagung.

Wie oft habe ich dieses rührenden Triumphzugs gedenken müssen, als derselbe Papst nach Verlauf von wenig Jahren, als der bekannte deutsche Arzt Dr. Alertz verkleidet, im Wagen des bayerischen Gesandten Graf Spaur aus Rom flüchten musste! Man warf ihm vor, die Fahnen der Freiwilligen, die den aufständischen Mailändern gegen die Österreicher zu Hülfe geeilt waren, erst gesegnet, dann die Heimkehrenden in den Kerker geworfen zu haben. Man hatte ihm den als Patrioten verbannten, dann von der französischen Republik als Gesandten am päpstlichen Hof accreditirten, schliesslich zum Chef des ersten päpstlichen liberalen Ministeriums ernannten Grafen Rossi, auf den zum Parlament führenden Stufen auf Monte Citorio meuchlings erdolcht. Er fühlte den Boden unter seinen Füssen wanken, ward irre an sich und der Welt und floh nach der neapolitanischen Festung Gaeta, von wo ihn nach Jahr und Tag die Bajonette der französischen Republik nach Rom auf seinen Thron zurückbrachten.

Robert Browning.

Brownings Verdienst als Dichter uud Philosoph ist von kompetenten Richtern so erschöpfend erwogen und festgestellt worden, dass es nicht nur anmaassend von mir, sondern ohne Zweifel auch langweilig sein würde, wollte ich versuchen diesem Urtheil, das wohl als ein endgültiges anzusehen ist, etwas hinzuzufügen. Aber ich habe zweimal sein Portrait gemalt und zweimal gezeichnet, habe viele Jahre hindurch freundschaftlich mit ihm verkehrt, bin bei gemeinsamen Freunden sowohl, als bei meinen Geschwistern, mit denen er intim war, allwöchentlich mehrfach mit ihm zusammengetroffen, und so mag ich vielleicht im Stande sein, seinen fast typisch gewordenen Zügen einige von jenen Details hinzuzufügen, die wie die Warzen, die Cromwell, als er einem Maler sass, mitgemalt haben wollte — einem Bildniss Leben und Individualität verleihen. In seiner persönlichen Erscheinung war wohl das Gegentheil von Affektation, die ungezwungene Einfachheit, die hervorragende, wenn auch negative Eigenschaft. Nichts in seiner Ausdrucksweise, seinen Bewegungen oder seiner Kleidung, konnte einen Fremden vermuthen lassen, dass der Mann vor ihm, so weit die englische Sprache reichte, als einer der grössten lebenden Dichter anerkannt worden war. Urbanität. Herzensgüte und Wohlwollen, sowie völliges Beherrschen des Gegenstandes charakterisirten seine Unterhaltung, gleichviel ob mit Fürsten oder mit Kindern. Mit seinen mannigfachen, von einem fabelhaften Gedächtniss unterstützten Kenntnissen, war er in bescheidener, anspruchsloser Weise jedem zu dienen bereit. Die Universalität seiner Studien war ein Gegenstand immer erneuter Bewunderung. In Florenz hatte er Anatomie studirt, in Rom in Story's Studio modellirt, er spielte Klavier und pflegte in Konzerten, die Partitur in der Hand, der Aufführung Beethovenscher Symphonieen zu folgen. Cambridge's gelehrtestes Kollegium Balliol ernannte ihn zu seinem Ehrenmitgliede (Honorary Fellow) und die Universität zum L. L. D., was wohl am besten durch „Juris utriusque doctor“ übersetzt wird.

Er sprach nicht ungern über seine veröffentlichten Werke. Es ist bekannt, dass das vielleicht bedeutendste unter ihnen: „The Ring and the Book“ seine Entstehung einem alten Pamphlet verdankte, das er zufällig auf dem Trödel in Florenz gefunden. „Nachdem ich es gelesen“, so erzählte er mir, „stand mein Plan fest. Ich ging vor's Thor, sammelte spazierend zwölf Steinchen und legte sie in gleichen Zwischenräumen auf die Mauerbrüstung längs der Strasse. Das waren die 12 Kapitel, in die das Buch eingetheilt ist, und davon bin ich in der Ausführung nicht abgegangen.“

Obgleich er eine unüberwindliche Abneigung gegen öffentliches Reden hatte, so zwar, dass er Einladungen ablehnte, wo er die Möglichkeit eines derartigen Ansinnens witterte, war er äusserst redselig und nicht im geringsten wählerisch in seinem zufälligen Auditorium. Unzählige Male habe ich ihn in längerer Unterhaltung mit kleinen Mädchen in kurzen

Kleidern vertieft gesehen, und ich kann dem Wunsche nicht widerstehen, hier einen Brief herzusetzen, der ihn in diesem Bezuge charakterisirt. Er ist an meine jüngste Tochter gerichtet, die, damals noch ein halbes Kind, sein besonderer Liebling war:

6. Juli 1889.

Meine geliebte Alma!

Gestern hatte ich die Ehre, mit dem Shah zu speisen, bei welcher Gelegenheit sich folgende Unterhaltung entspann: „Sie sind Poet?“ „Man hat sich manchmal erlaubt, mich so zu nennen.“ „Und Sie haben Bücher geschrieben?“ „Zu viele Bücher.“ „Wollen Sie mir eines geben, um mich an Sie zu erinnern?“ „Mit Vergnügen.“ — In Folge dessen bin ich heute Morgen zur City gegangen, wo man sich den Artikel verschaffen kann, und als ich ein Buch wählte, dessen Einband das kaiserliche Auge auf sich zu ziehen geeignet wäre, sagte ich mir: Hier schenke ich meine Gedichte einem Manne, an dem mir nicht das geringste gelegen ist; warum sollte ich nicht dasselbe für ein junges Mädchen thun, das ich herzlich lieb habe, und das vielleicht dem Autor zur Liebe in künftigen Jahren mehr Interesse für den Inhalt als für den äusseren Schmuck des Buches haben wird? So nahm ich mir die Freiheit, einen Band zu wählen und Sie zu ersuchen, ihn freundlichst von mir anzunehmen, Sie bittend, sich in späteren Jahren zu erinnern, dass der Autor, mag er nun ein guter oder ein schlechter Poet gewesen sein, immer war, meine liebe Alma,

Ihr aufrichtiger Freund

Robert Browning.

In Geldsachen war Browning in hohem Grade uneigennützig. Er besprach nie das Honorar seiner Bücher mit seinem Verleger, sondern nahm einfach dankend an, was dieser ihm zu zahlen beliebte. Als der Redakteur eines Monatsheftes ihm einen offenen Check schickte mit der Bitte, ihn beliebig auszufüllen und ihm dafür ein wenn auch noch so kurzes Gedicht zu liefern, schickte er denselben ohne Gedicht — dankend zurück, ungeachtet Tennyson in einem ähnlichen Falle 100 Lstr. empfangen hatte.

Im Gegensatz zu eminenten Persönlichkeiten, die, um Effekt zu machen, bei festlichen Gelegenheiten absichtlich verspätet erscheinen, liebte er es, sich vor der bestimmten Zeit einzufinden, um, wie er sagte, Gelegenheit zu haben, sich mit den Wirthen zu unterhalten.

Bei Diners war er der liebenswürdigste Gast. Seine Unterhaltung verbreitete sich, ein nie versiegender Strom, über die verschiedenartigsten Gegenstände, sprudelnd, lehrreich ohne Ostentation, immer wohlwollend. In Folge der Taubheit seines Vaters, von dem er gern, und immer mit Verehrung sprach, war sein Organ laut und barsch. Wenn seine Freunde, seine Vorliebe für Portwein kennend, ihm von Anbeginn des Diners eine Flasche davon vorsetzten, hielt er sich ausschliesslich dazu, während, aber nicht nach dem Essen — wie das sonst in England gebräuchlich. Er

rauchte nicht, war aber liebenswürdig genug zu behaupten, dass er den Geruch von Tabak liebe, um den Rauchenden nach der Mahlzeit Gesellschaft zu leisten.

Kein treuerer Freund lässt sich denken. Seiner Biographin, Frau Sutherland-Orr, die augenleidend war, pflegte er stundenlang vorzulesen, und nach dem Tode meines ihm nahebefreundeten Schwagers war er ein täglicher Besucher im Hause meiner verwittweten Schwester. Mit grösster Regelmässigkeit erklomm er allsonntäglich die fünf Stiegen zu seiner alten Freundin Mrs. Prokter (des Dichters Barry-Cornwall's Wittwe), bis zuletzt den hydraulischen Aufzug verachtend.

Er war von mittlerer Grösse, untersetzt, mit wohl entwickelten Muskeln. Als ich ihn sammt seiner Frau im Jahre 1858 in Rom für mein Album berühmter Zeitgenossen zeichnete, war sein Haar dunkel und sein Gesicht bartlos. Als ich ihn im Jahre 1875 und zum zweiten Male 1883*) in London malte, waren Haar und Bart weiss. Aber er wies mit einigem Stolz auf den neuen Nachwuchs einiger schwarzer Haare mit den Worten: „Ja, wir Poeten haben eigne Köpfe! Hier sehen sie den Anfang einer zweiten Jugend. Er hatte ein kurzsichtiges Auge, mit dem er die kleinste mikroskopische Schrift bequem lesen, während er mit dem anderen Gegenstände in weitester Ferne unterscheiden konnte. Er kleidete sich einfach aber geschmackvoll; besondere Sorgfalt legte er auf seine Wäsche.

Die angeborene Zärtlichkeit seiner Natur gipfelte in der leidenschaftlichen Liebe zu seiner Frau, der berühmten Dichterin Elisabeth Barret Browning, zu seinem einzigen Sohn und seiner Schwester, mit der er als Wittwer zusammen lebte. Als er zufällig in meinem Studio in London die vorerwähnte Zeichnung sah, die ich von seiner Frau in Rom gemacht, füllten seine Augen sich mit Thränen.

Im Jahre 1875 äusserte ein Münchener Verleger den Wunsch, aus meinem Album ein Dutzend der bekannteren englischen Persönlichkeiten, versuchsweise, als Autotypieen zu publiziren. Zu diesem Zweck schlug ich Browning vor, sein vor zwanzig Jahren gezeichnetes, nicht mehr ähnliches Portrait durch ein neues zu ersetzen, und erhielt folgende Antwort:

Lieber Lehmann!

Je mehr ich Ihren Wunsch bedenke, mein Portrait von 1858 durch eines vom heutigen 1875 zu ersetzen, je weniger gefällt mir die Idee. Sie zeichneten das Portrait meiner Frau, das nicht durch ein neueres ersetzt werden kann, zur selbigen Zeit wie dasjenige, welches Sie eliminiren möchten. Warum wollen Sie eine irrige Idee von unsern respektiven Altern geben? und warum kann es für irgend Jemand, der sich für mich interessirt, weniger interessant sein, zu erfahren, wie ich vor sechzehn Jahren aussah, als jetzt, wo Ihr gemaltes Portrait so gut zeigt, wie ich heute bin? Natürlich, wenn es dem Verleger konvenirt, zwei Portraits von mir zu geben,

*) Dieses Bild befindet sich in der „National Portrait-Gallery“ in London.

bin ich gern zu sitzen bereit, aber, bitte, trennen Sie nicht die lange Kameradschaft, wie die bis dato existirende — lieber will ich mir morgen den Bart abschneiden. —

Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, ausschliesslich ein Lobgesang zu sein; Licht und Schatten sind nöthig, um die Züge eines Bildnisses deutlich hervortreten zu lassen.

Obgleich es Browning gelungen war, durch strenge Disziplin sein leichterregbares Poeten-Temperament im gewöhnlichen Leben zu kontrolliren, trug es sich doch wohl zu, dass in den langen Stunden des Sitzens oder gar Stehens für sein Portrait, in der Unterhaltung ausnahmsweise Gegenstände berührt wurden, die, seine zartesten Familien-Affektionen betreffend, ihn seine Selbstbeherrschung verlieren machten. Dies geschah zum ersten Mal, als ich zufällig in der Unterhaltung den schliesslich als Betrüger erkannten Geisterklopfer Holme nannte. In einer von Mrs. Browning (deren Ohr der neuen Lehre nicht so verschlossen war, wie das ihres Gemahls) in Florenz veranstalteten Geisterbeschwörungs-Sitzung hatte dieser Gauner erklärt: „Die Geister hätten ihm mitgetheilt, Browning sei eifersüchtig auf den litterarischen Ruhm seiner Frau!“ Er konnte nicht leicht eine empfindlichere Seite in dem vergötternden Gatten berühren. Das blosse Nennen von Holme's verhasstem Namen machte ihn erblassen, gleich wie der einer amerikanischen Bildhauerin, die, eine Schülerin Gibson's, in Rom einen kurzen ephemeren Ruf genoss, aus anderen intimeren Gründen.

Browning's aufopfernde Liebe für seinen einzigen Sohn Pen, seine triumphirende Freude über seine ersten Erfolge, als er, nach einigem Schwanken, sich schliesslich für die Künstler-Laufbahn entschieden hatte, war rührend. Er hat es einem seiner ältesten, erprobtesten Freunde nie verziehen, an Pen's Befähigung zu ernster, anhaltender Arbeit leise Zweifel geäussert zu haben. Er konnte tagelang in den unwirthlichen teppichlosen Räumen eines unmöblirten Hauses zubringen, das ein Freund ihm geliehen, um seines abwesenden Sohnes Bilder vor ihrer Ausstellung (die sogenannte „private view“) Freunden und Bekannten zu zeigen und zu erklären. Sein Zorn war grenzenlos, als die Akademie einer nackten weiblichen Bronze-Statue seines Sohnes die Aufnahme verweigerte, wofür er, wohl nicht mit Unrecht, einen Akademiker im Verdacht hatte, der wegen seiner prinzipiellen Abneigung gegen nackte Weiblichkeit die allgemeine Zielscheibe wohlverdienten Spottes war. — Als einer Anomalie, im Widerspruch mit seinen liberalen Prinzipien, mag der hohen Wichtigkeit gedacht werden, die er der sogenannten Familienehre, der Reinheit des Stammbaums, beizulegen schien. Als in einer allgemeinen Unterhaltung von Ehen zwischen Leuten von ungleicher gesellschaftlicher Stellung die Rede war, rief er aus: „Wenn ein Sohn von mir sich dergleichen zu Schulden kommen liesse, würde ich ihn ohne Weiteres enterben!“

Ich schliesse diese flüchtigen Notizen mit einem edlen Glaubensbekenntnisse:

„Ich habe“, so sagte er, „meiner Zeit an einer Existenz nach dem Tode gezweifelt, ja, es leider öffentlich in meinen Schriften ausgesprochen. Aber heute bin ich ebenso fest von dem Gegentheil überzeugt! Wenn Sie mich über das „wie?“ befragen, so antworte ich Ihnen, dass ich nicht mehr davon weiss, als mein Hund von mir. Er weiss, dass ich da bin, und das genügt ihm.

Aus dem Briefwechsel von Hermann Orges.

Von
OTTOKAR LORENZ.

Einer von den vielen, welchen die Konversationslexika eine Zeitlang Artikel widmen, die in späteren Auflagen dann weggelassen werden! Ihre Namen werden aber doch zuweilen in das Hauptbuch der Geschichte übertragen und eine späte Gerechtigkeit entdeckt. dass dieser oder jener unter den Vergessenen eigentlich keine unbedeutende Rolle im Hintergrunde der politischen Ereignisse gespielt habe. Hermann Orges ist zwar durch die Augsburger Allgemeine Zeitung, an deren Redaktion er von 1854—64 betheiligt war, gegen gänzliches Verschwinden seines Andenkens gesichert, doch mögen schon heute nur noch wenige Leute wissen. dass er zu den Publizisten gehörte, die nicht bloss in den dumpfigen Redaktionsräumen des Augsburger Hauses, sondern auch in den Salons der verschiedensten europäischen Ministerhotels aus und eingingen.

In der bewegten Geschichte des 19. Jahrhunderts darf ohne Frage 1860 als dasjenige Jahr bezeichnet werden, in welchem die innere Spannung der äusserlich noch friedlich scheinenden alten Mächte von Europa, der einstigen Verbündeten der Kongresse, den höchsten Grad erreicht hatte. Nachdem es dem Kaiser Napoleon III. gelungen war, den Erisapfel von Villafranca unter die deutschen Bundesfürsten zu werfen, und den Beweis zu liefern, dass die Verträge von 1815 wirklich nicht mehr haltbar seien, begann persönliches und politisches Misstrauen unter den gekrönten Häuptern einen Verheerungs- und Zerstörungszug anzutreten; und wenn früher, in Metternich-Hardenbergscher Zeit, die Diplomaten das Schauspiel feindseliger Brüder vor den Augen der Unterthanen darboten, während die höchsten Herren ihrer in der gemeinsamen Gefahr erworbenen Liebe und Freundschaft sicher waren, so hatte sich in jenen Jahren das ganze Spiel gewendet: die gekrönten Häupter trauten einander nicht mehr und die Diplomaten hatten nur noch die Aufgabe mit Geschick und öfter mit Ungeschick klaffende Wunden zu heilen. Dies war die Zeit, wo sich — wir wollen uns mythologisch ausdrücken — die Walküren rüsteten, um für Tausende und Tausende ihrer Helden im Himmel Platz zu machen. Delirant reges — heisst es im Virgil, da war der Krieg nur eine Frage der Zeit.

In den Kabinetten war man nur besorgt zu erfahren und zu wissen, was in den feindlichen Lagern gedacht oder geschmiedet wird. Der regelrechte Gesandtschaftsdienst wurde durch ganze Kompagnien von freiwilligen und halboffiziellen, heimlichen und oft auch unheimlichen Diplomaten ersetzt, oder ergänzt. Was man zu lesen wünschte, wurde nicht in den Staatsarchiven gesucht und nicht aus den Korrespondenzen der Minister geholt; auf hunderterlei Umwegen gingen die

Botschaften zu den Personen, für die sie bestimmt waren; — es ist wohl einer der haarsträubendsten Irrthümer heutiger beamtenfrommer Archivare und Geschichtschreiber, wenn sie versichern, die Geschichte der grossen deutschen und französischen Kriege des siebenten Jahrzehnts liesse sich nach den „Akten", die sie in Verwahrung haben, in der Tiefe der Sache erkennen!

Unter den Männern, die man im Jahre 1859/60 für geschickt und geeignet gehalten hat, im freiwilligen Diplomatendienst gebraucht zu werden, befand sich auch Hermann Orges. Gerade deshalb wol, weil gewisse kindliche Politiker in München soeben mit dem Redakteur der Augsburger Allgemeinen Zeitung einen ethisch gehaltenen Zank geführt hatten, worin sie auseinandersetzten, dass kein guter Preusse mit H. Orges ferner verkehren könnte, vielleicht gerade deshalb wird es dem Ministerpräsidenten in Berlin, dem Fürsten Anton von Hohenzollern zweckmässig erschienen sein, sich des Mannes, der durch seinen gegen den französischen Imperator im Jahre 1859 glänzend geführten Zeitungskrieg sich ungemein grosse Verdienste um Oesterreich erworben, zu bedienen, um abgebrochene Brücken wieder herzustellen, oder über dunkle Gänge Licht zu gewinnen.

Im Beginne des Jahres 1860 ging Orges nach Berlin und war, wie er bald darauf einem Landsmann (Orges war ein Braunschweiger) schrieb, nicht nur vom Fürsten von Hohenzollern, sondern auch vom Prinz Regenten sehr freundlich aufgenommen worden, obwohl er im Jahre 1848 als preussischer Offizier „aus den Listen gestrichen" worden war. Ohne Zweifel hatte er sich durch seine glänzenden militärischen Artikel über Frankreich in den Augen auch preussischer Offiziere wieder einigermaassen rehabilitirt — genug, Orges erhielt mancherlei Aufträge, über welche indessen seine Briefe an seinen Braunschweiger Landsmann keineswegs die volle und ganze Wahrheit enthalten dürften, weil dieser Landsmann wiederum im Dienste eines anderen deutschen Fürsten stand, von dem es ganz bekannt war, dass er auch seinerseits wieder eine besondere Auffassung von den Dingen besass, wenigstens nicht in allen Stücken mit der Berliner Politik übereinstimmte und ebensowenig als oesterreichisch gesinnt galt.

Wie dem aber auch sei, der Inhalt der Berichte, welche Orges über seine Fahrten nach Preussen, Russland und Oesterreich im Winter 1860 verfasste, bieten eine Reihe von so interessanten Gesichtspunkten dar, dass sie ihre Veröffentlichung verdienen.

Der erste dieser vorliegenden Berichte ist nach einem Aufenthalte von einigen Wochen in der preussischen Hauptstadt in Warschau, 23. Januar 1860 niedergeschrieben und enthält nicht lauter streng politische Mittheilungen, sondern auch Darstellung von Eindrücken, die das Berlin der „neueu Aera" dem Briefschreiber überhaupt gemacht hat; der Aufschwung der Industrie und des Handels, den er gegen 1848 in der preussischen Hauptstadt wahrnahm und die unverhältnissmässige Zunahme der jüdischen Bevölkerung gaben ihm zunächst Anlass zu allerlei allgemeinen Bemerkungen, auf welche hier kaum näher eingegangen zu werden braucht, zumal sich Herr Orges dabei als schlechter Prophet in Bezug auf Berlins heranwachsende politische Bedeutung erwies. In Bezug auf die politische Lage versicherte er, dass er mit allen Parteien Fühlung gewonnen und dass der Fürst von Hohenzollern ihm ein sehr ausführliches Bild seines Strebens gegeben hätte. Die demokratische Partei sei aber in Berlin die bei weitem überwiegendste, und habe sich bei den Wahlen und gegenüber dem Ministerium Hohenzollern zurückgehalten, weil sie sich augenblicklich zu schwach fand und überzeugt war, dass S. königl. Hoheit der Prinz Regent doch nach rechts gehen werde, wo dann ihre Opposition zur Blüthe kommen könne. „Die Konstitutionellen haben wenigstens die Absicht, nach Kräften dem Prinzen jede Verlegenheit zu

ersparen. doch fand ich Keinen, der glaubte, Se. königl. Hoheit erkenne die ungeheueren Schwierigkeiten der Lage . . . Die Hauptzeitung in Berlin ist noch immer die Vossische Weissbierzeitung, 16—17000 Exemplare, die einflussreichste die Volkszeitung; die Nationalzeitung hat nur 6—7000 Abonnenten".

Alsdann theilt Orges mit, der Fürst von Hohenzollern habe ihm in Bezug auf Wien spezielle Aufträge gegeben:

„Der Fürst gab mir als Grundprinzipien seiner und des Prinz Regenten äusseren Politik mit dem Auftrage weitläufig darüber in Wien betreffenden Orts zu berichten:

1. Keinerlei ehrgeizige auf Vergrösserung herauslaufende Pläne. Die Nationalpartei sei ja Preussen feindlich.
2. Zusammengehen mit Oesterreich in allen grösseren entscheidenden Fragen, da die Interessen gemeinsam. (Streit sei über untergeordnete Fragen.)
3. Bekämpfung der Uebergriffe und der Präponderanz Louis Napoleons und deswegen:
   a) bessere militärische Organisation im Innern Preussens,
   b) bessere militärische Organisation des deutschen Bundesheeres,
   c) Vertrag mit Russland (Rückendeckung) oder vielmehr Verständigung mit demselben. Dieses sei der alleinige Zweck der Breslauer Zusammenkunft gewesen. Diese Rückendeckung sei erreicht worden."

„S. Hoheit*) äusserte sich sehr grossdeutsch und sehr patriotisch und auch die Frau Prinzessin von Preussen liess mir den Auftrag zukommen, doch möglichst auf Versöhnung hinzuarbeiten. Da Diskretion nicht verlangt wurde, sondern nur die Weitermittheilung aufgetragen ward, glaube ich Obiges mittheilen zu dürfen. Weiteres später. Im Allgemeinen empfing ich den Eindruck ausserordentlicher Unklarheit, Unsicherheit, Unbestimmtheit in den konkreten Zielen, aber reichlich guten Willen. Da ich noch mehrere Staatsmänner gesprochen habe, so muss ich sagen, entweder ist die preussische Politik sehr versteckt, oder — sie ist rein abwartend. Uebereinstimmende positive Ansichten sind nirgend zu finden und daher sicher keine Disciplin, kein Zusammenwirken unter den eigentlichen Diplomaten, jeder scheint sein eigenes Programm zu haben."

„Ueber Polen aus Wien".

Von Berlin war Orges inzwischen nach Warschau gegangen, um aus eigener Anschauung sich über die dort sich vorbereitenden Dinge zu belehren und gleichzeitig Näheres über Russland zu erfahren. In wessen Auftrag diese Fahrt unternommen wurde, wird in den vorliegenden Berichten nicht mitgetheilt. Die Beobachtungen sind indessen werthvoll genug; die Augsburger Zeitung brachte dem entsprechende Korrespondenzen, welche viel bemerkt worden sind, und in der preussischen Presse einen gewissen Widerspruch hervorriefen. Man hatte ja Verständigung mit Russland auf das Programm gesetzt! — doch mag Orges selbst sprechen:

Warschau, 27. Januar 1860.

Übereinstimmend schildert man mir den Kaiser Alexander als gutmüthig und gutwillig, doch ohne die höhere Begabung, welche die ungeheure Aufgabe, die ihm überkommen zu ihrer Lösung erfordert; dazu kommt, dass Seine Majestät leidenschaftlich jagen und nach dieser Anstrengung etwas sehr stark geistigen Getränken zusprechen soll. Die dadurch bedingte Kraftbindung soll so gross sein, dass dem Czaren laut eignen Befehls nach der Jagd keine Dekrete vorgelegt werden dürfen, da er z. B. einem ihm besonders lieben Offizier,

*) soll heissen S. Durchlaucht. Orges ist hier und an mehreren Stellen der folgenden Briefe ungenau in Bezeichnung der Titel. Er meint den Fürsten von Hohenzollern.

dem General Mingrot von den Garde-Ulanen, in einem solchen Augenblick den Abschied ertheilt hätte. Wenn meine Gewährsleute, vornehme russische Adelige aus den Provinzen, Recht haben, so sind es besonders die Grafen Adlerberg, Vater und Sohn, welche den Kaiser in der Richtung der Debauche treiben. Seine Kaiserl. Majestät soll verschiedentlich versucht haben, doch ohne Erfolg, Wandel zu schaffen und ihre Einmischung in die Staatsgeschäfte sogar ernste Konflikte hervorgerufen haben, da der Czar dieses Einmischen nicht liebt. Die ganzen ungeheueren Irrthümer des Nikolaischen Regierungssystems kommen jetzt in der grellsten Weise zum Vorschein. Trotz aller formalen Bildung, die in militärischen Erziehungsanstalten angeblich erzielt worden, fehlt es selbst daran vollständig. Eine Menge vornehmer Männer, unter denen ein Mitglied des Senats, kannte nicht eine Kapazität, die einigermaassen für die grosse Aufgabe der Gegenwart genügte. Diese absolute Unfähigkeit, Trägheit, Unzuverlässigkeit geht bis in die untersten Kreise hinab. Die begüterten Klassen kennen alle diese Zustände und dadurch wird ihre Angst vor der Zukunft unendlich vermehrt, weil sie die Überzeugung hegen, dass wenn einmal ein Bruch erfolgt, keine Hand vorhanden, die dem Sturme Halt gebieten kann. Desshalb, weil der Kaiser will, dass wir in eine neue Zeit hineinspringen sollen — zweifelt keiner, dass eine Volksbewegung im Innern über kurz oder lang erfolgen muss. Weil der Güteradel dies voraussieht und den Umschwung für unvermeidlich hält, beutet er nun wieder zum Theil seine Leibeigenen noch zu guter letzt auf das Schonungsloseste aus und steigert so wieder die Grösse der drohenden Gefahr.

Diese Zustände haben als Folge einen völligen Gegensatz zwischen der Regierung und dem Beamtenadel einerseits und dem Güteradel andererseits, zwischen dem ausländischen Ideen und Formen huldigenden Petersburg und dem russisch-nationalen Moskau zur Folge gehabt. Ich wäre zu den „Kontrakten" nach Kiew gereist, wenn nicht die hiesige deutsche Zeitung unglücklicher Weise meinen Aufenthalt hier verrathen und den Zweck desselben genannt hätte, so hat man mir überall abgerathen. Schon bei den vorjährigen „Kontrakten" (jährliche Abwickelung aller Geschäfte) zeigte sich die vollständigste Geldebbe; dieses Jahr fürchtet man den absoluten Stillstand der Geschäfte. Aller Kredit ist dahin; alle Vermögen der Grundbesitzer gefährdet, nirgend Vertrauen. In ganz Russland sieht man nur noch Papier und schlechte werthlose Scheidemünze. Alle Beamten, Güterbesitzer, Geschäftsleute, die ich gesprochen, stimmten in dem Einen überein: Auf Jahre hinaus ist jeder Krieg für Russland fast unmöglich, wenigstens so unpopulär, dass an denselben kaum gedacht, jedenfalls derselbe nur sehr schwach geführt werden kann, die Armee ist ganz gelockert . . . .

Wien, 31. Januar.

Die russische Armee ist nicht wieder zu erkennen. Kaiser Alexander hat die äussere straffe Form fahrenlassen und jetzt kommt überall der rohe Barbar zum Vorschein. Seit 1854 hat keine Rekrutirung stattgefunden; ich sah fast keinen Soldaten ohne die Krimmedaille. Exerzirt wurde schauderhaft, selbst der innere Dienst ist ganz gelockert, Bewaffnung herzlich schlecht. Pferdebestand gut, Befestigungen gut im Stande, Vorräthe gering, Armeebestand sehr schwach. Die Stimmung der Polen nationalaufgeregt doch ungefährlich, da der vornehme Adel zum grossen Theil sich Russland in die Arme geworfen hat. Graf Zamoyskis Bestrebungen auf ökonomischer Grundlage den Adel zu regeneriren, werden bewundert, bejubelt, sein „landwirthschaftlicher Verein" umfasst den polnisch gebliebenen Adel Russlands, aber das ist auch Alles. Arbeiten und Sparen lernt der Adel darinnen doch nicht. Die politische Bewegung kräuselt nur die Oberfläche, bringt es höchstens zu kleinen Demonstrationen bei polnischen Künstlern, polnischen Gelehrten etc.

Über Wien werde ich mir erlauben, aus Dresden zu berichten. Nur so viel, dass ich den mir von Seiner Hoheit dem Fürsten von Hohenzollern gegebenen Auftrag, die Gesinnungen des Prinz Regenten, des Fürsten, der Frau Prinzess als zur Versöhnung und Zusammengehen in allen grossen äusseren Fragen geneigt darzulegen und manchen Irrthum in der Anschauung zu berichtigen, nach besten Kräften entsprochen habe. Bei dieser Ge-

legenheit konnte ich auch die durchaus falsche Ansicht widerlegen, die man hier zum Theil über Seine Hoheit den Herzog gehegt. *)

Ich habe wenigstens Herrn Grafen Rechberg und heute Seiner Majestät selbst ausführlich darüber berichtet, in wie hochpatriotischer rein deutscher Weise Seine Hoheit alle Zeit die deutschen Interessen gefeiert und getragen hat. Dass Seine Hoheit über den Parteien stehe und also der kleindeutschen Bewegung, als einer gesetzlich berechtigten, den Schutz nicht habe verweigern können und wollen. Es sei dies auch das einzige Richtige und Wahre. Seine Majestät schien sichtlich erfreut darüber, dass ich von diesem Standpunkt aus über jene Vorgänge berichtete. Hier ist alles voller Versöhnung und vom besten Geist beseelt.

Freiberg an der Mulde, 9. Februar.

Hochgeschätzter Herr Kabinetsrath!

Morgen werde ich nach Augsburg abreisen. Ich bitte Ew. Hochwohlgeboren, mich gefälligst wissen zu lassen, ob alle meine Briefe richtig in Ihre Hände gelangt. Der Auftrag des Herrn Fürsten von Hohenzollern betraf vor Allem Aufklärung über die Politik der preussischen Regierung, über ihre Neigung zur Versöhnung mit Österreich, die Absicht, jedem ferneren Übergriffe L. Napoleon ein Ziel zu setzen, die Zwecke, welche sie in Betreff der inneren Reorganisation Deutschlands verfolge. Ihre Anträge etc. hätten in dieser Beziehung keine ehrgeizigen Zwecke, sondern nur die Wehrkraft Deutschlands zu stärken. Leider widerspricht diesem Programme vielfach die Handlungsweise der preussischen Diplomatie. Ich bezweifle nicht, dass sie ohne oder vielmehr gegen den Geist ihrer Instruktion gehandelt haben, aber was ich in Wien erfahren, beweist, dass die österreichische Regierung den Thatsachen nach an eine feindselige Absicht der preussischen Regierung glauben musste. Es liegt durchaus in der Macht des Grafen Rechberg, den Friedensschluss von Villafranca vollständig zu rechtfertigen, es geschieht nicht — aus Stolz und vielleicht, weil man ansteht, die öffentliche Meinung zum Schiedsrichter zwischen den Grossmächten zu machen. — Noch mehr, die Fortsetzung des Kampfes gegen Österreich habe keinen anderen Zweck als das zu erzielen, was L. Napoleon nach dem Frieden von Villafranca erzielt glaubte: die Trennung Österreichs von Deutschland und Preussen. Es handelt sich jetzt wirklich um die Rheingrenze. L. Napoleon glaubte Österreich soweit gewonnen und gegen Preussen erbittert zu haben, um dieses zu vermögen, einem Rheinangriff zuzuschauen. Er hat sich geirrt und daher seine Wuth.

Ew. Hochwohlgeboren können sich darauf verlassen, dass dies der Kern der französischen Politik ist und daher die Intriguen aus Ungarn und Italien stammen. Ich darf auf diesen Punkt nicht weiter eingehen, aber so ist's!

Kräftigung der Wehrverfassung und Versöhnung des inneren Haders ist daher erste Aufgabe einer vernünftigen patriotischen Politik. Ich habe Seine Majestät den Kaiser, den Herrn Grafen Rechberg, die Generaladjutanten, Herrn von Meysenbug viel zugänglicher und klarer in ihrer Weltanschauung gefunden, als ich zu hoffen gewagt. Seine Majestät liest jetzt alle Tage eine nach napoleonischem Muster formirte Zeitungsrevue, kannte eine Menge Details der politischen Bewegung in Deutschland, die Verluste, die seine Regierung in der öffentlichen Meinung erlitten hatte, sprach von der Nothwendigkeit, sie wiederzugewinnen, äusserte sich in feierlichster Weise über seine Pflicht, nie in einem Kampfe gegen L. Napoleon Preussen und Deutschland im Stich zu lassen, erkannte die Nothwendigkeit des politischen Parteilebens an, kurz, er zeigte eine ungewöhnliche Kenntniss der Lage, der Bedingungen, sie zu bessern und einen sehr bestimmten Willen und Eifer, mit Ausdauer zu arbeiten. Seine Hoheit würden wahrscheinlich den Kaiser nicht wieder erkennen, wenn er früher so gewesen, wie man behauptet. Der italienische Feldzug hat Wunder gewirkt: es ist offenbar in den höchsten Kreisen der beste und deutscheste Wille

*) Es ist der Herzog Ernst II. von Coburg gemeint.

vorhanden, nur fehlt es in den übrigen Kreisen. Fünfzigjährige Übelstände lassen sich nicht über Nacht abstellen und tüchtige Kräfte nicht aus dem Boden stampfen. Man muss aber Geduld haben, nie müde werden anzuregen, die Ereignisse werden das Übrige thun. — War bei der früheren Weltlage ein Fürst, wie Seine Hoheit, für Deutschland ein Kleinod, so ist er heute gar nicht mehr zu entbehren. Nur Seine Hoheit steht über den Parteien und kann frei von allem Egoismus und jeder Eifersüchtelei das schwarz-roth-goldene Panier tragen, der Ausdruck der möglichen konkreten Entwickelung Deutschlands in der Zeit sein. Es heisst, sich ein Zeugniss höchster politischer Unreife ausstellen, wenn man darüber streitet, was einst aus Deutschland werden wird, ob ein Staatenbund, ein Bundesstaat, ob die Hohenzollern oder Habsburger mehr Anrecht auf die Führung haben. In unserem Leben wird diese Frage nicht reifen; befassen wir uns zunächst mit den Bedürfnissen der Gegenwart, des kommenden Tages. Zunächst gilt es da offenbar den Kampf gegen L. Napoleon vorbereiten, damit er uns nicht überrasche, und den Erfolg in demselben möglichst zu sichern. Ich bitte Ew. Hochwohlgeboren, mich gütigst wissen zu lassen, wie ich am besten und nachhaltigsten dazu beizutragen vermag. Soweit mein Wille frei, stehe ich ganz zur Disposition Seiner Hoheit.

Morgen Abend reise ich nach Augsburg ab, wo ich also am 11ten eintreffe.

Augsburg, 16. Februar 1860.

Wenn ich Ew. Hochwohlgeboren Aufforderung nicht umgehend nachgekommen, so bitte ich das gütigst bei Seiner Hoheit entschuldigen zu wollen. Ich muss selbst diese Minuten künstlich erübrigen. Wenn es in allen Redaktionen so aussieht, wie bei der Allgemeinen Zeitung, braucht man das Fegefeuer nicht mehr im Himmel zu suchen. Es ist Deutschland, d. h. das politische Deutschland im Kleinen. Übelwollen, Misstrauen, Fanatismus, Beschränktheit aller Orten. Ich bitte Sie dringend, hochgeehrter Herr, zu glauben, dass Alles, was Sie in der Allgemeinen Zeitung Persönliches und Widriges finden, nicht von mir und gegen meinen Willen geschieht. Je ne suis pas le maître und muss froh sein, wenn ich nur einigermaassen harmonische Thätigkeit zu Stande bringe. — Täglich wächst die Bedeutung der öffentlichen Meinung, aber diejenigen, welche wesentlich dazu beitragen, sie zu bestimmen, sind Leute, welche keineswegs Anspruch haben, sie zu leiten.

Ich weiss nicht, wie weit ich Ew. Hochwohlgeboren Nachricht von dem Auftrage gegeben, den ich in Berlin erhielt. Ich bemerke nur, dass ich ohne mein Zuthun von Seiner Hoheit dem Fürsten empfangen wurde, und dass darin wohl der sicherste Beweis liegt, dass ich nicht jener subversiven Partei angehöre, welche den Fortschritt nicht in organischer Ausbildung, sondern im Umsturz sieht, und die nirgends fähig, sich dem Zwecke unterzuordnen, nach Kraft und Stellung dazu beitragen, sondern ihren Beruf darin findet, Alles zu negieren, was an irdischer Unvollkommenheit leidet. Ich hoffe, ein Exemplar meiner Broschüre über meinen Austritt aus der preussischen Armee Ew. Hochwohlgeboren demnächst übersenden zu können, woraus Sie sehen werden, dass ich mich nur der patriotischen Übereilung des Friedensstifters schuldig gemacht.

Wenn ein leidenschaftlicher Soldat, wie ich es noch heute bin, sein Leben und seine Karriere an seine Überzeugung setzt, so ist das jedenfalls ein Beweis, dass diese Überzeugung eine warme und aufrichtige, dass meine fast meine Kräfte übersteigende und schlecht belohnte Arbeit lediglich positive Ziele befolgt, dafür liefert jeder Tag den Beweis. Ich bitte, diese Auslassungen gütigst zu entschuldigen, denn mir liegt daran, dass die Verleumdungen der Tagespresse mir nicht das Vertrauen Seiner Hoheit und das Ihre rauben.

Was die Verhältnisse in Wien betrifft, so will ich mit dem beginnen, was ich von Seiner Majestät gesehen und erfahren habe. Seine Majestät machte auf mich einen ausserordentlich vortheilhaften Eindruck. Ich wurde zu besonderer Audienz nach Ein Uhr befohlen. Ich begann sofort damit, eine scharf gezeichnete, aber die Hauptsachen richtig wiedergebende Skizze der öffentlichen Meinung und der ganzen Lage Preussens zu geben, ging dann zum Auftrage des Fürsten über, den Gründen der Nichtaktion Preussens während

des Krieges, dem Willen der Regierung, den Zusagen für die Zukunft. Seine Majestät unterbrach mich gelegentlich durch äusserst korrekte Zwischenfragen, namentlich als ich das eigenthümliche, aus den Befreiungskriegen herstammende preussische Selbstgefühl und das tief protestantische Wesen des östlichen Theiles der Monarchie schilderte. Als ich erwähnte, wie dieses aus dem Verlauf der Ereignisse hervorgegangene Misstrauen in Preussen bis in die höchsten Kreise und so weit ging, dass man im Falle eines Angriffes am Rhein im günstigsten Falle an die Neutralität Österreichs, wahrscheinlich aber an einen Angriff auf Schlesien glaube (so gross habe ich das Misstrauen in Berlin wirklich gefunden), flammte das Gesicht Seiner Majestät auf und er sagte mit dem Ausdrucke lebhafter innerer Bewegung: „Wie kann man solche Schändlichkeiten von mir glauben. Deutschlands Grenze zu vertheidigen, ist ja nicht bloss meine Pflicht, sondern Österreichs eigenes Interesse". Ich bemerkte, dass ich in Berlin dieser unsinnigen Annahme auch lebhaft widersprochen und die Überzeugung zu schaffen gesucht, dass die Österreicher im Falle der Gefahr noch eher am Rhein als die Preussen stehen würden, sagte Seine Majestät mit lebhafter Betonung „Ja, ja" und drückte wiederholt und in wärmster Weise aus, dass Versöhnung mit Preussen sein innigster Wunsch sei und, wie er stets gehofft, dass man endlich die Lage in Berlin richtig ansehen würde. Ich berührte ausführlich den Punkt, dass die guten Absichten durch den Friedensschluss nicht hätten zur Verwirklichung kommen können. Seine Majestät deutete dabei an, dass das gerade gefehlt, man habe aber von den guten Absichten Preussens nichts bemerken können, sonst würde man ausgehalten haben.

Ich erlaube mir hier folgenden Satz einzuschalten: Ich habe mich selbst überzeugt, dass die Noten des Herrn von Schleinitz und das Benehmen der Herrn von Usedom und Graf Pourtalès so zweifelhaft waren, dass man in Österreich eigentlich gar keine andere Ansicht gewinnen konnte als die, Preussen habe sehr gefährliche Hintergedanken und beabsichtige jedes Unglück Österreichs auf die egoistischste Weise auszunützen.

Ich gab dann die Erklärung, welche Seine Hoheit mir von der Breslauer Konferenz gegeben und knüpfte dann daran eine Darlegung der inneren Zustände Polens und Russlands. Die Breslauer Konferenz hatte nämlich, und ich glaube das, keinen anderen Zweck, als Preussen über den Rückenangriff zu beruhigen, obgleich dieses selbe Preussen sich geweigert, Österreich darüber zu beruhigen, dass sich die „bewaffnete Vermittelung" nicht auch möglicherweise gegen Österreich kehren könne. Seine Majestät schien jedes Wort zu beachten und fragte mich ausdrücklich nach allen Quellen und Gründen, hinzufügend: Glauben Sie, dass man in Berlin die Lage Russlands kennt und richtig beurtheilt? Ich ging dann auf die Stellung des südlichen Deutschlands während des Krieges über, auf das Vertrauen, das allgemein Seine Hoheit der Herzog gerade in den reindeutschen Staaten genösse, dass ich selbst jede wichtige Nachricht Ihnen, Herr Kabinetsrath einsende, in der festen Überzeugung, dass sie dort in den besten Händen sei. Ich entwickelte darauf, wie emsig und ausdauernd gerade Seine Hoheit während des Krieges für den Anschluss an Österreich thätig gewesen, wie ich namentlich immer von dem Herzoge durch Ew. Hochwohlgeboren angespornt worden bin, nicht in der Agitation nachzulassen. Ich legte darauf einen weitläufigen Bericht über die kleindeutsche Bewegung ab und namentlich über die Nothwendigkeit, der Bewegung der Geister nicht gewaltsam entgegen zu treten. Seine Hoheit hätten deshalb der Bewegung in Gotha eine Stelle eröffnet, so gut wie sie jede andere gesetzlich berechtigte Konföderation dort gefunden haben würde. Der Kaiser unterbrach mich hier mehrfach und stets korrekt den Faden auffassend, sich erkundigend, was die Sympathieen in Süddeutschland für Österreich hervorgerufen und wodurch sie verloren gegangen wären. Ich musste dann antworten, welche Mittel es gäbe, diese Sympathieen wieder zu gewinnen. Seine Majestät sagte dann: Es ist sehr Vieles und Grosses nachzuholen, der beste Wille dazu ist vorhanden, aber bei allem Eifer ist es unmöglich, rascher damit vorzugehen, die Hindernisse sind ungeheuer und die Arbeit sehr schwer. Dann wurde ich entlassen. — Meine Audienz dauerte volle fünfviertel Stunden und ich habe keine Sekunde mit über-

flüssigen Redensarten verloren, sondern Alles so kurz und entschieden entwickelt, als ich es vermochte. Ein paar Mal, wo ich Dinge sagen musste, die Seiner Majestät sehr unangenehm, fragte ich, ob ich frei mich aussprechen dürfe, der Kaiser sagte jedesmal: „Nur zu und ohne Scheu". Ob ich auf Seiner Majestät Anschauungen einen Einfluss geübt, kann ich natürlich nicht sagen, gewiss ist nur, dass ich freier gesprochen, als ich je in der Augsburger Zeitung geschrieben habe; die Zwischenfragen des Kaisers waren so bestimmt, dass ich keinen Augenblick darüber in Zweifel sein kann, dass Seine Majestät meinem Vortrage mit gespanntester Aufmerksamkeit folgte. Alles was der Kaiser an positiven Dingen sagte, war sehr deutsch und liberal. Ich weiss nicht, ob Seine Majestät früher ebenso gewesen, aber ich muss doch bemerken, dass das kaiserliche Arbeitszimmer entschieden den Charakter der emsigsten Thätigkeit trug. Es wird jetzt jeden Tag für Seine Majestät eine grosse Journalrevue angefertigt, wie für Louis Napoleon, und ich sah auch, dass Seine Majestät in der Tagespresse vollständig orientirt war. Gelegentlich einer Unterredung mit Herrn Graf Crenneville und Herrn Graf von St. Quentin habe ich die Überzeugung gewonnen, dass Seine Majestät sehr fleissig arbeite, denn beide Herren wurden wiederholt unterbrochen, durch Palastgendarmen unterbrochen, die Mappen mit Berichten von Seiner Majestät brachten, die sogleich beantwortet werden mussten. Wenn ich nicht irre, hingen von dem Kaiserlichen Arbeitstische eine Spezialkarte von Venedig und eine von Süddeutschland herunter. Der Mann, dem ich in Wien am meisten vertraue, Freiherr von Bruck, sagte mir wiederholt, dass man Seiner Majestät Alles sagen könne und ich nur frei von der Leber weg sprechen sollte. Das ist jedenfalls nicht gering anzuschlagen. Die Generaladjutanten Seiner Majestät, die also wohl am meisten in persönliche Berührung kommen, sind sehr tüchtige Köpfe und Graf St. Quentin von warmem Herzen. Sie liegen nicht auf Rosen, sondern sind fortwährend in der angestrengtesten Thätigkeit. Der Eindruck, den sie machen, ist sehr wohlthuend, während z. B. Herr Graf Grünne schon durch sein Wesen dem Kaiser sicher sehr viel Feinde gemacht hat. Herr Graf von St. Quentin hat ein sehr korrektes Urtheil über die Gesammtlage und den Gang der Geister, das hat übrigens auch Seine Majestät. So sagte der Kaiser z. B. wörtlich auf mein Bemerken, dass das Regieren mit ausgesprochenen Parteien stets sehr schwierig, aber eben die Bildung von Parteien nicht mehr zu verhindern sei: „Ja, wenn die Parteien sich nur erst gebildet hätten, dass man sie deutlich erkennen kann, aber das ist nicht der Fall und das Schlimmste, wenn sie schweigen oder andere Ziele verfolgen als sie sagen". — Es ist möglich, dass mir noch mancher charakteristische Zug aus der Hofburg einfällt — ich werde ihn nachtragen. Herr Graf von Rechberg scheint mir ein Diplomat alten Schlages zu sein, der den besten Willen hat, aber den Geist, der seit 1848 durch die Welt geht, nicht mehr recht versteht. Ich war zwei Mal, das eine Mal über zwei Stunden bei ihm, und es war kein Vortrag, sondern eine vollständige politische Diskussion. Herr Graf von Rechberg stützte sich stets auf Regeln aus der Vergangenheit, ohne, wie es schien, den ganz verschiedenen Verhältnissen Rechnung zu tragen. So ignorirte oder unterschätzte er offenbar die ungeheuere Bedeutung des Verkehrs. Ich kam wiederholt darauf zurück, aber ich sah, dass ihm Alles, was in das eigentlich nationalökonomische Gebiet fällt, unangenehm war; wahrscheinlich kennt es der Graf nicht genau.

Als ich wiederholt hervorhob, wie sehr die öffentliche Meinung auf kleine Dinge Werth lege, z. B. auf das bürgerliche Kleid (der Kaiser geht bekanntlich stets in Uniform) sagte er bestimmt: Man muss dieser Richtung keine Konzessionen machen! Er betrachtet das offenbar als reine Komödie. Dagegen ging Graf Rechberg sehr tief darauf ein, was ich über die Diplomatie sagte. Ich suchte nämlich nachzuweisen, dass dieselbe für ganz andere Verhältnisse, die reine Kabinetsregierung, gegründet sei und seit der Zeit eine Menge neuer Momente ins Spiel gekommen, ich wollte nur die Börse erwähnen. Der Kredit, die Presse, die öffentliche Meinung, das Parteitreiben, über welches eine Gesandtschaft nichts erfahren könne. Nur wer selbst Parteimann ist, wisse was die Parteien wollen. Dies Thema interessirte ihn sehr und nachdem ich ihm früher Alles, was ich Seiner Majestät

mitgetheilt, dargelegt, liess er mich weitläufig über die Parteien in Deutschland, über die Bewegung der Geister, die Ursache der Antipathie gegen Österreich, berichten. Er ging auf alle diese Sachen tief ein und wie gesagt, stets wie ein Mann, der den wahren Kern der Sache doch nicht erfasst. Es war etwas Fremdes in seinen Anschauungen. Ich muss es in die Worte fassen: er ist offenbar kein Kind der Zeit, in der wir leben, sondern ein abgeschlossener Charakter, der seine Bildung, seine ganze Anschauung einer anderen Periode verdankt. Er hasst offenbar das Parteileben. -- Ganz das Gegentheil von diesem Allen ist Herr Baron von Bruck, der steht nicht blos in, er steht über seiner Zeit, erkennt das Spiel der Kräfte, die Natur derselben, will nicht gegen sie, sondern durch sie und mit ihnen die Welt vorwärts schieben. Dass grosse Fehler gemacht, erkennt nicht bloss er, sondern auch Graf Rechberg und selbst Seine Majestät an, aber Keiner führt die Fehler so klar und bestimmt auf die wahren Grundursachen zurück. Da ist nirgends ein Sprung in den Gedanken, daher auch nirgend Unruhe, nirgend falsche Zuversicht, und doch Vertrauen in den Weltgang. Der beste Wille ist da, sagte er mir wiederholt, aber hundertjährige Fehler lassen sich nicht plötzlich ändern, dazu gehört eine Generation. Vielleicht wissen Herr Kabinetsrath, dass das ganze Geschrei von den 111 Millionen eine Absurdität. Die 111 Millionen fanden sich als Defizit in den Staatskassen, da Reichsschatzscheine nicht mehr giltig, so wurden als Dokument die Obligationen hineingelegt. In den Handel sind sie nie gekommen.

Montag, den 20.

Ich kann wohl heute die Zeit abmüssigen, um weiter zu schreiben. Sie werden nachfragen, woher das Defizit? Euer Hochwohlgeboren wissen, dass Seine Majestät sich selbst die Armeeverwaltung vorbehalten. In dem projektirten Budget stand sie mit 100 Millionen ausgeworfen, ich selbst habe ein Budget von 1857 gesehen, wonach sie 127 Millionen gekostet. Das Defizit ist also leicht erklärbar, und wenn es dieser Quelle entstammte, entzog es sich der Kontrolle des Finanzministers. Freiherr von Bruck kennt alle Kräfte des heutigen Volkslebens, unterschätzt weder die grossen Schwierigkeiten, die sich der Entwickelung entgegenstellen, noch überschätzt er die Kräfte, über welche die Regierung disponiert, trotzdem ist er vollständig ruhig und über den Gang der Dinge ganz im Klaren. Ich bemerke nur das eine, was für die Genialität dieses grossen Staatsmannes spricht, dass er sich schon jetzt mit der Abschaffung der Tabaksteuer beschäftigt, die Ermässigung der Zölle stetig im Auge hat und von der Entwickelung der freien Thätigkeit der Kräfte das Ziel der Zukunft erwartet. Er ist der Hort Österreichs und vor allem des Deutschthums in ihm. Seine Thätigkeit wahrhaft ausserordentlich, denn ich habe um 10 Uhr Morgens das Vorzimmer gefüllt gefunden und habe selbst nach 10 Uhr Nachts noch ihn an der Arbeit gefunden. Er hat mich immer spät in der Nacht empfangen, um sich weiter auslassen zu können.

Weniger Hoffnungen durfte ich auf den Minister Goluchowski setzen: er ist Pole in der ganzen Bedeutung des Wortes. Er wird sich nicht halten können. Er soll weder das staatsmännische Geschick haben, was seine Stellung erfordert, noch auch nur den nöthigen Fleiss; auch wird ihm vorgeworfen, ich weiss nicht mit welchem Recht, des deutschen Rechts- und Billigkeits-Gefühls vollständig zu ermangeln. Die allgemeine Stimme wünscht Herrn von Schmerling an die Spitze der inneren Verwaltung. Er geniesst das allgemeine Vertrauen in den maassgebenden Kreisen. Der Polizei-Minister Herr Baron von Thierry soll ebenfalls seiner Aufgabe nicht gewachsen sein, weil er der Staatsverwaltung fern geblieben. Der Wille ist gut, das ist gewiss, und er ist ein wohlwollender, deutsch fühlender Mann. Sein Vorgehen gegen die Presse, die durchaus in jüdischen Händen liegt, ist nicht zu verwundern. Diese Leute sind ohne jeden Verlass und das werthloseste, haltloseste Volk, was sich denken lässt.

Über die Armee ist wenig zu sagen. Die Missstimmung war gross: es wird allmälig besser. Feldzeugmeister Benedek hat nur provisorisch den Generalstab, Feldmarschall-Lieutenant Raming wird ihn erhalten. Benedek ist für jetzt für Italien nicht zu brauchen, weil

er zu scharf ist und Alles niederschlagen würde. Es bedarf dort eines ruhigen systematischen pedantischen Kommandeurs, der nicht leicht sich reizen lässt. Feldmarschall-Lieutenant Hauslab sagte mir, dass binnen einem Jahr das ganze österreichische Feldartillerie-Material umgeändert sein würde, soweit es nöthig. Er legte keinen grossen Werth auf die gezogenen Geschütze, sie hätten gar kein Übergewicht gegeben, es würde nur Alles darauf geschoben, um andere Fehler zuzudecken.

Feldmarschall Lieutenant Ramming ist Generalstäbler von Fach, kennt das ganze Personal, seine Übernahme des Stabs kann also ohne Nachtheil im letzten Augenblicke erfolgen, wo Benedek zur Armee abgeht.

Was die äussere Politik betrifft, so ist der Kaiser und mit ihm das ganze Ministerium fest entschlossen, unter keinen Umständen sich von Deutschland zu trennen und auf französische Anerbietungen einzugehen. Es ist gewiss, dass Louis Napoleon gehofft hatte, nach dem Frieden von Villafranca Österreich gewonnen zu haben und es bewegen zu können, im Falle eines Angriffs gegen den Rhein neutral zu bleiben. Ja es scheint mir, dass man noch weiter gegangen und grosse Anerbietungen, namentlich Zustimmung zur Annexion der Walachai und Moldau gemacht, aber man hat in Wien Alles scharf und bestimmt abgewiesen. Man wird, hörte ich von den höchsten Militärs sagen, seine Ehre darin setzen, nicht der Letzte, sondern der Erste auf dem Kampfplatz zu sein. Ausserdem will man sich aber ganz auf der Defensive halten. Was Ew. Hochwohlgeboren mir über den Vertrag mit dem Papst gesagt, dürfte wohl zu modifiziren sein, sicher hat man sich nur über die mögliche Organisation ausgetauscht, nicht mehr, nicht weniger. Bestimmt und entschieden ist darüber Nichts.

Ich glaube nicht, dass man irgend eine Anbahnung ernstlich sucht, als die an Preussen und Deutschland, in der Überzeugung, dass nur dort eine Basis zu finden, die eine dauernde Allianz sichere, während man weiss, dass Russland machtlos ist und England Sonderzwecke verfolgt. Man erwartet die Allianz mit Deutschland aber weniger von der äusseren Noth, sondern, wie ich bestimmt versichern kann, von der inneren Entwicklung Österreichs. Es führt mich dies auf die innere Politik. Die leitenden Grundsätze des Ministeriums finden sich in den * * * Wien „zur Verfassungsfrage in Österreich". Im Allgemeinen kann ich darüber Folgendes sagen. So klar die höchsten Persönlichkeiten im Allgemeinen über die Bedürfnisse des Landes sind, ebenso gewiss ist es, dass die Werkzeuge zur Ausführung der Reformen ausserordentlich viel zu wünschen übrig lassen. Was nützen alle Bestimmungen, wenn die Ausführung überaus mangelhaft. Das jetzige Verwaltungssystem Österreichs war auf schlechte Beamte berechnet: unendliche Kontrole; jedes bessere Verwaltungssystem setzt auch bessere Beamte voraus und sie fehlen. Jede Besserung muss mit grösserer Freiheit und Selbstständigkeit der Verwaltung beginnen, aber wenn dann die Beamten nicht tüchtig, werden die Fehler noch grösser werden als bisher, weil Willkür leichter. Trotzdem ist man wirklich emsig bemüht, Wandel zu schaffen, aber man ist erklärlich gezwungen zu flicken, weil zum Neubau das Material fehlt, es muss erst heranwachsen. Dazu kommt, dass der neue Verkehr mit seinen ungeheueren Anforderungen an erhöhte Thätigkeit, die neue Politik mit den ungeheueren Anforderungen an erhöhte Energie und Aktion des Volkes fast über Nacht eingetreten. — Das sind die Österreicher nicht gewöhnt. Sie klagen und schimpfen, aber Hand anlegen will Keiner. Der Adel war mit der Ablösung sehr zufrieden, er hat dadurch grosse Mobiliarwerthe in die Hand bekommen, zugleich ist das Eigenthum so gestiegen, dass trotzdem der Werthverlust sich fast ausgleicht. Aber die Obligationen sind versilbert, verjubelt, verspielt. Die Selbstverwaltung wird alle Tage schwerer, mühsamer. Das Heranziehen der Arbeitskräfte ist eine Sorge, die man früher nicht kannte. Bessere Bewirthschaftung verlangt Kapital, das nicht mehr vorhanden, weil vergeudet. Tiefe Missstimmung daher überall, man sehnt sich nach den früheren Zuständen zurück, ohne zu bedenken, dass man gerade nur durch die damaligen Fehler die heutigen Übel herbeiführte. Jene früheren Zustände, die der haute aristocratie eine so besonders günstige abnorme Stellung

gaben, knüpfte an die nationale Selbstständigkeit an, daher ist die haute aristocratie überall Träger der nationalen Opposition gegen den Einheitsstaat.

Für den freisinnigen Fortschritt, den Fortschritt im materiellen und geistigen Güterleben, fehlt die erste Grundbedingung: der Bürgerstand. Seine Hebung und Vermehrung ist daher die erste Bedingung für den Fortschritt und der Kern des Programms des neuen Ministeriums. Ausserdem fehlt noch jede Organisation und Konsolidirung der Parteien und Interessen; die Forderungen sind zum Theil ganz widersprechender Natur, weil Alles nur sich und nirgend dem Übrigen und Ganzen Rechnung trägt. So schimpfen alle Tiroler über die Entwerthung des Eigenthums, Zurückgehen der Industrie, aber keine Protestanten, keine Juden! schreit gleichzeitig die ganze Provinz. Bei den Gefahren, die drohen, hat man die Parteien nöthig, man muss sie also nach der Kraft, die sie gewähren, berücksichtigen. Wäre Gleichgewicht unter ihnen vorhanden, so wäre der Fortschritt leichter, so kann man nicht zu Gunsten abstrakter Gerechtigkeit, in Betracht der drohenden Gefahr, sich entfremden, was man morgen braucht. Parteien vor den Kopf stossen, von denen man vielleicht morgen grosse Opfer beanspruchen muss, während die, für welche man die Konzession verlangt hat, ganz unfähig sind — diese ungeheure Schwierigkeit der Aufgabe ist nicht zu verkennen. Und ferner werden Reformen verlangt, die theilweise die vorhandenen Kräfte todt legen, statt sie neu zu gruppiren.

Eins ist gewiss, dass die Regierung nie Deutschland aufgeben wird. Emsig und stetig voran arbeitet Österreich auf ein den deutschen Zuständen sich näherndes Niveau hin um die Nationalitäten in ihrer Abgeschlossenheit durch die Macht des Verkehrs und die Macht der Bildung zu besiegen.

Wo sie Widerstand findet, wird sie jede thunliche Konzession machen, nirgend schroff und gewaltsam auftreten, es sei denn, dass das Ganze dadurch gefährdet wird. In Italien will man möglichst verhindern, dass Märtyrer entstehen, man will die äusserste Langmuth üben. Übrigens bereitet man sich andererseits zum Äussersten vor, da man überzeugt ist, dass Louis Napoleon keinen Augenblick verlieren wird, um seine Pläne in Ausführung zu bringen, doch hofft man, dass die gewaltsame Entwickelung sich bis zum nächsten Jahre verzögern lässt. Ich weiss nicht, hochverehrtester Herr, ob es mir gelungen, Einiges zu Ihrer Kenntniss der österreichischen Zustände hinzuzufügen, ich gebe den Eindruck wieder, den das Ganze auf mich gemacht. Es ist offenbar eine Werdeperiode. Vieles natürlich in der Auflösung begriffen, Anderes chaotisch durcheinandergeworfen, Drittes noch fremd, unbehaglich, unfähig in seiner neuen Form. Mangel an Selbstvertrauen und Misstrauen natürlich häufiger wie klares selbstbewusstes Walten, aber doch wieder manch volles kräftiges Können und eine anwachsende Generation, deren Geist unter dem Anstoss von innerer und äusserer Gefahr erzogen wird, die sich beginnt durchzuringen und dem Schlimmsten ins Auge, und zwar trotzig ins Auge zu sehen lernt. Eins ist unendlicher werth, Seine Majestät gehört selbst dieser Generation an.

An diese Schilderungen aus dem Jahre 1860 über die Lage Oesterreichs sei noch aus gleicher Zeit ein Bericht über die Verhältnisse in Bayern und über eine Unterredung mit dem Könige Max II. aus der Correspondenz von Orges angeschlossen.

9. März 1860.

. . . Am 7. liess mich S. Maj.*) vor sich bescheiden, offenbar um meine Ansicht über die innere und äussere politische Lage zu hören. Ich habe dieselbe im Sinne der inneren Einheit und des Friedens und des Kampfes gegen Aussen entwickelt. Der König ging auf Alles tief ein und schien von der Nothwendigkeit des Kampfes tief durchdrungen. Darauf musste ich zum Kriegsminister, der die Lage mit offenbarem Vergnügen als möglichst gefährlich sich beschreiben liess. General Lüder ist ein Mann zum Dreinschlagen. Er sagte mir wörtlich: „Der Himmel hat mich zweimal nach Paris geführt, ich hoffe er wird so

*) **König Max II. v. Bayern.**

gnädig sein, mich es noch einmal sehen zu lassen". Er ist nach Amberg, wo binnen 8 Wochen 24000 Musketen gezogen werden sollten, als momentaner Ersatz für die noch fehlende Anzahl von Podewils Gewehren. Von dem Podewils Massengewehre sind 5000 fertig, und 10000 werden noch bis Ende 1860 fertig, mit Podewils Gewehren etc.

. . . Sowie die Sachen liegen, können binnen 4 Wochen nach erfolgtem Befehl 70000 Mann schlagfertig sein und zwar 50000 Mann für das freie Feld, 40000 Mann Infanterie und 15000 für die Festungen, 5000 Mann für die Depots und Garnison. Wenn man die Chargen aus den vorhandenen Bataillonen für die Errichtung 4. Bataillons nimmt, so können nach 3 Monaten abermals 20000 Mann aus allen Waffen durch Einberufung der unmontirten Assortirten — entsprechend schlagfertig sein; die Ausrüstung ist dazu vorhanden. Die Bataillone werden mit 5 Kompagnien ins Feld rücken, weil die 6. als Stamm für die 4. Bataillone zurückbleiben soll. Ausserdem werden dann noch je 3 Kompagnien pro Regiment als Ersatzbataillone errichtet. Auch werden 2 neue Jägerbataillone errichtet . . . Unter der Generalität ist kein einziger Divisionär diensttüchtig und kein einziger Generalmajor befähigt, ein Kommando aus allen drei Waffen zu führen, mit Ausnahme des Gen.-Maj. v. d. Tann, Gen.-Maj. Zeller und Gen.-Maj. Feder. Der Geist in der Armee ist vortrefflich, die Ausbildung nicht schlecht.

Gestern war Baron Lerchenfeld, der Führer der Kammermajorität, bei mir. An Geld soll es nicht fehlen, wenn man nur es für die richtigen Zwecke ausgeben will; die sittliche Entrüstung des genannten Herrn über die Pariser Wirthschaft und die Gefahren, die bloss durch die Korruption allein dem deutschen Volke von dort drohen, ist bis zum leidenschaftlichen Zorn gestiegen. — Soviel ich höre, geht S. Maj. über Brüssel nach England, um einen vollständigen Blick in die politische Lage thun zu können, auch ist wohl Montreux nicht ohne Absicht gewählt.

Die preussische Presse ist nicht müde geworden mich in dem Vogtschen Prozess anzugreifen und zu begeifern und nun? Glaubt man wirklich, das Professor Vogt naturwissenschaftliche Unterhaltung im Palais royal führt? In der That eine Politik, die ich nicht begreife; Vogt disponirt über Hunderttausende, er hat ein vollständiges Korrespondenzbureau. Seiner Hoheit wird die Einlage interessant sein und daraus erkennen, dass Louis Napoleon wirklich mit der deutschen Demokratie angebändelt hat, und dass Prof. Vogt einer seiner Agenten. Die Leute dienen ihm natürlich um das altbegründete Bestehende zu stürzen; mit seiner ephemeren lästig aufgebauten Macht glauben sie leichteres Spiel zu haben. Sie sehen, Herr Kabinetsrath, diese Demokraten vertrauen mir, d. h. meiner patriotischen Gesinnung, obgleich ich doch wahrlich nicht mit ihnen gehe, auch die Augsburger Zeitung noch nicht in dem Rufe steht, ein demokratisches Blatt zu sein. Es war die Aufgabe der preussischen Presse, dies darzuthun — als ich durch den Konflikt mit Vogt diese Intriguen im Keim zu ersticken suchte. Diese Art an der Bekämpfung eines gemeinsamen Feindes zu arbeiten ist mir neu.

Aus einem Briefe s. d.

Man sollte mir dankbar sein nicht für das, was ich schrieb, sondern für das, was ich verschwieg. Ich weiss sehr wohl, dass Graf Pourtalès, Herr von Usedom u. s. w. nicht im Auftrag handelten und Vieles als persönliche Politik trieben, wofür die Regierung nur insofern verantwortlich, als sie sie in ihren Aemtern liess. Aber wenn ich veröffentlichte, was ich darüber weiss und belegen kann, würde die öffentliche Meinung auch diesen Unterschied machen? Wird sie einen Augenblick zweifeln, dass wirklich Preussen doppeltes Spiel getrieben und die Befürchtungen, die zum Frieden von Villafranca trieben, leider nur zu begründet waren. Wenn man in Wien jetzt einen Unterschied macht zwischen dem, was der Prinz Regent gewollt und dem, was seine politischen Agenten gethan, so ist das zum Theil wenigstens mein Verdienst und dafür muss mich zum Dank die Preussische Zeitung mit Schmutz bewerfen und die königliche Regierung leiht ihr dazu die Manualacten, denn der Vorname Henry, den ich auch führe, steht lediglich in meinem Curriculum vitae

von der Artillerieschule. Hab ich je in den 10 Jahren meiner Dienstzeit (ausser den Dummheiten auf der Schule) mich auch nur des mindesten Vergehens schuldig gemacht, ja auch nur einen Verweis, geschweige eine Strafe erhalten? Ich will den Schleier über den 18. März nicht heben, aber wahrlich, wer dem ruhig zuschauen konnte, der musste kein Gefühl haben. Und man macht sich noch breit, als wäre die Streichung aus den Listen — eine Strafe! Wer hat mich angeklagt? Wer hat mich verhört? Wer gerichtet? Mir ist von alledem nichts bekannt.

Der letzte in das persönliche Gebiet übergehende Brief von Hermann Orges ist für die Wandlung bezeichnend, die in den deutschen Verhältnissen nach 1860 mehr und mehr eintrat, und nun auch die Gegensätze mehr und mehr verbittert erscheinen lässt. Die Versuche zwischen Österreich und Preussen Brücken zu bauen, woran Orges, wie man gesehen haben wird, mitzuwirken berufen wurde, scheiterten, und auch die Augsburger Allg. Ztg. hat im Laufe der nächsten Jahre ihre Feindseligkeit gegen Louis Napoleon mit einer nicht minder heftigen Sprache gegen die preussische Regierung, gegen Bernstorff, Bismarck u. s. w. zu vertauschen begonnen.

Es ist nicht die Absicht hier ein ganzes Lebensbild zu zeichnen; die Episode, von der die voranstehenden Briefe Zeugniss geben, ist nur deshalb herausgehoben worden, weil wichtige historische Persönlichkeiten hier in einer zum Theil unerwarteten Beleuchtung erscheinen. Was dagegen die politische Entwicklung des ehemaligen preussischen Artillerie-Offiziers und Redakteurs der Augsburger Allg. Ztg. in persönlicher Beziehung betrifft, so könnte sie fast ebenso tragisch genannt werden, wie das Lebensende desselben, in Folge eines unglücklichen Zufalls, wahrhaft beklagenswerth war.

Orges, der noch im Jahre 1860 das österreichische Beamtenwesen und besonders den Chef der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Rechberg, ganz trefflich zu charakterisiren wusste, verfiel seit 1863 fast ganz den Irrwegen der am Wiener Ballplatze herrschenden Parteipolitik, von denen zwar das vielbelobte Werk des Herrn von Sybel nicht die leiseste Ahnung aus den „Akten des preussischen Archivs“ zu ziehen vermochte, von denen aber der treffliche „Lebenslauf“ Julius Fröbels eben genug enthüllt hat, um zu erkennen, um was es sich eigentlich handelte. Orges vertauschte schliesslich seine Stellung bei der Redaktion der Augsburger Allg. Ztg. mit einem offiziellen Posten in Wien, der ihm zwar viel Beschäftigung, aber wie man ihn klagen hören konnte, keine volle Befriedigung gab. Die Zeiten, wo man zu träumen vermochte ein neuer österreichischer Gentz zu werden, waren längst vorüber, und die halb oder ganz konstitutionell gewordenen Gentze waren jetzt dutzendweise vorhanden. Als die Gegensätze zwischen Österreich und Preussen einen auch militärisch immer bedrohlicheren Charakter annahmen, hatte man im Verkehr mit H. Orges den Eindruck, dass sich der ehemalige preussische Offizier innerlich eigentlich sehr unbehaglich fühlte, ohne es an entscheidenden Stellen merken lassen zu können. Es war deutlich, dass er, wie so viele andere deutsche Männer, in dem damaligen Wien eine Sache vertheidigte, an die er nicht glaubte. Dem Biographen von Orges, wenn er sich finden sollte, der ich aber nicht sein will, muss es als eine wahrscheinlich nicht erquickliche Aufgabe vorbehalten bleiben, die psychologische Begründung für dieses Schicksal zu suchen. Ohne Anspruch auf Gewissheit zu erheben, möchte ich immerhin die Vermuthung auszusprechen mir erlauben, dass Orges, sowie mancher andere im Jahre 1848 verunglückte Offizier, auf die neue Aera in Preussen Hoffnungen einer Rehabilitation gesetzt hatte, die sich nicht erfüllten. Der Prinz Regent blieb bekanntlich gegenüber kompromittirten Militärs unerbittlich — wer möchte wohl wissen, wie viel verlorene Hoffnungen in den Kämpfen von 1862—1870 gegenüber von Preussen

eine ethisch zwar nicht zu rechtfertigende, aber jedenfalls in allen Jahrhunderten der Weltgeschichte nicht mangelnde Rolle gespielt haben.

Dass unter der mit Orden schwerbehangenen Brust des ruhelosen, jetzt zwar geritterten Redakteurs der Augsburger Allg. Ztg., der es, wenn ich nicht irre, doch nicht weiter als zu einem einfachen Regierungsrath brachte, ein befriedigtes Herz geschlagen hätte, möchte ich mit Sicherheit zu läugnen aus meinen eigenen Erinnerungen mich erdreisten.

Im Sommer 1874 traf den 53jährigen Mann ein ausserordentlich trauriges Geschick. Er war in einem überfüllten Tramwaywagen von Dornbach nach Wien gefahren und verlor, auf einer Stufe der vorderen Plattform stehend, seinen Stock, den er nicht missen wollte. Rasch entschlossen, wie er war, sprang er herab, gerieth unter die Räder und starb nach 24 qualvollen Stunden im Allgemeinen Krankenhause, wohin man ihn sofort gebracht hatte, ohne dass er gerettet werden konnte.

ANZEIGEN.

Schillers Briefe.*)

Briefpublikationen können aus zwei verschiedenen Gesichtspunkten unternommen werden. Je nach dem Gesichtspunkt soll auch die Methode eine verschiedene sein.

Briefe sind zuvörderst die unmittelbarste und unwillkürlichste Form der schriftstellerischen Thätigkeit. Insoweit er Briefe schreibt, ist jeder Mensch Schriftsteller. Und nicht blos unbewusst, sondern sehr oft auch bewusst; die einzige litterarische Ambition, auf welche Millionen gebildeter Menschen Anspruch machen, besteht darin, hübsche Briefe zu schreiben und sich als Korrespondenten in ihrem Freundeskreise angenehm zu machen. Man darf im Allgemeinen behaupten, dass der briefliche Ausdruck der nicht schriftstellernden Menschen gewählter und gesuchter ist als ihr mündlicher Ausdruck selbst in der feinsten Causerie; man hält etwas auf seinen Stil, wenn man sich an den Schreibtisch setzt und etwas Schriftliches von sich giebt. Ganz ungekünstelte Briefe werden, kraft Wirkung des Gegensatzes, fast nur von Schriftstellern geschrieben. Sogar die Frau Rath ist feierlicher und umständlicher, wenn sie schreibt, als wenn sie redet.

Briefe sind also in erster Linie litterarische Produktionen, selbst bei Nichtschriftstellern. Sie sind es um so mehr, je mehr Werth einer darauf legt, sich mitzutheilen und auszusprechen. Sie sind geschriebene Monologe, wobei man immer einen Zuhörer, also ein Publikum, vor Augen hat. Ist ein Schriftsteller der Briefschreiber, dann stellen uns seine Briefe gleichsam die Urform seiner schriftstellerischen Thätigkeit vor, sie führen uns in die Urzelle seines Talentes. Nämlich: wenn er Werth darauf legt, sich mitzutheilen und auszusprechen.

Denn es kann auch das Gegentheil stattfinden. Es kann ein Mensch niemals Werth darauf gelegt haben, sondern es bloss als eine Last empfunden haben, Briefe schreiben zu müssen. Künstler und Gelehrte, denen es vergönnt ist ihr Inneres in grossen und unsterblichen Werken auszusprechen, verstummen oft im

*) Kritische Gesammtausgabe, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart, 1892 ff.

brieflichen Verkehr. Auch äussere Gründe können maassgebend werden: wer eine schwer leserliche Handschrift schreibt oder wessen Hand leicht ermüdet, der wird keine ausgebreitete Korrespondenz führen. Hier fehlt überall die Musse und das Behagen an dem brieflichen Ausdruck. Hier herrschen nicht freie Heiterkeit und Kunst, sondern die blosse Nothdurft. Solche Briefe haben keine litterarische Ambition und auch gar keinen litterarischen Werth.

Aber auch der eifrigste Briefschriftsteller und Briefliebhaber wird einen grossen Theil seiner Korrespondenz ohne Weihe und ohne Liebe geschäftsmässig abfertigen. Die äusseren Umstände werden ihn nöthigen, auf eine plötzliche Anfrage mit müdem Kopf postwendend zu antworten oder der dreisten Zumuthung eines Fremden mit lästigen Wendungen auszuweichen oder mit einem Geschäftsmanne in herkömmlichen Formeln zu verkehren. Goethe hat sich in seinem Alter bekanntlich für alle diese Fälle einen typischen Stil zurechtgelegt. Es wird aber selbst bei Goethe schwerlich Jemand behaupten wollen, dass alle seine Briefe aus späterem Alter litterarischen Werth besitzen. Wer ein paar aus jeder Rubrik gelesen hat, kennt sie eigentlich alle; ein einziger, gut ausgewählt, kann den Typus der ganzen Gattung vorstellen. Man wird nicht zu viel behaupten, wenn man sagt, dass in unserem heutigen Briefverkehr zwei Drittel aller von einer Person geschriebenen Briefe ohne litterarische Ambition und ohne litterarischen Werth sind. Wir haben freilich kein Recht, dieses Verhältniss auch auf die Vergangenheit zu übertragen, in der man weniger hastig und mehr con amore korrespondirte. Auch darf nicht übersehen werden, dass hier die Zeit bereits ihre Schuldigkeit gethan und von den werth- und inhaltlosen Briefen selbst der hervorragendsten Männer, Gott sei Dank, eine gehörige Masse ausgeschieden hat.

Aber so viel ist klar: nicht alle Briefe, selbst des hervorragendsten Autors, dürfen Anspruch auf litterarischen Werth erheben. Darum halte ich es für Unrecht, wenn man heutzutage alle Briefe, die sich irgendwo von einem Schriftsteller erhalten haben, ungesichtet und ohne Auswahl einfach in die Zahl der Schriften aufnimmt, deren Werth sie oft durch den Wust des Unbedeutenden entstellen oder herabdrücken. Ältere Herausgeber sind hier mit weit mehr Takt und Feingefühl zu Werke gegangen; sie haben zwischen litterarisch bedeutenden und zwischen litterarisch werthlosen Briefen wohl zu unterscheiden verstanden.

Aber noch aus einem andern Gesichtspunkt können Briefe der Öffentlichkeit übergeben werden. Insofern sie nämlich autobiographische Dokumente sind, die nicht blos werthvolles biographisches Material enthalten, sondern auch immer, direkt oder indirekt, als die unwillkürlichsten und naivsten Offenbarungen der Menschenseele gelten müssen. Von dieser Seite haben sie gerade um so viel mehr Werth und Interesse, je weniger sie litterarische Ansprüche machen, je unabsichtlicher sie sind. Für den Biographen, aber auch nur für ihn, sind alle Briefe von Werth und Wichtigkeit. Enthalten sie keine direkten Mittheilungen, so können sie indirekt für ihn von Belang sein. Der Biograph, der rechte nämlich, wird weit öfter in die Lage gesetzt sein, zwischen den Zeilen zu lesen, als faktische Angaben in den Briefen wörtlich zu zitiren. Darin besteht seine hauptsächliche Aufgabe als Psychologen. Dazu muss ihm aber auch die Situation, die Absicht, der Zweck des Schreibenden völlig klar sein. Aus dem biographischen Gesichtspunkte haben die Anworten oder Anfragen der Adressaten denselben Werth wie die Briefe des Autors; als biographische Quellen setzen die Briefe an die Briefe von nothwendig voraus.

Das moderne Prinzip, die Briefe der Schriftsteller ohne die Briefe der Adressaten in die Werke aufzunehmen, entspricht also auch nicht den biographischen Anforderungen. Für diesen Zweck wird wieder zu wenig geboten, denn

die Antworten können nicht entbehrt werden. Ich verlange desshalb noch nicht, dass sie mit Haut und Haaren abgedruckt werden, wohl aber, dass aus ihnen alles mitgetheilt werde, was zum Verständniss der Briefe von nöthig ist.

Diese Gedanken auf die Schillerischen Briefe angewendet, so ist zunächst anzuerkennen, dass das Corpus der Schillerischen Briefe als ein selbstständiges Werk erschienen und nicht der Gesammtausgabe der Werke einverleibt worden ist, obwohl der litterarische Werth und Anspruch der Schillerischen Briefe grösser ist als bei sonst einem von unseren Klassikern: denn wie sonst Keiner hat Schiller zeitlebens das Bedürfniss empfunden und Werth darauf gelegt, sich in Briefen voll und rückhaltlos auszusprechen. Sogar neben seinen grossen Dramen laufen lang ausgedehnte Briefe einher, in denen sich der Dichter gegen Freunde über die Absichten und über die Methode seiner dichterischen Arbeiten ausspricht und die auch als schriftstellerische Leistungen gelten wollen. Wir besitzen von Schiller nur eine ganz verschwindend kleine Anzahl von Schreiben, die litterarisch werthlos sind. Ganz unschätzbar aber ist der biographische Werth der Briefe: als direkte und indirekte Quellen sind sie gleich inhaltreich und sie gestatten einen so tiefen Einblick in die offene Seele des Dichters, wie er uns im gleichem Grade kaum bei einem anderen Geistesheros gegönnt ist.

Gerade indessen von der biographischen Seite lässt uns das Corpus von Jonas die Hälfte zu wünschen übrig. Es fehlen nämlich auch hier die Briefe an, ohne welche die Briefe von doch nur durchlöcherte Brunnen sind. Gerade mit Briefen an Schiller ist das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar reich gesegnet; ich habe einen ganzen Folianten von Abschriften liegen, die ich seinerzeit von den Originalen habe anfertigen lassen. Auch im praktischen Sinne muss man es bedauern, dass die Briefe an Schiller ausgeschlossen worden sind. Denn die Sammlung von Jonas erspart dem wissenschaftlichen Arbeiter nur selten einen Weg in die Bibliothek oder eine langwierige Postsendung; er muss sich in den meisten Fällen, um die Briefe an Schiller zur Hand zu haben, dieselben Drucke oder Zeitschriften kommen lassen oder holen, in denen er auch die Briefe von Schiller findet. Wir sehen also, vom Standpunkt des Gelehrten und des Biographen, in dem Unternehmen nur die eine Hälfte der eigentlichen Aufgabe, und erwarten als nothwendige Ergänzung der Sammlung die Briefe an Schiller.

Vielleicht wäre es von vornherein räthlicher gewesen, das Unternehmen anders zu umgrenzen. Die Briefwechsel zwischen Schiller und den Körner, Humboldt, Goethe u. s. w., welche die Hauptmasse des Corpus bilden, liegen in wiederholten und leicht zugänglichen Ausgaben vor. Der Text bei Jonas beweist freilich, dass die älteren Herausgeber nicht immer mit der nöthigen Sorgfalt zu Werke gegangen sind; aber solche vereinzelte Varianten und Korrekturen rechtfertigen doch noch immer nicht den Wiederabdruck ganzer ungeheurer Briefmassen. Das nächste und dringendste Bedürfniss für die Wissenschaft wie für das grosse Publikum scheint mir eine Sammlung der zerstreut gedruckten Briefe von und an Schiller gewesen zu sein. Kleinere oder seltenere Einzeldrucke, wie die Briefe an Fichte, an die Schlegel, an Fischenich u. a., hätten dabei immer in dem Corpus aufgehen können. Nur die oft gedruckten und bequem zugänglichen Sammlungen hätten als bekannt vorausgesetzt werden sollen; auf dem halben Raum hätten dann auch die zerstreuten Briefe an Schiller Platz gefunden und es wäre ein Ganzes geleistet worden, während jetzt auf dem doppelten Raum nur die Hälfte der Aufgabe erfüllt ist. Ein vollständiges Corpus der Briefe von Schiller verlangt auch wieder ein vollständiges Corpus der Briefe an Schiller; aber auch wenn diese letzteren theilweise nur in Auszügen mitgetheilt werden sollten, wird sich schwerlich für eine so umfangreiche Masse ein Verleger finden

lassen. Man wird hier zuletzt doch bloss das Nothwendige thun und einen Ergänzungsband zu den vorhandenen Sammlungen liefern können. Dann aber ist wiederum der linke Fuss des ganzen Körpers um ein paar Schuh kürzer und die Figur lahm.

Das, was sich der Herausgeber zur Aufgabe gesetzt hat, hat er freilich in ausgezeichneter Weise erfüllt. Als er mir vor etwa sieben Jahren brieflich von seiner Absicht Kenntniss gab, stützte er sich fast ganz noch auf fremde Vorarbeiten, unter denen Boxbergers handschriftliches Verzeichniss der Briefe die wichtigste war. Ich gestehe aufrichtig, dass ich damals im Stillen wenig günstige Hoffnungen für seine Sache hegte. Mit einer unermüdlichen Arbeitskraft hat er in diesen wenigen Jahren während der kärglichen Nebenstunden, die ihm ein verantwortungsvoller und zeitraubender Beruf gönnte, eine ungeahnte Fülle von Handschriften Schillerischer Briefe zum grossen Theil neu entdeckt, schwer zugängliche Drucke herbei citirt und sorgfältig verglichen, und den Text der Schillerischen Briefe zum ersten Mal auf eine gesicherte Grundlage gestellt. Diesem hervorragenden Verdienst gegenüber fallen kleine Schrullen in der Wiedergabe des Originals, wie die pedantische Beibehaltung der von Schiller oft auch innerhalb desselben Wortes beliebten Vermischung der Kurrent- und der Antiquaschrift, die in der Handschrift natürlich viel weniger stört als im Druck, nicht ins Gewicht. Eher wäre die geringe Übersichtlichkeit der Druckeinrichtung zu tadeln, bei welcher doch Redlichs in dieser Hinsicht unübertreffliche Ausgabe der Briefe Lessings ein bequemes Muster hätte abgeben können; nicht einmal Kolumnentitel erleichtern die Benutzung. Leider sind auch hier wieder die Anmerkungen und die Lesarten an den Schluss der einzelnen Bände verwiesen, anstatt der bequemen Fussnoten. Auch dieses Buch zwingt uns also zu dem nervös machenden Hin- und Herspringen von vorn nach hinten und von hinten nach vorn, und zu dem beständigen Hinüber- und Herüberschlagen mit wehenden Blättern. Will man die erkünstelte Bescheidenheit der Herausgeber durchaus nicht aufgeben und sich mit seinen Anmerkungen durchaus nur im Hintergrund blicken lassen, dann verweise man den Apparat wenigstens in einen selbstständigen Band, damit aufmerksame Leser die Varianten und Anmerkungen neben den Text legen und ohne das widerwärtige Herumfuchteln mit dem ganzen Inhalt des Buches ruhig und gesammelt benutzen können; oder man lasse mit dem Apparat jedesmal einen neuen Bogen beginnen, damit man die Lesarten von dem Text abtrennen kann, ohne den ganzen Band zu zerschneiden.

Die Anzahl der zum ersten Mal publizirten Schillerschen Briefe ist zwar nicht besonders gross, doch sind einige sehr interessante und wichtige Schriftstücke darunter.

Jonas schreitet sehr rüstig fort und wird die Briefe Schillers bald gesammelt vorlegen können. Die zuletzt erschienene 64. Lieferung reicht mit sechs Bänden und 1703 Nummern bis in den Juni 1801. In sieben Bänden und ca. 80 Lieferungen wird das Werk vollständig abgeschlossen sein und sich den Dank aller Schillerfreunde erwerben.

Wir betrachten die Aufgabe auch dann nur als halb erfüllt, und wissen auch für die Briefe an Schiller keinen willkommeneren Bearbeiter als Fritz Jonas.

Jac. Minor.

Rich. M. Meyers „Goethe".*)

Von
MAX VON WALDBERG.

Wilhelm Scherer, dessen Schatten noch heute mahnend und aufmunternd bei den grossen Problemen litterargeschichtlicher Forschung steht, hat das grosse Ziel, das er seinem schaffensreichen Leben gesetzt hat, eine monumentale Gesammtdarstellung von Goethes Schaffen, von Jahr zu Jahr verschoben. Aber während er früher einen solchen Versuch nicht wagen wollte, weil das Detail nicht erschöpfend durchforscht war, hat er später die Besorgniss nicht unterdrücken können, dass er vom schweren Gepäck, das ihm die rasch wachsende „Goethephilologie" auflud, im leichten Aufstieg zu künstlerischer Darstellung gehemmt werden könnte. Wenn nun jetzt ein jüngerer Forscher an ein ähnliches Unternehmen seine Kräfte setzt, so darf er im Voraus auf jene nachsichtige Sympathie rechnen, die jedem Kühnen, unabhängig vom Ausgang des Wagnisses, schon für die Bekundung des Muthes sicher ist. Dieses günstige Vorurtheil wird aber noch erhöht, wenn wir sehen, wie der Verfasser mit weiser Ökonomie seiner Kräfte sich das Ziel etwas näher streckt, als es dem weitausgreifenden Geiste Scherers vorschwebte.

Goethe hat bei seiner Neigung zu schematisiren, die Biographieen in solche für „Wissende" und andere für „Nichtwissende" geschieden. Wenn er dann weiter ausführt, dass die erste Gruppe von der Voraussetzung ausgehe, dass dem Leser alles bekannt sei, und der Autor nur daran denken müsse, auf geistreiche Weise durch Zusammenstellung und Andeutung an das zu erinnern, was jener weiss, und ihm für das Bekannte, Zerstreute eine grosse Einheit zu überliefern und einzuprägen, so ist es, als ob Goethe selbst die Formel für die Beurtheilung von Meyers Goethebiographie an die Hand gegeben hätte.

Es ist eine edle aber unberechtigte Bescheidenheit, wenn der Verfasser sein Werk nur als „ärmlichen Nothbehelf" ansehen will „neben dem einzig wahren Mittel, Goethes Leben und Schriften wahrhaft kennen zu lernen, neben der Lektüre der Goetheschen Werke in chronologischer Folge". Die Filiation der unendlichen Mannigfaltigkeiten von Goethes Leben und Schaffen zu einer künstlerischen Einheit, wie sie Meyer in seinem Buche anstrebt, ist selbst für den „Wissenden" ohne tüchtige Anleitung nicht leicht. Und auf dieses Ziel steuert er mit fast rücksichtsloser Energie hin, es zu erreichen, setzt er alle seine Kräfte an.

Wenn er aber zu beweisen sucht, dass Goethe in Dichtung und Wahrheit seine Erlebnisse „poetisch" mache, so lässt sich mit noch grösserer Berechtigung nachweisen, dass Meyer Goethes Leben „ästhetisch" gestalte. Er strebt dahin, ein einheitliches „realistisch-idealistisches Kunstwerk" daraus zu formen, und mit den Hülfsmitteln der romanhaften Technik, die er an den Wahlverwandtschaften so meisterhaft analysirt, ist er ununterbrochen bemüht, die goethische Entwicklung zu einem ästhetisch erfreulichen Bilde zu gestalten. Mit einer Gewandtheit, die fast auf eine produktive Begabung schliessen lässt, wird nun in kunstvoller Steigerung die Vertiefung und Verinnerlichung der gewaltigen Persönlichkeit Goethes, die allmähliche harmonische Ausbildung seiner Geisteskräfte vor Augen geführt. Mit einem Eifer, dem man das freudige Mitgeniessen anmerkt, ist er bemüht, die Anschauung seiner Leser von Goethe als Menschen und Dichter auf die apollinische

*) Geisteshelden (Führende Geister), herausgegeben von Anton Bettelheim. 13.—15. Bd. Goethe von Richard M. Meyer. Preisgekrönte Arbeit. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Idealgestalt zu lenken, die in Trippels Verkörperung gegen die übliche Vorstellung vom ältlichen steifen Geheimrath sonst schwer zu kämpfen hat. Und selbst wenn Meyer zur Schilderung des Alters gelangt, wo mannigfaches Leid und die Last der Jahre Furchen in das herrliche Antlitz gräbt, leise aber unaufhörlich der gewaltige Geist zu ermatten beginnt, weiss er seiner wohltemperirten Darstellung einen Zusatz tragischen Empfindens zu geben, und selbst das allmähliche Absterben und Erstarren ästhetisch wirksam zu machen.

Goethes Leben als eine Art prästabilirte Harmonie darzustellen, ist das eifrigste Bemühen des Verfassers. Mit einem stark entwickelten Sinn für das Ebenmässige — wie klug weiss er allerdings diese Symmetrie an anderer Stelle zu rügen — wird ganz geschickt jeder bedeutungsvolle Abschnitt in Goethes Entwicklung mit einer neuen Ausgabe der Werke kombinirt, das Leben in seiner Ausgestaltung so geistreich als Mittel der Erkenntniss der Dichtungen, und diese wieder für's Leben benutzt und gedeutet, alles so folgerichtig entwickelt, jeder Zug so fein vorbereitet, dass einem ungesucht der Vers aus Novalis' Ofterdingen einfällt:

Was man glaubt es sei geschehen,
Kann man von weitem kommen sehen!

Man thäte aber Meyers Leistung bitteres Unrecht, wenn man sie nur als den gelungenen Versuch eines Eklektikers, harmonische Ordnung in die wirre Masse der von der Goetheforschung herbeigeschafften Materialien zu bringen, ansehen wollte. Schritt für Schritt können wir vielmehr eine eigenartige selbständige Durchdringung des Stoffes bemerken, sein Sinn für die Erkenntniss künstlerischer Technik ist so geschärft, seine Kunst der Analyse geistiger Vorgänge so entwickelt, dass er uns immer wieder neue oft überraschende Einblicke in Goethes Schaffensweise bietet. Aber das Bestreben, Leben und Wirken seines Helden als ein einheitliches organisch in sich abgeschlossenes Kunstwerk zu zeigen, ist so vorherrschend, dass es zur Tendenz wird, die er dann auf methodisch sehr anfechtbare Weise zu stützen sucht.

Zunächst wird Goethe so scharf, fast wie mit einem Reflektor, beleuchtet, dass auf seine Umgebung um so tiefere Schatten fallen. Er wird isolirt, zu einer „prachtvoll königlichen Einsiedlerfigur“ gemacht, um einen Ausdruck Nietzsches zu gebrauchen, während die Umwelt, ich erinnere nur an die so dürftig skizzirte Figur der Marianne Willemer, undeutlich und in oft zu stark verjüngtem Maassstab wiedergegeben wird. Sodann werden alle Unebenheiten in Goethes Leben ausgeglichen, alles ästhetisch Störende kaum angedeutet. Meyer vergisst zwar nicht, zu registriren, wenn manchmal ein homerischer Schlummer das grosse Auge schliesst. Der Tribut des Olympiers an das Irdische, sei es in Form von Zahnschmerzen oder eines gut ausgestatteten Menus, werden getreulich verzeichnet, aber sonst wird von allem Widrigen im Leben Goethes nur behutsam die Hülle gelüftet. Die grämlichen Begleiterscheinungen des Alters, die Schopenhauer zum ergrimmten Ausspruche veranlassten, Goethe lobe nur das Unbedeutende, die zu Zeiten recht schiefen und wirren Verhältnisse in Weimar, die Vergessenheit, in die er zu Anfang des Jahrhunderts gerathen, alles ist nur durch einen dichten Schleier zu erkennen. Wir hören nicht, dass Sudelschreiber, wie der biedere August Lafontaine, auf den die Sonne königlicher Gunst herabschien, die weitesten Kreise der Gebildeten eine lange Zeit mächtiger ergriffen und mit lebhafterem Antheil an ihrem Schaffen erfüllten als Goethe; der Bruch mit der Universität Jena, die Verirrungen seines Sohnes und all' das Störende und Unerfreuliche, das Tieck zur Meinung veranlasste, es sei ein Unglück für Goethe, dass er in Weimar geblieben, wird gar nicht oder nur schüchtern angedeutet, und uns die Kenntniss einer

Summe von Faktoren, die bildend und formend auf Goethes innere Persönlichkeit gewirkt haben, entzogen.

Meyer sucht ja seine Methode, Goethe ohne Rücksicht auf die Umgebung nur aus sich selbst heraus zu erklären, durch Goethe selbst zu stützen. der die Entstehung der Individualität auf den „inneren Formtrieb“ zurückführt, „eine Seele gleichsam, die die äusseren Umstände der Vererbung nnd Erfassung sich eigentlich nur aneignet“. Im Gegensatz zur modernen Anschauung, welche diese „Seele“ als Resultat der Umstände betrachtet, wird sie von Goethe als deren Herr angesehen. Und aus dieser Ansicht heraus, welche die Kräfte der Evolution bei geistigen Vorgängen ausschliesslich in das Innere des Menschen verlegt, wird die Bedeutung des „Milieus“ mit der etwas oberflächlichen Bemerkung abgethan, dass „eine völlig gleichartige Mitwelt doch verschiedene Arten und verschiedene Charaktere hervortreibe“. Als ob es bei zwei Individuen überhaupt je ein völlig kongruentes Milieu geben könnte!

Aber es wäre nicht schwer, Goethe selbst zum Zeugen contra Meyer aufzuführen. In der „Flüchtigen Schilderung Florentischer Zustände“, die im Anhang zum Benvenuto Cellini veröffentlicht werden, äussert er sich: „Indem man einen merkwürdigen Menschen als einen Theil eines Ganzen, seiner Zeit oder seines Gebiets- und Wohnortes betrachtet, lassen sich gar manche Sonderbarkeiten entziffern, welche sonst ewig ein Räthsel bleiben würden.“ Und Meyer ist in der That im Einzelnen dieser Forschungsweise nicht abhold, nur dass er sie etwas äusserlich anwendet und so gezwungene Beziehungen zwischen Jugendeindrücken und dem späteren Schaffen herstellen will, dass sie fast wie eine Parodie der Taineschen Methode anmuthen. So hat nach ihm Goethe nie grosse Regenten wie Saladin und Philipp von Spanien gezeichnet, so hat er seine Menschen als schwache Charaktere geschildert, weil seine Geburtsstadt Frankfurt eine Krönungstadt war und er den Kaiser hier blos als Mittelpunkt einer prunkvollen Scene, nie aber als Fürsten in ernster Regierungsthätigkeit gesehen hat. Und nachdem Meyer nach dem obenerwähnten Goethischen Rezept in flüchtigsten Umrissen Eltern, Vaterstadt und Zeit gezeichnet, ruft er, den „inneren Formtrieb“ vergessend, ganz im Sinne der materialistischen Lebensauffassung aus: „Dies ungefähr waren die Kräfte, welche jenem geheimnissvollen Gast, den wir des Menschen Seele nennen, die erste Form und Richtung gaben.“ Aber für die Erkenntniss von Goethes *„Faculté maîtresse“* ist mit vereinzelten Hinweisen nicht gedient. Sie muss aus der Gesammtheit der Einflüsse erschlossen werden. Und so durfte z. B. die Schilderung der religiösen Verhältnisse Frankfurts im Anschlusse an die Bemerkungen über die Klettenberg und die Höllenfahrt Christi nicht fehlen. Meines Erachtens hat die wunderbare Ausdrucksfähigkeit der Goethischen Sprache, der tiefe Empfindungsgehalt seiner Lyrik, die fast weibliche Empfänglichkeit seiner Sinne eine ihrer Quellen im Pietismus, der wie kaum eine zweite geistige Bewegung die deutsche Volksseele umgestaltet hat.

Nun lassen sich allerdings bei der Unmerklichkeit allmählicher historischer und innerer Entwicklung derartige Einflüsse und ihre Wirkungen nicht durch einige Sätze klar darstellen, aber dennoch waren wenigstens einige Hinweise nöthig, um mit erklären zu helfen, wie sich in Goethe die deutsche Sprache zu diesem biegsamen und schmiegsamen Instrumente umgestalten konnte, mit dem er alle Heimlichkeiten des Empfindens so zart wiederzugeben vermochte. Und so hätten sich noch die Quellen mancher „Eigenheiten“, die, wie Goethe sagt, das Individuum konstituiren, durch sorgfältiges Beobachten der „Sphäre“ finden lassen, wenn nicht Meyer das Goethesche Dogma von der Einheit der Natur, etwas starr, ja fast mechanisch auf die Persönlichkeit übertragen hätte. Goethe ist ihm der *Roi soleil*

der Litteratur, er darf also nicht nach Planetenart Licht und Wärme von anderen Sternen erhalten. Und es ist ein ganz unbeabsichtigter Kalauer, wenn ich mich dabei an Lorenz Sterne erinnere, dessen Name man im ganzen Buche vergebens suchen würde. Und doch hat Goethe ihn in den „Sprüchen in Prosa" so liebevoll gewürdigt, ihn bei anderer Gelegenheit einen Mann genannt dem er so viel verdanke und Zelter gegenüber das Geständniss abgelegt, es wäre nicht nachzukommen, was neben Goldsmith gerade Sterne im Hauptpunkte der Entwicklung auf ihn gewirkt habe. „Diese hohe wohlwollende Ironie, diese Billigkeit bei aller Übersicht, diese Sanftmuth bei aller Widerwärtigkeit, diese Gleichheit bei allem Wechsel und wie alle verwandten Tugenden heissen mögen, erzogen mich aufs Löblichste, und am Ende sind es doch diese Gesinnungen, die uns von allen Irrschritten des Lebens wieder zurückführen." Und wie konnte Meyer das herrliche Schlusskapitelchen aus dem ersten Abschnitt der „Briefe aus der Schweiz" übersehen, das zugleich eines der lehrreichsten Speciminá ist, wie Goethe fremde Vorbilder — hier Sternes „*Sentimental journey*" — zu selbstständigen Kunstwerken zu verarbeiten verstand. Aber auch sonst fehlt noch mancher Zug, den wir im Bilde Goethes ungern vermissen. Wie kommt es dass ein so reiches Gebiet Goethischer Thätigkeit, wie sein Wirken als Staatsmann, das man nach seinem Briefwechsel mit Christ. Gottl. von Voigt, nach den Arbeiten Vogels, Schölls und Lorenz so klar übersehen kann, nicht berührt wird? Warum sind Goethes „Sprüche in Prosa", an denen sich kein gebildeter Deutscher je satt lesen kann, nur ganz gelegentlich erwähnt? Dass mit keinem Worte der Beziehungen des Scarron'schen „*Roman comique*" zu Wilhelm Meister gedacht wird, darf wohl durch die nicht freiwillige Kürzung dieses Kapitels erklärt werden, aber dafür und manches Andere hätte sich reichlich Platz gewinnen lassen, wenn Meyer in seiner Polemik gegen die modernen Kunsttheorieen sparsamer gewesen wäre. Mit einzelnen ausgewählten Citaten aus Goethe werden so fundamentale Fragen des Kunstschaffens doch nicht gelöst, und die Häufigkeit, mit der gegen die modernen Anschauungen geeifert wird, könnte den Leser gegen die Objektivität des Verfassers, die sonst, ohne die Darstellung farblos zu machen, so wohlthuend im ganzen Buche bemerkbar ist, etwas misstrauisch stimmen. Aber mitten im Gesange springt ihm ein rothes Mäuslein aus dem Munde. Weder fühle ich den Beruf, noch ist hier der Platz, gegen die oft falsche Deutung der neuesten Theorieen der Subjektivisten Stellung zu nehmen. Es wäre übrigens ein Leichtes, durch Anführung anderer Goethischer Äusserungen auch Zeugnisse gegen Meyer herbeizüschaffen. Doch Citate sind im gewissen Sinne variable Elemente, die wie die Zahlen des Statistikers bei verschiedener Gruppierung auch verschiedene Ergebnisse liefern. In der Regel verletzt ja Meyer auch bei ihrer Auswahl nicht den wissenschaftlichen Takt, der bis nun der einzige Regulator bei der Verwendung von Citaten ist. Weniger glücklich ist er bei denen, die er aus der wissenschaftlichen Goethelitteratur holt, wo mancher Name nur zu dem Zwecke im Register zu figurieren, genannt zu sein scheint. Oder geht die Gewissenhaftigkeit nicht zu weit, wenn er zur banalen Wendung „ein spärlicher freundlicher Verkehr" den genauen Quellennachweis „wie Adolf Schöll der verdienstvolle Herausgeber von Goethes Briefen an Frau von Stein sich ausdrückt", hinzufügt? Solche Fleckchen, oder gezierte Wendungen wie „Mineralogie und Geselligkeit erneuern sich" und Ähnliches liessen sich noch öfter finden. Aber ich will nicht ein schönes Ährenfeld zertreten, um einige Disteln zu einem stachligen Kranze zu winden. Bereitet doch sonst die Lektüre des Buches eine rechte Freude. Nirgends die ängstliche Hast der von Stofffülle bedrängten Autoren, alles abzuthun und fertig zu kriegen. Die treffliche Diktion, die selten, aber dann mit Geschmack

von der naheliegenden Gelegenheit Gebrauch macht, mit Goethes sprachlicher Münze zu wirthschaften, die Fähigkeit, die schwierigsten Gedankengänge in durchsichtiger ungezwungener Weise wiederzugeben, die Gewandtheit, durch einige bezeichnende Worte eine Persönlichkeit lebendig zu charakterisieren, erheben die Goethebiographie auch zu einer erfreulichen schriftstellerischen Leistung. Eine grosse Fertigkeit entwickelt Meyer, wo es gilt die Hauptwerke Goethes kritisch zu analysieren, und den Geheimnissen Goethischer Technik auf den Grund zu kommen. Beim kühnen Eindringen in das Labyrinth des Faust und alle Seitenwege und Irrgänge der Kommentatoren wird er stets vom Goldfaden feinsten Verständnisses geleitet. Wie viel Neues weiss er nicht über Werther und Tasso zu sagen und wo er Bekanntes oder Fremdes verwendet, wird es wie beim Kapitel „Goethe als Naturforscher“ so in seinem Geiste umgedacht, dass es wie eine originale Schöpfung anmutet. Von Abschnitt zu Abschnitt wird er in der Beherrschung des gewaltigen Stoffes sicherer, und während er am Beginne seines Buches noch tastend nach einem Stil sucht, ringt er sich bei fortschreitender Arbeit zu einer bestimmten Darstellungsform durch, die durch die Lust am Schematisieren, durch die Neigung alle Erscheinungen typisch zu deuten, die Absicht merken lässt, sich der Goethischen Auffassungs- und Ausdruckweise anzugleichen. Und so darf man mit Dank an den Autor das Werk aus der Hand legen. Ich habe, schon weil die „B. B.“ nicht der geeignete Raum dafür sind, nicht den Versuch gemacht, kleine Versehen litterarhistorischer Art, falsche Daten und ungenaue Citate als zünftiger Raisonneur zu bemängeln, wenn ich auch das Kuriosum nicht unterdrücken will, dass wir aus Meyers Goethebiographie weder Geburtsjahr noch Geburtstag Goethes erfahren können. Ich habe es auch unterlassen in einer schrittweisen Analyse des Buches mich jedesmal mit dem Verfasser über abweichende Anschauungen auseinander zu setzen. Schwerer war es schon der von Goethe bespöttelten Lust zu widerstehen, das Abbild mit dem Urbild zu vergleichen. Meyer hat eben, um am Schlusse den wesentlichsten Einwand gegen seinen „Goethe“ zu wiederholen, ein Stück gewaltiger Natur nicht durch das Temperament, sondern durch die Brille eines Classicisten gesehen, der aesthetisch stilisiert. Und so erscheint uns die gebietende Gestalt des Dichters nicht ganz der Wirklichkeit entsprechend, erstrahlt aber dafür in herrlicher unbefleckter Schönheit. Meyer ist ein Wegweiser, der, wie der Begründer des französischen *„stile académique“* J. L. Guez de Balzac über Montaigne einmal äussert, uns manchmal irre führt, aber dann in schönere Gegenden, als er uns versprochen hat.

Briefe von der Wanderung und aus Paris von **Carl Benedict Hase.** Herausgegeben von **O. Heine.** Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1894. 8⁰ XII und 115 Seiten.

Carl Benedict Hase, geboren 1780 als Thüringer Pastorsohn, wanderte 1801, kaum ausstudirt, keck, wenige Thaler in der Tasche, zu Fuss nach Paris, überstand dort mit frischem Leichtsinn eine kurze Zeit der Noth, fand alsdann durch Sprachtalent Beschäftigung, durch seine einnehmende Persönlichkeit Gönner, bürgerte sich für immer ein, ward Vorstand der Handschriften an der Bibliothek, Mitglied des Instituts, philologischer Docent und starb 1864 angesehen als Kenner des Griechischen, besonders der Byzantiner, auch von deutschen Gelehrten als Förderer ihrer Studien dankbar verehrt. Über die Erlebnisse auf seiner Wanderschaft und während der ersten Jahre seines Pariser Aufenthalts hat er 1801—1803 einem Jugendfreund in der Heimath in überaus munter und anschaulich geschriebenen Briefen ausführlich berichtet. Stellen daraus wurden schon 1864 zu einem Nekrolog auf Hase in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ benutzt und daher auch von Halm im betreffenden Artikel der „Allg. Deutschen Biographie“ verwerthet; die Mehrzahl der Briefe selbst veröffentlichte dann Dr. O. Heine, Gymnasialdirektor und Domherr in Brandenburg, 1880—1881 in der „Deutschen Rundschau“, wo sie mit lebhaftem Antheil gelesen wurden.

Jetzt bietet sie uns derselbe Herausgeber vollständig dar, ergänzt durch einige spätere, ebenfalls charakteristische Stücke von Hase's Hand und eingeleitet durch ein hübsches, biographisch genauer orientirendes Vorwort. Auch so bleibt das Ganze freilich Bruchstück wie Yorick's empfindsame Reise durch Frankreich, an die Hase's übrigens durchaus wahrhafte Erzählung in der That durch die Kunst der Beseelung kleinster Züge erinnert. Selbst der historische Hintergrund — die Periode des zum Kaiserthum hinstrebenden Konsulats — wird auf solche Weise kräftig beleuchtet. Vor allem aber erfreut man sich an Charakter und Schicksal des Schreibers: Talent zu leben und Talent lebendig darzustellen halten einander die Wage bei diesem in seltenem Maasse graziösen Deutschen, dem man wohl zugeben muss, dass er besser für Frankreich taugte. Selbst die Räthsel, die ungelöst bleiben — novellistisch anhebende Begegnungen und Verhältnisse ohne Ziel und Schluss — erhöhen, indem sie die Phantasie herausfordern, den pikanten Reiz dieser ohne jede Absicht auf Öffentlichkeit naiv hingeplauderten autobiographischen Skizze. *a/D.*

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Redigirt von **Carl Glossy.** V. Jahrgang. Wien, Carl Konegen. 1895.

bm. Immer mehr bildet sich dieses Sammelwerk unter Glossys emsiger, einsichtiger Leitung zu einem Archiv der neueren österreichischen Litteraturgeschichte um. Der jüngste Band bringt durchaus Biographica. Glossy giebt Proben aus Bauernfelds Tagebüchern (1819–1848): der Vormärz, Alt-Wien, Bauernfelds Lehrer und Jugendfreunde, Moriz v. Schwind, Franz Schubert, Feuchtersleben, Schreyvogel und Grillparzer, die Zensur- und Theaterzustände, Bauernfelds Ausflüge nach Tirol und Kärnthen, seine Reisen nach Deutschland, Paris und London, politische Strömungen und religiöse Regungen: das und manches mehr wird anspruchslos in der Form, mehr in Schlagworten und Andeutungen, als in tiefer gründenden Erörterungen beredet. Dem Kenner von Bauernfelds „Skizzen aus Alt- und Neu-Wien", dem Leser seiner einstweilen noch nicht in Buchform gesammelten „Erinnerungen" wird in den Tagebuch-Blättchen sachlich nichts wesentlich neues auffallen (am erstaunlichsten, wenn auch nicht gerade rühmlichsten für Bauernfeld und Feuchtersleben ist ihre Verurtheilung von „Weh dem, der lügt", als ihnen Grillparzer die Komödie in Heiligenstadt am 25. Juni 1837 vorliest); gleichwohl sind die Mittheilungen so unmittelbar, für die Zeit und die Persönlichkeit so bezeichnend, dass sie Dank und sorgsame Ausschöpfung verdienen. Der nächste Band des Grillparzer-Jahrbuches bringt voraussichtlich Tagebuchblätter aus Bauernfelds späteren Lebensjahren (1848–1890). Dem von Emil Kuh, Laube, Gräfin Wickenburg, Betty Paoli und vielen anderen Berufenen und noch mehreren Unberufenen behandelten Thema Grillparzer und Katharina Fröhlich widmet August Sauer gescheite, auch stofflich, Dank Karajans Aufzeichnungen, neues bietende Untersuchungen; am treffendsten scheint die Parallele zwischen der Barbara im „Armen Spielmann" und dem Naturell von Grillparzers „ewiger Braut"; geschmackvoll auch der Hinweis auf die Herzenskämpfe von Primislaus und Libussa. Nirgends freilich kommen wir in der Hauptsache über Grillparzers poetisches Selbstbekenntniss: „Jugenderinnerungen im Grünen" und die in Laubes Schrift: Franz Grillparzer (Cotta, 1884) gedruckten Tagebuchblätter hinaus. Vor der Eröffnung von Grillparzers Geheimpapieren, die nicht vor dem Jahre 1920 aus dem Verschluss der Wiener Stadtbibliothek hervorgeholt werden dürfen, wird kaum Abschliessendes zu erfahren sein. Und wer weiss, ob dann nicht erst recht neue Zweifel und Räthsel aufsteigen werden? — Ziemlich belanglos sind Payers Angaben über Hamerlings Gymnasiallehrer-Zeit, gehaltvoll, spitz, markig und witzig dagegen die von Fritz Lemmermayer aus dem Tagebuch der Baronin Knorr gebrachten Äusserungen Grillparzers über Politik und Litteratur. Wie in andern Gesprächen, mit Frau v. Littrow-Bischoff, mit Prechtler, Foglar, Kuh, Hopfen, Bauernfeld, Holtei etc. überrascht Grillparzer auch hier durch Schärfe, Treff, Eigensinn und Eigenrichtigkeit: kurzum als echtes Original.

Verlag: **Ernst Hofmann & Co.** in Berlin. Druck: **Felgentreff & Co.** in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: **Dr. Anton Bettelheim** in Wien.

Berlin 22 May
1895

Adolph Menzel

Adolf Menzel.

Von

HERMAN HELFERICH.

Die Beurtheilung bei Lebzeiten, die so prekär ist, scheint bei dem, der jetzt „Ehrenbürger Berlins“ wurde, nicht ganz so schwer zu werden, wie bei anderen grossen Männern. Denn wir sind jetzt schon Nachwelt ihm gegenüber, ein neuer Pharao, der den alten Joseph nicht kennt. Die Gefahr ist nur, dass wir ihn jetzt wirklich nicht kennen. Menzel hat seltsame Phasen in seinem Verhältniss zur Mitwelt durchgemacht, eine Zeit lang nur den Vorgerücktesten theuer, ist er es jetzt den Kennern geworden und die Ersteren streben anderen Idealen zu. Er reicht in die Zeit von Peter Cornelius zurück: es giebt Konturzeichnungen von ihm, diese — man möchte kindischen sagen, wagt es aber nicht, denn sie sind gewaltig, kolossal, titanisch — Illustrationen zu „Künstlers Erdenwallen“, die ihn berühmt gemacht hatten, als er achtzehn Jahre alt war; und danach den „Schützenbrief“, diese Zeichnung, die arabeskenhaft Cornelianisches und Menzelsches ineinander verschlungen zeigt; sie ist zeichnerisch wie ein Cornelius und redet und lacht sogar Berlinisch wie ein Menzel. Von dieser interessanten Zeichnung führen Spuren zu dem uninteressanten Anton von Werner, zu dem Anton von Werner, der Scheffel illustrirte. — Dann kommt die Periode von Menzels Classicität, die der Holzschnitte zu Kuglers Geschichte Friedrichs des Grossen; wir sehen sie historisch an, wir wissen, wie sie die Buchillustration befruchtet haben, wie sie in der modernen Buchillustration das Beste geblieben sind, obwohl sie das Erste waren. In Parenthese, immer bleiben die ersten Sachen die besten in der Kunst, die, die als Anfänger der Epochen dastehen, sind ihre Gipfel, und an Stelle der Kurven, an die die Kunstgelehrsamkeit jetzt denkt, — nachdem die Theorie von den einsamen beiden Hochplateaus allein gültiger, alles überragender Emanationen der Kunst abgewirthschaftet hat, — würde man besser thun, bei jeder neuen Bewegung an das Symbol von mehr oder weniger steil nur abwärts führenden Linien zu denken, die van Eycks waren immer am Anfange von Epochen. Aber, um auf Menzels Buch zurückzukommen, wir rühmen es, verehren es, wir finden es indessen mager, wir neuer Pharao. Eine hochschätzende Begeisterung, keine überzeugte, erfüllt uns. Uns stehen die Menzelschen Arbeiten der nachklassischen Zeit näher. Die Illustrationen zum „zerbrochenen Krug“ und die Bilder aus dem modernen Leben, — „Ballsouper“, „Laurahütte“. Und darum könnten wir wenigstens für die ersten zwei Drittel von Menzels Carrière uns als prachtvoll objektive Nachwelt fühlen. Der Ausdruck „die ersten zwei Drittel“ ist allerdings nicht geometrisch gemeint; das erste Drittel umfasste

einen ausserordentlich kurzen, und das letzte Drittel begreift einen weit grösseren Raum, als man rechnerisch erwarten möchte: es begreift die Zeit, in der er die malerische Anschauung, die malerische allein, vorwalten lässt. Die Bewunderung, die uns für diese Zeit durchdringt, hat trotz Menzels Schrot und Korn zum Theil französische Stützen; die Pariser mit ihrer Kennerschaft, die entwickelter als die unsere war, haben uns mit ihrem Erstaunen auf ihren Weltausstellungen, als sie Menzel kennen lernten und sofort begriffen, dass er ein gewaltiges Genie ist, die Augen öffnen helfen, ähnlich wie für Leibl — was aber die betrifft, die jetzt Menzel zum Ehrenbürger Berlins gemacht haben, so ist ihnen, wenigstens in ihrer Kollektivität, Menzel weder in den vergangenen zwei Dritteln seiner Laufbahn (wenn auch vielleicht etwas als Illustrator, jedenfalls garnicht als Maler) noch in diesem letzten Drittel, das uns nahe steht, vertraut geworden, das, was sie trieb, ist vielmehr nur die Gewohnheit. Wie die Goncourts sagen, man wird durch die Gewalt des Lebens berühmt, wenn man es lange aushält, ist Menzel bei ihnen berühmt geworden, weil er seit sehr langer Zeit zunächst verhöhnt wurde, dann zitirt wurde und endlich seine Notorietät durchgesickert ist: Menzel ist durch die Kraft seines Namens populär bei ihnen geworden, seine Bilder lieben sie nach wie vor nicht, für das Historische schätzen sie Schrader eher, für Pferde Steffeck und für Schönheit Thumann.

Die Schönheit der Arbeiten des letzten Drittels von Menzels Laufbahn zu geniessen, ist nur denen zu Theil geworden, die auf der Höhe der Kunstbildung stehen. Seltsam pittoresk, kraftvoll bis zum Excess, koloristisch tausendmal mehr als ein Fortuny, geistreich mehr als französischer Boulevardesprit und fast so geistreich wie ein Japaner — ist Menzel ein Phänomen auf deutscher Erde, mit dem Herzen eines Preussen und mit dem Sarkasmus eines Berliners. Je mehr man an alle seine Eigenschaften denkt, um so weniger begreift man ihn und fühlt, dass doch die ersten zwei Drittel seiner Laufbahn noch nicht lange genug vorüber sind, um über sie definitiv zu urtheilen, und dass uns das letzte Drittel zu lebhaft angeht, um es ohne der Parteien Gunst und Hass zu sehen. Denn dieses letzte Drittel reizt in uns Gefühle der Gegnerschaft, weil wir jetzt grosse, friedsame Anschauung der Natur wollen und zwischen den sogenannten Naturalisten von heute und dem sogenannten Naturalisten Menzel — ach, ja — nur für die eine Verbindung besteht, die weder Menzel noch die Naturalisten von heute begreifen.

Rudolf von Gneist.

Geboren 13. August 1816; gestorben 22. Juli 1895.

Von

JOSEF REDLICH.

Mehr als ein Menschenalter ist verflossen seit jener Zeit, die man mit einiger Übertreibung die epische Zeit des preussischen Bürgerthums nennen könnte: und schon deckt der Rasen die meisten von den kampfesfrohen Helden der denkwürdigen Konfliktsperiode. Noch lebt zwar, in die Einsamkeit seines Sachsenwaldes vergraben, der damals unerschütterlich Stand gehalten all' den heftigen Angriffen der preussischen Demokratie jener Tage, Otto von Bismarck: auch in seiner Lebenskraft grösser und glücklicher als die Mehrzahl seiner alten Gegner, sieht er einen nach dem anderen von jenen Männern, denen schon seine Gegnerschaft allein historisches Andenken sichert, dahin sinken. Allerdings: die beiden Männer, die der Sommer dieses Jahres der spärlich gewordenen Schaar der alten Konfliktskämpfer entrissen hat, H. v. Sybel und Rudolf v. Gneist, haben, weit über jene geschichtliche Beziehung hinaus, selbstständige grosse Bedeutung erlangt. Nur eine, wenn auch entscheidende Etappe auf ihrer Lebensbahn, bildet jener historische Gegensatz, dessen innere Überwindung für sie zur Quelle grossen, das nationale Leben tief befruchtenden Schaffens geworden ist.

Das gilt vor Allem von jenem Mann, dessen Gedenken diese Zeilen gewidmet sind, von dem grossen Rechtslehrer und Rechtsschöpfer des geeinten Deutschland, Rudolf v. Gneist.

Wenn ich bei der Würdigung seines Lebenswerkes von jenen Jahren, da Gneist als einer der Führer der bürgerlichen Opposition seinen Namen in die weitesten Kreise des deutschen Volkes trug, meinen Ausgang nehme, so scheint mir dies wohlbegründet durch die grosse Bedeutung, welche der Verlauf jener äusseren Ereignisse für die innere Entwickelung des Mannes zur Folge gehabt hat. Die Jahre 1862—1866 bilden nicht so sehr die Grenzscheide als vielmehr die Brücke, die hinüberführt von der ersten grossen Lebensepoche Gneists, der Zeit des Lernens und Lehrens, zur zweiten Epoche, der Zeit der praktischen Erfüllung des Meisten von dem, was sich ihm als höchste Aufgabe zunächst theoretisch ergeben hatte. Nicht als unfertiger Kopf, sondern als ein vielerfahrener, vielbelehrter und gelehrter Mann ist Gneist zur Zeit der inneren politischen Krisis Preussens in die parlamentarische Opposition gegen die Regierung eingetreten: als aber die überraschende Gestaltung der Dinge der eisernen Beharrlichkeit, dem autoritären Selbstbewusstsein Bismarcks Recht gegeben hatte, da konnte Gneist um so entschiedener auf die Seite des Siegers treten, als er frühe den Widerspruch erkannt hatte, der die unhaltbaren Positionen des doktrinären Liberalismus von den Ergebnissen seiner eigenen wissenschaftlichen Forschung

längst schon schied. Als ein nothwendiges Resultat der ganzen inneren Entwickelung Gneists muss seine äussere politische Wandlung, die eine unbillige, kleinliche und kurzsichtige Kritik so oft und so bitter an ihm beurtheilt hat, von dem objektiven Betrachter seines Lebens erfasst werden. Es wird aber mehr als sonst hier darauf ankommen, den wissenschaftlichen Bildungsgang des Rechtsgelehrten Gneist in den Hauptzügen zu erfassen: der Politiker Gneist wird daraus erst verständlich und — für so manchen doktrinären Parteimann — auch entschuldigt sein.

Rudolf Gneist wurde geboren am 13. August 1816 zu Berlin. Aus einer preussischen Familie stammend, in welcher der militärische Beruf oder staatliche Beamtenstellung die Tradition bildete, war es nur natürlich, dass der junge Gneist, nach einer grossentheils auf dem Lande verlebten Kindheit, das Rechtsstudium ergriff, als er siebzehnjährig die Universität in Berlin bezog. Von allem Anfang betrieb er die Studien mit Eifer und durchlief rasch die Stadien der gewöhnlichen akademischen Ausbildung: 1836 zum Auskultator ernannt, habilitirte er sich bereits im Jahre 1839 als Privatdozent an der Universität. Schon seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten zeigen übrigens den aussergewöhnlich weiten Umfang seiner Bestrebungen und deuten auf den encyklopädischen Charakter, der ihm eigen war. Seine Doktordissertation (de recentiore literarum obligatione) betrifft eine sehr umstrittene Frage des römischen Schuldrechtes, seine zweite akademische Preisarbeit ist eine Abhandlung über „das Strafrecht des Sachsen- und Schwabenspiegels" gewesen. Als Dozent las er zunächst über Kriminalrecht- und Strafverfahren, Civilprozess, dann aber auch über Römisches Recht; zugleich aber vertiefte der junge Gelehrte seine juristische Bildung durch ununterbrochene Praxis als Assessor, später als Hilfsrichter beim Kammergericht und Obertribunal. Obgleich nun Gneist in seinen ersten Vorlesungen sich am meisten mit dem täglichen Brote der deutschen Juristen, dem Pandektenrechte, beschäftigte, trieb ihn doch schon früh die Neigung dahin, wo das Grösste zu erreichen ihm beschieden sein sollte: zum Studium des öffentlichen Rechtes überhaupt, des Staats- und Verwaltungsrechtes im Besonderen. Äussere Anregungen mochten da viel beigetragen haben: seit 1841 benutzte er nämlich seine Ferien regelmässig zu Studienreisen nach England, Frankreich und Belgien. So erschloss sich frühe das reiche öffentliche Leben der Kulturländer des Westens dem empfänglichen Geiste des jungen preussischen Gelehrten und Richters; er lernte aus eigener Anschauung die grossen Verschiedenheiten der Rechtszustände Frankreichs und Englands kennen, gewann noch in seiner Jugend, was damals wenigen Landsleuten möglich war, ein eigenes selbstständiges Urtheil über die seit langem als Muster politischer Freiheit angepriesenen Staaten mit parlamentarischer Regierung. Und da ist nun für die weitere Entwickelung Gneists besonders günstig gewesen, dass er in der Schule Savignys, als Jünger der historischen Richtung, welche damals triumphirend

die deutsche Rechtsgelehrsamkeit beherrschte, ausgebildet worden war. So begann er sehr bald in der Vergleichung der heimischen Zustände mit denen Frankreichs und Englands die grossen Verschiedenheiten als Produkte der so verschieden gearteten geschichtlichen Entwickelung der drei Nationen zu erfassen. Daneben aber wirkte, wie Gneist später selbst erzählt hat, ein anderer rein praktischer Faktor mit, ihn vor allem zum Studium des englischen Staatswesens zu treiben. „Es waren Reformbestrebungen im deutschen Gerichtswesen,“ sagt er in der Vorrede zu seiner englischen Verfassungsgeschichte, „welche die Anknüpfung dafür gegeben haben. Aufgewachsen in der mühevollen, strengen Schule der preussischen Juristen, in einer Zeit, in welcher dem Richter die ganze Arbeit der Gestaltung des Prozesstoffes in persönlicher Verhandlung mit den Parteien oblag, gleichzeitig in mannigfaltigem Verkehr mit Land und Leuten im östlichen und westlichen Deutschland, in England und Frankreich, hatte ich die Vorzüge unseres Beamtenstaates und zugleich die Schwerfälligkeit und die Gebrechen unseres Geschäftsganges in Gericht und Verwaltung kennen gelernt.“ So ist Gneist von Anbeginn seiner Arbeit durch die praktische Thätigkeit auf neue wissenschaftliche Bahnen gelenkt worden: und das ist das Kennzeichen seiner ganzen Laufbahn gewesen, dass er, mehr wie jeder andere von den grossen deutschen Lehrern des Rechtes, Theorie und Praxis in bewundernswürdiger Weise in sich zu einem lebendigen Ganzen zu vereinigen wusste. Langsam allerdings reiften die Früchte seiner weitgedehnten Studien; erst im Jahre 1853 erschien als die erste derselben, seine Schrift über „Adel und Ritterschaft in England“, die bei den Fachgenossen, so besonders bei R. v. Mohl, sogleich sehr beifällige Aufnahme fand.

Inzwischen hatten aber die bewegten Zeitläufe Rudolf Gneist zum ersten Mal aus dem Hörsaal auf den Markt des öffentlichen Lebens geführt: die Art und Weise, wie aber der junge Professor — seit 1844 war er Extraordinarius an der Berliner Universität — an den stürmischen Tagen des Jahres 1848 Antheil genommen, ist bezeichnend für seine Sonderart. Er hat sich nämlich nur nach einer Richtung aktiv zu betheiligen gesucht: im engsten Kreise des kommunalen Lebens wollte er zum Neuaufbau des preussischen Staatswesens behilflich sein, und so liess er sich denn zum Stadtverordneten in Berlin wählen, während er das ihm angebotene Mandat zur Nationalversammlung ablehnte. Überdies hatten ihn die märkischen Stände in das Frankfurter Parlament gewählt. In dem neuen Berliner Gemeinderathe, der mit der „Anerkennung der Revolution“ sehr radikal einsetzte, um dann, nachdem die Reaktion eingetreten, desto zahmer zu werden, hat Gneist eine vielseitige, dem Detail der kommunalen Verwaltung zugewendete Thätigkeit entwickelt. Und obgleich die sehr originellen, von den herrschenden Schlagworten des Tages nur allzu abweichenden Ansichten Gneists ihm gerade damals mehr Feinde als Freunde verschafften, spielte er dennoch bald eine einflussreiche Rolle in der Versammlung. Über den Antheil, den er an all,

den Ereignissen im Sturmjahre genommen, hat Gneist schon im Jahre 1849 ein sehr fesselnd geschriebenes Memoire, „Berliner Zustände, Politische Skizzen vom 18. März 1848 bis zum 18. März 1849“ veröffentlicht, in welchem er seine Haltung nach beiden Seiten hin rechtfertigte, damit aber auch eine sehr anschauliche, noch heute als Geschichtsquelle wichtige Darstellung der öffentlichen Vorgänge verband. Schon in dieser Schrift werden aber auch die ersten Linien seines künftigen Lebenswerkes im allgemeinen Umriss erkennbar: anknüpfend an die übertriebenen Hoffnungen, welche die damalige Demokratie auf die Einrichtung einer sehr unklar gedachten Selbstverwaltung nach englischem Muster setzte, weist Gneist hier zum ersten Mal darauf hin, dass das englische Selfgovernement in Wirklichkeit etwas ganz Anderes sei, als das Bild, welches sich die populäre Auffassung davon gemacht habe. Das ganze 4. Kapitel der Schrift ist der „Selbstregierung“ gewidmet; und da setzt denn Gneist zum ersten Mal den Grundgedanken seiner Staatsauffassung auseinander, dass die freie kommunale Organisation der Gemeinden und Kreise die unerlässliche Vorbedingung sei für das Lebendigwerden der geschriebenen Verfassung, für die Existenz des modernen Rechtsstaates. „Die Ausbildung der Gemeinde-Verfassung, welche noch fehlt, ist die eine Hälfte des Verfassungswerkes“, ruft er warnend den Ideologen der konstitutionellen Lehre zu. Wer einige Kenntniss von den herrschenden Männern und Ansichten jener aufgeregten Tage hat, wird sich darüber nicht wundern, dass Gneist für seine Anschauung damals nur wenig Verständniss finden konnte. Ihn selbst aber mussten die Erfahrungen, die er als Stadtverordneter machte, die Ausbreitung seiner Kenntnisse von praktischer Kommunalverwaltung nur bestärken, auf dem betretenen Wege fortzufahren. Daneben tritt aber auch die allgemeine historische Auffassung des Staatsrechtes, die Gneist später zu so grossen Erfolgen führen sollte, bereits in dieser kleinen Schrift des Jahres 1849 sehr merkwürdig hervor. In scharfen Worten verurtheilt er die sozialen und Verwaltungszustände der Zeit vor dem Ausbruche der Revolution, charakterisirt in beissenden Worten den Geist, welcher die damalige altpreussische Beamtenschaft erfüllte, und deckt schonungslos die schweren Charakterschäden auf, welche das System der bisher absolut herrschenden Bureaukratie nothwendig mit sich bringen musste. „Wir haben“, sagt er nachdrücklich, „bisher keine Verfassung, sondern einen Administrationskunstbau“.

So ist die Revolutionsperiode zu einer für Gneists Ideenentwicklung sehr fruchtbaren Zeit geworden: das darauffolgende Dezennium lebte er neben der Thätigkeit als Stadtverordneter hauptsächlich seinen staatswissenschaftlichen Studien, deren erste grosse Frucht mit dem Erscheinen des „Englischen Verfassungs- und Verwaltungsrechtes I. Theil“ im Jahre 1857 hervortrat. Im Jahre 1860 folgte der II. Theil, die Kommunalverwaltung betreffend. In wiederholten Umarbeitungen erweiterte und vertiefte Gneist sodann seine englischen Forschungen, bis sie endlich im Jahre 1862

abgeschlossen und nach deutscher Systematik eingetheilt, der Nachwelt in den drei grossen Werken vorlagen, die den Ruhm Gneists und der deutschen Wissenschaft auf diesem Felde unvergänglich machen: dem „Englischen Verwaltungsrecht“ in zwei Bänden, „Selfgovernement, Kommunalverfassung und Verwaltungsgerichte in England“, endlich der „Englischen Verfassungsgeschichte“ in einem Bande, als der Summe des ganzen, riesigen Rechtsstoffes. Ich habe schon vorhin das eigene Geständniss Gneists angeführt, das uns die Wurzel dieses völlig neuen, die deutsche Staatswissenschaft so ausserordentlich bereichernden Studiums blosslegt: aber jene praktischen Anregungen, die Gneist in seiner Thätigkeit als junger Richter erfahren hatte, und die ihn zu vollkommen neuer Auffassung des öffentlichen Rechtes drängten, hatten durch die Erfahrungen des Stadtverordneten Gneist weitere nachhaltige Förderung erlangt. In dem längst schon latent gewesenen, durch die Märzrevolution zum offenen Ausbruch gelangten Widerstreben der Bevölkerung wider die einförmig starre Herrschaft der absoluten, unverantwortlichen Bureaukratie war das populäre Schlagwort der Nothwendigkeit der „Selbstverwaltung“ zur herrschenden Phrase geworden. Man war aber, wie Gneist gerade in der Geschichte der Berliner Stadtverordneten-Versammlung drastisch zeigt, weit entfernt von einer klaren Vorstellung, was man an Stelle der bisherigen Einrichtung setzen wollte, indem man jenes Wort gebrauchte: im Grunde genommen zeigte sich nach dem wirklichen Verlauf der Dinge niemand unfähiger zur Selbstverwaltung und Selbstregierung als die preussische Demokratie des Jahres 1848, vielleicht desshalb, weil es ihr am allermeisten an der Selbstbeherrschung gebrach. In der That schien man unter dem ominösen Worte des Selfgovernement ein „möglichst wenig Regiertwerden“ zu verstehen. Aber es ist nur selbstverständlich, dass man mit solch' einem negativen Programm nicht im Stande war, nach dem Zusammenbruch des alten Preussen das neue Preussen aufzubauen. Gneist nun, durch seine bisherigen englischen Studien am besten befähigt, die Hohlheit dieser populär-demokratischen Verfassungsdoktrin zu erkennen, wurde sich gerade unter dem Eindrucke des Versagens der alten bureaukratischen Maschine in den Tagen der Revolution dessen bewusst, dass nicht in der möglichsten S c h w ä c h u n g d e r v o l l z i e h e n d e n Gewalt, sondern in der besonderen Organisation derselben das Wesen des Selfgovernement, das Geheimniss der Freiheit des englischen Staatslebens, welche die Demokraten ohne wahre Kenntniss der englischen Zustände allezeit im Munde führen, verborgen liegen müsse. Dies Geheimniss zu lösen, war die grosse Aufgabe, der er sich nunmehr unterzogen, und die er in meisterhafter Weise gelöst hat.

Es ist unmöglich den ausserordentlichen Gewinn an staatswissenschaftlicher Erkenntniss, den Gneist's klassische Werke für uns bedeuten, hier in dem engen Rahmen eines Nachrufes mit wenigen Worten erschöpfend zu bezeichnen. Nach zwei Richtungen hat Gneist bahnbrechend gewirkt: ein-

mal, was die allgemeine theoretische Auffassung vom Wesen des Staates betrifft, sodann in Bezug auf das richtige Verständniss der englischen Rechtsinstitutionen auf dem Festlande. In erster Hinsicht muss man sich dessen bewusst sein, dass die grossen politischen Bewegungen des Jahres 1848 nicht nur äusserlich eine Fortpflanzung der Erschütterung im Inneren Frankreichs, sondern auch ihrem theoretischen Wesen nach Wirkungen der zuletzt in Frankreich ausgebildeten Naturrechtslehre vom Staate gewesen sind. Dieser trat nun in Deutschland die historische Richtung zuvörderst in der Rechtswissenschaft, sodann auch in der Volkswirthschaftslehre entgegen, bemüht an die Stelle eines unfruchtbaren, der wirklichen Gestaltung der Dinge entrückten Radikalismus den organischen, an das Bestehende anknüpfenden Fortschritt zu setzen. Zur wissenschaftlichen Erfassung des Staates und seines Rechtes hatte da gerade um die Mitte dieses Jahrhunderts Lorenz von Stein das Grösste gethan: in origineller Fortbildung Hegelscher Gedanken hatte er in der Geschichte der sozialen Bewegungen Frankreichs zum ersten Mal den Begriff der realen Gesellschaft und die naturnothwendige Abhängigkeit des jeweiligen Staatsrechtes von der Struktur derselben aufgezeigt. Diesen Gedanken ergriff nun Gneist mit all' der Lebhaftigkeit seines Geistes und machte ihn erst recht fruchtbar, da er daran ging, auf Grund der historischen Methode die Richtigkeit jener Auffassung an dem englischen Beispiel zu erläutern. So erwuchs ihm aus der tief eindringenden, das Ganze und das Einzelne, die Vergangenheit und die Gegenwart erfassenden Darstellung der englischen Verfassung jene Lehre vom Rechtsstaat, die seither mit seinem Namen dauernd verknüpft bleibt: dass der Staat jene Rechtsanstalt sei, die den vielen divergirenden Interessen der einzelnen Gesellschaftsschichten gegenüber, das Wohl und die friedliche Coexistenz der Gesammtheit zu sichern berufen sei. Alle inneren Kämpfe eines Staatswesens erscheinen ihm als „Versuche einer gesellschaftlichen Überfluthung über die vom Staatsrechte gezogenen Dämme." Die Grundlage der gesellschaftlichen Schichtung und demgemäss die Abgrenzung der gesellschaftlichen Machtsphären sind nicht durch das Recht, sondern durch die Vertheilung des Besitzes gegeben: das Güterleben regelt die Beziehungen der einzelnen sozialen Gruppen innerhalb des Staates. Daraus folgt nun evident die Abhängigkeit der grundlegenden Rechtseinrichtungen des Staates, seiner Verfassung und Verwaltung von der in bestimmten Besitzverhältnissen konstituirten Gesellschaft. Daraus folgt weiter, dass der Schwerpunkt des jeweiligen Staatsrechtes stets innerhalb jener Gesellschaftsschichte liegen muss, die nach der Vertheilung des Besitzes die herrschende ist. Endlich aber ergiebt sich gerade aus diesem Verhältniss von Staat und Gesellschaft für Gneist die wichtige Konsequenz, dass ein starkes Königthum und der von diesem berufene Staatsrath der unverrückbar feste Punkt sein müssen, an den alle organische Rechtsbildung allein mit Erfolg anknüpfen kann gegenüber den stets übermächtig hervortretenden gesellschaftlichen Sonderbestrebungen.

Das eigentliche Beweismaterial für diese Staatsphilosophie hat Gneist, wie schon bemerkt, die englische Verfassungsgeschichte geboten, wenn er auch, insbesondere in den späteren Umarbeitungen seiner Werke, immer mehr die preussische und französische Entwickelung herangezogen hat. Hier, in England, fand er verwirklicht, was anderswo nirgends so rein ausgebildet worden: die Überwindung und Einigung der gesellschaftlichen Gegensätze in den grossen Institutionen des öffentlichen Rechtes zur gemeinsamen staatlichen Arbeit. Das Selfgovernment ist ihm der bewunderswerthe „Zwischenbau zwischen Staat und Gesellschaft", der das vollbringt. „Zwischen dem Gesammtorganismus der Gesellschaft und dem Organismus des Staates erscheint," sagt er, „ein dauernder Gegensatz. Alle Einrichtungen des Staates mit ihrem Zwangscharakter und ihren fernliegenden Zielen stehen unabänderlich den nächsten Interessen der Gesellschaft entgegen. Bildet die Gesellschaft in dieser Richtung einen zusammenhängenden Organismus, so bedarf es eines staatlichen Gegenorganismus, welcher die gesellschaftlichen Interessen sich unterordnet, vereinigt und in steter Übung den Menschen zur Erfüllung seiner staatlichen Pflichten zwingt und gewöhnt. Dieser staatliche Gegenorganismus ist das Selfgovernement."

In diesen Sätzen ist der Kern der Gneist'schen Staatsauffassung gegeben. So wie Lorenz von Stein in seiner geistreich-dunkeln Manier aus dem „Begriff des Staates" und dem „Begriff der Arbeit" die unlösliche Verbindung der Staatsverfassung mit der Verwaltung, der Ordnung des „arbeitenden Staates" deduzirt, so gelangt Gneist auf dem historisch-induktiven Wege zu dem gleichen Ergebniss. Er geht aber darin um einen sehr bedeutenden Schritt weiter, dass er aus dem immanenten Verhältniss von Staat und Gesellschaft die Art dieser Verbindung beider genau bezeichnet; von den englischen Erfahrungen ausgehend, zeigt er, wie mit der Aufstellung des Zwischenbaues des Selfgovernement zwischen Staat und Gesellschaft dauernde Harmonie erreicht werden könne. Das ist die grosse Lehre gewesen, die er aus seinen Studien der westeuropäischen Rechtsgeschichte zog. Aus der geschichtlich entwickelten Natur der englischen Institutionen heraus gelangte Gneist jedoch auch zu einer positiven Definition des Selfgovernement: dieses ist nach ihm „die Verwaltung eines Landes, nach dessen Gesetzen durch persönliche Ehrenämter der höheren und Mittelstände mittelst Kommunal-Grundsteuern". In meisterhafter Weise hat Gneist bis in's letzte Detail aus dem schier unermesslichen englischen Rechtstoffe, dem Resultat einer 800 jährigen Entwickelung, diesen Satz als das Grundprinzip des englischen Staatswesens herausgearbeitet: er wies hier unwiderleglich nach, was er schon in seiner Schrift „über Adel und Ritterschaft in England" dargelegt, dass die ökonomisch herrschende Klasse Englands, die Gentry, seit dem 16. Jahrhundert die Trägerin der politischen Macht, der Pfeiler der Staatsverfassung durch die auf ihren Leib sich anpassende Ausbildung der Selbstverwaltung geworden ist. Darum sah er in dem Zustande des Landes am

Ende des 18. Jahrhunderts, zu welcher Zeit das klassische Selfgovernement seine höchste Vollendung erlangt hatte, auch den Höhepunkt der englischen Staatsentwickelung.

Hält man nun diese Auffassung von Staats- und Verwaltungsrecht, wie sie in Gneist zu Beginn der 60er Jahre bereits gereift war, zusammen mit der Staatslehre jener Partei, der sich Gneist, seitdem er im Jahr 1859 in den preussischen Landtag eingetreten, angeschlossen hatte, so wird man eher der Meinung sein, es müsse Gneist der Eintritt in das politische Treiben der liberalen Majorität weit schwerer geworden sein als später sein Übertritt zur Regierung nach dem überwältigenden Siege der Bismarckschen Staatskunst im Jahre 1866. Es ist schwer, hier die Gründe auseinanderzusetzen, die Gneist doch solange in der Opposition festgehalten haben: es mögen persönliche Momente reichlich mitgewirkt haben. Aber nochmals möchte ich in Anknüpfung an das zu Eingang Gesagte wiederholen: die innere Krisis, die mit dem Siege Bismarcks in dem Gefüge der liberalen preussischen Opposition eintrat, musste für Gneist auch eine innere Befreiung aus einer für ihn immermehr unhaltbar gewordenen Position bedeuten. Das lässt sich z. B. deutlich an seiner Behandlung der berühmten Frage nach dem Rechtsbegriff des Budgets erkennen. Man erinnert sich, dass die Verweigerung zunächst des Heeresbudgets, sodann des ganzen Etats den eigentlichen Kern des Konfliktes der Bismarckschen Regierung mit der Opposition bildete. Obgleich nun Gneist damals ein Wortführer der Linken war, musste er sich doch längst ganz andere Anschauungen als diejenigen seiner Partei gebildet haben. Denn schon im Jahre 1867 setzt er in seiner Schrift über „Budget und Gesetz“ auseinander, dass die englische Verfassung, weit entfernt von der konstitutionellen Doktrin, keineswegs die jährliche Annahme aller Einnahmeposten des Budgets zur Bedingung mache, dass vielmehr der überwiegende Theil der Einnahmen, der auf bestehenden Gesetzen beruht, wieder nur durch ein Gesetz, nicht aber durch einseitigen Beschluss des Unterhauses der Regierung entzogen werden könne. Schliesslich wies er nach, dass ein Gleiches auch aus der preussischen Verfassung von 1850 sich nothwendig ergebe.

Nunmehr, seit der Begründung des Norddeutschen Bundes, noch mehr, seitdem das Reich erstanden, begann für Gneist eine Zeit der fruchtbarsten Arbeit. Die Hoffnungen, im positiven Sinne rechtsbildend wirken zu können, die ihn nach seinem eigenen Geständniss bereits beim Eintritt in den Landtag erfüllt haben, sie konnten sich jetzt in ungeahnt weitem Gebiete erfüllen. Schon in seinen grossen Werken über die englische Verfassung hatte Gneist immer wieder mit Nachdruck hervorgehoben, dass der Ausbau des deutschen Rechtsstaates in origineller Weise die Gedanken des Selfgovernement als einer Verwaltung nach Gesetzen verwirklichen müsse. Und immer von neuem wies er auf die vorhandenen Formen echt deutscher Selbstverwaltung, besonders in der Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung, als die Anknüpfungspunkte der Reform. So ist denn sein ganzes parlamentarisches Wirken als

Mitglied des Reichstages bis zum Jahre 1892, seine ganze publizistische und akademische Thätigkeit von nun an der Reform des öffentlichen Rechtes in Preussen, der Mithilfe bei den grossen Kodifikationen für das Reich unermüdlich gewidmet. Fast unübersehbar ist die Reihe der Schriften Gneists in dieser Periode: jede einzelne grosse Frage der Gesetzgebung findet in derselben ihre Vertretung. So, um nur einige zu nennen: Die preussische Kreisordnung 1870, ein Reformwerk betreffend, in welchem Gneist als Hauptberather der Regierung einige seiner Grundideen zur Durchführung bringen konnte, die Schrift über „Freie Advokatur“ 1867; Vier Fragen zur deutschen Strafprozessordnung, 1874, Die bürgerliche Eheschliessung 1869; Die konfessionelle Schule 1869, Zur Steuerreform in Preussen 1878, u. a. m. Aus den Debatten im Reichstage, an die sich die preussische Ministerkrise des Jahres 1878 anschloss, ging auch die bedeutende Schrift über „Gesetz und Budget“ im Jahre 1879 hervor: sie griff das schon vor 12 Jahren behandelte Thema nochmals auf und knüpfte daran die erste eingehende Behandlung eines Grundproblems des Staatsrechtes, nämlich des Verhältnisses von Gesetz und Verordnung im konstitutionellen Rechtsstaate. Daneben erchien das Werk, in welchem Gneist seine Lehre vom Wesen des Staates zusammenfasste: der vielangegriffene „Rechtsstaat“ 1872. Seinen englischen Studien entsprang als Spätling eine kürzere und populär gehaltene „Geschichte des englischen Parlamentes in 1000 jährigen Wandlungen“, 1886: endlich ist die grundlegende Arbeit Gneists für die Reform des deutschen Verwaltungsrechtes zu nennen, die bereits im Jahre 1869 erschienen ist unter dem Titel „Verwaltung, Justiz, Rechtsweg, Staatsverwaltung und Selbstverwaltung nach englischen und deutschen Verhältnissen mit besonderer Rücksicht auf Verwaltungsformen und Kreisordnungen in Preussen“. Eine besonders fruchtbringende Thätigkeit hat Gneist auch als Begründer, Ausschussmitglied und seit 1871 als ständiger Vorsitzender des deutschen Juristentages entwickelt. Diese Stellung entsprach seiner der Theorie wie der Praxis des Rechtslebens gleich nahestehenden Geistesart in ganz besonderem Maasse. Eine grosse Anzahl seiner Broschüren, Gelegenheitsschriften, Reden und Vorträge hat hier ihren äusseren Anlass gefunden. Weniger erfolgreich, aber immerhin beachtenswerth ist seine Thätigkeit im Vereine mit dem Sozialpolitiker Böhmert gewesen: mit diesem zusammen gab er die Zeitschrift „Der Arbeiterfreund“ als das Organ des Berliner „Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen“ heraus. Auch an der Gründung des „Vereins für Sozialpolitik“ auf dem Eisenacher Tage von 1872 hat Gneist theilgenommen.

Schon die blossen Titel der verschiedenen Schriften, welche im Zusammenhange mit der vielseitigen praktischen Wirksamkeit Gneists entstanden sind, geben ein Bild von dem reichen, alle Zweige des staatlichen Lebens berührenden Interesse des Gelehrten und Politikers Gneist. Überall wirkte er anregend und belehrend, in den Fragen des Verwaltungsrechtes und

seiner Fortbildung entscheidend. Sein grosses Grundprinzip, dass nur in der Entwickelung der Selbstverwaltung als einer Pflicht der Einzelnen, nur in der konstanten Thätigkeit der Individuen als Träger und Vollstrecker des staatlichen Willens ein gesundes Staatsleben auf deutschem Boden erwachsen, diese aus der Tiefe der Erkenntniss germanisch-englischer Rechtsanschauung herausgehobene Idee hat er im weitesten Ausmaasse in seinem Vaterlande zur Durchführung bringen können. Und ebenso den zweiten Hauptgedanken seiner Lehre vom öffentlichen Recht, dass alle Verwaltung nach Gesetzen vollzogen werden müsse: die Schöpfung der heute in jedem Staate als unerlässlich angesehenen Verwaltungsjustiz ist durchaus ureigenes Werk Rudolf Gneists. In dieser Hinsicht hat er auch auf die Gesetzgebung ausserhalb des deutschen Reiches höchst befruchtend gewirkt.

Goethes tröstender Spruch: „Was man in der Jugend sich wünscht, das hat man im Alter die Fülle“ hat Rudolf von Gneist bewährt gefunden wie selten einer. Es ist ihm vergönnt gewesen, nicht nur die Blüthe, sondern auch die Früchte aus den Keimen, die er gesäet, zu schauen und sich daran zu erfreuen.

Noch im Jahre 1891 konnte er mit Genugthuung erleben, dass der Schlussstein der preussischen Verwaltungsreform in dem Gesetze einer Landgemeindeordnung für die östlichen Provinzen des Königreiches gelegt ward. Ein ganzes Netz obrigkeitlicher Selbstverwaltung spannte sich über das Reich aus. Das blühende Kommunalleben der kleinen Städte sowohl als der neuen Riesenstädte des Reiches in den Formen der munizipalen Autonomie, die zahlreichen neugeschaffenen Formen der Mitwirkung der bürgerlichen Klassen an der staatlichen Verwaltung durch Ehrenämter, all' diese Errungenschaften der letzten Dezennien konnte Gneist mit berechtigtem Stolze als Resultat seiner Lehre, seines unermüdlichen Wirkens betrachten. Und dies mochte ihn auch darüber trösten, dass während des letzten Jahrzehnts mit der Abnahme seiner Kräfte auch seine Schaffenskraft, sein Einfluss im Reichstage nothwendigerweise nachliess.

Politisch trat Gneist in höherem Alter noch einmal bemerkenswerth hervor: als er im Jahre 1878 das Sozialistengesetz in einer besonderen Brochüre vertheidigte und so das Odium dieser dann mit solcher Härte ausgeführten Polizeigesetzgebung auch auf sich zog. Gneist ist von Anfang an eine konservative Natur gewesen: aufgewachsen in Traditionen einer ganz anderen Zeit als der Epoche des industriellen Kapitalismus, der in steigendem Maasse seit den sechziger Jahren Deutschland beherrschte, ist sein Blick eigentlich über jene Grenze nie hinausgegangen, die er selbst mit dem Wort: „besitzende Klassen“ bezeichnet. So ist ihm auch die gewaltige Entwickelung des Proletariats eine räthselhafte, ja feindselig berührende Erscheinung gewesen.

Dies ist ja nun überhaupt der Punkt, an dem eine Kritik der Gneistschen Lehre einzusetzen hätte: dass sie in ihrer induktiv-historischen Methode

an einem gewissen Punkte stehen bleibt, um dann wieder ebenso dogmatisch zu werden, als dies die Naturrechtsphilosophen gewesen sind. Sehr klar hat Gneist den gesellschaftlichen Untergrund aller Entwickelung des Staatsrechtes, der Verfassung, und Verwaltung herausgehoben: aber die eigentliche Natur dieser gesellschaftlichen Vorgänge hat er doch nur bis zu einem gewissen Punkte verfolgt, und gemeint, dass sie darüber nicht hinausgehen könnten. So ist denn auch seine praktische Auffassung des Selfgovernement — wenn auch historisch völlig richtig gesehen und erklärt — als Grundprinzip für die weitere Reform des öffentlichen Rechtes heute schon zum grossen Theil antiquirt: denn nur die alten auf den Grundbesitz aufgebauten Besitzeskategorien erschienen ihm als die wahren Träger der sozialen Macht und darum auch der Staatsverwaltung. Aus diesem Grunde sah er auch die englische Reformgesetzgebung dieses Jahrhundertes, die nothwendig der neuen industriellen Gesellschaft ihr Recht schuf, mit Trauer und Besorgniss als den beginnenden Ruin der wahren „Selbstverwaltung“. Aber gerade die Annahme der Gneist'schen Theorie vom Selfgovernement, der die tiefe sittliche Wahrheit zu Grunde liegt, dass nur in der Mitarbeit der Einzelnen für die Gesammtheit die wahre staatliche Freiheit gesichert sei, erfordert es, dass man mit der ökonomischen Entwickelung, mit dem Emporsteigen neuer gesellschaftlicher Schichten diese Theorie des Selfgovernement auch auf diese neuaufkommenden Massen ausdehne. Sonst gelangt man auch in der praktischen Rechtsentwicklung rasch dahin, wo die historische Schule der Jurisprudenz längst angekommen ist: nämlich beim historischen Doktrinarismus, der wohl für die Vergangenheit, nicht mehr aber für die Zukunft das Werden aller Dinge zugiebt. Doch es ist hier nicht der Ort, in eine Kritik der Gneist'schen Theorie einzugehen. Nur noch auf das eine soll hingewiesen sein: dass gerade die jüngste von Gneist so besorglich beurtheilte Entwickelung des öffentlichen Rechtes in England zeigt, wie tief der von Gneist zum ersten Mal erkannte Trieb des Briten zur freien Selbstverwaltung in der Nation eingewurzelt ist: auf dem neuen gesellschaftlichen Boden des England von heute sind wieder neue Formen eines demokratischen Selfgovernement im Emporblühen begriffen, die in der Zukunft eine eben so grosse Bedeutung für die nationale Entwickelung zu gewinnen bestimmt sind, als das im Niedergang befindliche obrigkeitliche Selfgovernement der alten Zeit bisher besessen hat.

Goethe sagt einmal in seinen Weisheitssprüchen: „Der ist der glücklichste Mann, der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann“. In diesem Sinne ist Gneist gewiss einer von den Glücklichen gewesen. Und auch sonst verlief sein äusseres Leben ohne wesentliche Störungen: er hat so recht das Dasein eines modernen Gelehrten geführt, der über den Hörsaal hinaus in die Weite zu wirken strebt. An äusseren Ehren und Würden fiel ihm reichlich zu, was ihm vollauf gebührte: längst schon galt er als eine Zierde der nationalen Wissenschaft und stand als

solcher an grossen Gedenktagen des Vaterlandes in erster Reihe. So als er im Jahre 1875 die Festrede zur Enthüllung des Denkmals jenes Mannes hielt, dessen Werk fortzusetzen er seit jeher bemüht gewesen: des grossen Freiherrn vom Stein. In ähnlicher Weise vertrat er die Deutschen als Ehrengast der Vereinigten Staaten bei der Eröffnung der Pacificbahn im Jahre 1883. Im Jahre 1886 wurde er zum Ehrendoktor der Philosophie von der Universität Berlin und der Universität Edinburg, im Jahre 1888 als solcher von der Universität Bologna ernannt. Wenn auch die herrschenden Anschauungen unserer Zeit vielfach über seine Lehre hinausgingen, so hörte man doch stets aufmerksam auf seine Stimme und sein Urtheil. Sein letztes Werk (Die nationale Rechtsidee von den Ständen und das preussische Dreiklassen-Wahlsystem, 1894) hat allerdings wenig Beifall gefunden, obgleich es im Wesentlichen nur die Summe seiner wissenschaftlichen Lehren zog: mit Befremden nahm man da wahr, dass Gneist, der selbst schon im Jahre 1849 das Censuswahlrecht auf's Schärfste bekämpft und als völlig undeutsch verworfen hatte, nunmehr zu einem lebhaften Fürsprecher des preussischen Klassenwahlsystems — des elendesten aller Wahlrechte, wie Bismarck es im preussischen Landtag während der Konfliktsdebatten genannt — sich rückentwickelt hatte. Und weiter erscheint es gar seltsam, dass Gneist noch immer die moderne Gesellschaft in ständischen Formen gegliedert sich vorstellt. So wird also dieses letzte Buch Gneists dem Bilde seines wissenschaftlichen Charakters keinen bemerkenswerthen neuen Strich hinzufügen: es wird aber gewiss auch seinem Ruhm als Begründer des geschichtlich erforschten Staats- und Verwaltungsrechtes auf die Dauer keinen Eintrag thun.

Jedenfalls ist aber gerade dies letzte Buch ein Zeugniss für die bewunderungswürdige Rüstigkeit und Frische, deren sich der 78 jährige Verfasser bis zu den letzten Erdentagen erfreuen durfte. Ein reiches, um die deutsche Nation und die Wissenschaft hochverdientes Leben war zum Abschluss gebracht, als Rudolf von Gneist am 22. Juli dieses Jahres die Augen schloss. Sein Andenken wird dauernd fortleben als das eines Fürsten der deutschen Wissenschaft dieses Jahrhunderts, eines der schaffenskräftigsten Mitarbeiter an dem grossen Rechtsbau des neugegründeten Reiches, als das eines Forschers und Politikers, der ewig lebendige, seit langem verschüttete Quellen des deutschen Rechtslebens aufgegraben und so die staatliche Entwicklung seines Volkes, vor allem seines engeren preussischen Vaterlandes, nachhaltig und segensreich befruchtet hat.

Heinrich von Sybel.

Von
CONRAD VARRENTRAPP.

Auch in den Biographischen Blättern darf ein Wort der Erinnerung an Heinrich von Sybel nicht fehlen, an den Historiker der Begründung des neuen deutschen Reichs, der uns in diesem Sommer entrissen wurde, da wir eben das Gedächtniss an die Ereignisse von 1870 begingen. Wie sein grosser Lehrer, wie Ranke, ist auch Sybel bei seinen historischen Arbeiten nicht durch biographische Gesichtspunkte bestimmt; aber wie dieser hat auch er sie durch biographische Momente belebt und nachdrücklich hat er stets die Bedeutung der Persönlichkeiten in der Geschichte auch dem Meister gegenüber betont. Als in Rankes letzten Werken immer mehr die Menschen zurücktraten vor den Ideen, deren Träger sie sind, hob in ausgesprochenem Gegensatze zu ihm Sybel hervor, er sähe „in aller Geschichte die Menschen, die sich das Gedankenbild erschaffen, danach handeln und dafür einzustehen haben". Eingehend zu schildern, wie er selbst berufen und thätig war für die Ausgestaltung und Durchführung der Ideen, die in seiner Zeit das wissenschaftliche und politische Leben seiner Nation bewegten, kann nicht in den nachfolgenden Zeilen unternommen werden; in ihnen möchte ich nur versuchen, kurz an die Hauptpunkte seiner Thätigkeit zu erinnern, den Zusammenhang anzudeuten, in dem sie mit Sybels individueller und der Entwickelung seiner Zeit steht.

Eine Persönlichkeit wie die Sybels ist nicht durch die Landschaft zu erklären, in der sie das Licht der Welt erblickte; doch darf, wer ihn, wer seinen Unterschied von seinen Alters- und Arbeitsgenossen genauer verstehen will, nicht unbeachtet lassen, dass er im preussischen Rheinland aufgewachsen ist. In Düsseldorf ist er am 2. Dezember 1817 geboren, und nie hat er seine Anhänglichkeit an die rheinische Heimath, nie den Zusammenhang mit seinen rheinischen Freunden verleugnet. „Ich bin", sagte er 1875, als er von Bonn schied, „Rheinländer und bin es mit Stolz, nicht blos im Hinblick auf den Strom und die Berge und die herrlichen Reize der Natur; ich bin es mit Stolz auch im Hinblick auf die Landesgenossen, auf dies leicht erregbare, zu allem Guten rasch zu entflammende, von der Natur mit reicher Begabung ausgestattete rheinische Volk". Wer Sybel sah und sprach, dem trat aus seinen klugen Augen und Worten sofort entgegen, wie reich diesen Rheinländer die Natur mit den Gaben ausgerüstet hatte, die man als beste Eigenschaften rheinischen Wesens rühmt; aber mit seinem scharfen Blick erkannte er klar auch die Mängel und Schäden in seiner Heimath; sie aufzudecken und zu ihrer Abstellung, zur Besserung die Landesgenossen anzutreiben, hielt er sich verpflichtet, wie er selbst immer eifrig an der eigenen Bildung arbeitete. Auch von diesem Gesichtspunkte

aus legte er besonderen Werth auf die Verbindung des Rheinlands mit dem preussischen Staat, dem seine Vaterstadt kurz vor seiner Geburt eingefügt, in dessen Verwaltungsdienst sein Vater eingetreten war. Dieser stammte aus einem Geschlecht, aus dem viele Mitglieder als evangelische Pfarrer in der Grafschaft Mark gewirkt hatten[1]; als Sohn eines Subrektors in Soest und Pfarrers in Sassendorf ist auch er in Westfalen geboren, aber ganz ist er im Rheinlande heimisch geworden, vor allem durch seine Frau, die der alten rheinischen Familie Brügelmann angehörte. Glückliche Jugendjahre waren unter der liebenden Obhut dieser Eltern ihrem frühreifen ältesten Sohne beschieden; besonders bedeutsam war auch für ihn, dass in nahem freundschaftlichen Verkehr mit ihnen die Männer standen, die damals Düsseldorf zu einem wichtigen Mittelpunkt litterarischer und künstlerischer Bestrebungen erhoben, Immermann, Schnaase und Üchtritz, Felix Mendelssohn und die Meister der neu begründeten Düsseldorfer Akademie. Sybel erfuhr hier, wie er später sagte[2], „welch ein Segen es ist, in jugendlich empfänglicher Zeit zu richtiger Ausbildung des Schönheitssinns angeregt zu werden“. Förderung seiner ästhetischen Bildung, musikalische Genüsse besonders, brachte ihm dann auch seine Studienzeit an der Berliner Universität, die er schon 1834, noch nicht ganz 17 Jahre alt, bezog und bis 1838 besuchte; hier hat er die bestimmende Anregung für seine Zukunft durch Leopold Ranke empfangen.

Wie er dessen geniale Kraft bewunderte, wie viel er ihm dankte, hat Sybel selbst in warmen Worten in seinem Nachruf auf Ranke hervorgehoben: er war ihm besonders auch dafür dankbar, dass er nie ihr nahes Verhältniss trüben liess durch die offen ausgesprochene Verschiedenheit ihrer Naturen und ihrer Ansichten. Sie zeigt sich in ihren litterarischen Arbeiten, noch mehr in ihrer Stellung zum öffentlichen Leben. Von Ranke'schen Anregungen ausgehend, hat Sybel in seinem ersten bedeutsamen historischen Buch, seiner Geschichte des ersten Kreuzzuges, die er, noch nicht 24 Jahre alt, 1841 veröffentlichte, die Unhaltbarkeit der legendarischen Erzählungen über Peter von Amiens und Gottfried von Bouillon dargethan: aber schon hier und noch mehr in seinem drei Jahre später erschienenen Werke über die Entstehung des deutschen Königthums ist deutlich seine selbstständige, seine von des Meisters abweichende Art zu bemerken. Die Schärfe, mit der er seine Urtheile formulirte, wurde wohl durch die in diesem Buche bezeugten juristischen Studien gefördert, die Sybel unter Savignys Leitung begonnen hatte. Grossen Eindruck hatte dessen Pan-

---

[1] Vgl. über sie und namentlich über Sybels Vater die 1890 von Sybels ältestem Sohn, dem Regierungsrathe F. von Sybel veröffentlichten Nachrichten über die Soester Familie Sybel, über Sybels Mutter besonders Putlitz, Immermann I, 206 ff.

[2] In seinem Vorwort zu den 1884 veröffentlichten Erinnerungen an Friedrich von Üchtritz; vgl. auch seine an den Vertreter der Düsseldorfer Akademie bei dem Bonner Jubiläum 1868 gerichteten Worte in dem offiziellen Festbericht S. 28 ff.

dektenvorlesung auf ihn gemacht; Ranke und Savigny dankte er nicht nur die wissenschaftliche Schulung seines Geistes: von ihnen überkam er auch den Gegensatz gegen die naturrechtlichen Anschauungen, die das vorige Jahrhundert und noch in unserem weite Kreise des deutschen Bürgerthums beherrschten. Andererseits war auch Rankes freier und tiefer historischer Blick nicht getrübt durch die romantische Verherrlichung des Mittelalters; aber wohl hatte der konservative Freund und Verehrer Friedrich Wilhelms IV. lebhafte Sympathien für die Träger dieser Ideen. Seinem stets besonders nach Klarheit strebenden, aus dem rheinischen Bürgerthum hervorgegangenen Schüler waren sie dagegen von Grund aus antipathisch; ihren schädlichen Einfluss in Wissenschaft und Leben zu bekämpfen, fühlte er sich wie die Mehrzahl seiner geistig regsamen Altersgenossen getrieben. So hoch er die ästhetische Bildung schätzte, doch betrachtete er von vornherein nicht mit den Augen des Ästhetikers, sondern mit dem Blick des Politikers die historischen Dinge, und nicht auf Schauen und Erkennen glaubte er sich beschränken zu dürfen. Ihm erschien es als der natürliche Beruf des „Gelehrten, aus seiner Wissenschaft die Quelle abzuleiten zur Befruchtung des öffentlichen Bodens und umgekehrt in dem Boden des öffentlichen Lebens wieder die Quelle reicher wissenschaftlicher Belehrung aufzusuchen".

Früh hat gerade nach dieser Richtung Niebuhr mächtig auf ihn gewirkt; in ihr wurde er bestärkt durch die Bedürfnisse und Forderungen seiner Zeit, durch die Eindrücke, die er in den Jahren steigender Gährung im Vaterland, die er in der rheinischen Heimath empfing, an deren Universität er sich schon 1840 habilitirt hatte und 1844 zum ausserordentlichen Professor ernannt wurde. Um den geschichtlichen Standpunkt zur rechten Würdigung seiner heimathlichen Umgebung zu gewinnen, durchforschte er die ältere rheinische Geschichte; umgekehrt verwerthete er zur Aufklärung der öffentlichen Meinung seine gelehrten Kenntnisse und seine wissenschaftliche Methode in der kritischen historischen Untersuchung, die er 1844 zusammen mit seinem Freunde Gildemeister veröffentlichte, als die Ausstellung des heiligen Rocks in Trier die weitesten Kreise erregte.

Ein Jahr darauf begann er seine Wirksamkeit als ordentlicher Professor der Geschichte in Marburg. Auch hier hat er zunächst mit entlegenen Jahrhunderten sich beschäftigt, eingehend namentlich die ökonomischen, politischen und geistigen Zustände in der Zeit des römischen Kaiserreichs studirt; daneben aber hielt er Vorlesungen über neue und neueste Geschichte und vertiefte sich eifrig in Burkes Schriften, Briefe und Reden. Welch grossen Einfluss dieser auf seine historisch-politischen Anschauungen geübt hat, mit welch lebhaftem Interesse Sybel, wie der grosse englische Redner, die politischen Bewegungen seiner Zeit verfolgte, das beweisen, wie andere 1846 und 1847 von ihm veröffentlichte Abhandlungen, so namentlich seine Beleuchtung der „politischen Parteien im Rheinlande". Wer von Sybels politischen Ansichten und ihrer Entwickelung eine deut-

liche Vorstellung gewinnen will, wird diese Schrift besonders beachten müssen; klar ist hier bereits von ihm begründet, warum er zugleich die ultramontanen und feudalistischen und die radikalen Tendenzen bekämpfte und den konstitutionellen Rechtsstaat forderte. Gegen die gleichen Gegner, für konstitutionelle Reformen und für Deutschlands Einigung unter Preussens Führung suchte er dann, als 1848 die Revolution zum Ausbruch gekommen war, auch in parlamentarischer Thätigkeit in Kassel und Erfurt zu wirken. Dass er und seine Gesinnungsgenossen das erstrebte Ziel nicht erreichten, machte auch ihn nicht irre an ihren Grundanschauungen; dadurch, dass er wie früher die rheinischen Ultramontanen, so jetzt das Walten des Kurfürsten von Hessen und des Ministeriums Hassenpflug und die sie stützende österreichische Politik aus nächster persönlicher Anschauung kennen lernte, wurde sein Gegensatz zu ihnen nur verschärft; aber wohl erkannte er, dass mit anderen Mitteln gegen sie zu kämpfen und für seine politischen Ideale zu arbeiten sei. Auf das Wirksamste hat er diesen gedient, indem er nach den Stürmen der Revolution seine gesammelte Kraft der Thätigkeit zuwandte, für die er besonders befähigt und geschult war, wissenschaftlicher historischer Arbeit, sie aber jetzt ganz vornehmlich auf die neue Geschichte richtete.

Mannigfach hat das Regiment des letzten Kurfürsten von Hessen auch die Marburger Hochschule geschädigt; viel Erfreuliches bot das Leben an ihr doch dem Menschen und dem Gelehrten. Wer einmal aus den Fenstern des Hauses geblickt hat, das Sybel hier sich erwarb, der versteht, wie ihn die Natur entzückte und erfrischte, die ihn hier umgab; wie in Bonn fand er auch hier Erquickung des Gemüths in seiner Familie, die er schon in seinem 24. Jahr durch die Verbindung mit der Tochter des Darmstädter Ministerialraths Eckhardt begründet hatte, und in nahem freundschaftlichem Verkehr mit gleichstrebenden Altersgenossen. Die gemeinsamen politischen Kämpfe führten ihn mit manchen trefflichen Söhnen des hessischen Volks zusammen, das eben in diesen leidensvollen Tagen seine besten Eigenschaften, seinen Rechtssinn und seine Charakterstärke bewährte; gleichzeitig mit ihm war Gildemeister von Bonn nach Marburg berufen und neben diesem wirkten auch andere Kollegen, so besonders Zeller und Bruno Hildebrand anregend auf Sybels Studien. Hildebrand widmete ihm seine 1848 erschienene „National-Ökonomie der Gegenwart und Zukunft“; die in ihr erörterten sozialen Wirthschaftstheorien und ihre Folgen genauer zu studieren, wurde dann Sybel durch die Revolution dieses Jahres veranlasst. Die damaligen kommunistischen Bestrebungen legten ihm den Gedanken nahe, zu schildern, welches Elend durch ähnliche Bestrebungen zur Zeit der französischen Revolution herbeigeführt sei, und da er in den Bearbeitungen ihrer Geschichte genügende Aufklärung nicht fand, begann er zunächst zu diesem Zweck die Quellen über die französische Geschichte dieser Zeit zu studiren. Wie ihm Ranke voraus sagte, fesselten diese Studien

ihn länger, als er zuerst angenommen hatte, zwangen sie ihn auf seine Forschungen über die Geschichte des römischen Kaiserreichs zu verzichten. Denn bald fand er, „dass von den ökonomischen Katastrophen der grossen Revolution ein deutliches und haltbares Bild nicht zu gewinnen sei ohne eine allseitige Kenntniss jener bewegten Jahre, ihrer politischen Ideale, ihrer wilden Parteikämpfe, und vor Allem ihrer Kriegspolitik nach aussen, die in jedem wichtigen Moment den Ausschlag gegeben hatte“[1]; auch über die Politik der mit dem revolutionären Frankreich kämpfenden Mächte bestrebte er sich in das Klare zu kommen und auch da überzeugte er sich, dass dies nur möglich sei durch archivalische Studien. Was er aus den erst allmählich ihm eröffneten mehrfach noch mit dem „Staub des vorigen Jahrhunderts“ bedeckten Akten erforschte und mittheilte, bot nicht nur viele Aufklärungen über einzelne Punkte: wie einst die von Romantikern über mittelalterliche Ereignisse, so zerstörte Sybel hier die von den Anhängern der französischen Revolution verbreiteten Legenden, indem er ihnen ein mit scharfem politischen Blick gezeichnetes Bild des aus zuverlässigen Quellen kritisch erforschten Thatbestandes entgegensetzte. Deutlich wurde hier zuerst nachgewiesen, in wie engem Zusammenhang die soziale und die politische Entwicklung Frankreichs, seine revolutionäre Politik im Innern und sein kriegerisches Vorgehen nach Aussen, die aggressiven Bestrebungen der französischen Demokratie und des russischen Czarenthums, der Krieg im Westen und die polnischen Theilungen standen; scharf beleuchtet wurde hier wie die französische und russische auch die österreichische und preussische Politik, klar gezeigt, wie gerade durch ihre europäischen und französischen Gegner die französischen Republikaner und noch mehr Napoleon gefördert wurden.

Dass Sybel die verschiedenartigen Fähigkeiten in sich vereinte, deren Besitz er vom Historiker forderte, dass er zugleich kritischer Forscher, politischer Sachverständiger und darstellender Künstler war, dafür liefert diese wissenschaftliche Hauptarbeit seines Lebens den besten Beweis; ihre epochemachende Bedeutung ist auch durch die spätere deutsche und französische Litteratur bezeugt. In wichtigsten, zum Theil lebhaft angefochtenen Punkten ist durch sie Sybels Auffassung bestätigt; anregend hat sein Buch

---

[1] So Sybel selbst in seinen 1886 in der Deutschen Revue veröffentlichten „Pariser Studien“, den einzigen autobiographischen Aufzeichnungen, die bei seinen Lebzeiten gedruckt sind. Beachtenswerth für seine Auffassung der politischen Verhältnisse in Hessen ist seine kurze Vorbemerkung zu den Mittheilungen aus den Memoiren des Minister Koch, die Otto Hartwig über die „Schwerenothskommission“ 1881 publizirte, für seine Münchener Zeit der 1883 herausgegebene, unten benutzte Bericht über die historische Kommission. Interessante Sätze aus handschriftlichen autobiographischen Aufzeichnungen Sybels, die sich im Besitz seines ältesten Sohnes befinden, theilte ganz neuerdings Bailleu in seinem auch sonst sehr beachtenswerthen ausführlichen Aufsatz über Sybel im Oktoberheft der Deutschen Rundschau mit; ebenso freut es mich, noch bei der Korrektur dieser Seiten einen Hinweis auf die Nachrufe hinzufügen zu können, die dem Begründer der Historischen Zeitschrift in ihrem neuesten Hefte von Meinecke und Oldenbourg gewidmet sind.

auch auf solche Arbeiten gewirkt, durch die unter Heranziehung neuer Quellen über den selbstverständlich von ihm nicht erschöpften gewaltigen Stoff uns neue Aufklärung gebracht ist. Sind dadurch von ihm abweichende Ergebnisse gewonnen und neue Fragen angeregt, so hängt dies zu nicht geringem Theil gerade mit der Stärke zusammen, in der er hier seine und seiner Zeit Eigenthümlichkeiten ausgeprägt hat. Treffend bezeichnete er, indem er Angriffe auf Ranke zurückwies, als dessen charakteristische Vorzüge seine „reine und weite Auffassung für die Mannigfaltigkeit der Dinge und die individuelle Eigenthümlichkeit der Zeiten, Völker und Personen“ [1]) und seine Meisterschaft in der Würdigung der Mittel des handelnden Staatsmanns; aber „wie alles Menschliche seine Kehrseite“ habe, so erörtert Sybel, erkläre sich daraus auch, dass bei Ranke ein scharfes ethisches Urtheil zuweilen sich vermissen lasse, das allgemein Menschliche zu sehr hinter den Erwägungen des Politikers zurücktrete. Demgegenüber sah er einen Fortschritt der deutschen Geschichtschreibung sich entwickeln aus der veränderten Stellung seiner Altersgenossen zum Staat, daraus, dass sie zugleich „grössere Klarheit und intensivere Kraft des nationalen Gefühls, praktische Mässigung und eingehende Sicherheit des politischen Urtheils, positive Wärme und freien Blick in der sittlichen Auffassung“ in ihren historischen Arbeiten bewährten. Es ist nicht unbegreiflich, dass heute umgekehrt die Gefahren und Einseitigkeiten der von politischen Gesichtspunkten durchdrungenen Geschichtschreibung besonders stark betont werden, auf die schon Ranke hinwies; nachdrücklich hat aber auch er die Berechtigung dieser Gattung der Historiographie anerkannt, in seinem „historischen Testament“ seine Freude über den Fleiss und die Kraft ausgesprochen, mit denen „jüngere Generationen den Moment zu erfassen suchten“. Und wohl wird, auch wer mit Sybels Formulirung der hier berührten prinzipiellen Fragen und mit seinem Urtheil über Ranke nicht übereinstimmt, anerkennen müssen, welche Förderung durch die von Sybel bezeichnete Richtung, wie einst durch die nationalen Bewegungen im 16. und im Beginn unseres Jahrhunderts, die deutsche Geschichtschreibung empfing, wie unter seinen Altersgenossen, deren Programm er 1856 entwickelte, besonders er selbst bahnbrechende Verdienste um die Wissenschaft und zugleich um die politische Erziehung unseres Volks und damit um die Vorbereitung des nationalen Staats sich erwarb. Er war durchaus einverstanden mit dem in seiner historischen Zeitschrift zuerst gedruckten, treffenden Satze Rankes, dass wenn die Wissenschaft auf das Leben wirken solle, sie vor Allem Wissenschaft sein müsse; mit ernstem Eifer strebte er daher unabhängig von den Schlagworten des

---

[1]) Siehe diese Worte Sybels in seiner auch für seine Beurtheilung anderer deutscher Historiker interessanten Besprechung von Kurz' Litteraturgeschichte in der Hist. Zeitschrift III 251 ff. und vgl. seine Rede über den Stand der neueren deutschen Geschichtschreibung in seinen kleinen Historischen Schriften I 343 ff. und seinen Nachruf auf Ranke in der Hist. Zeitschrift LVI, 463 ff.

Tags und den Meinungen der Autoritäten den historischen Thatbestand aus den kritisch durchforschten Quellen nach den Prinzipien historischer Methode zu ermitteln; auch Ranke erkannte es an, wie er sie auch in der neuen Geschichte zur Geltung zu bringen wusste. Und einer Annäherung an das auch von Ranke erstrebte Ziel, einer klareren Erfassung der Hauptzüge der von Sybel geschilderten historischen Verhältnisse und Persönlichkeiten diente die Energie, mit der er ihre reale politische Bedeutung für ihre Zeit und für die Gegenwart zu beleuchten, mit der er scharf seine Urtheile zu formuliren strebte; sind dabei auch die Kehrseite seiner Vorzüge und die Schranken der Auffassung seiner Zeit zu erkennen, so hat er doch dadurch nur um so wirksamer zur Lösung der dieser Zeit vornehmlich gestellten Aufgaben beigetragen. Da er jetzt vorwiegend historische Stoffe behandelte, die „mit dem Leben der Gegenwart lebenden Zusammenhang hatten“, fühlte er sich begreiflicher Weise noch mehr denn früher getrieben auch für dies die Ergebnisse seiner Forschungen zu verwerthen, sie „als fruchtbringendes Kapital in den Verkehr des Vaterlandes zu werfen“. Und solches Streben zu bethätigen, gab die weitere deutsche Entwicklung ihm besonderen Anlass, zumal an den Orten, an denen er die Geschichte der Revolutionszeit, die er in Marburg nur bis zum Frühjahr 1794 behandelt hatte, zuerst bis 1795 und dann bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fortsetzte und ihre älteren Abschnitte neu bearbeitete.

Eine von der Marburger wesentlich abweichende Umgebung und Wirksamkeit fand Sybel zunächst in München, wohin er 1856 von König Max II. von Bayern berufen wurde. Wie ernst der feinsinnige Fürst für die Förderung wissenschaftlicher und insonderheit historischer Studien sich bemühte, welche Fülle von Anregungen der Kreis der damals in München vereinten hervorragenden Gelehrten und Künstler jedem seiner Mitglieder bot, hat Sybel selbst in seinem Bericht über die historische Kommission bei der Münchener Akademie hervorgehoben, die der König nach Rankes und Sybels Vorschlägen ins Leben rief. Als ihr Sekretair für ihre grossen wissenschaftlichen Unternehmungen entfaltete Sybel zuerst sein organisatorisches Talent, das er auch bei der damals von ihm begründeten historischen Zeitschrift bewährte; jüngere geeignete Mitarbeiter wurden von ihm durch das erste staatlich unterstützte historische Seminar herangebildet, das jetzt hier gestiftet wurde. Ganz andere Bedeutung als in Bonn, wo der junge Dozent neben sechs älteren Vertretern seines Fachs gestanden hatte, und in Marburg, dessen Universität damals nur etwas über 200 Studenten zählte, gewannen in München auch Sybels Vorlesungen, und auf noch viel weitere Kreise wirkte er durch die öffentlichen Vorträge, in denen er unter Anderem die Kreuzzüge, Eugen von Savoyen und Katharina II., die Erhebung Europas gegen Napoleon schilderte. Dass er dabei das nationale Gefühl seiner Hörer belebte und sie über wichtige Punkte der neuen deutschen Entwicklung aufzuklären suchte, war auf diesem Boden zu dieser Zeit von besonderer Bedeutung. Unmittelbar nachdem

durch die Krankheit Friedrich Wilhelms IV. und den Eintritt der Regentschaft in Preussen eine neue Ära herbeigeführt war, wurde ja eine solche auch für die deutsche Frage durch den Krieg von 1859 eröffnet; mit Kummer sah Sybel, wie in seiner Umgebung das nationale Gefühl missleitet, wie die öffentliche Meinung Süddeutschlands gegen den Staat aufgeregt wurde, der allein nach seiner schon 1848 vertretenen und durch alle Erfahrungen und Studien der folgenden Jahre befestigten Überzeugung den Deutschland drohenden Gefahren wirksam begegnen, durch den allein die nationalen Wünsche erfüllt werden konnten. Um so mehr hielt er sich verpflichtet, die wahren Motive der Leiter und Gegner der preussischen Politik und vor allem Preussens Bedeutung für Deutschlands Zukunft nachdrücklich zu betonen. Desshalb beleuchtete er „die Fälschung der guten Sache durch die Augsburger Allgemeine Zeitung“, desshalb wirkte er eifrig dazu mit, ihr gegenüber in dem Hauptquartier der Gegner selbst ein Organ für die Vertretung der kleindeutschen Ansichten in der Süddeutschen Zeitung zu schaffen. Und in Zusammenhang damit stand, dass er jetzt vom nationalen Standpunkt aus auch die Politik unserer mittelalterlichen Kaiser kritisirte und von den Gegnern herausgefordert mit Freuden seine Erörterungen über sie bis zur Gegenwart fortsetzte. Indem er Österreichs Stellung zu Deutschland in den letzten Jahrhunderten schilderte, begründete er dadurch seine Ansicht, dass „keine andere Verfassungsform historische Berechtigung habe als jene des engeren Bundes neben Österreich und des weiteren Bundes mit Österreich“, und sprach seine Überzeugung aus, „dass es, so sicher wie die Ströme seewärts fliessen, zu einem solchen Bunde unter Leitung seines stärksten Mitglieds kommen wird.“

Als er diese Sätze schrieb, konnte er nicht voraussehen, dass so bald, wie es geschah, das hier bezeichnete Ziel erreicht, aber auch nicht, dass zuvor ihm selbst noch heftige Kämpfe mit dem Staatsmanne beschieden sein würden, der auch seinen Wünschen und Hoffnungen die Erfüllung bringen sollte. Nicht mehr in München ist seine historisch-politische Abhandlung über die „Deutsche Nation und das Kaiserreich“ veröffentlicht; bei den Schwierigkeiten, auf die seine Stellung in Bayern stiess, folgte er 1861 einem Rufe nach Bonn als Nachfolger Dahlmanns. Freudig wurde er in der rheinischen Heimath empfangen, man glaubte seine Kraft auch für die politischen Kämpfe verwerthen zu müssen, von Crefeld wurde er als Abgeordneter in den preussischen Landtag entsandt. Als er nach Berlin kam, fand er hier bereits den Streit über die Reorganisation der Armee entbrannt. Er war von dem Wunsch nach einer Kräftigung des Heeres erfüllt, gern hätte er gesehen, dass über sie seine liberalen Freunde mit der Regierung sich verständigten; so suchte er zunächst auch als Abgeordneter für vermittelnde Vorschläge zu wirken; ihre Annahme aber konnte er nicht erreichen. Dagegen sah er in dem weiteren Vorgehen der Regierung eine Verletzung der Verfassung. Ihr gegenüber hielt er, der nach seinen histo-

rischen Studien in dem Verfassungsstaat die Blüthe der preussischen Entwicklung der letzten zwei Jahrhunderte erblickte, entschiedene Opposition für geboten. In scharfen Reden bekämpfte er Bismarck, dessen geniale Persönlichkeit und dessen politische Pläne auch er damals nicht richtig zu würdigen vermochte. Aber nicht blos ein Augenleiden zwang ihn dann den parlamentarischen Kampf aufzugeben: früher als die meisten seiner Gesinnungsgenossen, noch während der Wirren über Schleswig-Holstein, überzeugte er sich davon, wie energisch und geschickt der von so verschiedenen Seiten bekämpfte Minister das Interesse des preussischen Staats zu vertreten wusste, dessen Förderung auch ihm stets vor allem am Herzen lag. Noch mitten in den Tagen des Konflikts, im Mai 1865, pries er die Vorzüge dieses Staats, schilderte er den Segen, den seinem rheinischen Heimathland die Verbindung mit Preussen brachte, erklärte er: „Wie dieses Preussen einmal ist, mit seinen Schroffheiten und Schwächen, mit seiner Tüchtigkeit und Kraft, mit seiner grossen Geschichte und seiner gewaltigen Zukunft: wir gehören zu ihm, wir wollen zu ihm gehören und zu keinem anderen.“ Man versteht danach, wie freudig er die Erfolge des Krieges von 1866 begrüsste; eifrig half er 1867 im konstituirenden Reichstag des norddeutschen Bundes mit die Verfassung für ihn zum Abschluss zu bringen; in publizistischen Erörterungen suchte er über die Berechtigung und die für Europa heilvollen Folgen der preussischen Politik auch Franzosen und Engländer aufzuklären. Und nach den Siegen von 1870 pries er[1]) dankbar bewegt die „Gnade Gottes, durch die auch ihm in so unendlich herrlicher Weise der Inhalt alles Wünschens und Strebens erfüllt war“. Aber, wie er schon 1872 es aussprach, „steigen ist schwer; sich auf der Höhe behaupten ist schwerer“; so mahnte er am Denkmal Steins, in doppeltem Maass den Pflichten zu dienen, deren Erfüllung in und seit Steins Tagen Deutschland emporhob, festzuhalten an seiner Gesinnung, an seiner Auffassung des Staats.

Die grossen Kämpfe der letzten Jahre hatten Sybel in den politischen Gedanken bestärkt, die er schon vor 1848 vertreten, die er dann durch seine thätige Theilnahme am politischen Leben und seine grösste historische Arbeit weiter in sich ausgebildet, für die er gerade durch diese bedeutsam gewirkt hatte; bestimmter entwickelte er sie jetzt in klaren und warmen volksthümlichen Erörterungen vor weiteren Kreisen. Indem er zeigte, „was wir von Frankreich lernen können“, und nachdrücklich „die starken Seiten der Franzosen im menschlichen Verkehr, in Ackerbau und Industrie, in Wissenschaft und Kunst“ betonte, warnte er davor, in Politik und Religion in ihre Schwächen zu verfallen. Die von Frankreich aus weit verbreiteten politischen Schlagworte von der Freiheit waren ja in Deutschland nicht nur durch die konservativen Meister der historischen Schule bekämpft worden;

---

[1]) In einem Brief an Hermann Baumgarten, aus dem die oben angeführten Worte Marcks in seiner Einleitung zu dessen Aufsätzen Seite LXXI mittheilte, die auch sonst manche interessante Beiträge zu Sybels Kentniss liefert.

ihnen gegenüber hatte namentlich Dahlmann auf das englische Vorbild hingewiesen, hatte er in der Politik Berücksichtigung der gegebenen Zustände verlangt. Aber wie in Wahrheit die Zustände in Frankreich und England beschaffen waren, wie eng die von Dahlmann fast ausschliesslich beachteten Verfassungsfragen mit den sozialen Verhältnissen zusammenhingen, darüber gaben erst Sybels Forschungen und die tiefgreifenden Untersuchungen von Rudolf Gneist über die englische Selbstverwaltung die nöthige Aufklärung: eben weil Beide klarer die realen Verhältnisse, den Unterschied der preussischen und deutschen von der französischen und englischen Entwicklung würdigten, wirkten sie erfolgreich für die Verbreitung, Weiterbildung und Durchführung der ethisch-politischen Gedanken, die in Steins Reformen ausgeprägt waren. Wie Stein, wie Gneist betonte auch Sybel den engen Zusammenhang politischer Rechte und Pflichten, wollte auch er, dass die Verfassung, die „nicht nach allgemeinen Lehrsätzen zu erfinden, sondern überall aus den vorhandenen Zuständen herauszubilden“ sei, „geordnete Freiheit fördere zu freudiger Hingabe an das Ganze“, betrachtete auch er den Staat als eine „Schule für den Charakter der Menschen“. Von diesem Standpunkt aus bekämpfte auch er zugleich den „selbstsüchtigen Individualismus“ und die „radikale Gleichmacherei“; er erklärte, dass der Staat berechtigt und verpflichtet sei, das Privateigenthum zu „nöthigen, die für das Gesammtwohl erforderlichen Schranken, Formen und Leistungen auf sich zu nehmen“; aber noch bestimmter trat er für den Schutz des Eigenthums und der bestehenden Ordnung gegenüber den Lehren und Forderungen der Sozialdemokratie ein. und zwar um so entschiedener, je mehr er diese durch die von ihm bekämpfte Einführung des allgemeinen gleichen Stimmrechts gefördert und auch bei seinen Schülern und Gesinnungsgenossen sozialistische Stimmungen sich verbreiten sah. Vor Allem aber hielt er für geboten, die Rechte des nationalen Staates gegenüber den Ultramontanen zu wahren, zu denen sein alter Gegensatz durch die im politischen und kirchlichen Leben eingetretenen Wendungen verschärft war. Er beschränkte sich nicht darauf, historisch die klerikale Politik zu beleuchten; das Interesse für diese Fragen veranlasste ihn in den siebziger Jahren zu neuem Eingreifen in die politischen Parteikämpfe. Als Abgeordneter Magdeburgs nahm er wieder Theil am preussischen Landtag; in der Rheinprovinz sammelte er seine Gesinnungsgenossen im deutschen Verein.

Sybel hat sich nicht gescheut, Fehler und Irrthümer einzugestehen, die er in seinem politischen Leben beging; im norddeutschen Reichstag erklärte er, durch die Leistungen der reorganisirten Armee seien seine in der Konfliktszeit geäusserten Bedenken gegen die Reform widerlegt, und ebenso, er habe damals mit Unrecht gegen Bismarcks Politik in der polnisch-russischen Frage polemisirt. Wie hoch aber auch Bismarck Sybels Wirken für die Erfüllung der national-politischen Ideale des deutschen Volkes schätzte, das sprach er selbst ihm aus, indem er bei seinem Jubiläum 1888

ihm persönlich dankte „für seine langjährige Mitarbeit an dem gemeinsamen vaterländischen Werke". Freilich, auch Sybels Wünschen entsprach Vieles nicht in der neuen deutschen Entwicklung; mit Kummer und Sorge erfüllten ihn besonders die Zugeständnisse, die den Ultramontanen gemacht wurden, und die wachsende Macht der demokratischen Tendenzen. Auch in seinen persönlichen Verhältnissen fehlte es nicht an schmerzlichen Eindrücken; 1884 entriss ihm der Tod auch die treue Gefährtin seines Lebens, mit der er 43 Jahre lang innig verbunden war. Aber mit ruhiger Ergebung wusste er das Schwere zu tragen, das auch ihm nicht erspart blieb, und dankbar sich jeder guten Stunde zu freuen; auch im Alter bewahrte er die Heiterkeit des Gemüths, die er auch in kampferfüllten Tagen nie verleugnet hatte. So lebhaften innerlichen Antheil er stets an allen wichtigen Fragen des politischen und wissenschaftlichen Lebens nahm, mit so scharfen Waffen er die Gegner seiner Ansichten bekämpfte, nie vermochten sie ihn dauernd zu verstimmen; fest in seinen eigenen Überzeugungen betrachtete er zumeist mit souveränem Humor die Verschiedenartigkeit der Menschen und ihre daraus entspringenden Streitigkeiten; bei aller Entschiedenheit seines sittlichen Urtheils war er weit entfernt von rigoristischer Auffassung, und besonders widerstrebte es ihm, wegen abweichender Ansichten über wissenschaftliche Fragen die Persönlichkeit des wissenschaftlichen Gegners zu verurtheilen. Ihm machte es vielmehr Freude, mit Fachgenossen, die er schätzte und liebte, „über die Argumente zu streiten und treu in Gesinnung und Wirken zusammenzuhalten". So klar er die Schwächen der Menschen erkannte, grösser war seine Fähigkeit und Neigung, ihre guten Seiten hervorzuheben. Was diese Eigenschaften für alle, die mit ihm verkehrten, was sie vor Allem für seine Freunde, was sie auch für ihn selbst bedeuteten, wurde in warmen Worten bezeugt, als der Siebzigjährige in seltener Frische sein 50jähriges Doktorjubiläum feierte; mit Recht durfte von ihm gerühmt werden, dass er mit der Freiheit des Geistes und der Ruhe des Gemüths sich auch die Kraft zum Schaffen bewahrt habe. Es entsprach der Wendung der Politik, es entsprach auch seiner persönlichen Entwicklung, dass er im Alter wieder seine gesammelte Kraft rein wissenschaftlicher Arbeit widmete. Auch in den Tagen seiner lebhaftesten Theilnahme an den politischen Kämpfen war er stets gern zu ihr zurückgekehrt; er sprach es gerade damals aus, dass der Professor in ihm stärker sei als der Politiker. Eben in dieser Zeit hat er 14 Jahre lang die bedeutendste Wirksamkeit als Professor in Bonn geübt.

Das Ansehen, das er an der Universität genoss, zeigte sich, als er zu ihrem Rektor für das Jahr 1868 gewählt wurde, in dem sie das 50 jährige Jubiläum ihrer Stiftung feierte. Warm ist von Theilnehmern an diesem Feste[1]) anerkannt, mit welcher geistigen Gewandtheit er bei seiner Erwiderung

[1]) Siehe namentlich den Bericht im 22. Band der Preussischen Jahrbücher S. 391 ff.

auf die Ansprachen der verschiedenartigen Korporationen den vielfältigen Beziehungen der Universität gerecht zu werden, mit welcher Kraft er in seiner Festrede über die Gründung der Hochschule ihren Zusammenhang mit wichtigsten Momenten unserer politischen und literarischen Entwicklung, und damit den geistigen Gehalt der Feier in helles Licht zu stellen wusste. Seiner Anschauung von der Bedeutung und den Aufgaben der deutschen Universitäten hat er auch in anderen Reden wirkungsvollen Ausdruck gegeben; sie bezeugen, wie hohe Forderungen er an den akademischen Lehrer stellte; eifrig hat er selbst sich bemüht, sie praktisch zu erfüllen. Seine Überzeugung, dass „das Wissen erst dann zur Wissenschaft wird, wenn es nicht blos einzelne Notizen lehrhaft weiter trägt, sondern die Gesammtheit des Lebens veredelnd fördern hilft“, sein Streben nach geistigem Verständniss und künstlerischer Gestaltung des historischen Stoffs hat er, wie durch seine Schriften, auch durch seine Vorlesungen bethätigt. Auch sie waren ausgezeichnet durch die Klarheit der Disposition, die scharfe Hervorhebnng des Wesentlichen, das jeder Übertreibung abholde, aber stets bestimmt formulierte sittlich-politische Urtheil. Sybel wollte durch sie, wie Ranke, seine Hörer historisch anschauen und denken lehren; er übte durch sie, wie Dahlmann, eine national-politische Wirkung; so trat, was ihn auf der einen Seite mit seinem Lehrer und auf der anderen mit seinem Vorgänger verband, aber ebenso auch seine von Beiden abweichende, stark ausgeprägte persönliche Eigenart in Inhalt und Form seiner Vorträge deutlich hervor. Er legte ihnen sorgsam ausgearbeitete Hefte zu Grunde, aber immer mehr hatte er, wie sein schriftstellerisches, auch sein rednerisches Talent entwickelt; war er zunächst darauf bedacht, durch lichtvolle Darstellung seinen Hörern ein tieferes Verständniss der behandelten historischen Erscheinungen und ihres Zusammenhangs zu erschliessen, förderte er eben dadurch auch ihre politische Bildung, so wirkte er auch ergreifend und erhebend auf Gefühl und Charakter des weiten Kreises, den er in seinem grossen Hörsaal an der Universität, den er auch ausser ihren Räumen in den rheinischen Städten an sich fesselte. Durch seine Vorlesungen setzte er so die Wirksamkeit seines Vorgängers an der rheinischen Hochschule fort, an dessen national-politische Bestrebungen er bei den seinen angeknüpft hat; daneben suchte er aber auch hier für die Heranbildung von Forschern und Lehrern der Geschichte durch das von ihm eingerichtete und geleitete historische Seminar zu sorgen. In der Überzeugung, dass „die künstlerische Thätigkeit des Historikers sich nicht lehren, sondern höchstens anregen lässt“, legte auch er bei seinem seminaristischen Unterricht vor Allem Gewicht darauf, seine Schüler durch praktische Übungen mit der kritischen Methode vertraut zu machen; aber wie Ranke erinnerte auch er sie stets, dass diese nicht Selbstzweck sei, wies er auf die Ziele hin, zu deren Erreichung sie diene, warnte er davor, sie handwerksmässig anwenden zu wollen, sich in Kleinigkeiten zu verlieren, an Äusserlichkeiten hängen zu bleiben. An lehrreichen Beispielen zeigte er praktisch, wie man streben

müsse, die „individuelle Natur der historischen Berichterstatter in ihrem innersten Wesen zu erkennen“, ihren persönlichen Werth mit Rücksicht auf ihre Zeit zu bemessen, aber auch nicht zu vergessen, „den Werth dieser Zeit nach allgemein geschichtlichem Maassstab zu beurtheilen“. Nicht minder aber als die Eigenart der von ihm behandelten Quellenschriftsteller beachtete er die seiner Schüler; wie er von Ranke es rühmt, war auch er „eingedenk der höchsten pädagogischen Regel, dass die Schule nicht die Abrichtung, sondern die Entfaltung der persönlichen Kräfte zur Aufgabe hat“. Er sah es gern, wenn solche auch in der Debatte mit ihm zu Tage traten; seine geistige Beweglichkeit zeigte sich nicht nur in der Gewandtheit, mit der er die eigenen Ansichten vertrat, auch in der Schnelligkeit, mit der er die des anderen verstand; mit überlegener Klarheit wusste er dann Richtiges und Falsches, Sicheres und Unsicheres zu sondern. Trugen seine Bemerkungen dabei nicht selten einen leisen ironischen Anflug, so sprach auch aus ihnen sein freundliches Wohlwollen — und wie vielen seiner Schüler hat er dies, hat er sein warmes herzliches Interesse an ihren Arbeiten und ihren Personen im späteren Leben erhalten und bethätigt! Seine Fähigkeit, Menschen zu erkennen und zu behandeln, aber hat er nicht nur im Verkehr mit ihnen bewährt: sie kam der Wissenschaft zu statten, auch nachdem er 1875 seine Lehrthätigkeit in Bonn aufgegeben und als Direktor der preussischen Staatsarchive nach Berlin übergesiedelt war.

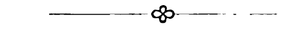
Dass auch zur Annahme dieses Rufs ein nationalpolitischer Gesichtspunkt ihn mitbestimmt hatte, das sprach er seinen rheinischen politischen Freunden aus, als er von ihnen Abschied nahm. Er wollte der Aufgabe sich nicht entziehen, „unsere Archive, die in früherer Zeit mit pedantischer Ängstlichkeit gesperrt waren, in immer breiterem Maasse der wissenschaftlichen Forschung zu eröffnen und dadurch für die fortschreitende Entwicklung unseres Staats die feste geschichtliche Grundlage auch im Bewusstsein unseres Volks zu gewinnen. Denn ein Volk, welches nicht weiss, woher es kommt, weiss auch nicht, wohin es geht. Wir wollen zu lernen suchen von den grossen Thaten wie von den Irrthümern und Schwächen unserer Vorfahren“. Zu diesem Zweck wurden von Sybel nicht blos für die Archive mannigfache Verbesserungen durchgesetzt und sie in weiterem Umfang wissenschaftlichen Forschern zugänglich gemacht: wichtigste Aufklärungen über sehr verschiedene historische Fragen aus verschiedenen Perioden sind in den von ihm veranlassten und geleiteten 62 Bänden der Publikationen aus den preussischen Staatsarchiven veröffentlicht. Auch als Mitglied der Berliner Akademie und der Münchener historischen Kommission, die ihn nach Rankes Tod zu ihrem Vorsitzenden wählte, und durch das historische Institut in Rom, dessen Begründung ebenfalls ihm vor allem verdankt wird, förderte er den Druck bedeutsamer historischer Quellen. Aber er beschränkte sich nicht auf die Leitung dieser wissenschaftlichen Unternehmungen, auf die neue Bearbeitung alter und die Vollendung neuer kleinerer Arbeiten: an der Schwelle des Greisen-

alters rüstete er sich zu seinem zweiten historischen Hauptwerke. Unter den Publikationen aus den preussischen Staatsarchiven hatten in weitesten Kreisen das grösste Interesse die Berichte Bismarcks vom Bundestage erregt; hatte Bismarck auf Sybels Antrag kein Bedenken getragen, ihre Veröffentlichung zu gestatten, so genehmigte er nun auch, dass Sybel die preussischen Staatsakten zu einer Darstellung der Begründung des deutschen Reichs benutzte. Aus eigener Anschauung wissen die Leser dieser Blätter, wie Sybel sich seine Aufgabe gestellt und wie er sie gelöst hat, zu welcher er nach seiner gesammten bisherigen Entwickelung und Thätigkeit so besonders berufen war: nicht alle die verschiedenartigen Seiten des deutschen Lebens in der Zeit, da die Begründung des nationalen Staats versucht und schliesslich vollendet wurde, die preussischen Bestrebungen zu diesem Zweck will er schildern; von ihnen hat er aus den authentischen Quellen uns zuerst eine treue, umfassende, lichtvolle Darstellung gegeben. Nicht nur viele einzelne wichtige Momente sind durch sie zuerst bekannt geworden oder richtig beleuchtet; erst durch sie wurde uns ein Verständniss des Zusammenhangs aller der mit unübertroffener Klarheit geschilderten Verhandlungen der preussischen Diplomatie, der Schwierigkeiten, mit denen sie in Deutschland und Europa zu kämpfen hatte, der Schwächen und Verdienste der so verschiedenartigen Persönlichkeiten ermöglicht, die in dieser Zeit einen bestimmenden Einfluss übten. Mit Recht ist betont, dass gerade auch durch den Einblick, der uns hier in die Motive und Leistungen der einzelnen maassgebenden Staatsmänner gewährt wird, wie durch die universalhistorische Weite seines Stoffes und seines Gesichtskreises Sybels Buch grösseres Interesse gewinnt, als das Werk seines grossen Vorgängers aus dem 17. Jahrhundert, als Samuel Pufendorfs Kommentare über den Grossen Kurfürsten, welcher zuerst die archivalischen Quellen seines Staats zu umfassender zeitgeschichtlicher Darstellung einem hervorragenden Gelehrten eröffnete. Erinnert Sybels Unternehmen an das grosse damals gegebene Beispiel, so hat freier, als es in dem lateinischen Werke des amtlich bestellten Historiographen des 17. Jahrhunderts möglich war, die politische und schriftstellerische Individualität des deutschen Geschichtschreibers des 19. Jahrhunderts in seiner Arbeit sich entfaltet. Er verleugnet auch in ihr seine preussischen und national-liberalen Überzeugungen nicht, doch er strebt, die im eigenen Lager vorgekommenen Fehler und Missgriffe ohne Beschönigung einzugestehen, das Verhalten der Gegner aber nach den historischen Voraussetzungen ihrer ganzen Stellung zu begreifen. Nach den grossen Siegen von 1866 und 1870 konnte und musste Sybel in anderer Stimmung, mit anderem Ton über die Gegner reden, als da er noch in politischem Kampf ihnen gegenüber stand; dass hier sein Urtheil und seine Sprache ruhiger sind als in seinen früheren Werken, das erklärt sich gewiss mit auch aus der Milde, die das höhere Alter in ihm gereift hatte. Dass aber darunter keineswegs sein Talent der Komposition und seine Fähigkeit gelitten hatten, verwickelte Fragen lichtvoll darzustellen, das beweist

namentlich seine Schilderung derjenigen diplomatischen Leistung Bismarcks, die dieser selbst als seine schwierigste und glücklichste bezeichnete, die Erzählung, die der 3. Band von den schleswig-holsteinischen Wirren lieferte. Der Anerkennung, die diese Vorzüge in den weitesten Kreisen fanden, wurde das Siegel aufgedrückt, als eine berufene Kommission hervorragender Historiker nach dem Erscheinen der fünf ersten Bände vorschlug, ihrem Verfasser den Preis zu verleihen, der bei der Erinnerungsfeier an den Vertrag von Verdun für die beste Leistung über vaterländische Geschichte gestiftet war; dass trotzdem dieser Preis ihm nicht zuerkannt wurde, dadurch ist sicherlich Sybels Ansehen nicht geschädigt. Er liess an der Fortsetzung seines Buches sich auch dadurch nicht hindern, dass bald nach dem Sturz Bismarcks die Benutzung der preussischen Staatsakten ihm entzogen wurde; noch ist in frischester Erinnerung, welche Fülle wichtiger Aufklärungen trotzdem die beiden am Ende des vorigen Jahres erschienenen Bände seines grossen Werkes brachten, welches Interesse namentlich seine Darstellung des Ursprungs des Krieges von 1870 erregte, mit welcher Gewandtheit und Kraft er die Einwendungen abzuwehren suchte, die gegen seine Auffassung erhoben wurden. Wer seine „neuen Mittheilungen und Erläuterungen“ las, wurde in der Hoffnung bestärkt, dass er sein Buch vollenden, seine Darstellung bis zum Frieden von 1871 herabführen werde; ihm und uns sollte dies nicht mehr vergönnt sein. Auch in diesem Sommer hatte er Marburg aufgesucht, wo er gern seine Erholungszeit bei seinem zweiten Sohn verlebte; hier, wo er einst in frischer Jugendkraft elf arbeits- und freudenreiche Jahre verbracht hatte, wo ihm jetzt die Liebe seiner Kinder und Enkel das Leben verschönte, in der Nähe des alten Schlosses, in dem er zweckmässige Einrichtungen für das in mancher Beziehung reichste der ihm unterstellten Archive getroffen hatte, in der Strasse, welche mit seinem Namen geziert war, ist er am 1. August nach kurzem Leiden sanft entschlafen. Es war der friedlich schöne Abschluss eines reichen Lebens.

Als zwei Tage darauf ihm auf dem Matthäi-Kirchhof in Berlin an der Seite seiner Gattin die letzte Ruhestätte bereitet wurde, da dachte wohl Mancher der Reden, die Sybel einst gerade am 3. August zur Feier des Stifters der Bonner und Berliner Hochschule gehalten hatte. Vor 31 Jahren hatte er an diesem Tag seine Erörterungen über die Gesetze des historischen Wissens mit einer Erinnerung an den Mann geschlossen, durch dessen Thätigkeit in den Anfängen beider Universitäten „der Gang der geschichtlichen Wissenschaft geweiht“ ist, an „G. B. Niebuhr, der, wie kein Anderer dieses Jahrhunderts für die Bethätigung der kritischen Grundsätze, für die Entwicklung echten Wissens schöpferisch gewirkt hat“. „Mögen“, so mahnte Sybel, „auf unseren Hochschulen die kommenden Geschlechter des Geistes eingedenk bleiben, der bei ihrer Gründung gewaltet hat“. Alle, denen die Bewahrung und Fortbildung dieses Geistes am Herzen liegt, werden dankbar

auch des in Niebuhrschem Geiste wirkenden Historikers gedenken müssen. der für Wissenschaft und Vaterland mit solchem Eifer und solcher Kraft gearbeitet hat, des echten Repräsentanten einer grossen Epoche deutscher Geschichte und deutscher Geschichtschreibung.



Der Dichter und Humorist Franz Bonn („v. Miris“).

Von
H. HOLLAND.

Franz Bonn wurde am 18. Juli 1830 zu München geboren als der jüngste Sohn eines Domänenverwalters und Oberrechnungsrathes. Da alle seine hochbegabten und talentirten Brüder im besten Alter starben, so wurde die letzte Hoffnung des Hauses mit sorgsamster Pflege erzogen. Der mit graziöser Liebenswürdigkeit ausgestattete Junge durchlief, meist unter den Preisträgern, das Gymnasium, wo er schon als Mittelpunkt eines eigenen poetisch angehauchten Kreises erschien, durch dramatische Künste und Taschenspieler-Produktionen glänzte und mit dem witzfunkensprühenden Martin Schleich (┼ 12. Oktober 1881) kongeniale Freundschaft schloss. Nach kurzem Studium der Philosophie (1847) an der Universität, wo namentlich der ideensprühende streng logische Redefluss Dr. Martin Deutingers (┼ 9. September 1864) und der intime Verkehr mit dem fröhlichen Oskar von Redwitz begeisternd und zu wetteifernden Bestrebungen reizend wirkten, wendete sich Franz Bonn zur Jurisprudenz. Seine angeborene musikalische Begabung und sein unversiegbarer Humor, verbunden mit einer überraschenden Improvisation — welche es ihm z. B. ermöglichte, einer Dame während der Übergabe ihres Mantels ein formvollendetes, regelrechtes Sonett zu extemporisiren — und einem ebenso packenden Zeichner- und Malertalent, verliehen ihm bald in jeder Gesellschaft eine dominirende Stellung. Dazu verstand Bonn die neidenswerthe Kunst, trotz aller zeitsplitternden Thätigkeit, sein Fachstudium gleichmässig zu kultiviren, so dass er das Absolutorium und den Staatskonkurs mit Auszeichnung bestand, 1857 als Staatsanwaltschafts-Substitut in den Dienst der reinen Justiz trat und dann in richtiger Folge und ohne besondere Affektion bis zum Staatsanwalt am Oberlandesgericht zu München vorrückte, nachdem er in einer vierzehnjärigen Beamtenthätigkeit zu Donauwörth, Ansbach und Bayreuth die Süssigkeiten des Lebens und Waltens in der Provinz sattsam durchkostet hatte. Das weitere Avancement im Staatsdienst durchschnitt dann plötzlich 1880 als besonderer Glücksfall die überraschende und ehrenvolle Berufung in den Dienst des Fürstenhauses Thurn und Taxis als Präsident der Domänenkammer und Direktor des fürstlichen Civilkollegialgerichtes zu Regensburg. Bei der ihm eigenen Agilität des Geschäftssinnes befestigte Bonn in kurzer Zeit seine Stellung und errang in huldvoller Würdigung seiner Leistungen weitere Anerkennung, hohe Auszeichnungen und Ehren.

Mit einer in der süssen Tonart der „Amaranth“ erklingenden episch-lyrischen Dichtung „Wolfram“ (1854) wagte Bonn seine erste Exkursion nach dem deutschen Parnass; es war eine moderne Maler-Novelle mit hübschen Liedern. Zu der nachfolgenden Rheinsage „Schott von Grünstein“ (Stuttgart 1855) diente Kinkels „Otto der Schütz“ als unverkennbares Vorbild. Inzwischen hatte Bonn auch mit dem zartsinnig-besaiteten Georg Scherer, mit August Becker (┼ 23. März 1891 zu Eisenach), mit dem mannhaften Johannes Schrott, dem fröhlichen Eduard Ille neue Fühlung gefunden; desto widerwilliger blickte er auf die Unnatur und

die schwülstige Bilderjagd der sogenannten Jungdeutschen, wie Karl Beck, Alfred Meissner, Lenau und Freiligrath u. A., welche er nun als „Freiherr von Rachwitz“ mit seinen „Lavagluthen“ zuerst in den „Fliegenden Blättern“ und in der „Aurora“ (Freiburg 1854) in lachlustiger Ironie verspottete. Wenn Karl Beck von seinem „wildgebäumten“ Lockenhaar fabelte oder die „schwarz gebrannte Bohne“ als der „Dichternachtwacht schmerzliches Symbol“ feierte oder Lenau die Lerche „an ihren bunten Liedern selig in die Luft klettern“ liess und bei Julius Mosen gar die „Gedankenhunde im Haupte bellen“ — so kühlte unser „Freiherr von Rachwitz“ seinen Unmuth, dass „sein Lied wie rothe Lava aus seiner Brust Vesuv ströme, um alle Leser zu einem Herkulanum einzuäschern!“ „Meine Lavagluthen, mit denen ich auf den Schultern jener Heroen stehe, sind die höchste Vollendung des Inhaltes in der Form, sie sind das Ende aller Poesie! Und in dieser bescheidenen Rücksicht möchte ich sagen: Ich bin der grösste deutsche Dichter!“ Ein Paar weise Kritiker gingen wirklich auf den Leim und kanzelten den vermeinten Freiherrn ob seiner aristokratischen Selbstüberhebung wacker ab! — Manches aus den „Lavagluthen“ wurde damals ein geflügeltes Wort, z. B. sein Geist „schraubt in seinem Hirne Begriffe, die sich selber übersteigen“, sein Weltschmerz „brüllt wie der Wüstenleu“ indess, „die dunkle Karawane, der Träume Zug, an ihm vorübergeht“ . .

„Und eine Schaar von Beduinen,
Mit bleichen Mänteln angethan,
Folgt wild der Schwarm der Zweifel ihnen,
Mit geistgeschliffenem Yatagan . .“

Wie fröhlich der ernste Ludwig Steub und der grämliche Fallmerayer auf den „geistgeschliffenen Yatagan“ mit dem Pseudo-Freiherrn zusammen stiessen in hellstimmigem Beifall! — In diesem durch „Reding von Biberegg“ redigirten vorgenannten poetischen Taschenbuch (welche „Aurora“ aber nur einmal und dann nimmer mit rosigen Hoffnungen am damaligen poetischen Horizonte heraufdämmerte), brachte Bonn auch seine originelle „Weh-Moll-Symphonie“ und allerlei andere Sachen als „Franz von Münchberg“, welche indessen nebst dem gewählten Pseudonym unbemerkt wieder verdufteten.

Nach so grimmen Schwertschlägen, solchem Speergekrach und Schilderklang hätte man ganz andere, weltumkehrende Riesenarbeit erwarten können. Bonn aber, welcher damals als Vertheidiger manch tief gekränktem Recht zum Siege verhalf oder als Staatsankläger manchen politischen Schwerenöther mit ironischer Bitterkeit lächerlich machte, schlug sich plötzlich auf das harmloseste Gebiet der Jugendlitteratur und zwar mit glückhaftem Erfolge. Die damals (1855) von Isabella Braun begründeten, heute noch im Verlag von Braun & Schneider neu florirenden „Jugendblätter“, ebenso die „Deutsche Jugend“ (Leipzig bei Alphons Dürr) brachten eine ganze Serie von Gedichten, Erzählungen und kleineren Dramen von Franz Bonn, welche dann später als „Jugend-Lust- und Leid“ (Stuttgart 1874) und „Theaterstücke für die Jugend“ (München 1880 bei Braun & Schneider) in gesichteter Auswahl erschienen, darunter das Märchen-Lustspiel „Der verzauberte Frosch“ und das niedliche Singspiel „Der arme Heinrich“, welche von Karl Greith († 17. November 1887) und J. Rheinberger mit geistreicher Musik ausgestattet, ihre Zugkraft auf vielen Instituts- und Familien-Theatern bewährten. Etliche kleine Novellen erschienen in der „Universal-Bibliothek“ (Stuttgart bei Kröner). Auch dichtete Bonn einige gut gebaute Textbücher, z. B. zu der komischen Operette „Der Hans ist da“ (komponirt von Franz Förg), die durch Moriz von Schwinds berühmten Cyklus angeregte romantische Oper „Die sieben Raben“ (komponirt von Rheinberger)

und die beiden Märchen „Undine“ und „Dornröschen“ (komponirt von Frhr. v. Perfall). Einen glücklichen Griff machte Franz Bonn, indem er Julius Grosses reizende Idylle „Gundel vom Königssee“ dramatisch inscenirte und zu einem effektreichen Zugstück in altbayerischer Sprache umarbeitete, welches mit ungeheuerem Erfolge etliche Jahre über alle grösseren Volkstheater lief (München 1879, bei Braun & Schneider). Darauf folgte das mit Julius Grosse ausgearbeitete „Haus Turnhill“, ferner die „Kräuterliesel“, „Tante Blaubart“ und das Weihnachtsmärchen „Die Wunderglocke“. Das alles entstand mit derselben nonchalanten Leichtigkeit, womit er auch den verwickeltsten Schwurgerichtssitzungen präsidirte und die glänzendsten Plaidoyers lieferte.

Bonns immer gefüllte Brunnenstube des Humors speiste auch die weltbekannten „Fliegenden Blätter“ und die „Münchener Bilderbogen“. Daraus erblühten dann wieder eigene Opera, z. B. die in mehr als 120 000 Exemplaren weitverbreitete „Lustige Naturgeschichte oder Zoologia comica; das ist eine genaue Beschreibung aller in diesem Buche vorkommenden lebendigen Thiere der Welt mit 86 naturgetreuen Abbildungen, wissenschaftlich bearbeitet von von Miris“ (München, bei Braun & Schneider), worauf alsbald eine mit gleicher Jovialität illustrirte „Botanik“ und „Mineralogie“ folgten. In der Vorrede versicherte der Autor, „hier und da sogar mehr als wörtlich“ aus gediegenen Abhandlungen geschöpft zu haben! Alles ist neu und originell. So heisst es z. B. von der Fledermaus, dass sich dieselbe „in neuerer Zeit als Straussische Operette auf den meisten Bühnen hält und vielen Beifall findet“. Unter den Bären-Arten wird auch der sehr häufig in Familien umgehende „Brummbär“ aufgezählt: „am zahlreichsten sind jene Bären, welche von den Tageblättern und anderen wissenschaftlichen Autoritäten den Lesern und Zuhörern aufgebunden werden. Diese nennt man jedoch auch Enten“! Der Fuchs wird ganz darwinistisch geschildert, „er kommt auf allen deutschen Universitäten vor; seine Wandlungen sind sehr interessant; indem er gewöhnlich zuerst ein Frosch ist, dann ein Maulesel wird und sich dann erst in einen Fuchsen verwandelt. Als solcher wird er gebrannt und heisst dann Brandfuchs. Die gesuchteste Familie der Füchse sind die Goldfüchse, auf welche die meisten Menschen Jagd machen. Eine sehr bekannte Spezies ist der Reinecke Fuchs, welchen Kaulbach mit Illustrationen versehen hat“. Von den Katzen lesen wir, sie seien „so falsch, dass keine der anderen traut. Ihr Jammer wird den Menschen hier und da sehr lästig, besonders immer am andern Morgen. Der gestiefelte Kater ist ein Märchen, welches die Naturwissenschaft schon längst als solches anerkannt hat“. Die unlogische Schlumperei, welcher man in der kleinen Tagespresse stündlich begegnet, wird brillant verspottet, wenn z. B. dem Elephanten nachgerühmt ist, dass man „wegen seines graziösen Ganges sein Gebein das Elfenbein heisst“. Unter den Beutelthieren sind die Privatthiere (Homines capitales) einregistrirt: „Dieselben leihen gegen 100 Prozent Geld aus und fressen gewöhnlich mehr als sie verzehren können. Die feinere Gattung heisst Bankbandit (Latro comercialis), fährt mehrspännig, kommt auch in Bädern vor und lebt eigentlich nur vom Geld. Beide gehören häufig in die Ordnung der Vampyre“. Dazu gesellt unser Forscher das Faulthier, „welches auf Gymnasien und Hochschulen vorzukommen pflegt, für nichts auf der Welt ist und einen sehr üblen Geruch verbreitet. Dasselbe schläft sehr lange, schaut stundenlang zum Fenster hinaus und lebt meist in Kaffeehäusern oder Kneipen“. Als brillante Stilprobe kann auch die Definition des Nashorn gelten, „welches wegen seiner Dummheit in der Gelehrtensprache Rhinoceros genannt wird. Es dient zu Spazierstöcken, Reitpeitschen, Schildern und Cigarrenetuis, hat ein sehr leises Gehör und einen sehr scharfen Geruch.

wesshalb es Bäume ausreisst und Alles niederrennt, was ihm in den Weg kommt. Bildung hat es sehr wenig, aber eine starke Haut, darob es mehr ertragen kann, als ein anderer, gewöhnlicher Mensch!“ Um gründliche Definition ist unser Fachmann so wenig verlegen, wie ein geübter Parlamentarier: „Die Eidechse ist das Krokodil in Miniaturausgabe, wie solche von den meisten bedeutenden Dichtern veranstaltet werden. Die Eidechse verhält sich zum Krokodil wie die Violine zur Bassgeige, nur dass diese (!) meist giftig sind, was bei den Eidechsen sehr selten und da nur, wenn sie zornig oder giftig gemacht werden, der Fall ist“. — Wo möglich noch muthwilliger bewegt sich unser Autor auf dem Gebiete der „Botanik“. Er beginnt mit der Anatomie und Organographie der Pflanzen; ihr Elementar- und Grund-Organ ist die Zelle: „Die bekanntesten Zellenarten sind die Klosterzelle, die Gefängnisszelle, richtiger Zellengefängniss oder Bruchsal genannt, die Honigzelle und die Parzelle, letztere häufig im Grundsteuerkataster vorkommend. Die Gazelle gehört dagegen ins Thierreich.“ Unter den Gefässen wird nur ein steinernes, in süddeutscher, allgemein verbreiteter Stein-Formation (Maasskrug) abgebildet; die Wurzel nur oberflächlich berührt, desto mehr Betrachtung aber den „Blättern“ zugewendet. Nächst der Wurzel sind „die wichtigsten Organe der Pflanze die Blätter, wesshalb man dieselben auch schlechtweg Organe nennt“. Der Forscher unterscheidet verschiedene „grosse und kleine, gute und schlechte, Tag- und Wochen-Blätter, Fach- und Witz-Blätter; diese letzteren werden im Süden vorzüglich „Fliegende“, im Norden „Kladderadatsch“ genannt. Eine besondere Art von Blättern sind die Schmier- und Schmutz-Blätter. Diese nähren sich von den schlechtesten Eigenschaften der Menschheit und sind desshalb leider sehr verbreitet. Die Form der Blätter ist verschieden, doch hat jedes Blatt seinen eigenen Stil, welcher mitunter sehr bedenklich ist. So schreibt der Redakteur eines Tageblattes: „Zum Schützenfeste brachte schon gestern jeder Eisenbahnzug Fremde von unabsehbarer Länge“ und ein anderes Mal berichtete es: „In das morgig beginnende Gastspiel der Sängerin Stanioli wird jeder Kunstfreund mit Vergnügen strömen.“ Ist das, was ein Blatt mittheilt, zum grössten Theile erlogen, so nennt man das Blatt inspirirt; sind die Nachrichten verfrüht, so heisst das Blatt offiziös, kommen sie zu spät, offiziell. Die Hauptnahrung beziehen die Blätter durch die Inserate, worunter man jene Gebilde versteht, in welcher sich der Krankheitsstoff der Zeit vorzüglich ablagert“ u. s. w.

Einen ähnlichen Impromptü-Ton schlug Herr von Miris an mit seinem „Nibelungenringerl“,*) wozu die altbaierische Schnaderhüpfelform am besten passte. In der Farce „Ein wichtiger litterarischer Fund“ (ebendaselbst) ging er wieder auf die Imitationsmanier der „Lavaglutheu“ zurück, indem er den Nachweis lieferte, dass alle neueren Dichter, von Goethe und Schiller bis Hermann Lingg und E. Geibel, das alte Volkslied „jetzt gang i' an's Brünnele, trink' aber nit“, jeder in seiner Manier variirten — er eskamotirte dieses mit einer so virtuosen Anempfindung, dass einzelne dieser Poemata wirklich für Originalgedichte der Genannten gehalten wurden. Dann schwang er die Geissel der bittersten Satire in seinem „Pädagogisch-verbesserten Struwwelpeter**) über die altkluge Verziehung und Missbildung der Jugend. Das Heftchen, welches zürnend den „Herren Eltern“ (irre ich nicht, so war Franz Bonn auch der Urheber des

*) „'s Nibelungenringerl. Harmlose Schnadahüpfeln für drei Tage und einen Vorabend.“ München (1879) bei Braun und Schneider.

**) Ein lustiges Bilderbuch für Kinder von 30—60 Jahren. Mit Illustrationen von A. Oberländer. München, bei Braun und Schneider.

heute überall als geflügeltes Wort verbreiteten Satzes, dass man in der Wahl seiner Eltern nicht vorsichtig genug sein könne!) einen lehrreichen Spiegel vorhält, wurde trotz der ausdrücklichen Verwarnung des Dichters, wonach er sein Buch nur für die „grossen Kinder von 30—60 Jahren“ bestimmt habe, von gewissenlosen Kritikern und oberflächlichen Zeitungsschreibern, die gleich einer Landplage raupenhaft überall sitzen, doch als eine „echte Jugendschrift für unsere lieben Kleinen“ empfohlen! Ebenso wenig ist „Franz der Streber“ ein Jugendbuch, sondern eine bitterböse Satire auf die in allen Sätteln gerechte Gesinnungslosigkeit, welche sich windfahnenartig nach jedem neuen Zuglüftchen „umzudenken“ vermag; Alles darinnen ist mit photographischer Wahrheit der Wirklichkeit entnommen.

Eine Unzahl von Meggendorfers vielgerühmten „Bilderbüchern“ — es giebt aber auch viele und sehr ehrenwerthe Leute, welche gar nicht dafür schwärmen — hat Bonn mit putzigen Reimen ausgestattet, so das „Fräulein Nimmersatt“, der „lange Heinrich“, die lustigen „Wichtelmännchen“, der „Korb mit Allerlei“, die „Historien vom eigensinnigen Schwein“ und wie die Spasshaftigkeiten alle heissen. Auch den nun schon im zwölften Jahrgang laufenden „Fliegenden-Blätter-Kalender“ inaugurirte Herr von Miris jedesmal mit einem launigen Vorwort, mit Monat- und Wochen-Sprüchen, moralischen Wetterregeln, Gedankensplittern und poetischen Rathschlägen. — Ein Theil seiner Gedichte erschien unter dem Titel „Von mir is“ (München bei Braun und Schneider) in feiner, vornehmer Ausstattung, mit dem äusserst sympathischen Bildnisse des Dichters. Neben allerlei Dichtungen in verschiedenen Mundarten und neben den drolligsten Einfällen z. B.

„Wie wäre das doch schön und nett,
Wenn der Laubfrosch einen Schnurrbart hätt'!
Und könnte die Wildsau Pauken schlagen,
Das wäre lustig nicht zum sagen!
Könnt' erst die Gans auf Stelzen gehen,
Das wäre possirlich anzusehen.
Doch mehr als dies noch wär' fidel,
Könnt' Schlittschuhlaufen das Kameel . . .“

werden auch tief ernste Klänge angeschlagen, z. B. zum eigenen „Sechzigsten Geburtstag“ und jene, das volle Familienglück eines Vaters verkündenden Strophen:

Hundertachtzig Zähne haben
Meine sechs geliebten Kinder —
Was der Zahnarzt jährlich kostet,
Sehen kann es selbst ein Blinder.

Sind sie krank, gleich zum Spitale
Wird von selbst die ganze Wohnung,
Und sechs Silbergroschen kostet
Auch die kleinste Geldbelohnung.

Welche Fülle von Ermahnung,
Welche Unzahl banger Sorgen,
Bis sie Alle aufgezogen,
Bis sie Alle wohl geborgen!

Sechs Paar Stiefel bringt der Schuster
Und sechs Mäntel bringt der Schneider.
Alles geht halbdutzendweise,
Strümpfe, Schulgeld, Brod und Kleider.

Geh'n wir aus, giebt's auf der Strasse
Ohne Weiters ein Gedränge,
Und von selber mit den Meinen
Bild' ich eine Menschenmenge.

Welch' ein Leben in dem Hause,
Welch' ein Wogen, welch' ein Rauschen —
Und doch möcht' ich um Millionen
Nicht mit einem Ander'n tauschen;

Denn das schönste Glück von Allen,
Ist ja doch der Liebe Segen,
Der mir aus zwölf Kinderaugen
Leuchtet jeden Tag entgegen!

Das vorstehende Gedicht datirt gerade nicht aus der letzten Epoche des Herrn von Miris; so wäre es immerhin möglich, dass die vorgenannte Zahl seiner Familie noch neuen Zuwachs erhalten hätte. Sein ältester, gleichfalls mit einer stark poetischen Ader veranlagter Sohn Ferdinand Bonn widmete sich erst der Themis, trat dann 1884 zur Bühne über und errang als Künstler (und neuestens auch als dramatischer Dichter) einen geehrten und gefeierten Ruf.

Es übrigt indessen auch der ernsten Muse unseres Dichters zu erwähnen, welcher dabei immer seines Familiennamens sich gebrauchte. Im Jahre 1880 betrat Franz Bonn mit seinem „König Mammon“ (Köln, bei Bachem, VIII, 364 S.) das Gebiet des Romans. Das Buch fand trotz freundlicher Aufnahme doch nicht die gebührliche Beachtung. Fast alle sozialen Fragen streifend, mag „König Mammon“ als ein Miniaturbild der modernen Gesellschaft und als eine wahre Zeitstudie gelten. Alle Fragen der neuen Zeit laufen hier in ihren Radien zusammen. Sein Werk ist, wie Franz Bonn mit gutem Bewusstsein in dem Vorwort (welches zugleich ein schönes Ehrengedächtniss auf seinen längst verstorbenen Vater enthält) erklärt, „kein farbenprächtiges Bild in stolzem, breitem Goldrahmen, kein buntgeschmücktes Kind der Zeit, das mit frivolem Witz zu unterhalten oder mit verhüllter Lüsternheit zu reizen versteht. Auch der tönenden Phrase des Tages gab ich keinen Raum. Mir lag nur daran, dass das, was ich schrieb, wahr sei, wahr in der Empfindung und wahr in der Darstellung, so dass, wenn auch wenig wirklich Geschehenes meiner Erzählung zu Grunde liegt, dieselbe doch überall das faktisch Mögliche trifft. Nicht den Beifall der Menge: das Mitgefühl der Guten nur möchte ich erringen!“ Alle die auftretenden Personen sind mit der gleichen Sorgfalt und Liebe gezeichnet, behandelt und systematisch durchgeführt. Da ist der reiche Grosshändler Gottlieb Cornero, der herzlose, mammonstolze Mann, und seine angeblich nervenkranke, eingebildete Frau, zwei so sicher aus dem Leben geschnittene Persönlichkeiten, dass man in jeder Stadt ihrem Ur- und Ebenbild begegnen könnte; nur ihr edler Sohn Edgar bildet eine Anomalie der elterlichen Race; ihr Hausarzt Dr. Pillensteiner ist ein gewöhnlicher Materialist, der seine ordinäre Denkweise durch feinere Formen kaum überkleidet. Den schäbigen Geldadel repräsentirt der Baron Spornschild, „Gründer“ der Aktien-Gesellschaft „Concordia“ und Schwiegervater des Baron Maier; das Kleeblatt bringt der Prokurist und Roué Fritz Welker mit seinem lustigen Anhang zum Abschluss. Zwischendurch spielt eine beinahe heitere Gesellschaft: der alte „Schmiertiegel“, erst Chemiker und Bierbrauer, der so kunstreichen Stoff versott, dass er verarmte und nun als Schnapsbruder elendiglich vegetirt; dann die Gauner und Spitzbuben „Storch, Steigerhanns und Rosswürger“, ein Trio, wie sie nur ein Staats- oder Rechts-Anwalt mit so photographischer Wahrheit zu zeichnen vermag. Dazu gehört auch der „blinde Krüppel und Bettler“ Pachonius, welcher in den Kirchen aus den Gaben gutherziger Menschen die Mittel zum behaglichsten Lebensgenusse sammelt. In der sauberen Sippschaft zählt der muffige Rechtskonsulent Dr. Stürmer, der mit der Vereinskasse durchgehende Volksfreund- und -Redner Dr. Stürzer, der Redakteur der „Freien Stimme“ mit allem möglichen Apparat und Zubehör. Als wirklich reine Seelen und erquickliche Charakterfiguren erscheinen der alte, arme, durch Abschreiben fremder Arbeiten sein kümmerliches Leben fristende Poet Hieronymus Krümmler und seine treubewährte Tochter Cornelia, nebst dem wackern Lehrling Demetrius, welche den Kreislauf der Handlung in glücklicher Weise abschliessen. Die Ausführung scheint bisweilen etwas skizzenhaft angelegt, dann wieder in einzelnen Partien im vollen Fluss mit grosser Sicherheit durchgeführt.

Im Jahre 1884 brachte Franz Bonn ein schon während seiner Studenten-

zeit begonnenes Epos „Jacopone“ (Regensburg 1884) zum Abschluss. Die klangreichen Terzinen lassen keinen Unterschied zwischen den ersten Fragmenten und den späteren Nachträgen erkennen. In sieben Gesängen wird der äussere und innere stürmische Lebensgang des schwergeprüften italischen Rechtsgelehrten vorgeführt, welcher durch den plötzlichen Tod seiner liebreizenden Gattin (1268) bis an die Grenze des Wahnsinns getrieben, der Welt entsagte, das Kleid freiwilliger Armuth anlegte und auf weiten Wegen endlich in der Dichtung die ersehnte, schwerverdiente Ruhe fand. Seine Lieder, darunter das berühmte „Stabat mater“, sichern ihm für alle Zeit ein unlöschbares Gedächtniss. Dass Franz Bonn die historischen Thatsachen in etwas gerundeter Erzählung sich zurecht legte, gereicht wohl dem Ganzen nicht zum Schaden. Der furchtbare, theilweise schon im „König Mammon“ waltende Ernst überrascht uns in seinem Munde doppelt und lässt mit Staunen erkennen, welche Gegensätze auch hier oftmals in einer Person einander gegenübertreten. Vorwiegend ernsten Inhalts sind auch seine „Für Herz und Haus“ betitelten Gedichte, welche 1892 zuerst erschienen (Regensburg, bei Habbel) und nun schon in dritter Auflage vorliegen. Lenz und Liebe, Balladen und Bilder, Lieder und Stimmungen aus allen Lebenslagen ziehen vorüber — der Grundton bleibt sinnig und ernst. Die weiche Musik der Sprache erinnert bisweilen an Eichendorffs Vorbild, z. B. in den schönen Strophen „Am Bodensee“:

Weit über die dämmernden Lande
Fliesst silbernes Mondenlicht.
Sacht am tiefschweigenden Strande
Die sehnende Woge sich bricht.
Im holden Geflüster säumen
Die Winde da um ein Haus;
Die Blumen am Fenster träumen
In die weite Nacht hinaus.

Liebselige Grüsse schicken
Die Sterne hell und rein
Mit leuchtenden Liebesblicken
In's schweigende Kämmerlein.
Und röthet der Tag die Lädchen
Im dämmerstillen Haus —
Da schauet das schönste Mädchen
In den hellen Morgen hinaus!

Zur Vollendung des ganzen Portraits noch einige Striche aus der, wenn auch nur vorübergehenden politischen Thätigkeit des Dichters. Im Jahre 1881 als Abgeordneter in den bayerischen Landtag gewählt, nahm Franz Bonn seinen Sitz im Lager der Patrioten, betheiligte sich als Hauptredner beim Sturmanlauf gegen das Ministerium von Lutz, plädirte aber auch in der denkwürdigen Plenarsitzung vom 26. Juni 1886 für die Regentschafts-Vorlage und zwar in einer Weise, dass er die Zustimmung und Anerkennung des ganzen Hohen Hauses errang. Dann legte er sein Mandat nieder.

Zu den poetischen Lorbeern gesellten sich auch andere Auszeichnungen und Ehren, darunter z. B. 1890 aus Anlass der Negozirung der Hochzeit des Prinzen Albert von Thurn und Taxis das Komthurkreuz des K. K. Franz-Joseph- und des Hohenzollerischen Hausordens und das Ritterkreuz I. Klasse des Verdienst-Ordens vom heiligen Michael.

Im glücklichen Kreise seiner Familie schien dem jovialen Dichter, dem pflichttreuen Beamten und vielseitigen Geschäftsmann ein hohes, glückhaftes Alter gesichert. Sein fröhlicher Humor blieb unversiegbar. Eine böswillige Influenza bestand seine gute Natur. Der nachträgliche Gebrauch des Marienbades brachte aber nicht den gewünschten Erfolg. Wenige Tage nach seiner Rückkehr erlosch zu Regensburg am 7. Juli 1894 sein Leben.

Josef Böhm.

Von

JULIUS WIESNER.*)

Hochansehnliche Versammlung! Bald wird die Hülle von einem kunstvoll ausgeführten Steinbild fallen, welches bestimmt ist, die Arkaden unserer Universität zu schmücken und die Züge des weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus bekannten Pflanzenphysiologen, Josef Böhm, der Nachwelt zu überliefern.

Josef Böhm gehörte unserer Universität durch 36 Jahre als Lehrer an, zuerst als Privatdozent, dann als ausserordentlicher, zuletzt als ordentlicher Professor der Botanik. In diesem langen Zeitraume hat er mit grosser Hingabe, aus tiefem inneren Antrieb, und man darf sagen, aus angeborenem Enthusiasmus sein Fach gelehrt, und mit einem nie ermüdenden Eifer bis an sein Lebensende wissenschaftlich geforscht. Er hat sowohl als Lehrer wie als Forscher nicht umsonst gewirkt; im Gegentheile: er hat Tausende von lernbegierigen Studenten in seine Wissenschaft eingeführt, und durch eine Reihe wichtiger Entdeckungen in der Geschichte der Pflanzenphysiologie sich ein dauerndes Gedächtniss gesichert.

Es sei mir erlaubt, in Kürze den Lebenslauf Josef Böhm's vor Ihren Augen zu entrollen, und seine wissenschaftlichen Leistungen zu skizziren. Josef Böhm wurde am 13. März 1831 zu Gross-Gerungs in Niederösterreich geboren. Die Gymnasialstudien absolvirte er in Melk. Er sollte sich dem geistlichen Stande widmen. Aber er fühlte hierzu nicht den inneren Beruf, vielmehr drängte ihn eine frühzeitig erwachte Neigung für Naturwissenschaften, speciell für Botanik, bald auf andere Bahnen. Als die Botanik noch mit dem Kosenamen *„scientia amabilis“* belegt wurde — inzwischen ist sie durch Verschwisterung mit den ernstesten Zweigen der Naturwissenschaft selbst zu ernst geworden, um noch ein Recht auf diesen Namen zu haben — war es üblich, durch das Studium der Medizin sich auf den Beruf des Botanikers vorzubereiten. Mehr dieser Gewohnheit folgend, als in der Absicht, der Heilkunde sich zu widmen, trat er im Jahre 1851 in Wien in die medizinischen Studien ein. Noch vor Erwerbung des medizinischen Doktorgrades errang er an der Grazer Universität das Doktorat der Philosophie. Es führte ihn also schon während seiner medizinischen Studien der Drang nach reinem Wissen in die Bahnen der theoretischen Naturwissenschaften und speziell auf das Gebiet der Anatomie und Physiologie der Pflanzen, welche Disziplinen damals an unserer Universität in Franz Unger einen grossen, begeisterten und begeisternden Vertreter besassen, und bald sehen wir Böhm bestrebt, die Grenzen des damaligen Wissens zu durchbrechen und mit den Resultaten eigner Forschung hervorzutreten. Die betreffenden Veröffentlichungen des jungen Böhm fanden in den Augen des Meisters so viel Anwerth, dass schon diese Erstlingsfrüchte seiner Untersuchungen ihm den Weg zur Erreichung der *venia legendi* für Botanik bahnten. Denn seine

[1]) Gedächtnissrede auf Dr. Jos. Böhm, o. ö. Professor der Botanik an der k. k. Hochschule für Bodenkultur und an der Universität in Wien, gelegentlich der Enthüllung des von Benk ausgeführten, im Arkadenhofe der Universität aufgestellten Reliefbildes, gehalten von Dr. Julius Wiesner, k. k. Hofrath, o. ö. Univ.-Prof. und Vorstand des pflanzenphysiol. Institutes, am 10. März 1895 im kleinen Festsaale der Universität.

Habilitation als Privatdozent der Botanik an unserer philosophischen Fakultät erfolgte schon im Jahre 1857. Ein Jahr später erwarb er an unserer Universität den Grad eines Doktors der Medicin. Dem ärztlichen Beruf hat sich Böhm nie gewidmet. Denn gleich nach Erlangung des Doktorgrades der Medizin trat er in's Lehramt ein und blieb demselben, den Lockungen der *praxis aurea* widerstehend, bis an's Lebensende treu. Im Jahre 1858 wurde er an der kurz vorher gegründeten Handelsakademie, an der damals als Professoren eine Anzahl hervorragender junger Männer wirkten, wie der Historiker Adolf Beer, der Mathematiker Simon Spitzer, der Nationalökonom Adolf Wagner u. a., zuerst als provisorischer, später als wirklicher Lehrer der Naturgeschichte und der organischen Waarenkunde angestellt, wo er, von seinen Kollegen hochgeachtet, von der Jugend geliebt, durch 16 Jahre wirkte. Anfangs standen ihm keine Mittel für experimentelle Untersuchungen zu Gebote. Einigen Ersatz fand er hierfür dadurch, dass er sich als unbesoldeter Privatassistent in den Dienst seines berühmten Lehrers, Franz Unger, stellte. Später wurde es ihm möglich gemacht, sich in den Räumen der Handelsakademie ein für seine speziellen Forschungen bestimmtes Laboratorium einzurichten, in welchem er, allerdings mit bescheidenen Mitteln, viele seiner mühevollen, physiologischen Arbeiten, namentlich unter Zuhilfenahme gasanalytischer Methoden ausführte. Seine verdienstvollen Arbeiten auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Botanik, insbesondere im Bereiche der Anatomie und der Physiologie der Pflanzen, wurden im Jahre 1869 durch seine Ernennung zum ausserordentlichen Universitätsprofessor der Botanik anerkannt. Seine Lehrthätigkeit an der Handelsakademie fand dadurch aber keine Unterbrechung.

Gerne erinnerte sich Böhm des Winters 1870/71. Es wurde ihm damals von dem Verwaltungsrath der Handelsakademie in liberaler Weise ein Urlaub zum Zwecke wissenschaftlicher Studien im Auslande gewährt und er zog nach Heidelberg, wo damals als Botaniker der unsterbliche Entdecker des Generationswechsels der Pflanzen, Wilhelm Hofmeister, wirkte. Böhm hatte das Glück, mit diesem bisher grössten Meister der botanisch-morphologischen Forschung in nähere wissenschaftliche und auch in intime persönliche Beziehungen treten zu können. Hofmeister erzählte später dem Redner mit Wärme, welche Wohlthat der Umgang mit dem von heiterer Laune stets übersprudelnden Kollegen Böhm ihm damals gewesen ist, zu einer Zeit, in welcher der grosse Forscher durch einen schweren Schicksalsschlag gebeugt war. Da die wissenschaftliche Richtung Hofmeisters im Grunde genommen gänzlich verschieden von jener Böhms war, so scheint er hauptsächlich deshalb Heidelberg aufgesucht zu haben, um Bunsen näher treten zu können. Auf die Forschungsrichtung Böhms hat Hofmeister keinen Einfluss ausgeübt, hingegen vervollkommnete sich Böhm, offenbar unter dem Einflusse Bunsens, so sehr in den gasanalytischen Methoden und in deren Anwendung auf die Fragen der Pflanzenphysiologie, dass man sagen darf, es habe, nach Saussure und Boussingault, kaum Jemand mit grösserem Eifer und grösserem Erfolge diese Methoden im Bereiche der Lehre vom Leben der Pflanze angewendet als Böhm.

Ein Jahr nach Berufung des Redners an seine jetzige Stelle, im Jahre 1874, wurde Böhm zu dessen Nachfolger als Professor der Pflanzenphysiologie und Naturgeschichte an der Forstakademie in Mariabrunn ernannt. Er fand dort ein von seinem Amtsvorgänger ins Leben gerufenes pflanzenphysiologisches Laboratorium vor, eine der ältesten Werkstätten dieser Art, und ein ausgedehnter und reich-

haltiger botanischer Garten, welcher seiner Leitung unterstand, bot ihm reiches Untersuchungsmaterial und eine treffliche und behagliche Stätte der Arbeit. Böhm führte dort ein emsiges, glückliches und ergebnissreiches Forscherleben. Bald aber fand diese reizende wissenschaftliche Idylle, die ja auch der Redner in jungen Jahren zu durchleben das Glück hatte, ihr Ende, indem der höhere forstliche Unterricht an die kurz vorher in Wien gegründete Hochschule für Bodenkultur verlegt wurde, in welche Böhm im Jahre 1875 als ordentlicher Professor der Botanik eintrat. Durch seine Berufung nach Mariabrunn löste sich sein Verhältniss zur Handelsakademie von selbst, hingegen blieb er nach wie vor als ausserordentlicher Professor der Botanik an der Universität thätig, auch nach seiner Ernennung als ordentlicher Professor an der Hochschule für Bodenkultur. Aber der Schwerpunkt seiner lehramtlichen Thätigkeit lag vom Jahre 1874 an nicht mehr an der Universität, sondern an der Forstakademie und später an der Hochschule für Bodenkultur, wo er angehenden Land- und Forstwirthen gegenüber eine der wichtigsten theoretischen Disziplinen zu vertreten und somit eine grosse und wichtige Aufgabe zu erfüllen hatte. Dennoch hörten die Studirenden der Universität, besonders die Lehramtskandidaten der Naturgeschichte und Hörer, welche die Botanik zur Lebensaufgabe gewählt hatten, gerne seine gründlichen, häufig humorvoll belebten und durchaus originellen Vorträge. Seine lehramtlichen Verdienste und seine wissenschaftlichen Leistungen fanden im Jahre 1878 wohlbegründete Anerkennung, indem ihm der Titel und Charakter eines ordentlichen, öffentlichen Universitätsprofessors verliehen wurde. — Dies ist der Umriss seiner äusseren Carrière. Ein bald erzählter Lebenslauf, einfach, wie der so vieler bedeutender Männer der Wissenschaft.

Diesem einfachen äusseren Leben steht ein reiches inneres Geistesleben gegenüber, welches, selbst nur in seinen Hauptzügen zu schildern, eine weit schwierigere Aufgabe bildet. Als Grundzug dieses geistigen Lebens und Schaffens, welches ununterbrochen fast den Zeitraum von vier Dezennien umspannt, tritt uns eine beispiellose Hingabe an seine Fachwissenschaft und eine trotz mancherlei Hindernisse unbesiegbare Vertiefung in einige grosse Probleme der physiologischen Forschung entgegen.

Der Boden, in welchem Böhms wissenschaftliches Wirken wurzelte, Wien, — sagen wir es frei heraus — war ein klassischer; denn ohne Selbstüberhebung dürfen wir es aussprechen: keine Pflegestätte der Wissenschaft hat zur Entstehung und Ausbreitung und für das Ansehen der Pflanzenphysiologie als Wissenszweig und als Lehrgegenstand mehr beigetragen, als Wien. Es ist so wenig bekannt, dass der grosse von der Kaiserin Maria Theresia als Leibarzt nach Wien berufene Ingenhouss, der Begründer der chemischen Pflanzenphysiologie, durch mehr als anderthalb Dezennien in Wien wirkte und viele seiner bedeutungsvollen Arbeiten, auch einige wichtige, das pflanzenphysiologische Gebiet betreffende, auf Wiener Boden ausführte.

Ebensolange als Ingenhouss wirkte Franz Unger in Wien. Er steht uns der Zeit nach näher, und auch dadurch, dass er, dieser grosse Meister der pflanzenphysiologischen Forschung, als Lehrer unserer Universität angehörte. Obwohl nominell Professor der Botanik, fühlte er sich doch stets als Professor der Anatomie und Physiologie der Pflanzen. Auf sein Wirken ist es zurückzuführen, dass die ältesten Lehrstühle für Anatomie und Physiologie der Pflanzen — und zwar Ordinariate — auf österreichischem Boden stehen, und dass, allerdings erst nach seinem Tode, das erste in grossem Stile angelegte pflanzenphysiologische Institut an der Wiener Universität ins Leben gerufen wurde. Diese Schöpfungen wären

zur Zeit ihres Entstehens nicht möglich gewesen, wenn nicht Ungers grosse, weit hin sichtbare Leistungen die Pflanzenphysiologie zu Ansehen gebracht hätten. Man wird es nunmehr verstehen, dass Österreich frühzeitig ein relativ grosses Kontingent an Pflanzenphysiologen gestellt hat.

Ungers Schüler: Böhm, Leitgeb, Adolf Weiss und der Redner, folgten im Wesentlichen den Richtungen des Meisters, in dessen Forschungen Anatomie und Physiologie sich die Waage hielten. Während Leitgeb, durch Nägelis Forschungsrichtung vielleicht noch mächtiger als durch Unger angezogen, später hauptsächlich in die Bahnen der Entwicklungsgeschichte einlenkte, Adolf Weiss sich ausschliesslich der Anatomie widmete, übte sich Böhm anfangs sowohl auf anatomischem als auf physiologischem Gebiete; aber bald erkannte er, dass seine ganze Anlage ihn zur Physiologie trieb und seine unbezwingliche Neigung zum Experiment führte ihn später ganz und gar auf das Gebiet der experimentellen Pflanzenphysiologie. Im ersten Dezennium seiner selbstständigen wissenschaftlichen Thätigkeit wechseln anatomische mit physiologischen Arbeiten ab. Seine letzte anatomische Untersuchung betrifft die Prüfung der Frage: „Sind die Bastfasern Zellen oder Fusionen?“ Die betreffende Abhandlung wurde in den Sitzungsberichten der Kais. Akademie der Wissenschaften im Jahre 1866 veröffentlicht. Von da an finden wir Böhm ausschliesslich der experimentellen Forschung ergeben. Die Hauptfrage, welche ihn beschäftigte, betrifft das sog. Saftsteigen, die Bewegung des Wassers in der Pflanze. Schon im Jahre 1863 publizirte er in den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften die erste auf diesen wichtigen Gegenstand bezügliche Arbeit: „Über die Ursachen des Saftsteigens in den Pflanzen“. Die letzte Arbeit, die Böhm veröffentlichte, betraf dasselbe Thema. Sie führte den Titel „Capillarität und Saftsteigen“. Ihre Veröffentlichung erfolgte in seinem Todesjahre — 1893 — in den Berichten der Deutschen Botanischen Gesellschaft. Durch Versuche gelangte Böhm zu der lange unbeachtet gebliebenen Beobachtung, dass der Luftdruck beim Saftsteigen betheiligt sein müsse. Die Sache wurde später häufig so dargestellt, dass Böhm durch diese Auffassung sich in Gegensatz zu der Ansicht des grossen Würzburger Pflanzenphysiologen, Sachs, gestellt habe. Thatsächlich trat aber Böhm in seiner ersten dem Saftsteigen gewidmeten Arbeit Niemandem, in seiner zweiten hingegen seinem Lehrer Unger entgegen, welcher, angeregt durch ein Experiment Jamins, mehrere Jahre vor Sachs die Imbibitionshypothese aufstellte, bei deren Begründung er sich, wie später Sachs, auf die vermeintliche Saftlosigkeit der Gefässe stützt. Aber auch Unger ist nicht der erste, welcher die Imbibitionshypothese aufstellte; dieselbe lässt sich vielmehr bis auf Meyen zurückverfolgen, der in seinem im Jahre 1838 veröffentlichen Werke: „Neues System der Pflanzenphysiologie“ den Gedanken zu begründen suchte, dass das im Holzkörper aufsteigende Wasser nicht in den Hohlräumen der Zellen und Gefässe, sondern in deren Wänden sich nach oben bewegt.

Wenn nun auch die Imbibitionsbewegung des Wassers nicht, wie viele Botaniker heutzutage meinen, als blosse Fabel zu betrachten ist, es vielmehr noch unwiderlegt erscheint, dass dieselbe — freilich innerhalb enger Grenzen — in den grossen Komplex jener Faktoren sich einfügt, welche bei der Wasserbewegung im lebenden Holzkörper betheiligt sind, so kann doch die von Sachs ausgearbeitete Theorie, derzufolge das im Holzkörper sich aufwärts bewegende Wasser ausschliesslich in der Wandsubstanz der Zellen und Gefässe zu den Blättern gelange, nicht

mehr aufrecht erhalten werden, und thatsächlich haben, von der engsten Sachs'schen Schule abgesehen, alle anderen Botaniker die sogenannte Sachs'sche Imbibitionstheorie abgelehnt.

Dass diese Ablehnung erfolgte, und dass überhaupt das wichtige Problem der Wasserbewegung in der Pflanze wieder in naturgemässe Bahnen gelenkt wurde, indem man wieder jene sichere Fährte aufsuchte, welche bereits der Begründer der physikalischen Pflanzenphysiologie, Stephan Hales, etwa anderthalb Jahrhundert vorher, mit sicherem Fusse betrat: dies ist das unvergängliche Verdienst Böhms. Langsam, aber beharrlich, von der Tagesmeinung unbeirrt, rang er sich in dieser schwierigen Frage zur Klarheit empor. Manche verzeihliche Irrthümer, denen er, wie wohl jeder auf neuen Bahnen der Physiologie vorwärts dringende Forscher, unterlag, mögen der Grund gewesen sein, weshalb seine trefflichen Beobachtungen und seine zumeist sicher begründeten Anschauungen in der Frage des Saftsteigens sich so lange nicht Bahn brechen konnten. Es trat aber eine Wendung ein, als andere Botaniker, namentlich Robert Hartig, von der Sachs'schen Theorie sich abwendeten, und den guten Kern der Böhm'schen Lehre richtig erfassend, der weiteren Bearbeitung des genannten Problems ihre Kräfte widmeten. Wenn es nunmehr feststeht, dass in den Pflanzen das ganze Wasser oder die Hauptmasse des Wassers in der Regel nicht in den Membranen, sondern im Hohlraume der saftleitenden Zellen und Gefässe emporsteigt, und zwar nicht nur in den aufnehmenden Zellen der Wurzel, sondern auch in der Hauptbahn grosser Pflanzenkörper, nämlich im Holze der Stämme, so ist die Sicherung dieser für das Verständniss des Pflanzenlebens bedeutungsvollen Entdeckung in erster Linie Böhm zu danken.

Gerade wir, die wir all' die Wandlungen in der Frage des Saftsteigens miterlebt haben, können Böhms Verdienste nach dieser Richtung am besten würdigen. Und diese Verdienste sind um so höher anzuschlagen, als es nicht nur galt, durch das Experiment neue Grundlagen für die Lehre vom Saftsteigen zu schaffen, sondern auch, und vor allem Anderen, die durch eine grosse Autorität getragene geradezu herrschend gewordene irrthümliche Auffassung endgültig zu beseitigen.

Was die Kräfte anbelangt, welche die Emporhebung des Wassers in der Pflanze besorgen, so hat Böhm hierüber zu verschiedenen Zeiten verschieden gedacht. Jeder seiner einschlägigen Auffassungen haftet aber eine gewisse Einseitigkeit an. Anfangs glaubte er im Luftdrucke, später in einem Zusammenwirken von Luftdruck und Capillarität, zuletzt ausschliesslich in der Capillarität die Ursachen des Saftsteigens zu finden. Durch die neueren Untersuchungen, an welchen Böhm selbst einen grossen Antheil hat, ist aber erwiesen, dass wir es in der im lebenden Pflanzenkörper stattfindenden Wasserbewegung mit einer komplizirten Erscheinung zu thun haben, in welcher zahlreiche harmonisch zusammenwirkende, zum Theil noch nicht vollkommen erkannte Kräfte zur Geltung kommen. Böhm war der Überzeugung, dass durch seine letzten Untersuchungen das Problem des Saftsteigens endgültig gelöst wurde. Die meisten Physiologen sind aber einer anderen Ansicht, welche ich in sehr allgemeiner Fassung eben angedeutet habe.

Wenn ich sage, dass die Frage des Saftsteigens noch unvollkommen gelöst ist, so soll selbstverständlich damit kein Vorwurf gegen Böhm ausgesprochen sein; es ist vielmehr das Eingeständniss der Unzulänglichkeit unseres derzeitigen Wissens auf pflanzenphysiologischem Gebiete, es liegt eben in dem Problem des Saftsteigens, wie in so vielen anderen, welche das Leben betreffen, noch ein — sagen wir es

kurz — vitalistischer Rest, eine Wirkungsäusserung, welche, an die lebende Substanz gebunden, der mechanischen Analyse sich noch hartnäckig entzieht. —

Griff Böhm durch seine Untersuchungen über das Saftsteigen in die Lehre von der Stoffbewegung ein, so förderte er durch einige wichtige Beiträge zur Kenntniss der Assimilation und Athmung auch die Lehre von dem Stoffumsatz in der Pflanze. Die in der lebenden Pflanze stattfindende chemische Metamorphose ist bisher nur sehr unvollkommen erforscht worden. Denn selbst die Vorarbeit für die Studien über den Stoffumsatz, die Aufsuchung der Nahrungsmittel der Pflanze, ist bisher noch lange nicht vollkommen durchgeführt, wie sich wohl der Thatsache entnehmen lässt, dass erst in allerjüngster Zeit die Bedürfnisse der Pilze in Bezug auf die zu ihrer Ernährung erforderlichen Mineralsubstanzen erkannt wurden und erst in den letzten Jahren der sichere Beweis erbracht werden konnte, dass von gewissen grünen Pflanzen unter Intervention von Mikroorganismen der Stickstoff der Atmosphäre assimilirt werde, während es vordem als sicher galt, dass dieser Bestandtheil der Luft die grüne Pflanze vollkommen indifferent passire. Begreiflicher Weise ist es gegenüber der Aufsuchung der Nahrungsmittel der Pflanze eine weitaus schwierigere Aufgabe, die Umwandlung derselben in die Bestandtheile der Pflanze zu ermitteln, zu zeigen, wie aus den paar Nahrungsmitteln: Kohlensäure, Wasser, Ammoniak bezw. Salpetersäure und aus einigen mineralischen Bodennährstoffen, jene Tausende von organischen Verbindungen entstehen, aus welchen die grüne, chlorophyllbegabte Pflanze sich aufbaut oder die sie für Lebenszwecke erzeugt. Selbst das Nächstliegende ist uns hier noch verschlossen, z. B. die Kenntniss der Umwandlung der Fette in Stärke, ein Prozess, der bei der Keimung jedes fetthaltigen Samens in leicht verfolgbarer Form sich vollzieht.

Nach jeder dieser beiden die Assimilation der Pflanze betreffenden Richtungen hat Böhm unser Wissen bereichert.

Die Kenntniss der vegetabilischen Nahrungsmittel hat Böhm durch folgende interessante Entdeckung gefördert. Es war ganz allgemein die Meinung verbreitet, dass alle zur Keimung mit organischen Reservestoffen ausgerüsteten Samen genügend Mineralstoffe besitzen, um sich in der ersten Periode ihres Daseins normal entwickeln zu können. Auf dieser Meinung beruht ja die gewöhnliche Methode, behufs Prüfung des Keimperzents oder zu Versuchen die Samen auf einem feuchten indifferenten Substrate, z. B. auf feuchtem Fliesspapier zur Keimung zu bringen.

Nun hat aber Böhm gezeigt, dass die bekannte Feuer- oder Stangenbohne (*Phaseolus multiflorus*) zu wenig Kalksalze enthält, um normal keimen zu können. Denn, wenn man die Keimung dieser Samen unter Zufuhr von reinem destillirten Wasser vor sich gehen lässt, so steht sie alsbald stille und die Keimpflanzen gehen zu Grunde. Wenn man aber dem destillirten Wasser, welches dem Samen oder den jungen Keimpflanzen der Schminkbohne dargeboten wird, ein kleines Quantum von löslichen Kalksalzen zusetzt, so geht die Weiterentwicklung normal von Statten. Würde bei den gewöhnlichen Keimversuchen den Samen wirklich nur reines Wasser zugeführt werden, so müssten die Keimlinge alsbald absterben. Da man aber bei solchen Keimversuchen das Substrat nicht kalkfrei macht, auch nicht mit destillirtem, sondern mit Brunnen- oder Quellwasser das Substrat befeuchtet, so gelingen diese Versuche, weil man, freilich ohne Absicht, mit dem Wasser den Kalk stets zuführt.

Gleichfalls sehr interessant ist die von Böhm im Anschluss an die vorgeführten Beobachtungen aufgefundene Thatsache, dass auch die jungen Blätter der

Feuerbohne geeignet sind, die für diese Pflanze erforderliche Menge von Kalksalzen von aussen aufzunehmen.

Die Untersuchungen Böhms über die Bedeutung des Kalkes bei der Keimung der Feuerbohne haben zu mancherlei anderen Untersuchungen Veranlassung gegeben. So hat beispielsweise Prof. von Liebenberg gefunden, dass nicht nur manche Pflanze aus dem Verwandtschaftskreise der Bohne, z. B. die Erbse und Soya, sich bei der Keimung so wie die Feuerbohne verhält, sondern auch Pflanzen, welche eine ganz andere Stellung im System haben, z. B. die Kürbis, hingegen Kohl und Senf ohne jede Zufuhr des Kalkes zu normaler Keimung zu bringen sind.

Von grosser Wichtigkeit ist eine andere, die Assimilation der Pflanze betreffende Entdeckung Böhms. Auf Grund der Sachs'schen Lehre herrschte die Ansicht, dass die in den Chlorophyllkörnern auftretende Stärke stets ein Produkt der Assimilation in dem Sinne sei, dass unter dem Einflusse des Lichtes aus Kohlensäure und Wasser unter Ausscheidung von Sauerstoff Stärke als erstes sichtbares Assimilationsprodukt gebildet werde. Da das hierbei ausgeschiedene Sauerstoffvolum dem Volum der verbrauchten Kohlensäuremenge entspricht, so blieb die von Boussingault aufgestellte Assimilationsgleichung auch für diesen Fall in Geltung, und da die bei diesem Prozesse auftretende Stärke sich mit Bestimmtheit in den Chlorophyllkörnern nachweisen liess, wenn die betreffenden Organe belichtet wurden, so erschien die Sachs'sche Aufstellung in den Augen der meisten Botaniker wohl begründet. Allein die Sachs'schen Beobachtungen waren doch unvollständig. Denn Böhm zeigte, dass in entstärkten Chlorophyllkörnern auch ohne Kohlensäurezutritt Stärke entstehen könne, er lieferte den Beweis, dass bei Anschluss von Licht in Chlorophyll-, ja sogar in Etiolinkörnern Stärke entstehen könne, wenn den betreffenden Organen eine Rohrzuckerlösung von aussen zugeführt wird. Damit war zweierlei bewiesen: erstens, dass die sogenannte autochthone Stärke nicht immer ein Produkt der Kohlensäureassimilation ist, sondern aus Zucker, sogar bei Zufuhr des letzteren von aussen, gebildet werden könne, und zweitens, dass das lebende Chlorophyllkorn die Fähigkeit habe, aus Zucker Stärke zu bilden.

Auch die Lehre von der Athmung der Pflanze hat Böhm beschäftigt, und seine in den siebziger Jahren ausgeführten mühevollen gasanalytischen Untersuchungen haben gute Beiträge zur Kenntniss der Respiration der Landpflanzen geliefert. Noch kurz vor seinem Tode beschäftigten ihn lebhaft Untersuchungen über die Athmung der Kartoffeln, welche einige ganz merkwürdige Thatsachen zu Tage förderten, z. B. dass die Kartoffel durch ihren gefährlichsten Feind, nämlich durch den die Kartoffelkrankheit bedingenden Pilz: *Phytophtora infestans* in einen „fieberhaften Reizzustand“, nämlich in enorm starke Respiration gerathe. Diese interessanten Untersuchungen sind leider nicht mehr zum Abschluss gelangt. Ich muss es mir aus Mangel an Zeit leider versagen, über Böhms anderweitige Arbeiten zu sprechen. Dieselben bewegen sich zumeist in den Richtungen jener Themen, welche ich in Kürze geschildert habe.

Ein besonderes Werk hat Böhm nicht geschrieben; die Resultate seiner unermüdlichen Forschungen hat er in mehr als vierzig Abhandlungen niedergelegt, wobei seine lehrreichen populären Vorträge, die er unter grossem Beifall der Versammlung im Vereine zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse und in der Gartenbaugesellschaft, ferner die Rede, welche er bei Antritt des Rektorates an der Hochschule für Bodenkultur (1878) hielt, nicht mitgerechnet sind. Die erste

Veröffentlichung seiner Forschungen erfolgte im Jahre 1856, die letzte in seinem Todesjahre 1893. Eine sehr vollständige Zusammenstellung seiner Abhandlungen enthält das zuletzt (1894) herausgegebene Jahrbuch unserer Universität. Sieben seiner Schriften sind dem Chlorophyll, acht der Athmung, dreizehn dem Saftsteigen, fünf der Stärkebildung gewidmet. Man sieht, dass, wie ich schon früher bemerkte, Böhm bestrebt war, bei seinen wissenschaftlichen Forschungen sich möglichst zu konzentriren.

Sein Schicksal als Forscher war ein eigenthümliches, im Grunde aber beneidenswerthes. Seine Forschungsergebnisse wurden anfangs vielfach angezweifelt, auch wohl gänzlich ignorirt. Aber es kam eine Zeit, in welcher manche seiner Entdeckungen, trotz anfänglichen Widerspruches, selbst seitens grosser Autoritäten, anerkannt wurden, zu weiteren Forschungen anregten und in dauernden Besitzstand der Pflanzenphysiologie eintraten.

Manchen Schatz aus seinen Schriften wird noch die Zukunft heben, wenn beispielsweise seine schöne, schon früher berührte Untersuchung über die Athmung der Kartoffel fortgesetzt werden wird.

Das Bild, welches ich von Böhm's Leben in flüchtigen Konturen gezeichnet, wäre unvollständig, wenn nicht als Gegenstück zu seinem heiteren, temperamentvollen, wohl auch zu Leidenschaftlichkeit geneigten Wesen der beispiellosen Pflichttreue in Verwaltung seines Lehramtes gedacht werden würde, welche am Ende seiner Laufbahn zu einem wahren Heroismus sich gesteigert hat. Professor Wilhelm, welcher während der schweren Erkrankung und nach Böhm's Tode die Supplirung der Lehrkanzel der Botanik an der Hochschule für Bodenkultur über- nahm, schildert in dem Professor Böhm gewidmeten Nekrologe die letzte Zeit seiner lehramtlichen Thätigkeit an der Hochschule für Bodenkultur mit folgenden ergreifenden Worten:

„Der Kranke eröffnete, aller Vorstellungen seiner Freunde und der ernsten Ermahnungen seines Arztes ungeachtet, im Oktober 1893, wie alljährlich, seine Vorlesungen. Selbst die Bitten seiner besorgten Frau waren nicht im Stande, seinen Entschluss zu ändern. Nur mit der grössten Anstrengung, von Kollegen geführt und gestützt, vermochte Böhm noch in den Hörsaal zu gelangen, nur mit dem Aufgebote aller Kräfte gelang es ihm, sich dem jedesmal tief ergriffenen Auditorium noch verständlich zu machen. Dieser heldenmüthige Kampf eines starken Willens mit einem zusammenbrechenden Körper dauerte bis zum 21. November . . . . Am 2. Dezember 1893 schlossen sich Böhm's Augen für immer."

Da dem hingeschiedenen Kollegen ein heiteres, trotz seiner Anspruchslosigkeit oder vielleicht gerade deshalb glückliches Leben als Mensch, Lehrer und Forscher beschieden war, so sei diese Gedächtnissrede nicht mit dem soeben verklungenen, schwermüthigen Akkord beschlossen.

Vielmehr sei am Schlusse auf den sonnigsten Theil seines Lebens hingedeutet. Durch siebzehn Jahre lebte er in glücklichster Ehe. Seine Lebensgefährtin, die Tochter des langjährigen Reichsrathabgeordneten Wickhoff und Schwester unseres verehrten Kollegen Professor Franz Wickhoff, hat nicht nur sein Haus sorgsam bestellt, sie war ihm nicht nur eine treue Pflegerin; sie hatte Sinn, Verständniss und Theilnahme für seine wissenschaftlichen Bestrebungen, für all' die hohen Ziele, die er sich gesetzt. Der edlen Frau dankt die Universität das Marmorbildniss, zu dessen feierlicher Enthüllung wir uns heute versammelt haben.

Georg von Gizycki.

Geboren 14. April 1851; gestorben 3. März 1895.

Von
WILHELM BOLIN.

Im Geistesleben der Gegenwart ist das wiedererwachte Interesse für die Ethik zweifellos eine bedeutsame Erscheinung, und das nicht nur hinsichtlich der erneuten und mannigfachen Pflege dieses langehin über Gebühr vernachlässigten Gebietes der Philosophie. Von jeher hat man ihr den Beruf zuerkannt, die Lebensideale auf wissenschaftlicher Grundlage zu entfalten; aber entschiedener und vollbewusster denn bisher tritt nun auch das Bestreben hinzu, der idealen Lebensauffassung einen nachhaltigen Einfluss auf die unmittelbare Wirklichkeit zu sichern. Darin besteht die sogenannte ethische Bewegung, wie sie, von Amerika und England ausgegangen, nun auch in Deutschland, obwohl hier noch in den Anfängen ihrer Bethätigung begriffen, zu einer vielverheissenden Geltung sich aufgeschwungen hat. Einer ihrer tüchtigsten und hingebungsvollsten Mitbeförderer war der Mann, dessen verdienstvolles Wirken in einem Überblick seiner kurz bemessenen Lebensbahn gewürdigt werden soll.

Georg von Gizycki entstammte einer schon um 1600 aus Polen nach Preussisch-Schlesien ausgewanderten Protestanten-Familie und wurde in Gross-Glogau geboren, wo sein Vater Land- und Stadtgerichtsrath war. Seinen ersten Unterricht erhielt er, nach zurückgelegtem sechsten Jahr, von seiner Mutter, die er über alles liebte und die durch ihren religiösen Freisinn seine ganze Lebensrichtung wesentlich beeinflusst hat. Später besuchte er eine Privatschule in Görlitz, kam dann in die dortige Realschule erster Ordnung und zuletzt in die gleichartige Anstalt nach Halberstadt, als sein Vater um Michaelis 1869 dorthin versetzt worden war. Schon als Knabe zeigte er eine besondere Vorliebe für die Natur und stellte sowohl im Freien wie auch im Zimmer an zeitweilig gepflegten Thieren vielfältige Beobachtungen an. In Gefässen voll Teichwasser mit Froschlaich und anderem Gethier wurde dem Entwicklungsleben eine ausdauernde Aufmerksamkeit gewidmet; zu gleichem Zweck wurden in geeigneten Behältern, bisweilen auch nur im Doppelfenster, Kreuzottern und andere Schlangen, Eidechsen, Salamander und Molche mit unverdrossener Fürsorge gehalten. Von diesen Lebewesen, bei deren blosser Erwähnung manchem die Haut schaudert, wandte er sich späterhin der Vogelwelt zu, vertiefte sein Interesse durch fleissiges Studium ornithologischer Werke, durfte seine Freude an gefiederten Haus- und Zimmergenossen haben, lernte deren Gestalt auf das Papier übertragen und gewann grosse Übung im Zeichnen dieser lieblichen Geschöpfe. Neben der Freundschaft für Natur und Naturwesen erwachte auch ein reger Sinn für Literatur. An die früh erworbene Vertrautheit mit deutschen Dichterwerken reihte sich bald auch die mit ausländischen, gefördert durch die Kenntniss der betreffenden Sprachen, von denen ihm Englisch, Französisch und Latein von der Schule her geläufig waren. Diese verliess er zu Ostern 1872 und wurde am 6. April als Student in der Universität zu Berlin eingeschrieben, wohin auch sein Vater im folgenden Jahr an das dortige Landgericht übergeführt wurde.

Hier sollte Gizycki fortan seinen dauernden Wohnsitz behalten. Stets gewohnt, seine Zeit gewissenhaft wahrzunehmen, hatte er seine Studien mit solchem Erfolg betrieben, dass er schon Ende Mai 1875 promoviren konnte. Während der drei akademischen Jahre war seine Sprachkenntniss um das Griechische gemehrt, das er ganz auf eigene Hand erlernte; dies sowohl der Literatur wie der Philo-

sophie wegen, die er sich, ausser der Zoologie, als drittes Studienfach ausersehen gehabt. Seiner Liebhaberei für Zimmervögel blieb er immerdar treu. Es finden sich, wohl aus dieser Zeit, handschriftliche Aufzeichnungen über das Seelenleben dieser Thiere, wie er auch schon damals Mitarbeiter an Brehms bekanntem Werk über „Gefangene Vögel" war. Eine reichhaltige Sammlung vortrefflich nach der Natur von ihm gemalter Vögel zeugt von seiner Anhänglichkeit an diese Lieblinge, von denen er gern zu sagen pflegte, er habe von ihnen mehr gelernt als von seinen Lehrern. Unter diesen hat er jedoch Eugen Dühring besonders hoch gehalten, durch den er in die Philosophie eingeweiht worden.

Bei aller Verehrung für Dühring, dessen freisinnige und positivistische Denkrichtung ihm überaus zusagte, hat Gizycki doch schon früh eine gewisse Selbständigkeit ihm gegenüber behauptet. Muthmaasslich war dies von seiner Vertrautheit mit der Zoologie und seinem Studium der Werke Darwins bedingt, gegen die sein Lehrer bekanntlich eine auf höchst oberflächlicher Kenntniss derselben begründete Animosität zu äussern sich gestattete. Besser in ihnen und in der neuern Biologie überhaupt als der von ihm sonst sehr bewunderte Lehrer bewandert, nahm Gizycki in seinem Erstlingwerk von 1876 Stellung gegen die von jenem und einem grossen Theil der damaligen Zunftphilosophen beliebte Verketzerung des Darwinismus, indem er ihn auf seine Bedeutung für die Philosophie hin untersuchte. Gegen die Entrüstung der Darwingegner über die von ihnen angegriffene Lehre, die einer angeblichen Brutalisirung des Menschen und einer daraus zu folgernden Vernichtung seiner sittlichen Würde beschuldigt ward, machte Gizycki in seinem Versuch. „Philosophische Konsequenzen der Lamarck-Darwinschen Entwickelungstheorie", gerade auf Grund des monistischen Charakters dieser Lehre, deren Verwendbarkeit für eine wahrhafte Erklärung des menschlichen Emporschreitens von einem blos natürlichen zu einem gesitteten Dasein geltend. Besonders beachtenswert bei diesen Auseinandersetzungen ist das Bemühen des Autors. die Tragweite der von Dühring gelehrten kosmischen Teleologie namentlich mit Bezug auf eine moralphilosophische Verwertung des Darwinismus nachzuweisen. obwohl diese Anschauungsweise bei den echten Anhängern Darwins für eine wissenschaftlich durchaus unzulässige gilt.

Mit der Opposition gegen die Widersacher des Darwinismus war Gizyckis Augenmerk auf die Ethik gelenkt worden. Er mochte namentlich eingesehen haben. dass die von jener Seite her gehegte Abneigung gegen die Lehre Darwins mit einer Auffassung der Ethik zusammenhing, wie sie in Deutschland auf der Grundlage Kant'scher Theoreme ruhte. Seine gediegenen Kenntnisse in der Geschichte der Philosophie dürften ihn veranlasst haben, genauere Umschau unter den vorkantischen Ethikern zu halten. Hier erschloss sich ihm der überreiche Schatz der englischen Moralphilosophie, die noch von den Hauptvertretern der deutschen Aufklärung hoch in Ehren gehalten war. Vereinzelte Stimmen hatten wohl im Laufe unseres Jahrhunderts auf diese werthvollen Untersuchungen hingewiesen. blieben aber unbeachtet, weil die nachkantische Spekulation das philosophische Interesse von den ethischen Fragen nahezu völlig abgelenkt hatte, so gross auch ihre Bedeutung noch bei Fichte gewesen war. Die Leistungen der hervorragendsten englischen Moralisten der eigenen Zeitgenossenschaft zur Beachtung vorzulegen, wurde für Gizycki eine Aufgabe, die er in zweien seiner wissenschaftlich werthvollsten Schriften gelöst hat.

Es sind dies seine beiden Monographien: „Die Philosophie Shaftesbury's". im Herbst 1876 herausgegeben, und die zwei Jahre darauf erschienene „Ethik David Hume's in ihrer geschichtlichen Stellung". Die Ansichten beider Denker sind mit eingehendem Verständniss und sorgfältigster Genauigkeit wiedergegeben.

Shaftesbury als der vornehmste Vertreter der englischen Moralphilosophie im vorigen Jahrhundert, Hume als ihr Vollender dargestellt. Begründet wird dies durch kritische Exkurse über die Ethik Kants und seiner Nachfolger, deren Unzulänglichkeit aus ihrer Abweichung von den Ergebnissen der englischen Moralforschung nachgewiesen wird. Die Schrift über Hume enthält, ausser einer einleitenden Übersicht seiner Vorgänger und einem Abschnitt über die späteren Ergänzungen und Fortbildungen seiner Ethik in England, Bentham, Mill und Darwin mit einbegriffen, auch noch einen Anhang „über die universelle Glückseligkeit als oberstes Moralprinzip". Bekundet schon die sachgemässe Würdigung der englischen Denkerarbeit eine entschiedene Selbständigkeit gegenüber Dühring, der gegen alles Englische bekanntlich einen eben so grossen Widerwillen wie gegen das Judenthum hat, so zeichnet sich das ganze kritische Verhalten gegen die deutschen Ethiker durch gewissenhaftes Fernhalten jener polternden, auftrumpfenden Rechthaberei aus, die sein Lehrer Dühring bei solchen Gelegenheiten herauszukehren liebt. Nur in prinzipieller Hinsicht wird in jenem Anhang noch der Dühringschen Metaphysik im Beibehalten seiner kosmischen Teleologie gehuldigt, wie sie die Erstlingsschrift als Zeichen einer noch dauernden Abhängigkeit von der Denkweise Dührings an der Stirn trug. Deshalb wohl mag er in späteren Jahren auf diese seine frühesten Leistungen keinen grossen Werth mehr gelegt haben, als erweiterte Studien ihn zu der Überzeugung von der Unwissenschaftlichkeit aller Metaphysik brachten.

Immerhin waren seine Schriften, durch die wissenschaftliche Bedeutung ihres Gegenstandes und die umfassende Belesenheit in der herangezogenen Literatur, hervorragend genug, um ihm die Bewerbung um einen akademischen Lehrstuhl zu gestatten. Im Juni 1878 reichte er sein Gesuch um Zulassung zur Habilitation ein. Noch bevor ihm diese bewilligt wurde, hatte er den Schmerz, seinen Vater zu verlieren, der im Laufe des Jahres viel gekränkelt und am 17. Oktober dahingeschieden war. Am 14. November durfte Gizycki seine Probevorlesung vor der philosophischen Fakultät halten, und zu Ende des Monats war ihm das Recht öffentlich zu doziren obrigkeitlich zuerkannt. Seine erste Vorlesung hielt er am 1. Mai folgenden Jahres und gehörte bis 1883 anscheinend ausschliesslich dem Kathederberuf und einer nur beiläufigen Thätigkeit in philosophischen Fachzeitschriften an.

Sein Name sollte bald auch in weitere Kreise dringen. Der Berliner Freidenkerverein „Lessing" hatte einen Preis ausgeschrieben auf „eine gemeinverständliche Darlegung der sittlichen Gesetze, die, von einheitlichen Grundsätzen geleitet und ausschliesslich auf unzweifelhafte Thatsachen der natürlichen Erkenntniss gestützt, eine Richtschnur des Handelns für die leitenden Verhältnisse des menschlichen Lebens zu geben geeignet sei." Unter den Bewerbern hatte sich auch Gizycki eingefunden. Seine Schrift erhielt am 22. Januar 1883 den Preis und erschien Mitte April im Druck unter dem Titel „Grundzüge der Moral". Als Nachwirkung dieser ehrenvollen Auszeichnung ist wohl die im August des nämlichen Jahres erfolgte Bestallung als ausserordentlicher Professor zu betrachten; das dieser Würde entsprechende etatsmässige Gehalt wurde ihm zwei Jahre später zugetheilt.

Die Krönung der Preisschrift bezeichnet einen merklichen Wendepunkt in den ethischen Anschauungen Deutschlands. Gizycki hatte sich darin selbstverständlich als Anhänger der bisher nicht blos von zünftlerischer Seite arg verpönten „Glückseligkeitslehre" bekannt, ohne freilich zu ahnen, dass sie ein volles Menschenalter früher einen begeisterten, damals aber überhörten Verkündiger in Ludwig Feuerbach gehabt, der sie ganz selbständig aus seinen eigenen anthropologischen

Prinzipien heraus entwickelt hatte. Bei Gizycki handelte es sich um seine aus der englischen Moralphilosophie gewonnene Überzeugung, dass die grösstmögliche Glückseligkeit für die Gesammtheit das Grundprinzip der Ethik sein müsse, weil das Streben nach Glückseligkeit ein Trieb ist, eben so unmittelbar gegeben wie der Trieb der Selbsterhaltung. Diese Wahrheit, ausführlich in den Monographien über Shaftesbury und Hume dargelegt, hatte nicht nur sein kritisches Verhalten ebenda gegen Kant, Fichte, Schleiermacher und Schopenhauer bestimmt, sondern auch dort schon zu einer scharfen und geistvollen Widerlegung des damals noch hoch in Kurs stehenden Pessimismus geführt. Leicht möglich, dass diese früheren Schriften des Autors bei der Beurtheilung der Preisschrift zu einer unbefangeneren Würdigung der darin ausgesprochenen Lehre mitgewirkt.

An die Preisschrift, die einen überaus günstigen Absatz fand, knüpften sich für Gizycki vielfache Angebote um Mitarbeiterschaft an bedeutenden periodischen Publikationen. Dazu kam noch ein Auftrag, dem er selbst die förderndste Belehrung zu verdanken haben sollte. Es geschah dies durch die ihm anvertraute Herausgabe der Schrift eines kurz zuvor verstorbenen jungen Gelehrten. Wie Gizycki hatte auch Dr. W. H. Rolph*) — so hiess der im August 1883 einem hartnäckigen Lungenleiden erlegene Privatdozent an der Leipziger Universität — den Darwinismus und verwandte Lehren mit Rücksicht auf die Hauptfragen der Ethik untersucht in seinem Werk: „Biologische Probleme, zugleich als Versuch zur Entwicklung einer rationellen Ethik“. In erster Auflage 1882 erschienen und bald vergriffen, war das Werk vom Autor für eine zweite, stark erweiterte Auflage im Manuskript, bis auf ein Kapitel, fertig gestellt worden. Auf Grund der zwischen ihm und Gizycki in dessen Erstlingsschrift bekundeten Affinität der Anschauungen, wurde demselben die schliessliche Durchsicht und Überwachung des Druckes dieser zweiten Auflage übertragen. Die durch Rolph erbrachte wesentliche Berichtigung der Evolutionstheorie, sowie namentlich seine glänzende Zurückweisung jeglicher Teleologie bei rein wissenschaftlichen Erörterungen, wirkte auf Gizycki so überzeugend, dass er dadurch zur völligen Befreiung aus dem Banne Dühringscher Metaphysik gelangte.

Seinen schriftstellerischen Erfolgen und wohl auch seiner Kathederthätigkeit verdankt Gizycki eine freundschaftliche Beziehung, die für sein ganzes ferneres Wirken entscheidend wurde. Seit dem Herbste 1883 weilte nämlich der Amerikaner Stanton Coit in Berlin, um dort den Doctorgrad zu erwerben. Durch ihn wurde Gizycki mit der ethischen Bewegung in Amerika und der darauf bezüglichen Literatur genauer bekannt. Was er in seinen bisherigen Leistungen nur als Forschungsergebnisse aufgestellt, das fand er hier in greifbaren Zusammenhang mit dem wirklichen Leben gebracht, allen denen eine sichere Handhabe zu sittlicher Veredelung bietend, die den theologischen Vorstellungen entwachsen, für sich allein einen genügenden Ersatz dafür nicht zu finden vermocht. Diese ganz eigenartigen Werke beschloss er der deutschen Bildung zuzuführen, wo reichliche Empfänglichkeit vorauszusetzen war. So besorgte er 1885 die Übersetzung von William M. Salter's „Religion der Moral“, der er vier Jahre später dessen „Moralische Reden“ folgen liess. Im Laufe von 1886 bearbeitete er für deutsche Leser die kurz vorher in Amerika erschienene Biographie des um die

*) Er war geborener Berliner, sein Vater ein Engländer, seine Mutter eine Deutsche. Studirt hatte er aber in Leipzig und wurde dort Dozent der Zoologie. Seines Leidens wegen lebte er mehrere Jahre in Madeira, kehrte aber ungeheilt zurück und hatte eben noch Zeit, seine in Madeira nahezu vollendete Arbeit für die Neuauflage dem Verleger W. Engelmann zu übergeben. Diese Auflage, von Gizycki besorgt, erschien 1884.

Aufhebung der Negersklaverei hochverdienten Publizisten William Lloyd Garrison. Ferner sammelte er die Reden und Abhandlungen seines mittlerweile nach der Heimath zurückgekehrten Freundes Stanton Coit, wovon eine Auswahl, deutsch übersetzt, 1890 unter dem Titel „Die ethische Bewegung in der Religion“ herausgegeben wurde. In das nämliche Jahr fällt auch die Veröffentlichung einer vollständigen Übersetzung von Edw. Bellamy's seiner Zeit vielgelesenem „Rückblick aus dem Jahre 2000“, einer Schrift, für die Gizycki eine ganz besondere Vorliebe hatte, weil er in ihr gleichsam eine prophetische Bürgschaft für die Ausführbarkeit gewisser Zukunftserwartungen zu finden glaubte. Von den Schriften Felix Adlers, des Hauptbeförderers der ethischen Bestrebungen in Amerika, hat er erst 1893 eine deutsche Ausgabe seines „Moralunterrichts für Kinder“ veranstaltet.

Bei seiner rastlosen Vermittlerschaft verlor aber Gizycki die selbstständige Arbeit nicht aus den Augen. Die Anregungen seiner amerikanischen Freunde und erweiterte Kenntniss der gleichzeitig immer bedeutender gewordenen ethischen Literatur veranlassten ihn zu einer Neubearbeitung seiner mittlerweile im Buchhandel ausgegangenen Preisschrift. Statt einer zweiten Auflage erschien 1888 die nach einem ganz andern Plan ausgeführte „Moralphilosophie, gemeinverständlich dargestellt“. Es handelt sich darin weder um neue Lehren, noch um ein eigenes „System“. Auf der Grundlage des Wohlfahrts- und Glückseligkeitsprinzips wird eine humane Ethik entwickelt, die blos eine zusammenfassende Wiedergabe bereits gewonnener Einsichten sein will, wie sie in den Aussprüchen der erlesensten Geister über Menschenleben und menschliches Thun und Lassen ihren Ausdruck gefunden. Daher die vielen wörtlichen Mittheilungen aus den Schriften der vornehmsten Ethiker, einheitlich verknüpft durch die evolutionistische Weltanschauung des Verfassers, dem die thatsächliche Entwicklung unseres Geschlechts dessen sittliche und intellektuelle Vervollkommnungsfähigkeit verbürgt. Im Prozess der Gesittung sieht er eine selbständige Schöpfung der Menschheit, erwiesen durch die unverkennbare Übereinstimmung, die in Bezug auf das als recht und gut Anerkannte unter den Menschen wirklich besteht, so sehr sie auch in nationaler, religiöser und überhaupt kultureller Hinsicht von einander abweichen mögen. Indem die fortschreitende Gesittung nur eine konsequente und allseitige Durchführung dessen bewirkt, was an und für sich in seiner Bedeutung für Menschenwohl längst eingesehen ist, müssen die ethischen Forderungen unabhängig von aller konfessionellen und sonstigen Verschiedenheit giltig sein, da sie sich innerhalb der unmittelbaren Wirklichkeit zu bewähren haben, die allen Lebewesen durchaus gemeinsam ist. Auf die praktische Bethätigung der sittlichen Ideale ist es bei diesem Buche lediglich abgesehen. Aller aufdringlichen Bekehrerei und anmaassenden Gewissensrührung fern, bietet es in seiner schlichten warmherzigen Darstellung jedem, dem es um Klärung, Läuterung und Festigung seiner Lebensansichten zu thun ist, die fruchtbarste Belehrung.

In das gleiche Jahr mit diesem seinem Lebenswerk fällt auch ein ebenso auf weitere Kreise berechnetes Büchlein „Kant und Schopenhauer, zwei Aufsätze“, aus gelegentlichen Zeitungsbeiträgen entstanden, der eine auf Anlass der säkularen Geburtsfeier Schopenhauers, der andere zur Erinnerung an die hundertjährige Veröffentlichung von Kants ethischen Werken verfasst. Die Darstellung ist überaus fasslich und in der kritischen Haltung zustimmender als bei den früheren Erörterungen des Autors. Bei der Würdigung Schopenhauers wird auch in rühmlichster Weise auf Ludwig Feuerbach Bezug genommen, dem schon in der Moralphilosophie anlässlich der Unsterblichkeitsfrage gebührende Beachtung gewidmet worden war. Eben dieser und der nächstfolgenden Zeit

gehören auch die Vorbereitungen für ein mit den amerikanischen Gesinnungsgenossen geplantes Organ zur Verbreitung ethischer Bestrebungen, das zugleich englisch und deutsch, unter Mitwirkung der besten Kräfte auf beiden Sprachgebieten, erscheinen sollte. Zur Verwirklichung gelangte es nur in der englischen Form als das seit 1890 bestehende „International Journal of Ethics“. Gizycki gehörte zum Redaktionsausschuss und hat von allen deutschen Mitarbeitern die meisten Beiträge geliefert.

Sein rastloser Geist fand aber an allem Bisherigen noch kein Genügen. Worte sollten in Thaten umgesetzt werden, wie es in Amerika und mittlerweile in England geschehen. Alle von Berufspflichten und Schriftstellerei übrige Zeit wurde von nun ab der Gründung einer ethischen Gesellschaft nach dem Vorbilde der dort bestehenden Vereine gewidmet. Im Frühling 1892 konnten die Vorberathungen mit gleichgesinnten Männern und Frauen statthaben, zum Herbst erfolgte eine von ihnen ausgefertigte Einladung zu einer konstituirenden Versammlung, bei der dann die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur am 19. Oktober begründet wurde. Bei der selbstverständlichen Mitwirkung Gleichstrebender ist Gizycki doch als ihr eigentlicher Urheber zu betrachten. Unermüdlich war er in seinen Bemühungen, namentlich bis zur Stiftung der Gesellschaft. Danach überliess er Andern die weitere Sorge, während er selbst, durch sein Befinden an auswärtiger Thätigkeit behindert, seine besten Kräfte der im Interesse der Gesellschaft begründeten Wochenschrift Ethische Kultur zuwandte, die etwas über zwei Jahre unter seiner Leitung gestanden und sich auf einer beachtenswerthen Höhe gehalten hat. Unterstützt durch tüchtige Mitarbeiter, trug er doch selbst die grösste Arbeitslast, da zur redaktionellen Obsorge eine ausgedehnte Korrespondenz hinzukam, die neben dem akademischen Beruf, fortgesetzten Studien und dem Herstellen eigener Beiträge für das Wochenblatt und noch etliche Zeitschriften zu erledigen war.

Für die Stiftung der ethischen Gesellschaft sollte ihm, ausser der Freude, seine besten Hoffnungen gekrönt zu sehen, auch noch ein anderer Lohn werden. Diese vorbereitenden Bemühungen für das Unternehmen hatten ihn im Herbst 1891 mit einer gleichgesinnten Dame zusammengeführt, die auch schon einen literarisch geachteten Namen erworben. Fräulein Lily von Kretschmann trat als Redaktionsmitglied bei der Wochenschrift ein, wurde während der Vorarbeiten mit Gizycki verlobt und im Juni 1893 seine Frau. Dies war für ihn, der seit dem Tode seiner Mutter im September 1890 ganz vereinsamt aber durch eine bald darauf erfolgte Gehaltszulage aller materiellen Sorgen überhoben gelebt, ein unschätzbares Glück. Das tägliche Behagen ward ihm durch völlige Einmüthigkeit im Denken und Fühlen mit der hochherzigen und talentvollen Lebensgefährtin in angenehmster Weise verschönt. Der gemeinsamen Thätigkeit am Journal wusste das Ehepaar noch Zeit zu einer literarischen Leistung abzugewinnen, die in der für erziehliche Zwecke vorgenommenen Auswahl und Bearbeitung der „Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm“ 1894 zu Tage trat. Man hat diese Publikation als eine Art Frevel beanstandet, als wäre bei solchem Vorgehen die bisherige Sammlung gleichsam aus der Welt geschafft. Ob das Verfahren empfehlenswerth und überhaupt zulässig, bleibe dahingestellt; eine kurz darauf benöthigte zweite Auflage zeigt wenigstens, dass die Änderungen allen denen willkommen waren, die früher bei manchen Details der Märchen im Original durch kindliche Fragesucht bisweilen einer nicht geringen Verlegenheit ausgesetzt gewesen.

Im Verlaufe ihres Bestehens hat die Wochenschrift eine Änderung ihres Verhältnisses zur Gesellschaft für ethische Kultur erfahren. Anfänglich als „im

Auftrage der Gesellschaft“ herausgegeben bezeichnet, vertauschte sie noch im ersten Jahrgang diese überschriftliche Angabe gegen die allgemeinere — „Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen“ —, bis nun beim dritten Jahrgang als Aufgabe des Blattes ein Wirken „für sozial-ethische Reformen“ bestimmt ward. Es entspricht dies dem wachsenden Einfluss, den die sozialistischen Lehren auf die Überzeugung des Herausgebers gewonnen hatten. Auf's tiefste von den Mühen und Leiden ergriffen, die das Arbeiterloos zu einem so überaus harten machen, hatte er auch die zu deren Abhilfe vom Sozialismus ausgegangenen Reformvorschläge mit voller Zustimmung zu befürworten unternommen, da er in ihnen die endgiltige Lösung der Arbeiterfrage zu finden glaubte. Hierin konnte ihm die Gesellschaft nicht beitreten, ohne ihren eigenen Grundsätzen, die jede Betheiligung am Parteiwesen ausschliessen, untreu zu werden. Alle von hier aus erhobene Bedenken gegen die Richtigkeit und den Segen der sozialistischen Zukunftsplane hielt er für Äusserungen einer mangelhaften Denkweise, die in altüberlieferten Vorurtheilen und unzulänglicher Nächstenliebe ihre Wurzeln habe. Während aber in der Zeitschrift, wo jede redliche Überzeugung unbehindert zu Worte gelangte, die Hinneigung zum Sozialismus zumeist in gelegentlichen Andeutungen und nur ausnahmsweise in offenbarer Parteinahme sich äusserte, hat Gizycki in seinen kürzlich aus dem Nachlass herausgegebenen „Vorlesungen über soziale Ethik“ mit voller Entschiedenheit sich für die vom Sozialismus geforderte absolute Verstaatlichung des ganzen Gemeinwesens erklärte. Er sah darin die einzig konsequente Durchführung der ihm für Menschenwohl erforderlichen allgemeinen Gleichheit; nur dadurch konnte er den ethischen Grundsatz, dass Jeder für Einen aber Keiner für mehr als Einen gelten solle, verwirklicht denken. Seiner eindringlichen und sachgemässen Darstellung all der Leiden und Gefahren, denen die Arbeiter bei den gegenwärtigen Zuständen ohne ihr Verschulden ausgesetzt sind, wird jeder Unbefangene mit aufrichtiger Theilnahme folgen; von den Vorschlägen jedoch, die zur Herstellung einer allgemeinen Glückseligkeit führen sollen, dürfte wohl nur der überzeugt werden, der sich schon im Voraus zu den vom Autor verfochtenen Ansichten bekennt.

Wie sehr man auch hierin von den Ansichten Gizyckis abweichen mag, wird man doch seiner gesammten Thätigkeit und der edlen Gesinnung, von der sie beseelt war, die wärmste Anerkennung zollen, und sie wird zu wahrhafter Bewunderung, wenn man erfährt, dass er sein rastloses Wirken einer schwächlichen Gesundheit bei körperlicher Gebrechlichkeit abzuringen gewusst. Von Kindheit an war er gelähmt, mit einer Schwäche im rechten Bein geboren, die durch den Unverstand der Wärterin gesteigert wurde, als sie das Kind einmal auf thaufeuchtem Rasen schlafen legte. Bis zur Studentenzeit konnte er jedoch gehen, danach musste ein Fahrstuhl benutzt werden und in einem solchen wurde er auch zu seinen Vorlesungen befördert. Bis vor etwa vier Jahren konnte er im Zimmer sich an Stöcken fortbewegen, dann aber war vollständige Lähmung eingetreten. Sein heiteres Temperament liess ihn das alles geduldig ertragen, da keine eigentlichen Schmerzen zu überwinden waren; doch war sein Befinden die letzten Jahre ärztlicher Hilfe häufiger bedürftig. Der Tod, dem er ruhig und gefasst entgegensah, kam ihm durch die Influenza, der sein vom Nervenleiden geschwächter Organismus innerhalb fünf Tagen erlag. Er entschlief sanft und schmerzlos in den Armen seiner Gattin.

Von Gemüth bescheiden, dankbar und wohlwollend, hat er, trotz seiner Leiden, eine nimmer versagende Freude am Leben gehabt. So hat er, vom Geschick gar vielfach auf die Hilfe Anderer hingewiesen, mit voller Überzeugung den Pessimismus bekämpft, dem mancher Andere in seiner Lage verfallen war. Er

hat, derer eingedenk, die weit schwereres Leid als er zu ertragen haben, sich wahrhaft glücklich gefühlt, im redlichen Bemühen an ihrem Glück mitzuwirken, weil er — um mit einem hübschen Wort aus seiner Feder zu schliessen — ein Mensch war, „der in seinem Herzen das Leben der Menschheit mitlebt, an ihrer Freude sich freut und ihre Hoffnung zu seiner Hoffnung macht."

Oliver Wendell Holmes.

Von

LEON KELLNER.

Ganz abgesehen von der Bedeutung des Mannes, dem man seit einer stattlichen Reihe von Jahren in englischen und amerikanischen Zeitschriften unter dem Namen „America's Grand Old Man" begegnet, hat Holmes für mich ein ganz besonderes Interesse. Er war mir nämlich der Gegenstand eines litterar-historischen Experimentes, das, nebenbei gesagt, vortrefflich gelungen ist. Ich lade die Leser ein, mit mir einen Theil des Experimentes zu wiederholen. Gegeben sind vier Bände Prosa und Poesie, die man mit äusserlicher Benennung als Miscellanies, vermischte Schriften, zu bezeichnen geneigt wäre.[1])

Jedem Bande liegt die Fiktion eines Privathotels oder, wie man in England und Amerika sagt, eines Boarding House zu Grunde, in welchem eine interessante Tischgesellschaft sich beim Frühstücke in ungezwungener Weise über grosse und kleine Dinge unterhält; es kann natürlich nicht fehlen, dass im Verlaufe der Begebenheiten sich allerlei Wahlverwandschaften ergeben. Die Gespräche und Ereignisse werden nun von einem Mitgliede der Gesellschaft zu Papier gebracht: der Berichterstatter ist das erste Mal der „Autokrat", das zweite Mal der Professor, im dritten Bande der Dichter, im letzten ist er namenlos. Der Löwenantheil an der Unterhaltung fällt dem Berichterstatter zu, so dass wir über ihn, seine Verhältnisse und Anschauungen das Meiste erfahren.

Es war gleich am Anfang nicht schwer zu errathen, dass der Berichterstatter dem Verfasser nahe steht; im Verlaufe lüftet Holmes mehrmals den Schleier, im letzten Werk tritt er offen mit seiner ganzen Persönlichkeit hervor. Und nun entstand die Frage: Wie viel biographische Wahrheit lässt sich an dem Neben- und Durcheinander von Wahrheit und Dichtung herauslesen? Der Versuch ist natürlich nichts weniger als neu; es sind ja die Biographen der allergrössten Geister aller Zeiten fast ausschliesslich auf solche Künste angewiesen; aber es besteht ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen einer auf Hypothesen beruhenden Biographie Shakespeare's und der eines lebenden weltbekannten Schriftstellers — dort haben haarspaltende Gelehrsamkeit und wahnwitzige Phantasie freies Spiel, denn ach, die Steine wollen nicht reden, hier aber folgt auf die Hypothese mit Blitzesschnelle die Bestätigung oder die Widerlegung, gegen die es keine Berufung giebt, denn es liegen ausführliche biographische Nachrichten aus der un-

[1]) The Autocrat at the Breakfast-Table. Zuerst vollständig erschienen 1858.
The Professor at the Breakfast-Table. 1860.
The Poet at the Breakfast-Table. 1872.
Over the Teacups. 1891.
Die zugänglichste, von Holmes selbst durchgesehene Ausgabe ist in der Collection Tauchnitz erschienen.

mittelbaren Nähe des Schriftstellers vor, Nachrichten, auf denen das Auge des Schriftstellers ruhte, bevor sie in der Offizin Flügel erhielten, um als Zeitung oder Buch der grossen, man kann sagen, weltumfassenden Gemeinde der Holmes-Verehrer über Leben und Treiben des „Grand Old Man“ zu berichten.

Hören wir zuerst einige Aussprüche des Autokraten.

„Ein Gespräch ist eine sehr wichtige Angelegenheit. Die Unterhaltung mit manchen Menschen ist anstrengender als ein Fasttag. Merkt euch, was ich euch sage: Es ist besser, einen Liter Blut aus den Adern zu verlieren, als sich einen Nerv beschädigen zu lassen: niemand misst die Nervenkraft, die verloren geht, und niemand verbindet euch Hirn und Mark nach der Operation.“

„Sie finden, dass ich diese Bemerkung schon einmal gemacht habe? Und wenn? Meine Bemerkungen an diesem Frühstückstische sind keine Briefmarken, die man nur einmal brauchen darf. Das müsste ein armer Teufel sein, der sich niemals wiederholt. Die Wahrheiten, die ein Mensch mit sich herumträgt, sind seine Werkzeuge; glauben Sie, dass ein Zimmermann seinen Hobel nur einmal brauchen darf, um ein Brett glatt zu hobeln, oder seinen Hammer aufhängen muss, wenn er einen Nagel eingeschlagen hat? Ich werde niemals ein Gespräch, aber oft einen Gedanken wiederholen. Ein Gedanke kann manchmal originell sein, selbst wenn man ihn hundertmal ausgesprochen hat; er ist auf einem neuen Wege, mittelst eines neuen Eilzuges von Ideenverbindungen angelangt. Manchmal wiederholt einer dieselbe Rede, und man kann ihm doch keinen Vorwurf daraus machen. Da komme ich einmal auf einer meiner Vortragsreisen nach Hartford und werde von einer dort lebenden Schriftstellerin mit mehreren Litteraten zu einer Tasse Thee eingeladen. Die Dame scherzte über meine Vortragsreisen, die mich durch ganz Amerika brächten. „Ja“, sagte ich, „ich bin wie der Vogel Huma; der ist immer im Fluge, ich immer auf der Reise begriffen“. Jahre vergingen, da kam ich wieder nach Hartford und wurde wieder von der genannten Schriftstellerin zum Thee geladen. „Sie reisen jetzt immer von Ort zu Ort“, sagte die Hausfrau. „Ja“, sagte ich, „ich bin wie der Huma“ — und so bis zu Ende wie oben. Man denke sich mein Entsetzen, als ich mich erinnerte, dass ich denselben Satz wortwörtlich zweimal vor derselben Dame gesprochen hatte! Und wie falsch war es, wenn die Schriftstellerin dachte, dass ich jahraus jahrein dieselbe geistreiche Bemerkung wiederholte! Ich hatte nie wieder seit jenem ersten Besuche in Hartford an den fatalen Vogel gedacht, und erst als ich wieder bei der Dame geladen war, riefen dieselben Umstände denselben Gedanken ins Bewusstsein zurück.“

„Wir sind die Römer der modernen Welt — das grosse assimilirende Volk. Kämpfe und Eroberungen sind unsere Sache, wie die unserer Vorbilder. Und so kommen wir auch dazu, dieselbe Waffenart zu gebrauchen. Das Schwert unserer Armee ist der kurze, steife, spitze Gladius der Römer. Ich theile auch hier einen Grundsatz mit, den ihr nicht im Montesquieu finden werdet: das Volk, das seine Waffen verkürzt, verlängert seine Grenzen.

Nachsatz. Es war die polnische Lanze, die Polen aller Grenzen beraubte.“

„Was ich von einem self-made man halte? Nun, Jedermann liebt und achtet einen self-made man. Erinnert ihr jungen Leute euch noch des Hauses in Cambridge-port, das ein Irländer vom Abzugskanal bis zum First mit eigenen Händen erbaute? Er brauchte dazu hübsch viele Jahre und man sah es auf den ersten Blick, dass es etwas windschief, etwas wackelig und im Ganzen etwas komisch war. Ein regelrechter Baumeister hätte ein weit besseres Haus gebaut; aber für das Haus eines „selbstgemachten“ Baumeisters war es ein gutes Haus, und die Leute lobten es und bewunderten den Irländer, während sie acht- und wortlos an allen anderen Häusern vorbeigingen.“

„Ich bin so frei, es gerade heraus zu sagen, dass ich unter sonst gleichen Umständen in fast allen Lebenslagen einem Menschen aus guter Familie vor dem self-made man den Vorzug gebe. Was ich unter einem Menschen aus guter Familie verstehe? Das will ich euch gleich sagen. Ich will ihn prächtig ausstaffiren, denn es kostet uns ja nichts. Also vier oder fünf Geschlechter von gebildeten Männern und Frauen; unter diesen ein Mitglied des Provinzialraths seiner Majestät, ein Gouverneur, ein oder zwei Doktoren der Theologie, ein Kongressmitglied, wenn möglich aus der Zeit der Reiterstiefel mit Quasten. Dann Familienporträts; Bücher mit den Namen der Besitzer unter der Devise Hic liber est meus, Hogarth's Stiche in der Originalausgabe, Pope in 15 Bänden, de dato 1717; etwas Familiensilber etc.

„Ja wohl, meine Freunde, ich bin für den Mann, der die Familienüberlieferungen und die Bildung von wenigstens vier oder fünf Geschlechtern ererbt. Freilich kann einer mit allen diesen Vorbedingungen ein Flegel oder ein schäbiger Kerl sein, und umgekehrt kann einer ohne sie sich trefflich zum Rathsherren und Gesandten eignen; dann sollen sie die Plätze tauschen. Unsere soziale Einrichtung hat eben das Schöne, dass die Schichten nach oben und unten wechseln in dem Maasse, als sich ihr spezifisches Gewicht verschiebt."

„Warum ich meine guten Einfälle auf die Unterhaltung verschwende, statt sie als kostbare Waare auf den Litteraturmarkt zu bringen? Die mündliche Unterhaltung formt die Gedanken, wie die Brandung die Kieselsteine, welche sie ans Ufer rollt. Ich modellire meine Gedanken im Gespräch, wie der Künstler seine Gestalten in Thon modellirt. Die gesprochene Sprache ist so bildsam — man kann so leicht an ihr herumstreicheln und liebkosen, glätten und schaben, man kann wegnehmen, ausfüllen, dazuthun; sie ist das beste Material zum Modelliren. Daraus kommen erst die Marmor- oder Bronzegestalten in den unsterblichen Büchern. Oder, um noch ein anderes Gleichniss zu gebrauchen: Schreiben und Drucken ist ein Schiessen mit dem Gewehr, man trifft das Herz des Lesers oder man verfehlt es; Sprechen ist ein Zielen mit einem Wasserschlauch — wenn der Zielpunkt in unserem Bereiche ist und uns nur die nöthige Zeit bleibt, können wir ihn unmöglich verfehlen."

„Ich habe jetzt ein litterarisches Geständniss abzulegen, das, glaube ich, noch Niemand vor mir abgelegt hat. Sie wissen sehr wohl, dass ich zuweilen Verse schreibe, denn ich habe Ihnen welche vorgelesen. (Die Gesellschaft nickte zustimmend, einige mit stiller Ergebung, offenbar glaubten sie, ich hätte ein Epos im Gewande und wäre im Begriffe, ihnen einige Gesänge daraus vorzulesen.) Natürlich schreibe ich gelegentlich einzelne Verse oder ganze Stellen, die mir besser gefallen als andere; es liegt in der Natur, dass ich solche gelungene Stellen für absolut gut halte; ich bin eben nur ein Mensch. Kaum aber habe ich eine solche „gelungene" Zeile geschrieben, so habe ich auch sofort die Empfindung, dass sie uralt sei, ja gewöhnlich bin ich überzeugt, sie schon anderswo gelesen zu haben. Nun kann ich mir jawohl einmal unbewusst einen Vers angeeignet haben, aber ich erinnere mich nicht, jemals irgend welche Bestätigung meiner plötzlichen Empfindungen von dem Alter meiner guten Verse gefunden zu haben. Und nun kommt die Philosophie dieser Erscheinung. (Bei diesen Worten verflüchtigte sich ein Theil der Gesellschaft.) Jede neue Wortverbindung, die plötzlich in unserem Bewusstsein auftaucht, hat ihre Wurzeln in langen Gedankenketten, so dass sie in Wahrheit schon ganz alt ist, wenn sie zum ersten Male unter den anerkannten Geistesgewächsen erscheint. Jede Krystallgruppe von Worten hat eine lange Periode stillen Wachsthums hinter sich."

„Bildet euch ja nicht ein, dass die Freundschaft euch das Recht giebt.

euren Freunden unangenehme Dinge zu sagen. Im Gegentheil, je intimer ihr mit Einem seid, desto nothwendiger ist es, Takt und Höflichkeit zu bewahren. Abgesehen von seltenen Ausnahmsfällen überlasst es ruhig den Feinden eurer Freunde ihnen unangenehme Wahrheiten zu sagen; sie sind ohnehin mit Vergnügen bereit, es zu thun. Wirkliche Bildung wird niemals vergessen, das die Eigenliebe allgemein ist."

„Warum ist die Verständigung durch Unterhaltung oft so schwer? Sehr einfach. Wenn Hans und Thomas sich mit einander unterhalten, so ist es ganz natürlich, wenn unter den sechs Leuten mehr oder weniger Verwirrung und Missverständniss entsteht. (Unsere Wirthin erbleichte; sie fürchtete ohne Zweifel, dass ich übergeschnappt sei, und sie auf diese Weise um einen Gast kommen werde. Die übrige Gesellschaft sah mich erwartungsvoll an.) Ich denke, ich kann meine Behauptung sehr deutlich begründen. Wenn Hans und Thomas ein Gespräch führen, sind es wirklich sechs Personen, die sich miteinander unterhalten.

3 Hanse:
1. Der wahre Hans, wie ihn nur sein Schöpfer kennt.
2. Hansens idealer Hans, der niemals dem wahren Hans gleicht.
3. Thomasens idealer Hans, der weder dem wahren Hans, noch Hansens idealem Hans gleicht.

3 Thomase:
1. Der wahre Thomas.
2. Thomasens idealer Thomas.
3. Hansens idealer Thomas.

Nur einer der drei Hanse kann annähernd gemessen und gewogen werden, aber die beiden andern sind von ganz gleicher Bedeutung in der Konversation. Nehmen wir an, der wahre Hans sei alt, dumm, hässlich. Da aber die himmlischen Mächte den Menschen die Gabe versagt haben, sich im wahren Lichte zu sehen, so hält sich Hans offenbar für jung, geistreich, bezaubernd und richtet seine Konversation nach diesem Gesichtspunkte ein. Thomas dagegen hält ihn, sagen wir, für einen verschmitzten Hallunken, daher ist er, so gross in Wahrheit seine Dummheit sein möge, für Thomas in dem fraglichen Gespräche ein verschmitzter Hallunke. Daraus folgt, dass an einem Gespräche zwischen zwei Personen eigentlich sechs Personen Theil nehmen. Kein Wunder daher, wenn sich die Leute oft in die Haare fahren. (Mein Tischnachbar, ein junger Mensch Namens Hans, machte von der obigen Bemerkung eine sehr unphilosophische Anwendung. Ein Körbchen Pfirsiche, eine seltene Erscheinung in einem boarding-house, war via Hans auf dem Wege zu mir. Er eignete sich aber die noch vorhandenen drei Pfirsiche an, mit der Bemerkung, dass jedem der drei Hanse ein Pfirsich gebühre. Ich überzeugte ihn, dass sein Schluss unlogisch und übereilt sei, aber mittlerweile waren dle Pfirsiche verschwunden.)"

„Warum ich nicht eine Geschichte, einen Roman oder so was schreibe? Ja, das ist so eine eigene Sache. Dass jeder Mensch das Zeug in sich hat für einen dreibändigen Roman, das ist eine alte Überzeugung von mir. Aber andererseits ist behauptet worden, dass viele Leute nicht mehr als einen Roman schreiben können. Das Leben ist in seinen Höhen und Tiefen um so viel grossartiger, als jemals eine Abschrift davon sein kann, dass sich alle Abschilderung menschlicher Erfahrungen ausnimmt wie ein Herbarium im Vergleich zu den unzähligen, glänzenden, rauschenden, athmenden, duftbeladenen, giftsaugenden, lebenspendenden, todverbreitenden Blättern und Blüthen von Wald und Prairie. Wenn ein Buch menschlicher Erfahrung lebendig sein soll, so müssen wir ihm Etwas von unserem eigenen Leben mittheilen. Ein Buch ist lebendig in dem Maasse, als es in Wesen oder Form an unsere eigene Erfahrung erinnert. Nun ist die erste Erzählung eines Autors grossen Theils aus seinem Leben genommen, das heisst, sie ist eine

Abschrift der Natur in leichter Verstellung. Sobald aber der Schriftsteller aus seiner eigenen Persönlichkeit heraustritt, muss er schöpferische Kraft mit der Kunst des Erzählers verbinden, um ein lebendiges Buch zu schreiben — jene Vereinigung ist aber selten zu finden.“

„Je mehr wir uns in das Stadium von Körper und Geist vertiefen, desto mehr finden wir, dass beide zwar nicht von, wohl aber gemäss bestimmten Gesetzen regiert werden, die wir im ganzen Weltall finden.“

„Gedanken haben ihren regelmässigen Cyclus. Bestimmte Gedanken kehren in bestimmten Zwischenräumen regelmässig wieder. Zufälligkeiten sind oft daran schuld, dass diese Gedanken nicht klar zum Bewusstsein kommen, aber ein genauer Beobachter wird zugeben, dass es gewiss besondere Gedanken giebt, die wohl nicht einmal am Tage, einmal in der Woche kommen, dass aber kaum ein Jahr vergeht, ohne dass diese Gedanken uns durch den Kopf gegangen sind. Hier ist einer, der in Abständen folgendermaassen erscheint. Jemand spricht davon und ein Lächeln des Verständnisses zeigt sich im Gesichte des Zuhörers oder der Zuhörer, ja, sie haben es in der That oft bemerkt. Auf einmal blitzt in uns die Überzeugung auf, dass wir uns genau in denselben Verhältnissen wie im gegenwärtigen Augenblick ein- oder mehrmals vorher befunden haben. („Ach ja“, sagte ein Mitglied der Tischgesellschaft, „jeder hat schon diese Empfindung gehabt“. — Die Lehrerin sagte zögernd, sie kenne das Gefühl wohl, aber sie habe es nicht gerne, denn sie komme sich dabei wie ein Gespenst vor. — Der junge Mensch, den alle Hans nennen, und der mein Tischnachbar ist, sagte, dass auch er das Gefühl sehr gut kenne. Er habe sich jüngst eine Zigarre angezündet, und sofort sei wie ein Blitz die Überzeugung in ihm entstanden, dass er dasselbe schon viele Male vorher gethan habe. Ich warf ihm einen strengen Blick zu und die mir zugekehrte Hälfte des Gesichtes wurde ernst; was die andere Hälfte machte, kann ich nicht sagen, denn der junge Mensch lacht mit der einen und weint mit der andern Hälfte)“.

Einer meiner angenehmsten Zuhörer ist ein Student der Theologie, und so manche meiner Bemerkungen, wie auch die folgende, ist wesentlich auf ihn berechnet. Manche Leute haben die Neigung, Eigenschaftswörter in Triaden zusammenzustellen: Er war ehrenwerth, höflich und tapfer; sie war anmuthig, gefällig und tugendhaft. Dr. Johnson ist gross in dieser Eigenheit, und ich glaube, Bulwer sagte einmal, dass man jedes Essay des „Rambler“ in drei zerlegen könnte. Viele unserer zeitgenössischen Schriftsteller haben dieselbe Neigung, so z. B. mein Freund, der Professor. Manche halten dies für eine Nachahmung Johnsons, andere für ein rhetorisches Kunststück. Ich glaube nicht, dass dies den Kern der Sache trifft. Ich vermuthe, dass es eine unbewusste Bemühung des Geistes ist, einen Gedanken oder ein Bild mit den drei Dimensionen darzustellen, die jedem festen Körper eigen sind — die unbewusste Behandlung einer Vorstellung, als ob sie Länge, Breite und Tiefe hätte. Es ist freilich unvergleichlich leichter, dies zu behaupten als zu beweisen, und ebenso leichter es zu bestreiten als zu widerlegen. Aber merket euch: je mehr wir beobachten und studiren, desto grösser, finden wir, ist das Gebiet des Automatischen und Instinktiven in Körper, Geist, Moral, und desto kleiner der Umfang der selbstbestimmenden bewussten Bewegung“.

„Gewisse Dinge sind erst dann etwas werth, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben; andere, wenn sie alt geworden und immer im Gebrauch gewesen sind. Zu den Dingen erster Gattung gehört bekanntlich der Wein, zu den letzteren Meerschaumpfeifen, Violinen und — Gedichte. — — Ja wohl, auch ein Gedicht will alt werden und im Gebrauch sein, wie eine Meerschaumpfeife oder eine Violine. Ein Gedicht ist gerade so porös wie Meerschaum — je poröser, desto besser,

das heisst, ein echtes Gedicht muss eine unendliche Menge von unserem Ich, Liebe, Heldenmuth, Sehnsucht, Streben, in sich aufnehmen können, bis es durch und durch von der Farbe unseres Ich durchdrungen ist. Es braucht eine gute Weile, bis die in einem Gedichte liegende Empfindung mit unserer Natur in Einklang gebracht wird, bis sich unser Wesen mit jedem Gedanken und Bilde desselben identifizirt. Nehmen wir die blosse Musik eines neuen Gedichtes — wer kann von ihr mehr verlangen als von der Musik einer neuen Violine, die frisch aus der Hand ihres Schöpfers hervorgegangen ist? Bekanntlich besteht eine Violine aus nicht weniger als 58 verschiedenen Stücken. Diese sind von Haus aus einander fremd, und sie brauchen mehr oder weniger ein Jahrhundert, um miteinander bekannt zu werden. Endlich lernen sie es, harmonisch zu schwingen, und das Instrument wird ein organisches Ganze, als ob es eine Samenkapsel von einem Blumenbeete in Cremona oder anderswo wäre. Ferner ist das Holz ungefähr fünfzig Jahre lang voller Saft, und es braucht fünfzig oder hundert Jahre, um so ziemlich trocken und klangreich zu werden.

Gilt das alles nicht auch von einem Gedichte? Wenn wir jedes Wort als ein Stück für sich zählen, so hat ein Gedicht im Durchschnitt mehr Stücke als eine Violine. Der Dichter hat alle diese Wörter zusammengezwungen und aneinander gelöthet, die Wörter aber wollen das anfangs nicht recht einsehen. Wird aber das Gedicht erst laut und dann im gedämpften Flüstertone des Gemüthes oft genug wiederholt, dann sind die einzelnen Theile in solch absoluter Festigkeit mit einander verbunden, dass man nicht eine Silbe ändern kann, ohne dass sich die ganze Welt gegen die Misshandlung des harmonischen Werkes empört".

Obige Aussprüche sind ausschliesslich dem ersten Werke von Holmes, The Autocrat at the Breakfast-Table, entnommen, und doch dürfte ein scharfer Beobachter in der Lage sein, schon aus den wenigen Proben das litterarische Bild des Mannes zu entwerfen, und er wird sogar den Versuch machen, biographische Momente zu erschliessen.

Dass wir einen Dichter vor uns haben, unterliegt keinem Zweifel, und zwar nicht nur einen, der Verse macht — denn das sagt er ja seinen Tischgenossen selbst — sondern einen wirklichen, gottbegnadeten, an dessen Werken das Gemüth ebensoviel Antheil hat wie die Phantasie, und dem die Gabe verliehen war, seinen Empfindungen den richtigen musikalischen Ausdruck zu geben. Wer sonst als ein solcher Dichter hätte die Bemerkung über Geigen und Gedichte gemacht?

Aber die Natur hat dem seltenen Manne ausser ihren Gaben, Phantasie und Gemüth, auch einen scharfen Verstand, und dazu noch Witz und Humor verliehen. Fast alle seine Tischreden haben eine epigrammatische Spitze, und sein geistreiches Spiel mit Gegensätzen und Oxymoren würde ihn fast zu Paradoxen verleiten, wenn nicht seine Selbstkritik und sein Humor ihn vor jeder Geschmacklosigkeit bewahrten.

Welcher Art ist die sehr reiche Bildung des Autokraten? Der Mann hat offenbar viel mehr mit Büchern als mit dem Leben zu thun. Seine treffenden Gleichnisse, um die ihn der Student der Theologie mit Recht beneidet, sind wohl häufig der Natur und dem Leben entnommen; aber es haftet seiner ganzen Denkweise ein abstrakter Zug an — es fehlt die derbe Gesundheit des praktischen Lebens. Und mit dieser Frage sind wir auch schon an der Grenze angelangt, wo die litterarische Physiognomie und das Lebensbild einander berühren. Der Autokrat ist aus gutem Hause, denn kein Emporkömmling würde so über self-made men sprechen, wie es Holmes thut; eine gewisse litterarische Überlieferung dürfte in dem Hause von einem Geschlechte zum andern vererbt worden sein. Was die Lebensstellung betrifft, so spricht alles dafür, dass wir es mit einem Manne der Wissenschaft zu thun haben, und zwar könnte man wohl an exakte Wissenschaften denken, etwa an Physiologie oder Psycho-Physik.

Je weiter wir in der Lektüre der Tischgespräche vordringen, desto schärfere Züge gewinnt das Antlitz des Schriftstellers, desto deutlicher treten die Umrisse einer vollständigen Biographie hervor. Schon der erste Band bereitet uns darauf vor, dass die Dreifaltigkeit von „Autokrat“, „Professor“ und „Dichter“ eine nichts weniger als mystische Einheit ist. Holmes hält nämlich vom Anfang bis zum Ende die Fiction aufrecht, dass drei Freunde, nämlich der „Selbstherrscher“ des ersten Bandes, dann der Professor und endlich der Dichter der Reihe nach im boarding-house wohnen und dort die Theilnehmer am Frühstückstisch mit ihren Gesprächen unterhalten. Hören wir nun, wie der „Selbstherrscher“ sein Verhältniss zu den beiden Freunden beschreibt.

„Ich schätze mich glücklich, den Professor und den Dichter zu meinen intimen Freunden zu zählen. Wir sind so viel beisammen, dass wir ohne Zweifel bis zu einem gewissen Grade in gleicher Weise denken und sprechen; trotzdem hat jeder von uns vielfach seinen eigenen individuellen Standpunkt.

Der Professor (der Physiologie) hält sich für einen sehr nützlichen und ehrenwerthen Arbeiter. Er hat einen gewissen Stolz auf sein Können. Ich weiss, dass er auf Treue grosse Stücke hält; wenn er daher im Stillen manchmal über die Grossthuerei der Wissenschaft lächelt, die. da Schritt hält, aber nicht weiter kommt, während die Fahnen flattern und die grosse Trommel schlägt, so hat er doch grosse Liebe zu seiner Spezialität und Achtung für alle, die sie pflegen.

Hört, was der Professor jüngst zum Dichter sagte. Mein Junge, sagte er, ich kann um Vieles billiger arbeiten als du, weil ich meine Waare in einem niederen Stockwerke halte. Du musst die deinige in die oberen Kammern des Gehirns hinaufziehen und dann erst wieder für deine Kunden hinunterlassen. Ich nehme die meinige vom ebenen Boden auf und schicke sie von der Thürschwelle ab, fast ohne sie zu heben. Ich sage dir, je höher einer das Rohmaterial der Gedanken zu schleppen hat, bevor er es verarbeitet, desto mehr Blut, Nerven und Muskeln wird es ihn kosten. Coleridge wusste sehr wohl, warum er jedem Schriftsteller rieth, sich einem Berufe zu widmen. —

Manchmal unterhalte ich mich gerne mit dem einen, manchmal mit dem andern von ihnen. Nach einer Weile werden mir beide zuwider. Wenn ich einen solchen Anfall von Bildungsekel habe, so greife ich zu meinem — Hobel. Eine mechanische Beschäftigung ist, wenn die geistigen Fähigkeiten abgespannt sind, eine wahre Erlösung.“

An einer anderen Stelle hören wir, dass der Professor nicht nur Vorlesungen halten, sondern auch Gedichte machen konnte; und wir bekommen sogar eine vortreffliche Probe zu hören. Aber statt des Gedichtes will ich hier eine andere und bessere Probe von der dichterischen Begabung des „Professors“ geben, nämlich einen Ausspruch, den der „Autokrat“ in seinem Namen berichtet.

„Die Menschenseele hat eine Reihe von konzentrischen Hüllen um sich, wie der Kern einer Zwiebel oder die innere Schachtel eines Schachtelsystems. Zuerst kommt die natürliche Hülle von Fleisch und Blut; dann kommen die künstlichen Decken mit ihren festen Stoffen, leichten Geweben und bunten Farben; drittens folgt die Wohnung, sei sie ein einziges Zimmer oder ein stattlicher Palast; endlich kommt die ganze sichtbare Welt, mit welcher die Zeit den Menschen wie mit einem losen Mantel umhüllt. Wer scharf beobachtet, wird finden, dass die Kleider oder Hüllen des Menschen sich mit der Zeit seiner individuellen Natur anschmiegen. Jedermann kann dies leicht an seinem Hute bemerken, wenn er einmal versuchen will, ihn verkehrt aufzusetzen; er wird dann sehen, dass der Filz ein Hohlguss des Schädels mit allen unregelmässigen Ausbuchtungen und

Eindrücken ist. So nehmen alle oben genannten Hüllen des Menschen ihre Gestalt von dem Individuum an, das sich darunter befindet, sogar der Himmel, der — allerdings etwas lose — sein Haupt bedeckt. Bauern, Seeleute, Astronomen, Dichter, Liebhaber, verurtheilte Verbrecher — alle sehen ihn verschieden, nach den verschiedenen Augen, mit denen sie ihn betrachten.

Auch unsere Häuser schmiegen sich unserer inneren und äusseren Natur an. Ich hatte keine Ahnung, sagte der Professor, welche ungeheure Menge von Wurzeln ich während der zwanzig Jahre, dass ich in meinem Hause lebte, in demselben gefasst hatte."

Ich wollte, ich könnte Holmes auf mehreren Bogen das Wort lassen und es dem Leser ruhig anheimstellen, sich ein vollständiges Bild von dem Schriftsteller und Menschen auszumalen. Aber Raum und Zeit legen ihr Veto ein, und ich muss endlich darangehen, die Probe zu machen, oder vielmehr den Beweis zu erbringen, dass der Versuch, den Autor aus seinen Schriften zu erschliessen, in diesem Falle berechtigt und leicht durchzuführen war.

Oliver Wendell Holmes, am 29. August 1809 geboren, stammte in der That aus einer der besten und ältesten Familien von Cambridge in Massachusetts, und alle die Merkmale, welche er zur Charakteristik des man of family angiebt (The Autocrat at the Breakfast-Table), treffen bei ihm zu. Mit grosser Liebe verweilt er öfters bei den Erinnerungen an seine Vorfahren; im hohen Alter wird dieser Familienstolz ein klein wenig zur Schwäche. So ist das Titelblatt seines letzten Werkes „Beim Thee" (Over the Teacups) mit einer altmodischen Theekanne geschmückt, deren Geschichte uns der greise Schriftsteller nicht vorenthalten kann. Die Kanne war, wie die Inschrift sagt, ein Geschenk der Schüler an ihren Lehrer, im Jahre 1738. Der Empfänger, Henry Flynt, war ein Junggeselle, und die Kanne kam an seine Nichte Dorothy (Quincy) Jackson, von dieser an ihre Tochter Mary (Jackson) Wendell, von dieser an ihre Tochter Sarah (Wendell) Holmes, und von dieser an ihren Sohn, dem wir die reizenden Tischgespräche verdanken. Wir haben somit an Holmes ein Beispiel eines amerikanischen Aristokraten, wie wir sie bei Nathaniel Hawthorne z. B. in dem Romane „The House of the Seven Gables" mit so viel Kunst und Hingebung geschildert finden.

Von seiner Mutter hat Holmes einen starken Einschlag norddeutschen Blutes, denn Sarah stammte in gerader Linie von Evart Jansen Wendell ab, der im Jahre 1640 seine ostfriesische Heimath mit der neuen Welt vertauschte. Seinem Vater hat Holmes in dem Gedichte „Ein Familiendokument" ein liebevolles Denkmal gesetzt, abgesehen davon, dass er auch sonst bei mehr als einer Gelegenheit des geistlichen Herrn gedenkt.

Holmes wuchs in einem Reiche der Bücher und der Buchgelehrsamkeit auf; das Haus, in welchem er wohnte, war seit der Erbauung stets der Aufenthalt von Reverends und Universitätswürdenträgern gewesen, und solche Herren waren es auch, an die sich Holmes aus seiner frühesten Kindheit erinnern konnte, so z. B. an den Reverend Eliphalet Pearson, den Professor der hebräischen und anderen orientalischen Sprachen an der Harvard-Universität, dessen vorsündfluthlicher Name und andere Eigenthümlichkeiten ihm in der Phantasie des Kindes übermenschliche Proportionen verliehen. Die ersten Erlebnisse des Dichters sind auf diese Weise mit der Theologie und Gelehrsamkeit verknüpft, deren Verkörperung, die Harvard-Universität, dem väterlichen Hause gegenüberstand. Holmes hat uns dieses Haus und die an demselben haftenden Erinnerungen im ersten Kapitel seines Werkes „The Poet at the Breakfast-Table" geschildert, und ich kann es mir nicht versagen, wenigstens einige Zeilen daraus zu zitiren.

„Jeder Amerikaner ist wie ein Kukuk — er schlägt sein Heim im Neste eines anderen Vogels auf."

„Die Art, wie Mutter Erde einen Knaben behandelt, ist bestimmend für seine natürliche Theologie. Mich drängten die schlechten Erfahrungen mit meinem Garten zu der Weltanschauung der Manichäer."

Holmes absolvirte seine Studien an der Harvard-Universität und sollte dann in die juridische Praxis eintreten; aber schon nach einem Jahre warf er sich auf die Medizin, die er unter dem in den Tischgesprächen viel genannten und viel gerühmten Dr. Jackson, dann in Paris studirte. Der Aufenthalt in Paris hat für mehr als einen Denker und Schriftsteller germanischer Race einen Wendepunkt bedeutet; Holmes wurde in der Metropole der Leichtlebigkeit, des gesunden Menschenverstandes und des Skeptizismus die ererbte puritanische Gesinnung für immer los, die in der altamerikanisch-orthodoxen Umgebung von Cambridge etwas herb gerathene Ausdrucksweise des Pastorsohns wurde in der warmen Sonne der französischen Unterhaltung reif und mild. Ich bin geneigt, die Anmuth unseres Schriftstellers zum grossen Theile auf die in Paris verbrachten Jugendtage zurückzuführen. Holmes spricht nicht gerade oft von Paris; aber wenn es geschieht, trägt die Reminiszenz all die Grazie an sich, die sofort französischen Ursprung verräth. Ich will ein Beispiel zitiren.

„Es war mein Geburtstag," erzählt Holmes in dem Bande, welcher „Am Theetisch" betitelt ist, „und Freunde von nah und fern stellten sich mit allerhand sinnigen Geschenken ein.

Wie alt ich bin? Ich habe voriges Jahr die Achtzig überschritten. Ich komme mir wie ein unberufener Eindringling vor, der in einer Welt umhergeht, die einem anderen Geschlechte gehört. Die Kinder meiner Altersgenossen sind grau und kahl, und ihre Kinder wollen die Welt für sich haben, nicht für ihre Eltern und Grosseltern. Aber andererseits fällt mir eine Behauptung der Wissenschaft ein, dass das menschliche Leben natürlicher mit hundert als mit siebzig Jahren abschliesse. Und da erinnere ich mich einer Erfahrung aus den Pariser Cafés, die mir in meinen jungen Jahren wohl bekannt waren. Ein Gast sitzt an seinem Tischchen. Er hat eben seinen Kaffee getrunken, und der Kellner bringt ihm sein petit verre. „Garçon! et le bain de pieds!" ruft ihm der Gast nach. Das Gläschen steht auf einer Untertasse, und es ist üblich, es so zu füllen, dass der Cognac über den Rand in die Untertasse fliesst.

Das Leben ist auch so ein petit verre von ganz besonderem Saft. Wenn man die Achtzig erreicht hat, ist das Gläschen voll — aber manchmal gewährt uns das Schicksal noch ein bain de pieds."

Im Jahre 1836 kehrte Holmes nach Amerika zurück, erwarb in Cambridge den Doktorgrad und wurde wenige Jahre darauf Professor der Anatomie und Physiologie am Darmouth College; 1841 gab er die Professur auf und liess sich in Boston als praktischer Arzt nieder. 1847 wurde er als Professor der Anatomie an die Harvard-Universität berufen, und in dieser Stellung verblieb er, bis ihn im Jahre 1882 hohes Alter zwang, die Lehrthätigkeit aufzugeben.

Dr. Holmes hat ausser den für diese Skizze benützten Prosaschriften und Gedichten eine ganze Reihe von rein wissenschaftlichen Werken veröffentlicht, welche von berufener Seite sehr hoch gestellt werden. Von dem Buche „Mechanism of Thought and Morals" (1871) sagte ein englischer Physiologe, es habe für das Gebiet der Psychologie Ähnliches geleistet wie Tyndall's Publikationen auf dem Gebiete der Physik — nur in noch besserer Form. „Border Lines of Knowledge" behandeln verwandte Probleme; dagegen gehören andere Schriften wie „Currents and Counter Currents in Medical Science" ausschliesslich dem Gebiete der Medizin an.

Aber so schnell die Liste der vom „Professor“ herrührenden Werke erschöpft ist, so zahlreich sind die Gaben, die wir dem „Dichter“ verdanken. Ernste und heitere Gelegenheitsgedichte bilden die weitaus grössere Mehrheit der verschiedenen Sammlungen, von denen die erste schon im Jahre 1836, die letzte erst 1888 erschien. Eine besondere Berühmtheit genoss Holmes wegen der humoristischen Gedichte, welche er bei feierlichen Symposien vortrug. Die „Nux Postcoenatica“, welche gelegentlich des Charles Dickens gegebenen Diners gedichtet wurde, wird von Engländern und Amerikanern als das beste Gedicht dieser Gattung bezeichnet.

Gottfried Keller als Maler.

Von
EDUARD ZETSCHE.

Zwei innerhalb Jahresfrist erschienene Schriften mit dem gleichlautenden Titel: „Gottfried Keller als Maler“ hatten uns, wie natürlich, alsbald wieder zu Gottfried Keller dem Dichter zurückgeführt, zumal zu jenen Theilen seiner Werke, die uns den lebendigsten Kommentar zu seinen malerischen Arbeiten bilden: den Briefen, welche Baechtolds Keller-Biographie mittheilt, den beiden prächtigen Autobiographien des Nachlass-Bandes und vor Allem zum „Grünen Heinrich“, der ja nun mit vollkommener Gewissheit als das getreue Abbild insbesondere der malerischen Lehr- und Wanderjahre Gottfried Kellers selbst betrachtet werden kann. Indem wir uns nun abermals tief in dieses wunderreiche Buch hineinlasen, das wir vor Jahren bereits in seiner ersten Gestalt kennen gelernt hatten, erging es uns insofern seltsam bei dieser erneuerten Lektüre, als wir dabei immer wieder eines anderen Buches gedenken mussten, das wir in der Zwischenzeit mit dem stärksten Eindrucke in uns aufgenommen hatten — eines Buches, das stofflich verwandt, und doch so himmelweit verschieden, ebenfalls die Lebensgeschichte eines unglücklichen Maler-Genies darstellt — wir meinen „l'Oeuvre“ von Emile Zola. Schon die äusseren Schicksale, die äussere Form dieser beiden Malergeschichten trennt ein Abgrund. Der „grüne Heinrich“, die echte Jugendarbeit eines deutschen Dichters, ein „ungeheuerliches und formloses Werk“, wie es Keller selbst nennt, erschien mit seinen vier Bänden im Jahre 1854, und — noch im Winter von 1878 auf 79 konnte der Dichter den nicht unbeträchtlichen Rest der ersten Auflage des Romans (den er umarbeiten wollte), etwa 360 Bände, zum Einheizen verwenden! Und erst in den letzten Jahren, seitdem Kellers Ruhm eine ausgemachte und wohl garantirte Sache ist, hat es dieses sein Werk bis zur 12. Auflage gebracht, was in germanischen Landen schon geradezu einen grossen Erfolg bedeutet. Dagegen verzeichnet Zolas „l'oeuvre“ schon das 88. Tausend — eine an sich gewiss schöne Ziffer, die aber doch fast ein Misserfolg genannt werden muss, angesichts der Auflagen, welche „Nana“, „l'assommoir“, „la terre“ desselben Cyclus aufweisen; Bücher, denen das liebe grosse Publikum, offenbar in seiner sittlichen Entrüstung über die Tiefe des Schlammes, in welcher sie wühlen, schon zur 171. resp. zur 132. und 107. Auflage verholfen hat. Zolas „l'oeuvre“ ist nicht wenig bewunderungswürdig durch die Geschlossenheit seiner Form, die strenge Beschränkung auf das Problem, die erbarmungslose Folgerichtigkeit, mit der es sein Thema entwickelt, aufbaut, steigert bis zu den grausigen Szenen der Schluss-Katastrophe. Claude Lantier, der Held, ist nur Maler und kann nichts

anderes sein, er mag nicht bürgerlich leben und glücklich sein, wie ihm seine Frau vorschlägt, sondern er will malen, er zieht vor „zu malen und daran zu sterben". Wohl ist er genial begabt, aber er ist ein „genie incomplet", unfähig der von ihm gefundenen Formel des Heils — dem noch heute so berühmten „plein air" — auch zu vollendetem künstlerischen Leben zu verhelfen. Der „grüne Heinrich" dagegen geht, ebenso wie sein Schöpfer, Gottfried Keller selbst, nie völlig im Maler auf. Schon von seinem zwölften Jahre an giebt er sich anhaltendem Bücherlesen und dem „Anfüllen wunderlicher Schreibebücher" hin, „ohne sich zu besinnen, liefert er bei jedem Anlass den verlangten Stiefel" — schauerliche Ritterstücke oder possenhafte Reimereien. Als er einige Jahre später eines schönen Märztages die sämmtlichen Werke Goethes entdeckte, „entfernte er sich von selber Stunde an nicht mehr vom Lotterbettchen, wo sie aufgestapelt lagen und las 40 Tage lang, indessen es draussen noch einmal Winter und wieder Frühling wurde" — ein vierzigtägiges Liegen und Lesen, dem alsbald die wundervollsten eigenen Gedanken über den lieben Gott, den künstlerischen Menschen und das Einfache in der Kunst entspriessten. In seiner Münchner Zeit kommt es vor, dass er als Student aller möglichen Wissenschaften Monate lang die Universität besucht, und am Schlusse derselben, mitten in der ärgsten Bedrängniss, erfasst es ihn plötzlich, dass er sich hinsetzen muss um, gar nicht mehr sorgenerfüllt, sondern völlig wie in freiem Frühlingsbehagen, Tage und Tage hindurch seine eigene Lebensgeschichte niederzuschreiben. Zolas Buch, durchaus nicht ohne Poesie, wirkt doch weit mehr noch durch die Strenge seiner Lebenswahrheit, den fast wissenschaftlichen Ernst, die Objektivität, mit welchen das Problem nach den gewissenhaftesten Studien, den vielberufenen „documents humains", dargestellt ist. Keller dagegen giebt sich so schrankenlos subjektiv wie nur denkbar, seine Studien zum „grünen Heinrich" sind die allerbesten, denn es ist ja immer wieder sein eigenstes Wesen und Leben, das er darbietet und zwar darbietet mit einer Lust am Fabuliren und Spintisiren, wie sie eben doch nur einem ganzen Dichter zu eigen ist. Hingerissen von ihr schildert er Alles, mag es auch zuweilen recht weit von seinem eigentlichen Thema hinwegführen: die wundersame Geschichte vom Meretlein und die barocke des Zwiehan-Schädels, die Liebesgeschichten seiner drei Freunde und das grosse Künstlerfest ebenso wie die durch zwei Kapitel ziehenden „Heimaths-Träume". In beiden Werken liegt eine Fülle von Kraft aber Zola verwendet sie fast nur, um uns niederzudrücken, während Keller, obgleich auch er genugsam melancholische Wege wandelt, uns trotzdem unzählige Male zu erheben und zu erfreuen versteht. In „l'oeuvre" wie im „grünen Heinrich" sind es vornehmlich die ernsten, ja die dunklen Seiten des Künstler-Berufes die uns geschildert werden: das ehrgeizige Streben zur Höhe, die unablässige Sorge, den bereits erlangten guten Namen weiter festzuhalten, das was man künstlerischen Katzenjammer (noch kürzer „Kater") nennt, die Erkenntniss der eigenen Unzulänglichkeit, der Ohnmacht gegenüber dem Ideal. Darin, in diesen allerdings etwas bitter schmeckenden Vorzügen, wüssten wir diesen beiden Büchern auch nicht entfernt ein drittes an die Seite zu stellen, und Zola wirkt in dem seinigen unleugbar noch eindringlicher und modern-realer, mit fast erschütternder Wucht einerseits, weil er sich weit mehr zu konzentriren vermag, und andererseits, weil in seiner Begabung gerade jene mildumschleiernden Eigenschaften fehlen, die Keller in so reichem Maasse verliehen sind. Denn dieser besitzt vor Allem die himmlische Gabe des Humors und eine immer wieder durchleuchtende Welt- nnd Lebensfreudigkeit; er ist, mit einem geläufigen Worte, der Optimist gegenüber dem (wenigstens damals noch) hartnäckigen Pessimismus des französischen Meisters. Und nichts ist nun interessanter, als zu vergleichen, wie diese beiden so grundver-

schiedenen und so starken Temperamente über das künstlerische Produziren überhaupt, sowohl des Malers wie des Schriftstellers, sich aussprechen. Die nationalen Eigenthümlichkeiten scheinen hier geradezu vertauscht, der raschblütige Franzose erscheint tiefgründig, pedantisch und grantig bis zur Verdüsterung,*) der „schwerfällige" Deutsche und „nüchterne" Schweizer vertritt (als Dichter) beinahe leichtsinnig immer wieder die erfreuende Seite des berufenen Schaffens, das er als fast mühelos und wie von selbst kommend hinzustellen liebt.

Zola empfindet das Geschenk eines künstlerischen Talentes durchaus als ein verhängnissvolles, mindestens als eine harte Last, und er wird nicht müde, seine Schriftsteller und Maler, alte und junge, werdende und berühmte — die verunglückenden natürlich erst recht — in immer neue Klagen über ihr schweres Loos ausbrechen zu lassen. Zur Künstlergesellschaft, die sich in „l'oeuvre" bewegt, gehört auch der junge Schriftsteller Sandoz, unverkennbar Zola selbst, und so ziemlich die einzige zugleich gesunde und sympathische Männergestalt im Buche; er entwickelt seine Theorie des naturalistisch-wissenschaftlichen Romans, schreibt schon an seinem grossen Cyclus über die Rougon-Macquart's und hat bereits die ersten Erfolge zu verzeichnen. Wie aber äussert er sich über sein Schaffen: „Ach ja", sagt er, „ich arbeite, ich treibe meine Bücher bis zur letzten Seite . . . aber wenn Du wüsstest unter welchen Verzweiflungen, inmitten von welchen Qualen! Und dabei ist man albern genug, mich auch noch stolz zu nennen! mich, den die Unvollkommenheit seines Werkes bis in den Schlaf verfolgt, mich, der ich niemals das am Tage vorher Geschriebene wieder lese, aus Furcht, es so abscheulich zu finden, dass mir die Kraft zur Fortsetzung versagt! . . . Ich arbeite, ja ohne Zweifel, ich arbeite wie ich lebe, weil ich dafür geboren bin, aber, siehst du, heiterer werde ich nicht dadurch; ich bin nie befriedigt und immer sehe ich den möglichen Sturz vor mir!" „C'est un triste métier" sagt er anderwärts. Neben Sandoz steht der Maler Bongrand, ein grosser Meister, der aber sein bestes Bild bereits gemalt hat, und der nun beständig von der Sorge gequält wird, hinter jener berühmten „Hochzeit auf dem Dorfe" zurückzubleiben. „Welche Tortur!" ruft er aus, „dieses krampfhafte Sichanklammern, um von der erreichten Höhe nicht allzurasch wieder hinabzustürzen!" Mit jedem neuen Bilde hat er das unsichere Gefühl eines ersten Debuts — „es ist um mit dem Kopfe gegen die Mauer zu rennen!" Dass gegenüber dieser düsteren Sprache, die Zola seine Berühmten und Erfolgreichen reden lässt, für den unglücklich Strebenden, seinen Helden Claude, nur wenige und immer seltener werdende Lichtblicke übrig bleiben, ist selbstverständlich. Wohl war er (Claude) derjenige, der zuerst das Fenster aufstiess, durch welches das helle Sonnenlicht in die „verräucherte Asphalt-Küche der Romantiker" fiel, aber ihm gelingen nur erste Anläufe, etliche Naturstudien, ein paar Farbenskizzen; seine gigantischen Bilder gerathen in thörichte und immer gewaltthätigere Übertreibungen. Stets zurückgewiesen, jagt er ruhelos von einer Leinwand, von einer Illusion zur andern — vor sich das „unaufhörlich erneuerte und nie erreichbare Trugbild, das den Muth der Verdammten der Kunst antreibt, eine mitleidige Lüge, ohne welche es kein Schaffen für Jene gäbe, die daran sterben, dass sie kein Leben gestalten können!"

Alle die Schmerzen nun erfolglosen und unzureichenden künstlerischen Strebens hat auch Gottfried Keller als Maler reichlich an sich erfahren. Wollte man nur bei ihm allein anfragen in Bezug auf sein malerisches Talent, so gäbe es ein bald fertiges Urtheil. Die ganze Darstellung im „grünen Heinrich", die

*) Zola ist, obwohl in Paris geboren, bekanntlich seiner Herkunft nach Italiener; seiner ganzen Art und Kunst nach, steht er italienischen oder spanischen Blut- und Gräuelmalern u. E. näher, als den Franzosen. A. d. H.

Stimmen seiner befreundeten Kollegen dort — die allerdings meist wieder Kellers Stimme sind — die späteren Briefe des Dichters, sowie stark betonte Stellen in dessen selbstbiographischen Aufsätzen — sie alle vereinigen sich zu einer nahezu einmüthigen Ablehnung von Kellers malerischen Arbeiten. Dass dieser Fall doch wesentlich günstiger steht, werden wir noch weiterhin zeigen können, aber auch in solchen ablehnenden Worten unseres Dichters bewahrt ihn der ungleich grössere Reichthum seiner Natur vor der trostlosen Einseitigkeit, die Zolas eben gekennzeichnete Äusserungen athmen. Es wird einem förmlich wieder leichter ums Herz, indem man Worte wie die folgenden Kellers liest: „Die Frage des Berufenseins lässt sich nach meiner Meinung mit dem trivial scheinenden Satze beantworten: Dasjenige, was dem Menschen zukommt, kann er bis zu einem gewissen Grade schon im Anfang, ohne es sichtlich gelernt zu haben, oder wenigstens ohne dass ihm das Lernen schwer fällt; dasjenige, dessen Erlernung ihm schon im Anfange Verdruss macht und nicht recht von statten gehen will, kommt ihm nicht zu. Unfähige Lehrer können allerdings manche täuschende Störung und Umdrehung dieses Verhältnisses bewirken, indem sie in einem Falle unverdient einschüchtern, im anderen aufmuntern; der schliessliche Erfolg wird immer der gleiche sein.“ Gott sei Dank! sagt man sich, da bleibt denn doch noch ein Ausblick offen auf leichte, freie, beglückende Stunden, das Schaffen des Künstlers gleicht also nicht durchaus jener freudlosen Lastträger-, ja Strafhaus-Arbeit, als welche es uns soeben der wohl erfolgreichste Romanschriftsteller unseres Planeten dargestellt hat! Und in der That: „Unversehens“ gerieth denn auch Keller in seine Lyrik hinein, das erste Bändchen seiner „Leute von Seldwyla“ entstand „ganz spielend“, wurde in einem glücklichen Zuge niedergeschrieben und auch von seinem „grünen Heinrich“, dessen Vollendung ihm allerdings nicht geringe Qual bereitete, muss er doch gestehen, in welches Fabuliren er bei ihm immer wieder hineingerieth und welche „unbezwingliche Lust“ er darin fand, sich den Lebensmorgen desselben zu erfinden. Köstlich ist der leichtsinnige Humor, mit dem Keller über den Werth derselben „Zeilen und Einfälle vom Tage vorher“ spricht, vor deren Wiederlesung Zola (in unserem früheren Citat) eine so grosse Furcht empfindet: „Was die Einfälle betrifft, so ist es eine eigene Sache mit denselben und es gehört ein Rafael dazu, jeden Strich stehen lassen zu können, wie er ist. Wie manche Blume, die man in aufgeregter Abendstunde glaubt gepflückt zu haben, ist am Morgen ein dürrer Strohwisch! Wie manches schimmernde Goldstück, welches man am Werktage gefunden, verwandelt sich bis an einen stillen heiteren Sonntagmorgen, wo man es wieder besehen will, in eine gelbe Rübenschnitte! Man erwacht in der Nacht und hat einen sublimen Gedanken und freut sich seines Genies, steht auf und schreibt ihn nieder beim Mondschein, im Hemde und erkältet die Füsse; und siehe, am Morgen ist es eine lächerliche Trivialität, wo nicht gar ein krasser Unsinn! Da heisst es aufpassen und jeden Pfennig zweimal umkehren, ehe man ihn ausgiebt!“ (Siehe die jugendlich radikale Studie über „Jeremias Gotthelf“.) Alles das jedoch: der sichere Übermuth, das sonnige Behagen, das ruhige Vertrauen auf die gute Stunde und den goldenen Schatz, es blieb Keller noch für eine gute Weile vorbehalten, denn dieser spätere, so glückliche und beglückende Schriftsteller wurde fürs erste Landschafts-Maler.

In unserer eigenen, wie in den Litteraturen der Fremde, fehlt es durchaus nicht an alten und neueren Beispielen von sehr oder minder berühmten Dichtern, die hierin einen dem Entwicklungsgange Kellers ähnlichen zurückgelegt haben, die oft ihr ganzes Leben hindurch einen mehr oder weniger innigen Zusammenhang mit der bildenden Kunst, zumal der Malerei, aufrecht erhielten. Wir nennen in bunter Reihe die Namen Goethe, Victor Hugo, E. T. A. Hoffmann, die Goncourts,

Victor Scheffel, Adalbert Stifter.*) Sie alle folgten dabei zweifellos einer inneren Nothwendigkeit ihrer Natur, dem noch unklaren Drange nach anschaulicher Darstellung überhaupt. Der romantische Glanz, der seit jeher den Beruf des Malers umgiebt, die unmittelbare farbige Wirkung des Bildes, die Grösse und Unschuld der bereits auf endlosen einsamen Wanderungen genossenen Natur, der Drang in die Ferne — indem sie alle zusammenwirken, ist eines schönen Tages der junge Landschaftsmaler fertig und damit freilich zugleich ein Irrthum, der mehr oder minder schmerzensreich werden soll, aber doch auch fruchtbringend für späterhin. Denn inmitten der nun folgenden Kämpfe um einen Siegespreis, der ihm hier schliesslich versagt bleiben soll, hat doch sein Maleraug nicht umsonst rastlos, scharf und liebevoll das reiche Bild der Welt ringsum in sich gesogen; denn als dann eines noch schöneren Tages, plötzlich, seiner selbst unbewusst, der Poet in ihm ersteht, da bringt er auch schon eine Sprache mit von einer Anschaulichkeit und sinnlichen Fülle, eine Gabe zu Naturschilderungen so innig und von so leuchtender Farbigkeit, wie sie ihm gewiss nicht geworden wären, ohne jene malerische Vorschule. In einem Briefe an Berthold Auerbach feiert Otto Ludwig den Dichter der „Leute von Seldwyla" denn auch als grossen Koloristen: „Der Teufelskerl, der Keller, hat ein wundervolles Kolorit in seiner Macht; so tiefe, glühende Farben hat nur Giorgione oder Tizian." Und in einem Gespräche mit Adolf Frey sagt Keller selbst, bei der Bildung seiner Sätze sei ihm oft „weit weniger das Ohr maassgebend, als das Auge des Malers, das nach einer gewissen Rundung strebt".

Wie nun Gottfried Keller Maler wurde, oder richtiger, wie er es zu werden versuchte, das ist auf vielen, vielen und doch nicht zu vielen Seiten des „grünen Heinrich" ausführlich beschrieben und man kann nichts Besseres thun, als sich in die blühenden Bezirke dieser wahrheitsvollen Dichtung zu verlieren — immer wieder erstaunt, gerührt, bezaubert durch die Fülle und die Vielfältigkeit ihrer Offenbarungen.

Der grüne Heinrich, aus der Schule verwiesen, flüchtet zur Mutter Natur, wandert hinüber zu seinen ländlichen Verwandten, und hier, inmitten dieser weitverzweigten Sippschaft mit ihrer frischen Jugend und den weise-bedächtigen Alten, umgeben von einer Natur, in deren Schönheit geheimnissvoll eine grosse geschichtliche Vergangenheit hereindämmert — hier erwacht seine junge, eben noch so gedrückte Seele beglückt zu neuem Leben. Halb tapfer mitgeniessend, halb erfüllt von den unbestimmten Wonnen des kommenden Künstler-Berufes fühlt er sich in der sicheren Hut zweier neu gewonnenen Schutzgeister: des lieben Gottes, als des besonderen Freundes und Patrons der Landschaftsmaler und — Anna's, des Schulmeisters Töchterlein. Es ist die Zeit der ersten Studien und der ersten Küsse. Die schwärmerischen Worte aber, die Keller seinem grünen Jungen dem Schulmeister gegenüber in den Mund legt, sie sind gut modern, weisen jedenfalls alle Malerei von blossen Veduten weit hinweg: „Die Landschaftsmalerei besteht nicht darin, dass man merkwürdige und berühmte Orte aufsucht und nachmacht, sondern darin, dass man die stille Herrlichkeit und Schönheit der Natur betrachtet und abzubilden sucht, manchmal eine ganze Aussicht wie dieser See mit den Wäldern und Bergen, manchmal einen einzigen Baum, ja nur ein Stücklein Wasser und Himmel". — Das mannigfachste Missgeschick sollte leider die malerischen Lehrjahre unseres Helden begleiten; unzureichende Mittel, schwindelhafte oder

---

*) In Paris haben vor ein paar Jahren Theophil Gautiers Freunde und Schüler — entsinnen wir uns recht unter dem scherzhaften Titel Poil et plume — eine Ausstellung von Gemälden, Federzeichnungen und anderen durchaus von Schriftstellern herrührenden Werken der bildenden Kunst veranstaltet. A. d. H.

kranke Lehrer wie Habersaat (Peter Steiger) und der wahnsinnige Römer (Meyer aus Altdorf), endlich überhaupt eine schlimme und unklare Übergangszeit in malerischen Dingen. Bald schlecht geleitet, bald eigensinnig einer verfrühten Selbstständigkeit ergeben, gerieth Kellers Kunstübung früh in Willkür und naturlose Manier, die er eigentlich nie mehr ganz zu überwinden vermochte. Jedenfalls auch in München noch nicht, das er endlich, der heimathlichen Enge entrinnend, aufsuchen konnte (1840—42), und das er gerade zur unglücklichsten Zeit betrat. v. Berlepsch hat in seinem Büchlein „Gottfried Keller als Maler“ mit vollkommener Sachkenntniss alle Stimmen über jene Münchener Tage gesammelt und kennzeichnet, zumeist mit den Worten R. L. Zimmermann's und Fr. Pecht's, anschaulich, halb ergötzlich, halb betrübend, jene für so vieles Andere doch als glorreich geltenden Kunstverhältnisse unter Ludwig I. Die Zeit der Klassiker und Romantiker war eben daran vorbei zu sein, die Zeit der gedankenreichen Hand-Zeichnungen und grossen Kartons — Alles, zumal die Jugend, drängte nach etwas Anderem, einem Neuen „das noch in der Luft schwebte“, es war die Farbe, die eigentliche Malerei. Einige der sehr berühmten alten Herren sprachen sich allerdings über diese letztere ziemlich verächtlich aus — meist aus leicht zu errathendem Grunde — alle Übrigen aber, Alt und Jung, sassen, jeder für sich, an ihren Staffeleien und trachteten mit heissem Bemühen hinter die Mysterien und Teufeleien der neuen Heilslehre zu kommen. Keller selbst schildert diese Sachlage in seiner unnachahmlich drastischen Weise dahin, dass „just um jene Zeit die gelehrten Landschaften, welche ohne Farbe mehr einen litterarischen Gedanken als ein gutes Stück Natur darstellten — welcher Richtung ich mich eben wegen des Nichtkönnens mit Energie zuwendete — ausser Kurs geriethen und es nicht mehr möglich war, mit dergleichen zu Anerkennung zu gelangen“. Allzugeringe Vorbildung, der Umstand, dass es eine eigene Lehrkanzel für Landschaftsmalerei an der Akademie nicht gab, und wieder sein Unabhängigkeitstrieb bewogen Keller, nicht Schüler der Akademie zu werden. Er bezog, nur dann und wann bei befreundeten Kollegen hospitirend, sein eigenes Atelier, in dem nun nach und nach zahlreiche grosse und kleine Kartons und Bilder in allen Techniken, mit Kohle, Kreide und Schilffeder, in Aquarell wie in Ölfarben, entstanden: Altgermanische Auerochsenjagden und Opferscenen, mittelalterliche Städte, in ganz unmöglicher Weise sich überthürmend, aber voll reizender Einzelnheiten, geologische und ossianische Landschaften, solche, die bald den Einfluss Rottmanns, bald den der alten Niederländer verriethen. Unter all diesen Arbeiten waren nicht wenige beweiskräftig für sein Talent — noch mehr aber für eine bedenkliche Halt- und Ziellosigkeit. Die Freunde Kellers, oder des „grünen Heinrich“, liessen es denn auch nicht an genug aufrichtiger Kritik fehlen und eine Fluth von Sarkasmen gilt diesen wunderlichen Schöpfungen. „Sehen Sie, wie ich mich plagen muss!“ ruft ihm einmal Erikson, der Kleinmaler, zu, „seien Sie froh, dass Sie ein gelehrter Komponist und Kopfmaler sind, der nichts zu können braucht!“ Und Lys sagt ihm: „Da haben wir es also, Sie wollen sich nicht auf die Natur, sondern allein auf den Geist verlassen, weil der Geist Wunder thut und nicht arbeitet. Diese „geologische Landschaft“ haben Sie nie gesehen und werden Sie auch niemals sehen. Die beiden Figuren derselben, mit denen Sie die Schöpfungsgeschichte und den Schöpfer theils feiern, theils ironisiren, vermögen Sie, wenigstens jetzt, gar nicht selbst zu malen — folglich stehen Sie mit ihrem ganzen Handel in der Luft, es ist ein Spiel und keine Arbeit!“ So schlugen denn auch verschiedene Versuche Kellers, der ja immer wieder der „grüne Heinrich“ ist, seine Bilder zu verkaufen, in verschiedener Weise fehl — auch an Pech fehlte es dem guten Jungen durchaus nicht — und er gerieth bald mehr und mehr in arge Be-

drängniss, ja in völlige Armuth. In beiden Sommern konnte er wegen Mangel an Mitteln nicht dazu gelangen auch nur einen Strich vor der Natur zu machen, es gab Zeiten, in denen er oft Tage lang nichts genoss als Brot und ein Glas Bier, „was mir aber im Geringsten nichts macht!“ — wie er tapfer hinzufügt, endlich hatte er gar einmal zwei Tage lang gar nichts zu essen und blieb dafür im Bette liegen. Wie er seine Flöte verkauft und seine ganzen Studien (das Stück zu 24 Kreuzern) und schliesslich Fahnenstangen anstreicht — das ist in den Kapiteln: „Flötenwunder“ und „Geheimnisse der Arbeit“ im „grünen Heinrich“ ergreifend geschildert — sie sind vollkommen getreue Studien nach dem Leben Gottfried Kellers. Muth und Zuversicht desselben, seine unverwüstliche gute Laune — sie waren aber nun endlich gebrochen, Keller verschwand aus München, die Malerei als Beruf war aufgegeben. Rührend steht im Hintergrunde dieser ganzen Zeit die Gestalt der guten alten Mutter, die alles Entbehrliche und Erreichbare aufbietet, um es ihrem Sohne zu schicken, während sie selbst schon beinahe die Kunst übt von Nichts zu leben. Der grüne Heinrich aber vergisst ihrer ganz und kommt, endlich heimkehrend, nur mehr zurecht um ihr die Augen zuzudrücken. Noch einmal berühren sich hier auf's Merkwürdigste, und doch zweifellos einem inneren Erforderniss des tragischen Stoffes entsprechend, die beiden Romane Zola's und Kellers. Indem jeder der beiden Helden mit egoistischer Leidenschaftlichkeit seinem künstlerischen Ideale nachstrebt, opfert er mit fast grausamer Härte ein gutes, selbstlos und hingebungsvoll ihm dienendes weibliches Wesen, Claude seine Frau Christine, der grüne Heinrich seine Mutter. Man weiss, dass sich das Verhältniss Gottfried Kellers zu seiner Mutter in Wirklichkeit wesentlich glücklicher gestaltete; mit stolzer Freude erlebte sie noch seine Ernennung zum Staatsschreiber, und als er von München zu ihr heimgekehrt war, stand sie alsbald wieder unverdrossen an ihrem Herde und kochte ihm sein Süpplein, indessen er, etwas melancholisch allerdings, vor neuen grossen Kartons mit „kühnen Erfindungen“ sass, neben welchen aber bereits seine Lyrik und die ersten Ansätze zu seinem „traurigen kleinen“ Jugendromane mit dem „cypressendunklen Schlusse“ entstanden.

Indem Keller nicht müde wird, immer wieder und in allen Tonarten, satyrisch, elegisch, behaglich spottend, ja in den derbsten Worten — Freiligrath gegenüber nennt er gar einmal seine Malerstudien „verworfene Hallunkereien“ — die malerische Talentlosigkeit des grünen Heinrich, also seine eigene, zu verurtheilen, übertreibt er gewiss; aber man wird ihn darin wohl verstehen. Es war ihm offenbar ein Bedürfniss, den begangenen Irrthum als einen recht gründlichen, aber zugleich auch als gründlich abgethan hinzustellen. Seine Malerzeit glich nun einmal einem im Ganzen unglücklichen Feldzuge, den einzelne glückliche Gefechte und die heroische Haltung des Kämpfers nicht mehr wesentlich zu ändern vermochten. Nur sein Humor, immer wieder die Freude des Lesers, konnte ihm darüber hinweghelfen und durch die künstlerische Darstellung innerlich befreien.

Die Mehrzahl der Biographen und Kritiker Kellers hat das Urtheil des Dichters über den Maler zu dem ihrigen gemacht. So Adolf Frey in seinem sehr zu schätzenden, liebevollen und anschaulichen Büchlein, so Baechtold und Karl Brun. Am entschiedensten wohl der letztere, der im „Neujahrsblatt“, herausgegeben von der Stadt Zürich auf das Jahr 1894, eine Studie über „Gottfried Keller als Maler“ veröffentlicht (begleitet von 7 Wiedergaben Kellerscher Bildwerke) — am entschiedensten, aber im Ganzen doch wohl aus einem allzu nüchternen und spiessbürgerlichen Geiste heraus, der ihm neben vielen verständigen Bemerkungen ebensoviele unberechtigte, schiefe und schwache, eingiebt.

Jacob Baechtold fasst im Wesentlichen sein Urtheil über Kellers malerische Schöpfungen in den Sätzen zusammen: „Der autodidaktische und dilettantische Charakter ist seiner Malerei geblieben“ und: „Die Arbeiten aus der Münchner Zeit sind alle dichterisch empfunden aber nicht ebenbürtig gemalt. Auch ist selten etwas fertig gemacht, da sich ihm sogleich wieder andere Gedanken aufdrängten und ihm die Ausdauer abging“. Am eingehendsten, viel wärmer, ja zuweilen enthusiastisch im Tone, tritt der Kunstschriftsteller und Maler H. E. v. Berlepsch in einem ebenfalls „Gottfried Keller als Maler“ betitelten und mit vielen, höchst lehrreich einführenden Bildproben ausgestatteten Büchlein (Leipzig E. A. Seemann 1895) für Keller auf. Mit journalistischer Lebhaftigkeit und Fehdelust gegeben, enthält es in dankenswerther Vollständigkeit Alles in sich vereinigt, was Gottfried Keller selbst, was damalige und — heutige Kollegen (darunter auch berühmte Namen der Münchner „Secession“) zur Person und zur Sache gesagt haben. Eifrig tritt er, und für eine kleine Zahl der späteren Schöpfungen mit vollem Recht, dem Vorwurfe des Dilettantismus in Kellers malerischen Arbeiten entgegen — schon die Grösse der Auffassung müsste sie vor demselben bewahren — so die „Ossianische Landschaft“, der „Blick auf Richterswyl“, der „Blick vom Zürichberge“. Für die grosse Mehrzahl, auch der Münchner Arbeiten kann freilich auch v. Berlepsch nicht umhin, sich der Meinung aller seiner kritischen Vorgänger anzuschliessen, und wahrscheinlich ist auch er nicht geneigt, über ein weiteres Urtheil Baechtold's noch hinauszugehen, der sagt, dass Keller „durch eine gute Schule ohne Zweifel Tüchtiges erreicht haben würde“, „aber“ — fügt er hinzu — „nicht das, was er selbst von sich verlangte“.

Dürfen wir nun nach Allem, was wir von Gottfried Keller als Maler erfahren und gesehen haben, unsererseits ein zusammenfassendes Wort aussprechen, so meinen wir, dass eben in diesem Falle wieder einmal mit besonderem Rechte das Bessere der Feind des Guten war. Gerne angenommen, ja zugegeben, dass Keller ein guter Maler geworden wäre — gegenüber seinem Dichter-Genie, wollte sein Maler-Talent doch nicht schwer genug wiegen. Zwei so grossen und anspruchsvollen Herren vermochte aber auch er nicht gleich hingebend zu dienen — worüber er sich in seinen Bemerkungen über E. T. A. Hoffmann ebenso schön wie einleuchtend ausgesprochen hat. Überdiess aber ging Keller — das merkwürdigste Schauspiel einer Entwicklungsgeschichte! — nach Beendigung seines ersten Irrthums sofort daran, sich noch dauernder einem zweiten, noch grösseren hinzugeben, als er über Heidelberg nach Berlin ging (1848—1855), um sich dort zum dramatischen Dichter auszubilden. Von all den zahlreichen Bühnen-Entwürfen, die er im Laufe dieser und späterer Jahre „ausheckte“ und „zusammendachte“, sollte jedoch einzig das leidenschaftlich lyrische Fragment „Therese“ bis zur Niederschrift gedeihen. Sofort aber fand Keller für seine erzählenden Dichtungen einen ersten Verleger in Vieweg, einen zweiten in Duncker — beide Männer voll Vornehmheit, Feingefühl und — unendlicher Geduld unserem Dichter gegenüber — denn nie wurden Verleger schlechter behandelt wie sie durch Gottfried Keller. In München, um noch einmal einen hier gewiss bezeichnenden Rückblick dahin zu thun, war es keinem Mäcen oder Kunsthändler eingefallen, sich für die Bilder Kellers zu interessiren.

Dass unser Dichter seinen Malereien nicht viel mehr an materiellen Glücksgütern zu verdanken hatte, wie etwa — seinen Dramen, brauchen wir kaum zu sagen. Seine Studien und Bilder verschleuderte er entweder an alte Trödler, oder verschenkte sie an schöne Frauen. Mehrere dieser gespendeten Blätter aber datiren noch aus weit späterer denn der Münchener Zeit, ja, gehen noch über die Tage seines Staatsschreiberthums hinaus und beweisen mit ihren Jahreszahlen

1849, 1853, 1873 und 1878, dass unser Dichter, all seinen ablehnenden Worten zum Trotz, es doch nicht vermochte, seiner Jugendliebe völlig untreu zu werden. Ja, noch mehr, die letzte dieser Arbeiten, das Aquarell „Blick vom Zürichberg“, ist zugleich seine allerbeste. Ein Blatt von in der That reizender Vollkommenheit, gross zugleich und intim, ebenso poetisch wie malerisch. Es ist uns lieb, sagen zu können, dass sich dasselbe bei uns in Wien befindet, im Besitze einer Wienerin, der Wittwe des Universitäts-Professors Adolf Exner. Indem wir es in der trefflichen Nachbildung des Radirers Alphons, die auch dem Buche v. Berlepsch' beigegeben ist, betrachten, fühlen wir uns — möglicher Weise gegen den Willen des Dichters Keller — gerührt und erfreut darüber, dass wir nun doch auch Gottfried Keller dem Maler, mit dieser schönen Spätblüthe seines Talentes einen aufrichtigen Kunstgenuss zu verdanken haben.

Ein Auswandererbrief aus dem Jahre 1817.

Von

EUGEN VON PHILIPPOVICH.

Der Generationenabstand zwischen dem Beginn und dem Ende eines Jahrhunderts ist immer derselbe, aber der Unterschied der Lebensbedingungen der Menschen, ihrer Bedürfnisse und Gewohnheiten, ihrer Vorstellungen und ihres Könnens, wechselt nicht mit der Regelmässigkeit der Generationen. Der „Fortschritt der Kultur“, wie wir es gerne nennen, nimmt einen unregelmässigen Lauf, und nach langen Perioden der Stetigkeit kommen sprunghafte Bewegungen, durch welche Grosseltern und Enkel in ihren Daseinsbedingungen weit auseinandergerissen werden. Eine solche merkwürdige Periode der Menschheitsentwickelung haben wir hinter uns, es fällt uns Enkeln schwer, das Leben der Grosseltern zu verstehen. Ich will im Folgenden ein kleines Beispiel dafür vorführen und einen Zeugen der Vergangenheit reden lassen. Es berührt das traurige Kapitel der deutschen Auswanderung. Traurig ist es auch heute noch, die Heimath zu verlassen mit der sicheren Aussicht, sie niemals wiederzusehen, ein ungewisses Brot in weiter Ferne zu suchen ohne den Rückhalt, den das allerdings weite Band der Landsmannschaft und Staatszugehörigkeit doch noch gewährt, allen Traditionen der Familie, der Gemeinde, des Volkes und Staates zu entsagen und als Erwachsener das Leben noch einmal zu beginnen. Aber wie leicht wird es dem Auswanderer heute gegenüber der Zeit unserer Grosseltern. Millionenfache Verbindungen sind zwischen hier und drüben geschlagen und es giebt nur Wenige, die hinüberwandern, ohne irgend eine persönliche Beziehung zu haben. Und selbst wo sie fehlt, bewirkt das erstarkte Nationalbewusstsein, dass der Auswanderer in nationalen Hülfsvereinen, die Gemeinsamkeit der Arbeiterinteressen, dass er in Arbeiterorganisationen Rath und Unterstützung findet. Die Reise selbst ist auf wenige Tage reduzirt, Eisenbahnen und Schiffsgesellschaften, deren sich der Auswanderer bedient, sind überall staatlicher Aufsicht unterstellt, und die Bedingungen der Beförderung sind so geregelt, dass Gesundheit und Leben der Auswanderer keinen Schaden leiden können. Ihre Aufnahme und Behandlung im fremden Staate ist daselbst öffentlichen Kontrollen unterworfen und durch die offiziellen Vertretungen

der Staaten, durch die Presse und Schutzvereine überwacht. Wie so ganz anders war dies noch zu Anfang dieses Jahrhunderts! Die Beförderung zur See geschah in der Regel in der Weise, dass ein Schiffseigenthümer das Zwischendeck einem Agenten gegen einen festen Preis vermiethete, wogegen dieser Menschenfracht einladen mochte, so viel ihm beliebte. Da ihm die Auswanderer einzeln ihre Überfahrt bezahlten, hatte er das grösste Interesse an einer möglichst weitgehenden Ausnutzung des ihm vermietheten Raumes. Nach den eindringlichen Schilderungen Friedrich Kapp's war das Zwischendeck bei Auswanderungsschiffen bis zu den ersten Eingriffen der amerikanischen Regierung (1819) um nichts besser, als das der Sklaven- oder Kulischiffe; man packte die Auswanderer gerade so zusammen und kümmerte sich so wenig um sie, wie bei den unglücklichen Wesen, die man aus Afrika oder China auf den Markt brachte. Da die Reise in der Regel Wochen in Anspruch nahm, war die Zusammenpferchung in engsten, ungelüfteten, durch Seekrankheit und Exkremente verpesteten Räumen an sich eine Gefahr für den Auswanderer. Dazu kam die schlechte Ernährung. Jeder Auswanderer erhielt täglich oder pro Woche eine bestimmte karg bemessene Ration von Lebensmitteln: Brod, Mehl, Gemüse, Speck, selten Fleisch und Butter, etwas Wasser. Für die Zubereitung mussten die Leute selbst sorgen, wofür ihnen während bestimmter Tageszeiten Feuerstellen offen standen. Für Kochgeschirr hatte jeder selbst aufzukommen. War das Schiff überfüllt, so war nicht daran zu denken, dass alle Personen sich ihre Mahlzeit bereiten konnten, und das Verzehren der Nahrungsmittel in rohem oder halbgahrem Zustande war die Regel. Die Folge war eine ungeheure Sterblichkeit an „Schiffs"fieber und Hungertyphus. 10 % Todesfälle waren etwas Gewöhnliches, 20 % nichts Unerhörtes, es kamen Fälle vor, in welchem unter 1200 Passagieren 400 begraben wurden, bevor das Schiff — das nach Aufnahme der Passagiere noch anderer Fracht wegen liegen geblieben war — den Hafen verlassen hatte. In einem mir vorliegenden typischen Überfahrtsvertrag war denn auch auf den Todesfall Bedacht genommen: „Sollte einer der Passagiere," heisst es „auf der Reise mit dem Tod abgehen, so soll die Familie eines solchen, wenn er von hier aus über die Halbscheid des Weges stirbt, verpflichtet sein, seine Fracht zu bezahlen, stirbt er aber an dieser Seite des Halbweges, soll der Verlust für Rechnung des Kapitäns sein."

Die Überfahrtspreise waren, zumal bei der elenden Verpflegung, hoch, sie betrugen 140—200 holländ. Gulden für die erwachsene Person. Da die grosse Masse der armen Auswanderer solche Beträge nicht aufbringen konnte, war es üblich geworden, von ihnen keine Bezahlung für die Überfahrt zu verlangen, sondern sich nach der Ankunft bezahlt zu machen, indem man sie — in zeitliche Knechtschaft verkaufte. Das hatte den doppelten Vortheil, dass die Auswanderer während der Überfahrt noch willenloser und anspruchsloser dem Kommando des Kapitäns preisgegeben waren, sowie dass man wegen des „Risikos" die Fahrpreise — oft um 100 % — zu erhöhen in der Lage war. Junge Leute fanden immer einen guten Markt, alte, kränkliche Personen und Kinder waren schwerer anzubringen. In solchen Fällen, sowie bei Todesfällen während der Überfahrt hatten die kräftigen bezw. überlebenden Familienglieder auch für die Schuld der anderen aufzukommen, ihre Knechtschaft also um so viel Jahre auszudehnen. Erwachsene hatten 3—4 Jahre zu dienen, Kinder von 10—15 Jahren bis zur Volljährigkeit, kleine Kinder mussten mit den Eltern übernommen werden. Summirten sich durch

Todesfälle oder wegen Kränklichkeit einzelner Familienglieder die Jahre für die Übrigen, so konnte eine lange Knechtschaft herauskommen. Einmal verkauft waren sie ihren Herren preisgegeben. Es sind Beispiele überliefert, wonach sie schlimmer behandelt wurden, als das Vieh, und mit Schlägen und Tritten zur Arbeit getrieben wurden, so dass die Kolonialbehörden einschreiten mussten. Aber doch durfte Niemand ohne Entschädigung aus seiner Knechtschaft austreten. Wer in seiner Verzweiflung entlief, wurde eingefangen und hatte für jeden Tag seiner Abwesenheit eine Woche, für jede Woche einen Monat, für jeden Monat ein halbes Jahr länger zu dienen. Konnte der Herr die gebrauchte Arbeitskraft nicht länger gebrauchen, so war er berechtigt, die Person weiter zu veräussern. Es war ein tägliches Vorkommniss, dass auf diese Weise ganze Familien für immer getrennt wurden. Kurz, dies ganze System des Abverdienens der Überfahrtskosten war ein in Vertragsform gebrachtes System der Sklaverei, das den armen Auswanderer als erste Segnung der ersehnten „Freiheit" begrüsste, deretwegen er die gefährliche und entbehrungsreiche Fahrt übers Meer unternahm. Glücklich waren jene, denen es ging, wie dem russischen Hauptmann, von dem D. v. Bülow in seinem Reisebericht 1791 schreibt, dass er über eine Woche unverkäuflich, als schwerer Ballast auf dem Schiffe geblieben war, bis ihn dessen Kapitän ans Land schickte und ihm auftrug, sich mit 50 % Abschlag im Kaufpreise auszubieten. Da er aber ausser der Kunst des Bayonnetfechtens nichts verstand, wollte ihn Niemand, und der Schiffskapitän musste ihn endlich gegen das Versprechen, seine Schuld später zu bezahlen, entlassen. Wenigen mochte es so gut gegangen sein, wie dem Schreiber des folgenden Briefes, der im Winter der harten Noth- und Hungerjahre 1816/17 aus Emmendingen in Baden ausgewandert und in Baltimore — dieses war nebst Philadelphia zur Zeit der Haupteinwanderungsplatz — ausgeschifft worden war. Im Oktober 1817 war dann von ihm ein Brief in die Heimath gelangt, der von den Kümmernissen der Reise, dem Verkauf der Kinder und der eigenen Person, von ihrer Befreiung und von allerlei Beobachtungen und Eindrücken berichtete. Ich habe ihn in den die Auswanderung betreffenden Akten des grossherzoglichen Archivs in Karlsruhe vorgefunden. Er war vom Amt Emmendingen erhoben und dem Ministerium vorgelegt worden, denn man hatte zu jener Zeit sich ernstlich mit den Ursachen der grossen Auswanderung, den Beziehungen der Ausgewanderten zu den Zurückgebliebenen, den im Lande herumreisenden Agenten, den Mängeln der Beförderung u. s. w. zu beschäftigen begonnen und jede direkte Mittheilung war von Wichtigkeit. Es hat aber noch Jahrzehnte gebraucht, bis die deutschen Regierungen aus dem Studium der Beschäftigung mit der Frage in das der Anregung und endlich der Thaten gekommen waren. In den Vereinigten Staaten war, wie erwähnt, 1819 das erste Gesetz, betreffend den Transport auf den Auswandererschiffen, erlassen worden, und aus demselben Jahre werden zum letzten Mal Versteigerungen von Auswanderern an den Meistbietenden berichtet. Nun entfaltete sich erst die grosse Anziehungskraft des mächtigen „Freilandes", das dem badischen Bauer trotz der bitteren Erfahrungen verlockend genug erschienen war, um seinen Bruder zu bereden, ihm nachzufolgen. — Der Brief lautet:

„Mein herzlieber Bruder Schwester Schwager und Gschwey sammt allen meinen Freunden, ich kann es nicht unterlassen, dass ich Euch nicht mein ganzes Schicksal und Lebenslauf schreiben thu, was sich unter der Zeit bey mir ereignet hat wo ich von euch

hier weg bin, liebste Schwester und Bruder merket diesen Brief auf wo ich schreibe, jetzt will ich euch sagen was ich noch Fracht schuldig bin, in Amsterdam wo ich auf das Schiff kommen bin war ich noch schuldig 284 Thaler, jetzt wo wir vor Nephlies kommen sind so werden viele Leut ausgelöst aber mich hat niemand wollen lössen mit meiner grossen Schuld, sammt meinen Kindern, jetzt kamen aber 2 Kaufherren von Baldimor und wollen meine 2 Buben Franz Anton und Georg haben und so weil ich mir nicht mehr hab wissen zu helfen so habe ich sie gelassen, und meine Buben sind aber auch recht gerne gegangen, und sind beide gleich mit ihnen fort nach Baldimor und ist 10 Stund von Nephlies, da ist mir vor sie 112 Thaler bezahlt worden, aber sie müssen bei ihnen bleiben bis sie 21 Jahr alt sind, ich habe aber vorbehalten, das wenn ich unter der Zeit das Geld ihnen wieder kann zurück geben, dass ich meine Kinder wieder kann an mich ziehen. Ja meine liebe Schwester und Bruder da ist mir mein Herzenleid und Beschwehrniss der Reisse erst kommen, da ist mir gewesen als wenn man mir die 2 Kinder aus der Seele raus reissen tu, seit dem 6. Hornung ab dem Schiff kommen und die 2 kleinen Kinder Johann und Sibylla sind auf den Tod krank gewesen, darauf starb den 22. Hornung mein liebes Kind Sibilla, da Schwester befinden ihr meine ganzen Schmerzen der Reiss, da war ich mehr tod als lebendig, da hat mein Kind sollen in das Wasser begraben werden weil man mit keinem Schiff an das Land kommen kann von wegen dem Eis, da hab ich aber mein Kind genommen und bin über eine Meile weit über das Eis geloffen wo ich nicht alle Tritten gewusst habe wann es mit mir untergeht aber Gott sey Dank ich habe es glücklich an das Land gebracht, aber ich hab den Todengräber und Pfarrer selbst müssen machen, bey meinem lieben Kind, wo ich in Amsterdam (so) war als mich Gott erschaffen hat, hätte können 1000 fl. von ihnnes haben von einem reichen Kaufmann der gar kein Kind hat und hätte ihnes aufgenommen vor sein eigen.

Ja meine Lieben da bin ich gewesen wie der ewige Jud ich hab kein Aug voll können schlafen und kein Bissen essen, kurz das Heimweh meiner Kinder hat mich fast umgebracht, jetzt auf ein mal brach das Eis und sind den 12. Merz nach der Stadt Baldimor gefahren, da bin ich gleich ab dem Schiff um zusehen was meine zwey Buben (Söhne) machen, da herzlibste Schwester da hast Du der Willkom sollen sehen bey mir und bey meinen Buben, aber da ist mir mein Herz wider erfreuet worden, den ich befinde sie recht gut, der Franz Anton ist bei einem Wirth als Schenknecht und der Georg ist bei einem Kaufmann als Ladendiner aber die Geschäften wo der Georg treibt in seinem Laden seyn trutz einem den schon 24 Jahr alt ist er spricht alles Englisch als wenn er in Amerika geboren wäre.

Die beyde Buben bekommen nach 2 Jahren schulinüber (?), der Baptist ist den 22. Merz zu einem Metzger kommen und lernt das Handwerk und muss bey ihm bleiben bis er 19 Jahr alt ist und sein Meister muss ihn 4 Jahr in die Schul schicken, und ist mir vor ihnen bezahlt worden 50 Thaler, er hat Essen und Trinken nur was er will.

und jetzt bin ich und meine Frau und Alloys und Johana erst den ersten April ab dem Schiff gelösst worden und bin zu einer Wittfrau kommen welches des Baptist Meister seine Mutter war. und treibt auch das Metzgerhandwerk da ist aber meine Frau in die Kindbett kommen und ist getauft worden den 14. Mai mit namen Katharina da sind wir bei ihnen unwerth worden und haben uns sehr übel behandelt aber Gott der Almächtige hat uns noch niemals verlassen und ist uns allezeit wieder geholfen worden, am heiligen Pfingstag war ich in der Kirche und bath Gott den Almächtigen inständig er solle mir den heiligen Geist auch senden, damit ich von diesem Leiden befreyet werde, wie es auch geschehen ist, den nehmlichen Tag kam ich zu einem Teutschen und halte Gespräch mit ihm und erzähle ihm alles wie ich es habe. Ah! sagte er mein lieber Freund es soll euch geholfen werden, geht ihr nur hin und sie sollen euch dass schriftlich geben, was sie für euch bezahlt haben und bringt es mir so geh ich gleich hin und zähl ihnen das Geld hin wo sie für euch bezahlt haben da könnt gleich morgens ausziehen wie es auch geschehen ist.

Jetzt bin ich frey und kann thun was ich will aber ich bin 132 Thaler schuldig. daran kann ich aber 3 Jahre bezahlen.

Jetzt hab ich aber von der teutschen Kompagnie wo sich um alle Teutschen annehmen wo ihn das Land und in die Stadt Baldimor kommen ein Brief bekommen, das meine Frau in der Stadt rum solle gehen damit ihr ein jedwelcher ein Geschenk solle geben damit wir unser Leben gut machen können; jetzt haben wir schon bei 100 Thaler Geld bekommen und Kleidungsstücke das wir bei unserem Leben keine mehr brauchen zu kaufen und vor Lebensmittel habe ich noch kein Pens ausgegeben sie bringt Fleisch, Brod, Butter, Mehl, Zucker und Kaffe genug, aber das Glück betrüft nicht ein jeder den es sind 200 Haushaltungen auf unserm Schiff gewesen und hat das Glück kein betroffen als mich, sie müssen alle dienen in Amerika heisst das dienen Serwen vor ihre Fracht 2 bis 3 Jahre. Jetzt treibe ich die Bäkerey und ist war wie es im andern Brief steht und bin jetzt Willens den Hansgeorg zu mir zu nehmen und seinem Herren das Geld hinlegen wo er für ihn bezahlt hat.

Liebster Bruder was glaubst Du willst Du kommen ja ich rathe Dir Du sollst kommen wir haben schon 100 mal gewunschen wenn nur unser Bruder und Schwester bei uns wären und ich rathe allen die Willen sind zu kommen sie sollen nur kommen sie machen ihren Leben beser als in Teutschland sonderbar die Kinder und jungen Leute sind sehr glücklich wenn sie in das Land kommen aber wenn unser Herrgott euch sollte heimsuchen auf der Reiss mit Krankheit oder gar mit Sterbfall so messet mir keine Schuld zu, denn werdet finden, dass die Reise hart ist, und ich sage euch auch wenn man serwen muss vor sein Fracht wo man schuldig bleibt so ist es auch hart aber einige können es auch gut bekommen und und einige auch recht bös.

Lieber Bruder wenn Du kommst so lass Dich nicht verserwen auf dem Schiff und auch kein Kind bis Du bei mir gewesen bist, solltest aber Du nach Philadelphia kommen das ist 112 Meil von der Stadt Baldimor und 3 Meil ist eine Stund so sage Du dem Kapetain er solle Dich gehen lassen Du wolst ihn bezahlen nach Deinem Verdienst. Du wollst ihm alle Monat Geld geben bis er bezahlt ist, und geh es nicht anders ein er muss Dich auf diese Art laufen lassen und wenn Du auch der Letzte sollst seyn auf dem Schiff so thue es nicht anderst er muss Dich gehen lassen und behalte Deine Kinder alle bei Dir, darnach wenn Du los bist so kannst Du Deine Kinder selbst in Diensten thun wenn Du willst darnach bekommst Du für Deine grosse Mädel acht bis zehn Thaler in einem Monat, jetzt lieber Bruder weis ich Dir nicht besser zu schreiben jetzt folge meinem rath Du machst Deine Kinder glücklich.

Ich habe auch schon die Reiss gemacht nach Philadelphia und nach Neisdon (?) um meinen Vetter Fidel aufzusuchen und habe ihn richtig gefunden als ein lustigen Spielmann und als ein armer Korbmacher und rechter Trinker diese Reiss hat mich 12 Thaler gekostet.

Ich habe euch auch geschrieben das alles sehr theuer ist ja es wohl alles recht theuer, aber ich kann auch sagen, dass es in dem Land mehr Thaler gibt als bey euch Sechser aber das meiste Geld ist Bapieren gelt, jetzt will ich euch auch sagen wie das Land beschaffen ist, in Witterung find ich noch kein unterschied aber Tag und Nacht ist 4 bis 5 Stund unterschied, won ihr Mittag 12 Uhr haben so haben wir Morgen 7 Uhr, und der Komet Stern ist in diesem Land auch gesehen worden in der nämlichen Zeit wie bei euch, und haben auch in dem Land schon 4 fehl Jahr gehabt, es ist im Frühjahr auch alles verfroren als wie bei euch, wegen dem ist alles so theuer es kann wieder alles um die Hälfte wolfeiler werden. Das Land ligt gegen Sonnenabgang und ist ein Freyland, es steht unter keinem Bodenda es wird alle 4 Jahre ein Kardinal erwählt über das ganze Land, da ist das Land Kandon weis getheilt und eine jede Kandon hat ein President da darf man kein Zins Zehnten und nichts geben.

Ich sage euch noch eines wer in das Land kommen will, soll sich gut mit Better versehen, das er keines darf zu kaufen, den sie sind theuer zu kaufen und nemen auch Axt,

Sefli Beyel Handfegen Eisengeschir zum kochen mit, das komt euch alles sehr wohl ich sage noch eines lieber Bruder Du magst schreibes hören aus Amerika wo Du willst so glaube keinem als meinem den ich schreibe Dir Wahrheit, so gewiss als wir leibliche Brüder sind.

Jetz mein Herz allerlibster Bruder und Schwester schliesse ich mein schreiben und wir grüssen euch alle noch einmal und befohlen euch in den Schutz des Allerhöchsten, und wollte euch allen von Herzen wünschen ihr werden alle bey mir und hatten zu leben als wie ich so werden ihr gewiss alle sorgen frei, auch ein Gruss an mein Nachbar Georg Gerber und an seine Frau Ana Marie und alle im Haus auch ein Gruss an Johann Zoller und an seine Frau und wenn Du in diesem Land wärest und dort arbeiten als wie in Teutschland so thätest Deinen Kindern Gute Zeiten machen. Jetzt glaube ich in einer kurzen Zeit etliche von Forchheim zu suchen, sollte aber dieses nicht geschehen so bitte ich doch ein Brief von euch zu erhalten so bald es möglich ist lebet wohl und gesund.

Ich verbleibe euer aufrichtiger Bruder wie allezeit Chresostimus Weis in Baldimor.

Die Weibsbilder sollen sich nicht mit kostbaren Kleider versehen, den sie derfen ihre Kleider nicht in diesem Land tragen, den sie bekommen gleich Kleider über nach der Amerikanischen Tracht.

Die Atress ist zu machen an Herrn Johann Gross in der Altstadt in Baldimor abzugeben oder dem Chrysostimus Weis.

Libste Schwester und Schwager, ich schreiben dort von wegen dem Balbieren und wegen meinem Kind zu shöpfen nicht das ihr glauben es sey von mir ein Lug, wenn es nicht die Wahrheit ist so soll ich ewig verlohren seyn ich als ein armer badischer hab der Hebam müssen 4 Thaler geben.

Noch eins an die Weibsbilder welche nicht gern im Feld arbeiten sollen in Amerika kommen da darf keine im Feld arbeiten sondern nur im Haus waschen begeln und kochen sey es jung oder alt es ist alles eins.



Briefe Leopold von Ranke's an Varnhagen von Ense und Rahel aus der Zeit seines Aufenthaltes in Italien.*)

Zur Säcularfeier von Rankes Geburt — 21. Dezember 1795 —
mitgetheilt von THEODOR WIEDEMANN.

Venedig, den 18. Oktober 1828.

Sie werden vielleicht bereits einige Pack Papiere von meiner Hand adressirt erhalten und hoffentlich nicht zurückgegeben haben. Es sind Excerpte, die ich in Wien gemacht, und die sich nicht gerade auf die nächste Arbeit, die ich vorhabe, beziehen. Ich habe mir er-

*) Die folgenden Briefe Ranke's sind fast sämmtlich an Varnhagen gerichtet, an dessen Gemahlin Rahel besonders nur die Beilage zu dem Brief aus Venedig vom Dezember 1828 und das Schreiben aus Rom vom 28. März 1829. — Die Personen, welche in den Briefen namhaft gemacht werden, sind meist sehr bekannt. Es genügt wohl, wenn ich angebe, dass die „Karoline", nach welcher sich Ranke in seinem Brief vom 29. März 1830 erkundigt, die Frau Majorin Fiedler ist (Varnhagen, Blätter aus der preussischen Geschichte Bd. V. S. 281, 5. April 1830, vergl. Stägemann an Cramer, 17. April 1834 in „Aus dem Nachlass Varnhagens von Ense, Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz" Bd. II S. 213); und dass bei der in demselben Brief erwähnten Anwesenheit einer Gräfin Egloffstein in Rom, was bei der Herausgabe des Briefes Varnhagen's an Goethe vom 16. April 1830, in welchem eine Stelle aus dem Schreiben

laubt, sie an Sie zu adressiren, weil ich hoffe, dass eine solche Adresse sie besonders sicher stellen werde. Sie sind das doch zufrieden? Ich schreibe dies in Venedig; ungefähr 14 Tage bin ich bereits hier. Es ist doch wahrhaft gut, dass ich gereist bin; Reisen ist eine Mühe, die sich selber belohnt. Ich glaube nicht, dass ich einen schöneren Weg gemacht habe, als zwischen Wien und Venedig. Man kommt zwar nur durch ein ungeheures Thal zwischen zwei Bergwänden, und dies könnte sehr einförmig erscheinen, allein diese Bergwände reichen einmal ganz nahe heran und entfernen sich weit, das Thal senkt und erhebt sich, und so hat es doch die grösste Mannigfaltigkeit. Der Beiwagen war durch das Interesse, das eine mitfahrende Römerin uns drei Begleitern abzugewinnen wusste, vor aller Langweil befreit.

Hier geht es so gut, dass man bei mässigen Ansprüchen zufrieden sein kann. Die Bibliothek ist reich ausgestattet, zugänglich, ergiebig; der Bibliothekar die Güte und Gefälligkeit selbst. Die Einwohner erscheinen ungemein gutmüthig. Der Barcaruolo selbst ist vielleicht anfangs ein wenig unverschämt, aber darauf freundlich, behilflich, gefällig, zufrieden. Buon populaccio. Die Stadt ist erfüllt mit trefflichen Kunstwerken. Jede Kirche ist eine Gallerie. Ist das nicht genug? Und doch bleibt Einiges zu wünschen und zu hoffen. Da möchte ich zuerst auch in dem Archiv arbeiten dürfen. Es ist der einzige Ort der Welt, wo man mit den Finalrelationen zu einiger Vollständigkeit gelangen kann. Glauben Sie mir, dies giebt allein eine neue Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. In Wien war, um vieler Umstände willen, nichts Entscheidendes auszurichten. Doch habe ich Hoffnung, das hiesige Archiv benutzen zu können, und auf Veranlassung des Hofrath Gentz an diesen und an den Fürsten geschrieben. Wird dies gewährt, so werde ich wohl den Winter nicht viel wegkommen. Ferner fehlt es in der Stadt an dem nöthigen Umgang. Da ich schon des deutschen Ausdrucks im Gespräch nicht völlig Meister bin, so können Sie sich denken, wie Kauderwelsch mein Italienisch herauskommt, zumal wenn ich wirklich einen Gedanken sagen will. Die Gräfin Albrizzi, die ich sah, und die hier die Hauptkonversation hat, sagt mir, dass sie Herrn Alexander von Humboldt kennt. Jede Empfehlung von einem bedeutenden Mann durch ganz Italien würde mir sehr erwünscht sein. Hier ist es sogar nothwendig, dass ich einige Deszendenten der alten Nobili kennen lerne. Längeren Aufenthalt wird es, hoffe ich, geben. Endlich mit der Kunst. O wer so ganz von Herzen sprechen dürfte. Mit dem Anschauen ist es nicht gethan. Der Genuss liegt allein im Verständniss, das Verständniss aber, indem es die Mängel erblicken lässt, hebt den Genuss auf. Ich arbeite indessen in den Ueberstunden viel in diesen Sachen. — Wie selten aber auf dieser Welt ist Gedanke, Geist, Licht, Wahrheit, Leben.

Es ist in Wien von mir eine kleine Schrift ausgearbeitet, vor deren Erscheinen mir jetzt fast bange ist.[1]) Doch ist es nicht mehr zu verhindern. Ich sage bange, nicht um eines Rezensenten willen, man muss sich versuchen und die Leute reden lassen, sondern weil sie wieder so weit von dem entfernt ist, was sie sein sollte. Himmel, oft habe ich

---

Ranke's wiederholt wird, im Goethe-Jahrbuch Bd. XIV (1893) S. 83 ff. in den zugehörigen Anmerkungen übersehen und auch von Michael Bernays, Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. I. Bd. (1895), 1, 2 S. 19 nicht nachgetragen worden ist, von den drei Schwestern Julie, Auguste, Lina nur die erste gemeint sein kann, wie aus dem versifizirten Briefwechsel zwischen ihr und Gneisenau (Briefe von Chamisso, Gneisenau II S. 277 ff.) erhellt. (vergl. Platen an Bunsen, 28. Dezember 1830, Deutsche Revue IV. Jahrgang, III. Bd., 1880, S. 31). — Die Beziehungen auf Zeitereignisse, welche sich in den Briefen finden, bedürfen kaum einer Erläuterung; sie sind leicht zu erkennen, wie sich denn z. B. bei den „hallischen Tumulten", von denen Ranke in dem Brief vom 25. Mai 1830 spricht, Jedermann der Angelegenheit der Professoren Gesenius und Wegscheider erinnern wird.

[1]) Die Serbische Revolution. Aus serbischen Papieren und Mittheilungen. (Hamburg 1829.) S. W. Bd. XLIII/XLIV.

Mitleid mit mir selber. Ich will heute auf einige Tage noch mit ein paar Deutschen, welche ich hier gefunden, auf der terra ferma nach den sette comuni, nach Verona verreisen. Von da kehr' ich wieder zurück und bleibe, wenn ich keine Erlaubniss von Wien bekomme, hier nicht länger als einen Monat; dann gehe ich nach Florenz und zum Carneval nach Rom. So sehr mich das reizt, wünsche ich doch hier bleiben zu müssen.

Sie wissen, dass mir eine Unterstützung bewilligt worden ist, wie ich sie wünschte. Ich wäre wohl schuldig, Herrn von Humboldt besonders zu schreiben. Auch will ich dies thun. Indess haben Sie die Güte, ihn von seinem dankbaren Verehrer zu grüssen.

Ich hoffe in der Kürze wieder zu schreiben, wenn ich in Verona gewesen bin, auch ausser Savigny an Frau von Arnim; von Ihnen aber zu hören, wie es Ihnen ergangen und ergeht. Ihnen Beiden bleibt oft meine Erinnerung gewidmet, gehe es Ihnen wohl.

L. Ranke.

Adr.: Campietto Pignoli 785. (Casa della Sra Marianna Gallerani.)

Venedig, Dezember 1828.

Mit einer so raschen Erfüllung meiner bloss angedeuteten Bitte, wie Sie mir haben zu Theil werden lassen, mein verehrter Freund, haben Sie die Erinnerung an all die freiwillige Güte, die Sie mir jemals erwiesen haben, frisch erneut.

Von allen diesen Empfehlungen habe ich indess noch keinen Gebrauch gemacht, noch immer befinde ich mich zu Venedig. In den letzten Tagen der guten Jahreszeit machte ich einen Ausflug nach dem festen Lande. Ich nahm den Weg gleichsam nach Deutschland zurück. Mit Freuden denke ich an die reine Luft, die ich an den Bergen und darauf genoss: nicht allein, indem ich sie in mich sog, sondern in der Betrachtung der lebhaften Farbe, der schärferen Umrisse, welche Zäune, Bäume, Glockenthürme und Berge gleichsam persönlicher mir vor Augen brachten. Es giebt viel zu denken, wenn man den Hintergrund der Landschaften von Bassano in den Bildern der da Ponte aus Bassano wiederfindet. In dem Geburtsort des Haupterfinders der venezianischen Malerei (Castelfranco, Vaterstadt von Giorgione) fand ich mich schön belehrt. Sie sehen, ich streife auch etwas in das Gebiet aller durch Italien Reisender, und schwatze schon ein wenig von der Kunst, doch ging ich hauptsächlich anderen Studien nach. Auf den sieben Gemeinden verehrte man mir ein Exemplar ihrer alten Privilegien und ich sah einige Reste ihrer republikanischen Buchhaltung. Welche Verwunderung, wenn ich etwa mit dem Hausvater in seine einsame Hütte trat, sie oben und unten durchkroch, die Kinder beschenkte, und alsdann dem vorwärts gegangenen Boten in den dunkeln Abend hinaus nacheilte. Einen Katechismus in ihrer Sprache, die ein etwas verwildertes Deutsch ist, wohlgemerkt: Norddeutsch bringe ich mit. In Vicenza Natur und Palladio, ein vorzügliches Stadt-Archiv, von dem ich auf der Stelle Nutzen zog; gute, dienstbeflissene Menschen. In Verona förderte mich eine Empfehlung Savigny's ausserordentlich. Mantua enthält einen ganz unbekannten höchst wichtigen Schatz an dem Archiv der Gonzaga's, für das südliche Europa, auch für die grossen Höfe von vieler Bedeutung. Ich hoffe noch einmal eine Weile da arbeiten zu können. Es ist freilich nicht die venetianische Weise, doch finden sich allgemeinere Darstellungen von Zuständen und Persönlichkeiten, so dass man nicht das ganze Detail zu durchsuchen haben würde. Wer weiss indess! Es ist schon ein Gewinn diese Städte gesehen zu haben. Jede mit ihrer ganz eigenen Physiognomie, ihrer eigenen Geschichte (selbst ihrem Fürsten- und zuweilen Tyrannengeschlecht), ihren alten Denkmalen: fast einem besonderen Dialekt und einer heimischen Kunst. Wer das so ganz fassen könnte. Jetzt freilich kommt mir das Land sehr revolutionirt vor. Mir nicht ganz zu seinem Vortheil. Der Zustand der Bauern, das Hauptübel in Italien, ist der nämliche geblieben.

Ich bin seitdem unausgesetzt in Venedig gewesen. Die Ankunft des Professor Reisig aus Halle ist für mich dadurch eine Begebenheit geworden, dass derselbe hier in eine in der That schwere Krankheit gefallen ist, die alle Aufmerksamkeit eines Landsmannes in Anspruch nimmt. Sie hat sich erst in der dritten Woche als ein Nervenfieber ausgewiesen, und der

Arzt hat einige Tage lang sehr bedenkliche Reden geführt. Ich hoffe wohl, dass ihn seine gute Natur noch durchbringen wird. Sein Zustand geht mir mehr nahe, als ich selbst gedacht hätte. Er ist in seinem Herzen ein nobler Mensch. Heine war hier und hat mir die schönsten Grüsse aufgetragen. Eine sonderbare Begierde, Jemand, von dem ihm Nachrichten fehlten, in München zu suchen (ich glaube einen Bruder) hat ihn aus seiner florentinischen Freude gerissen. Er ist Ihnen Beiden ungemein ergeben. Ein Mensch, mit dem ich wohl glaubte, angenehm leben zu können: gewiss, ich wünschte mir seine Gesellschaft öfter und länger: er hat Geist, ist ohne Anspruch und hat doch eigenes Wesen. Arnim lässt er zu meiner Genugthuung Gerechtigkeit widerfahren. Mit einem Worte, ich habe mich an ihm gefreut.

Noch ein anderer junger Mann war hier, dessen Bild seitdem meine Seele sehr erfüllt hat. So hochgestellt, grossgesinnt, freien Muthes: und wenn ich es sagen kann, höchst liebenswürdig. Ich habe gute Anlage, ein Anbeter von ihm zu werden. Er hat glückliche Bemerkungen gemacht, z. B. wenn man in eine Basilika oder in eine gothische Kirche kommt, das sei, als gehe man zu dem Heiligthum hin, als suche man es auf; komme man aber in eine grichische, wie St. Markus, so sei man gleich mitten darin etc. Mich hat er dann freilich so aufgenommen, das ich parteiisch sein muss.

Wegen des hiesigen Archivs hat mir Hofrath von Gentz gar bald eine günstige mündliche Erklärung des Fürsten Metternich zu wissen gethan. Doch hat der Geschäftsgang solche Weitläufigkeiten, dass ich wohl erst weggehen werde, um später einmal, wenn es mit der Erlaubniss ganz entschieden ist, zurückzukehren.

Ich habe Ihnen immer soviel zu schreiben, dass ich wahrhaftig nicht weiss, ob ich Ihnen von meiner Arbeit Nachricht gegeben habe, die ich zuletzt in Wien ausführte. Sie betrifft die serbischen Angelegenheiten, ist schlechterdings neu, wird, wie mich dünkt, gelesen werden, und vielleicht mir gar zu schaffen machen. Gott gebe das Beste. Sie werden sehen, dass der Stoff schlechthin einen Menschen wie mich hinreissen musste. Allein! allein! Übrigens habe ich die Thorheit von jedem Buche zu denken, es sei ein Übergang über den Rubicon: eine alea jacta. Auch ist wohl so, dass ich, um irgend etwas zu gelten, nach der höchsten Reputation streben muss. Jedoch man ist nicht mehr, als man ist, und soll nicht mehr scheinen.

Es ist kein Platz mehr zu den Grüssen an Sie Beide, von denen ich viele auf dem Herzen habe. Ich kann mir nicht anders denken, als dass sie im Ganzen glücklich sind.

Ihr getreuer

L. Ranke.

Noch vier Wochen wird mich ein Brief hier antreffen. Beilage auf Ihren eigenen Befehl.

Über Tieck's Novelle: „Dichterleben."

Der alte Tadler setzt aus:

1. Dass die guten Poeten nicht aus dem sechszehnten Jahrhundert in das neunzehnte verpflanzt sind, sondern aus dem neunzehnten in das sechszehnte; dass Shakespeare redet, als wenn er Tieck wäre.

2. Dass in das „Dichterleben" gar zu viel Anderes gemischt ist, vorzüglich das Leben der finsteren Schwärmer. Indem die Einheit nur durch den Squire festgehalten werden soll, tritt dieser stärker in den Vordergrund, als Marlowe und Green und der Schreiber; und es wird halb eine Novelle vom edlen Edelmann.

3. Dass die guten Poeten Nichts erleben, als ihre Aventuren mit öffentlichen Mädchen: übrigens sind ihre Gespräche ihre Erlebnisse. Von den Gesprächen sind nicht alle vollkommen wahr, aber eine Rede Marlowe's ist es.

Nun möchte der alte Tadler noch weiter tadeln, doch er sieht, dass er bereits in Lob verfällt. Ein Hauptlob ist, dass diese Novelle keine eigentliche Liebesgeschichte vermeldet: ein anderes hält sie sich, wo man sie nur aufschlägt, selbst durch den treffenden Fall ihrer Rede.

Venedig, den 26. Januar 1829.

Ich komme, mein verehrtester Freund, heute mit vielen und beschwerlich Bitten, und Sie wissen wohl, wie es kommt, dass ich gar kein Bedenken trage, Sie Ihnen vorzulegen. Ich wüsste nicht, welche Bitte nicht. Sie werden, da ist nun kein Mittel, denn ich habe schon an Perthes geschrieben acht Exemplare meines Buches über die Serben zugesendet erhalten. Für diese armen Waisen sollen Sie, das ist meine Bitte, Sorge tragen, als wenn Sie der Vater wären. Ich habe eines für Alexander von Humboldt bestimmt, und schreibe dazu keinen Brief, da ich desselben schon im letzten Erwähnung gethan: eines an Geheimrath Ancillon: hierzu beiliegender Brief in 8. Nun aber kommen noch die Schwierigkeiten. Meiner Meinung nach kann dies Buch Sr. K. H. und Sr. Majestät (auf deren Kosten ich reiste) füglich übergeben werden. An S. K. H. liegt ein besonderes Schreiben bei. Für S. Majestät fordert es wohl andere Formalitäten, die einen eingeschlossenen Brief nicht vertragen. Für den Fall, dass Sie es für räthlich halten, ein Exemplar zu überreichen, liesse sich dann nicht ein Schreiben folgenden Inhalts von Schreibers Hand hinzufügen: „Ew. Majestät haben unter der grossen Zahl Ihrer Unterthanen, welche Ihre Huld geniessen, auch mich mit einer besonderen Gnade zu bedenken geruht. Indem ich wünschte, Ew. Majestät ein Zeichen meiner tiefen Dankbarkeit zu geben, weiss ich kein anderes Mittel, als Ew. Majestät gegenwärtige kleine Schrift zu überreichen. Möchte sie der höchsten Aufmerksamkeit nicht unwürdig sein. Ew. Majestät unterthänigster etc. Venedig 26. Januar 29". Wäre nun dies geschehen, so bliebe noch übrig, diese Schrift an den russischen Hof zu bringen. Hierzu aber weiss ich weder Mittel noch Weg, obwohl ich es um der Sache selbst willen sehr wünschte. Ich verursache Ihnen freilich eine gewisse Pein —, indem ich Ihnen auch dies überlasse, sowie Herrn G. R. Ancillon und Herrn von Humboldt. Vielleicht möchten zwei Exemplare dahin gehen können. Wo nicht, so wollen wir sie doch verschenken. Eines der übrigen Exemplare auf Velin oder Seide haben Sie die Güte unter Ihre Bücher aufzunehmen. Eines wünschte ich nach Paris als den Mittelpunkt allgemeiner Litteratur gebracht zu sehen. An Goethe ist ein Exemplar durch Herrn Perthes gesandt worden, sammt einem Briefe. An unseren geistlichen Minister wird Herr Professor Ritter die nöthigen Exemplare übergeben. Gebe Gott seinen Segen zu diesem Buch, das gewiss aus reiner Theilnahme hervorgegangen ist, und lediglich aus ihr. Persönlich, die Wahrheit zu sagen, hätte ich mehr davon zu fürchten als zu hoffen, dass ich mich in diese Dinge menge. Schreiben Sie mir francamente, was Sie denken und sagen. Ich werde in wenig Tagen nach Rom abreisen, wo mich Ihr Brief durch Vermittelung der Gesandtschaft leicht treffen kann. — Sie werden nunmehr wissen, dass der arme Professor Reisig hier gestorben. Wie sehr mich dies Unglück beschäftigt und angegriffen hat, kann ich Ihnen nicht beschreiben. In der That war dieser Winter (noch ist er nicht vorüber) für Einheimische und Auswärtige gleich gefährlich. Auch auf anderer Seite ist mir der Tod nahe gekommen. Mein Vater ist kaum am Leben erhalten worden. Sie werden wissen, welcher Verlust uns in Frankfurt a. O. bedroht hat. Wird aus der russischen Sendung nichts, so wünsche ich eines von jenen Exemplaren in das Haus Savigny's gesendet zu wissen. Meine Studien gehen glücklich fort. Obwohl das Archiv noch nimmer verschlossen geblieben, nimmt doch meine Sammlung venezianischer Relationen täglich zu. Es ist hier eine Bibliothek von 900 Manuskripten zu verkaufen, über die ich an das Ministerium berichtet habe. Wenn davon die Rede ist, so würde sehr gut sein, wenn Sie und vielleicht Herr Alexander von Humboldt darauf aufmerksam machten, dass das darin befindliche Exemplar des Sanudo (L. secr. fid. etc.) eben das ist, worauf Cardinal Zurla (Viaggi etc. T. II.) so grossen Werth legt. Dem Staat muss mehr an den 900 Manuskripten liegen als an den 600 Louisdor's, die sie kosten sollen. Ich grüsse Sie Beide von ganzem Herzen, und weiss, dass Sie fortfahren werden, mir wohlzuwollen. Es ist hübsch, wenn man so sicher ist.

Ihr L. Ranke.

Rom, 28. März 1829.

Gnädige Frau!

Es ist das erste Mal, dass ich höre, dass Sie unzufrieden über mich sind. Sehe ich nun, dass die, welche mir übel wollen, mich ernstlich hassen, und dass ich auch die verletzte, welche mir wohlwollen, so bin ich nicht wenig unglücklich. — Bei meinem letzten Brief war mein Sinn, dass ich Herrn von Varnhagen und Ihnen Alles überlasse. — Ich war weit entfernt, mich dabei vornehm zu fühlen; vielmehr mit einem ganz unbedingten Vertrauen (was doch ohne Unterordnung nicht sein kann) habe ich meine Bitten Ihrem Ermessen anheimgestellt. — Glauben Sie, dass ein einziges Wort „so geht es nicht" mir ganz genug ist. Mit alledem, was Sie in meiner Sache gethan oder nicht gethan haben, thun oder nicht thun werden, bin ich vollkommen zufrieden. — Ich weiss nicht, wo Herr von Varnhagen ist, ich würde ihm sonst gewiss schreiben. Ich hoffe, seine Laufbahn beginnt aufs Neue. — Er hatte die Güte mich an Herrn v. Martens zu empfehlen. Herr von Martens schien sich viel daraus zu machen: er hat mich nicht allein in seinem Hause gut aufgenommen, sondern durch seine Verwendung bei der Regierung mir die wesentlichsten Dienste geleistet. — Herrn Kestner und die Brüder Riepenhausen, an die ich durch Ihre Vermittelung Briefe empfangen hatte, habe ich sehr freundlich und gütig gefunden. — Im Ganzen geht es mir denn in Italien wohl; ich sollte Ihnen billig ausführlich davon schreiben, aber ich muss erst ein freundliches Wort von Ihnen haben. — Indessen wird mein neues Buch in Deutschland am Ende einen der Wirkung, die ich beabsichtigte, entgegengesetzten Erfolg hervorbringen. Haben Sie denn einen Blick hineingethan? — Wenn Jedermann unzufrieden ist, fange ich an, an mir selber stark zu zweifeln.

Sind Sie gesund? Haben Sie gutes Wetter und reine Luft? Abends immer gute Gesellschaft? — Seien Ihnen heitere Tage gewährt.

L. Ranke.

Ranke an Varnhagen.

Rom, den 9. Juni 1829.

Sie haben mir, mein verehrter und theurer Freund neuerdings soviel Güte erwiesen, dass ich Ihnen, wenn es möglich ist, noch mehr verpflichtet sein muss, als zuvor. Lassen Sie mich darüber keine Worte machen. Wollte Gott, dass ich einmal in irgend etwas Ihre Stelle vertreten könnte, wie Sie die meine.

Ihre Erinnerungen sind mir nicht im mindesten unbequem. Ich sehe wohl, dass mir das Buch, das ich mit dem bestimmten Gefühle, es werde mir für meine persönlichen Verhältnisse eher hinderlich als vortheilhaft sein, geschrieben habe, deren bald in einer, bald in anderer Art gar viele zuziehen wird. Die Ihren aber sind so freundlich gesagt, als wahrscheinlich gut begründet. Ich mache an mir die Bemerkung, dass die Eigenschaften, die man übrigens hat, die uns in Haus und Stube vielleicht selbst lästig fallen, wie man sich auch anstellen mag, in litterarischen Dingen immer hervortreten. Um hier zu eigentlicher Eleganz zu gelangen, müsste ich eine Radikalkur mit mir vornehmen. Ich bilde mir zwar ein, dass ich mich ein wenig gebessert habe — und eben jetzt bin ich in guter Schule —, allein ich fühle doch, dass ich nur zu einer Unterhaltung tauge, wo man sich etwas gefallen lässt; dass ich den Anspruch nicht machen kann, mich nur einen Abend lang im Salon, mich nur bei einem eleganten Gastmahl mit Freiheit und Genugthuung zu bewegen. Wie sollte sich das nicht in dem zeigen, was ich schreibe? —

Wie sehr mich Krankheit und Genesung Ihrer Frau Gemahlin bewegt, ist unmöglich zu sagen. Welche Verluste sind in diesem schweren Winter an mir vorübergegangen. Ob ich gleich Beides in dem nämlichen Moment erfahren habe, so denke ich mir die lange Gefahr, die es auch für mich so sehr gewesen ist, redlich aus. Jetzt, hoffe ich, ist Alles vorüber. Diesem Leben wird die ihm eigenthümliche Munterkeit nie fehlen: und wie ich sie verlassen, werde ich sie wiederfinden. Glückliches Wiederfinden! Wie sehr gefalle ich mir in dem Gedanken, dass ich wieder einmal an Ihrer Glocke ziehen, eintreten und Ihres

Gespräches geniessen werde, nach solcher Peregrination! Dort, dort bin ich doch zu Hause. Aber wann?

Rom, in das ich mich zu finden Anfangs wenig Hoffnung hatte (Florenz und Venedig lagen mir zu sehr im Sinn) hält mich jetzt immerdar als einen Fremden, doch mit mannichfaltiger Bande gefesselt.

Zuerst meine eigentlichen Studien. Die Bibliotheken sind zahlreich, und in meiner Gattung der Litteratur fast alle trefflich ausgestattet. Es hat zwar seine Schwierigkeit, sie zu benutzen; jedoch, wenn man in seiner Aufführung nicht offenbare Fehler begeht, wie mir einmal, als ich den jüngeren Bibliothekar anstatt des älteren anging, und den letzteren dadurch in Zorn setzte, begegnet ist, sind diese Schwierigkeiten zu überwinden. Es geht mir sogar besser als anderswo. Der Fürst Altieri hat mir einen grossen Saal eingeräumt, dahin die Handschriften aus der Bibliothek gebracht werden, wo ich zu jeder Stunde des Tages arbeiten kann. Der Bibliothekar der Barberina hat mir und zwei anderen Deutschen, ein kleines Zimmer zu ähnlichem Gebrauch überlassen. Die Sachen sind römisch und fremd. Es ist freilich das wichtigste Ding von der Welt, den Gang des römischen Governo zu verfolgen: warum sollte man nicht unter Andern einmal nachfragen, wie dieses heutige Rom, das alle Welt zu besuchen reist, zu Stande gekommen ist? Die Stellung des Papstthums ist grossartig, auch in neuerer Zeit. Die merkwürdigsten Dinge kommen zum Vorschein und ich muss doch eben einmal einen zweiten Theil schreiben. Die fremden Monumente sind aber beinahe noch wichtiger. Über die Verhältnisse der katholischen Sache in aller Welt, womit so viel zusammenhängt, finden sich schöne und neue Aufklärungen. Die Sache der englischen Katholiken in Rücksicht der ganzen englischen Geschichte, wird man selbst in England nicht so gut studiren können wie hier, wohin man berichtete, wo die Familien der Cardinalnepoten die Monumente ihrer Regierung, als einen Schatz ihres Hauses aufbewahrten. Nicht wenig merkwürdige deutsche Sachen finden sich. Es vergeht fast keinen Tag, ohne irgend eine wichtige, alte Ideen entweder befestigende oder limitirende Auffassung. Nur ist es wahr, dass man auf zweierlei Acht haben muss, sich in der Arbeit weder zu übernehmen, noch auch zu zerstreuen. An das neue Rom stossen die Rudera des alten. Mitten hindurch, einen Baumgang entlang, unter dem Bogen des Titus weg, unter dem Coliseum hin, in einem öffentlichen Garten, und von da über den Circus Maximus zwischen Vignenzäunen weiter, führt mein täglicher Abendspaziergang. Es ist überdies ein sehr belebter Theil der Stadt. Vierhundert Arbeiter, an verschiedenen Theilen der Stadt vertheilt, sind mit Aufgrabung und Herstellung unausgesetzt beschäftigt; sie fördern das alte Pflaster zu Tage, bringen die eigentlichen, von dem ungeheuren Schutt verdeckten Basen der Denkmale zum Vorschein, um ihnen die Anschauung ihrer eigentlichen Dimensionen wiederzugeben und machen den Antiquaren oft zu schaffen. Leider ist es das kaiserliche Rom, das man wahrnimmt. Aus der Zeit der Republik ist nur ein winziger unscheinbarer Tempel übrig. Es ist leichter sich in die ganz alten Zeiten zu versetzen, wenn man auf einen der jetzt zu Vignen eingerichteten Hügel steigt, der vom Palatin etwa nach Capitolin oder Aventin hinübersieht; die Campagna, weiter hinaus war ein Land der Geister und ist ein Land der Geister.

Es ist sonderbar, wie sich das so treibt! Eben jetzt scheint es, als wollte um Albano die alte, vulkanische Natur, die diesen Boden schuf, wieder hervortreten. Der Ort ist verlassen, viele Albaner sind nach Rom gekommen, viele wohnen in Hütten um den Ort her. Ich denke noch heute dahin zu gehen, nicht gerade um auch einen Erdstoss zu fühlen, sondern um mir die Wirkung der rebellischen Natur, — das kann doch der kluge und witzige Mensch nicht verhüten, — Auge in Auge anzusehen. Die albanischen Banditen haben alle ihre Mordgewehre zu den Füssen ihrer Beichtväter gebracht, von denen einer mit einer kaum zu beschwichtigenden Wirkung den jüngsten Tag angekündigt hat. Von dem Genuss, den ich in den Sammlungen vornehmlich der antiken Kunstwerke habe, und der Rom zu dem machte, was es ist, — anderes haben auch andere, dies ist allein hier, allein durch An-

schauung des Originals zu erlangen — sage ich Ihnen nichts. Man sollte hier einen Kursus der römischen Litteratur und Geschichte machen. Es ist eine wechselseitige Erläuterung des schriftlich Überlieferten, des in Monumenten Aufbehaltenen und dessen, was noch im Leben besteht, möglich, wie wahrscheinlich an keinem anderen Ort der Welt. Ich werde darum nicht sogleich aufbrechen und zurückkommen. Von unserem Ministerium habe ich genugthuende Schreiben bekommen, auch sagt man mir Geld zu. So lebe ich in Genuss, Zufriedenheit und Hoffnung.

Ganz der Ihre

Leopold Ranke.

P. S. Ich grüsse Herrn und Frau von Arnim. Von Frau von Arnim wüsste ich gern etwas. Beiliegendes Blatt geht wohl leicht mit einem von Ihnen nach Frankfurt. — Sollte ich neues Geld von Seiner Maj. dem König bekommen, vorher aber die Überreichung des Buches (wenn ich an diese Dinge gedenke, bin ich voll Dank gegen Sie) unterblieben sein, so werde ich alsdann sicherlich ein Schreiben senden, was freilich anders eingerichtet sein müsste. — Nochmals wünsche ich Ihnen Gesundheit, Wohlergehen, gute, beschäftigte Tage. Sollte ich Etwas erträgliches zu Stande bringen, so werde ich's Ihnen senden.

Ihr

R.

Rom, 10. Oktober 1829.

Mit ausserordentlichem Vergnügen, mein theurer Freund, empfing ich Ihren Brief aus Baden, der mir schon auf dem Couvert die Hälfte Ihres Zustandes, Reise, Bad und Freundin verrieth. Sind Sie auch in Paris gewesen? Wahrhaftig, ich habe gar kein Recht und wenig Neigung, eifersüchtig zu sein: ich denke weiter nichts, als dass es mir nicht hätte schaden können, auf ein paar Tage der Vierte bei Ihnen zu sein; als solch ein Vierter lade ich mich zum Voraus auf irgend einen künftigen Sonn- oder Alltag zu einem Diner ein. Warum hat mir aber Frau von Varnhagen nicht ihre Genesung mit zwei eigenhändigen Worten vergegenwärtigt? Grüsse sie schön! —

Jede Nachricht von Ihnen verpflichtet mich, einen Anlauf zu nehmen, um Ihnen aus dem Grunde zu danken. So sorgsam und besser als ich selber vermocht hätte, nehmen Sie sich meiner Sachen an. Ich wollte, Heine wäre nur darum hier, damit ich einem Gleichgesinnten eigentlicher sagen könnte, wie ich gegen Sie gesinnt bin. Statt Heine's wird Graf Platen, der ihn so übermüthig über die Achsel angesehen und mit Schimpfereien belegt hat, im Winter hierher kommen. Platen bekämpft, was ihm vorkommt, unter Anderen auch die, mit denen er sich verbinden sollte. Poesie, „an deren Busen er ruht"[1]), hat ihn, wie mich dünkt, mit den Lippen berührt, und er weiss sich gut auszudrücken; dass er aber in dieser Liebe ganz glücklich sei, muss er ein ander Mal auch mit Erfindung und grossen Gedanken bewähren. Sonst κενὸν τὸ φίλαμα λέγουσιν[2]), wenn ich mich des Theokrit recht erinnere. —

Mir meldeten Sie, dass meine Sachen in Berlin gut standen. Ob ich wohl die Hoffnungen, die Sie für meine Zukunft hegen, nicht theilen kann, sondern überzeugt bin, dass ich immer ein armer Professor mit schmächtigem Gehalt bleiben werde, übersehen und verabsäumt, so bin ich doch sehr zufrieden, dass man gut von mir denkt, da das sogar mein einziger Besitz in dieser Welt. Resignirt man sich, so kann man sogar ohne den leben. Aber Goethe. Wollten Sie ihn wohl wissen lassen, dass sich Freitags am 28. August eine kleine Gesellschaft in der Osteria Campana — wo nach einer von Wilhelm Müller stammenden Überlieferung Goethe seine römische Liebste die Stunden in den vergossenen Wein zeichnen sah, zusammenfand. Einer erzählte die Geschichte von dem, ich glaube auf Friedrichs II. ausgebrachten Toast: „Er, er lebe". Ein anderer versetzte: „Hier ist er", und brachte eine kleine Büste von Goethe, die er von Riepenhausen geborgt, aus der Tasche hervor. Wir assen und tranken

[1]) Aus dem 5. Akt von Platen's Romantischem Ödipus, bei Redlich, II. Thl. S. 409.
[2]) (Pseudo-) Theokrit, Id. 27. V. 23.

zur Verwunderung gut, (die Osteria ist sehr schlecht); wir lasen, Loose ziehend, aus den Elegien; nachdem wir durch ein sehr lebhaftes Zwiegespräch einer beleidigten und wieder beleidigenden Donna mit ihrem ehemaligen Liebhaber unterbrochen worden, warf man die Frage auf, welches Goethe'sche Werk einem Jeden das liebste sei. Man entschied sich für Faust und Elegien, einer für die Wahlverwandschaften; der, welcher die Frage aufgeworfen, wollte selbst nicht ganz redlich antworten; er versicherte, ihm gefalle der Komplex dieser Werke. Worüber denn viel Debatte. Die Octava haben Riepenhausens begangen. Sonst ist Goethe bei den Künstlern nicht beliebt; man sagt es mir, ich kenne fast keinen.

Ich meinerseits lebe still für und vor mich hin, sammle Manuskripte, mancherlei Mittelmässiges, weniges Auserlesene; baue oft in Gedanken die neue Welthistorie auf; hege meine kosmopolitischen Wünsche und weiss, wo ich Abends hingehe. Was will abgedachter, armer Professor denn mehr? Auch schreibe ich zuweilen etwas. Unter anderem, erschrecken Sie nicht, aber wo sonst nimmt man denn kleine gelehrte Abhandlungen auf, die keine Rezensionen sind? in den Wiener Jahrbüchern über Don Carlos und was dem mehr anhängig. Sie werden es vielleicht schon gelesen, und gerichtet haben. Ich habe einen Dukaten an Honorar verloren, um zwanzig besondere Abdrücke davon vertheilen zu können. Davon wird man Ihnen nicht nur einen, sondern sogar mehrere zustellen. Den Kronprinzen könnte man ohne besondere Veranlassung mit dergleichen wohl nicht behelligen; Herrn von Humboldt, Ancillon und andere Gönner wohl eher. Hier fehlt mir nun z. B. ein Gespräch mit Ihnen, welches mich sogleich in Stand setzen würde, darüber zu entscheiden. Eigentlich wünschte ich, dass auch der spanische Ambassador davon Notiz erhielte. Sobald ich von der Rückkehr Herrn Alexander von Humboldts wissen werde, will ich ihm unverweilt schreiben. Es ist aber alles so weit und dauert so lange. Das beste übrige Exemplar meines serbischen Buches, mein eigenes bleibt Ihnen zugesichert. Ich habe es noch nicht in Händen gehabt.

Hätte ich in Kurzem Musse und glückliche Stunden, so schriebe ich etwas Anderes, nichts Historisches, wenigstens nicht geradezu, und liesse Sie und Cotta, darüber schalten.

Künftigen Dienstag — heute haben wir Sonnabend — will ich — wie ich denke, in Begleitung des Professor Gerhard — nach Neapel. Früher haben es meine Manuskripte, welche die halbe Welt umfassen und einen guten Koffer füllen. — Sie müssen wissen, dass mir zwei Kopisten dienen, von denen der eine früh bis Abends schreibt — nicht zugelassen. Ich fürchte Gräfin Voss nicht zu finden. Sie wollte, soviel ich höre, die Abwesenheit des Königs benutzen auch wegzugehen. Ich habe von hier einige Adressen an Eccellenze und Patres Reverendi.

Doch will ich da nicht arbeiten. Ich komme vor Mitte November zurück, um die erst in den letzten Tagen angelangte Erlaubniss, eine an Nunziaturrelationen reiche Sammlung des Prinzen Corsini zu sehen, mir zu Nutze zu machen; zu Andern hat der Archivar Hoffnung gemacht. Dann stehen mir zwei florentinische Monate bevor. —

Hierauf soll ich nach Venedig kommen, und man wird mir die im Archiv enthaltenen, vor mir sonst nicht gesehenen Relationen der Ambassadori, wie ich wenigstens hoffe, einhändigen. Wenigstens ist eine günstige Entscheidung aus Wien angekommen. — Ich hege darum fast selbst den Wunsch, nicht nach Paris zu gehen. — Ich will vielmehr aus Italien unmittelbar nach Hause zurückkehren und zu einer grösseren Ausarbeitung schreiten. — Nur bedenke ich zuweilen, dass es mir nicht sehr wohlgefallen wird, mit den alten beabzugten 500 Rthlr. Haus zu halten. Si vole pazienza, sagen die Italiener. — Bis zum Dezember hin werden mich also Briefe hier treffen; und ich hoffe ihrer aus Ihrem Haus zu erhalten: mit guten Nachrichten von ihrem Wohlergehen, von fortgehenden erwünschten Zuständen und unveränderlicher Wohlgewogenheit gegen mich.

Ihr eigen

L. Ranke.

Um mich deutlich auszudrücken, bitte ich Sie von fünf Exemplaren eines selbst zu behalten, eines an Ancillon zu geben, ein anderes Herrn von Humboldt bei seiner Rückkehr:

das vierte soll für den Kronprinzen bleiben, auf den Fall, dass davon die Rede wäre, und er es wünschte: das fünfte wünschte ich nach Spanien. Sollte ich mehr senden können, so können Sie damit machen, was Ihnen beliebt.

Rom, 29. März 1830.

Es ist schon so lange her, dass ich keine Nachricht von Ihnen habe, mein theurer Freund, dass mich nach einer solchen sehr verlangt. Wenigstens hoffe ich, dass keinerlei Unwohlsein Ihre Thätigkeit gehemmt haben wird.

Seit ich Ihnen schrieb, war ich in Neapel. Glückliche Erinnerung. Es wird mir wohl zu Muth, wenn ich mir die Wohnung vergegenwärtige, mit der schönsten Aussicht über das weite Meer und nach den umgebenden Bergen. Meine Studien, die diesmal ganz dem Alterthum galten, den Gegenständen, die man sieht, gemäss, so wie dem Boden, den man betritt, der Luft, die man athmet, — es ist unmöglich, dass man dort nicht versuchen sollte, sich die Welt der Republiken, die einst in der Jugend der Menschheit an dieser Küste blühte, in der Vorstellung hervorzurufen; — die kleinen Reisen, die ich unternahm, bezogen sich darauf, und alles was man Merkwürdiges trifft, gehört schlechterdings der nämlichen Periode an — die lange versäumten alten Poeten zog ich hervor — und um mich nicht ganz von meinem Pfade zu verlieren, musste ich zurückeilen. Für mich enthielt die Bibliothek nichts von besonderem Werth. Ich war einmal ganz ein Reisender. Sollten Sie den Grafen Voss sehen, dessen gütige Aufnahme mir meinen Zustand doppelt angenehm machte, so haben Sie die Güte, ihm meine treue Erinnerung zu melden.

Seit dem November bin ich wieder in Rom, und komme ich einmal zurück, so will ich Ihnen zeigen, dass das nicht ohne grosse Vortheile gewesen ist. Meine Fortschritte sind freilich langsam; indessen sehe ich die Entwickelung der modernen Welt sich von mir ohne mein Zuthun in handgreiflichem Fortschritt zusammensetzen.

Über die Entwickelung so der Poesie, als der Kunst, bin ich den Spuren, die ich schon früher aufgefunden hatte, mit allem Eifer gefolgt. Über jene habe ich bereits einen ausführlichen Aufsatz ausgearbeitet; über diese bin ich weiter zurück. Doch Faden knüpft sich an Faden; und durch aufmerksames Anschauen thut sich mancherlei auf.

Ich besinne mich nicht, ob Sie in Ihrer Biographie, nach welchem Werke mir hier von vielen Seiten Verlangen bezeugt worden ist, einer Apologie Theodors gedenken, die als Antwort auf ein diffamatorisches Dekret von Genua in Briefform verbreitet ward. Es ist darin von Unterhandlungen, die Russland durch einen Baron, der bald Genof, bald Neowolf, bald Newof genannt wird, mit Portugal führte, die Rede. In Livorno sei er allerdings wegen eines protestirten Wechsels ins Gefängniss gesetzt worden, jedoch habe er sich nur angestellt, als habe er kein Geld, um jeden Verdacht wegen seines Projekts zu vermeiden. Einen Auszug hieraus und einige gedruckte Bücher über Korsika werde ich mitbringen.

Von ‚Fürsten und Völkern' soll eine neue Auflage gedruckt werden. Leider kann ich, da meine Papiere noch nicht vollständig und überdiess zerstreut sind, — einige auch bei Ihnen — nichts Wesentliches dafür thun. Ich bin wahrhaft missvergnügt, dass ich mich einer so schönen Gelegenheit nicht besser bedienen kann, vielleicht verschiebt es Perthes noch. Wäre denn wirklich mein Heft über Don Karlos nicht bei Ihnen angekommen? Gerold hat ausgesagt, er habe die besonderen Abdrücke schon im Oktober nach Berlin befördert. Hier hatte ich damit die besondere Genugthuung, also, dass der sächsische Agent, ein Sohn des Hofraths Platner von Leipzig, ein Mann von fünfzig Jahren, sich während einer Konversation bei Bunsens hinsetzte, das Schriftchen ergriff und nun weder auf Musik noch Gespräch hörte, bis er es durchgelesen hatte, worauf er von nichts weiterem redete, so oft ich auch versuchte, auf andere Gegenstände zu kommen. Ich bin schon mit der Wirkung auf einen Menschen zufrieden. In Deutschland wird man mich vielleicht desto schlimmer hernehmen. Wollten Sie mir nicht schreiben, ob der dritte Band der Reisebilder so über alle Begriffe entsetzlich ist, wie man mir sagt und schreibt? Auch wer die Karoline in dem Berliner Musenalmanach. Von dem Treiben dieser Litteratur hört

man über das allgemeine Tosen aus der Ferne nur einige der besondersten Stimmen sich erheben. — Frau von Arnim wäre zu benachrichtigen, dass eine Gräfin Egloffstein aus Weimar hier ist, mit deren Befinden es sich etwas bessert. Wie geht es Ihnen mit unserer Frankfurter Freundin? Eine hiesige Kunstausstellung glänzt durch französische, nicht durch deutsche Werke. Vernet hat eine Judith in dem Moment, dass sie gegen den schlafenden Holofernes das Schwerdt schwingt, gemalt, welche durch kühne, neue und lebendige Auffassung Jedermann entzückt. Ich finde, dass es den Deutschen auch an Gegenständen fehlt; sie malen nur das hundert Mal dagewesene.

Halte ich nicht heute gute Konversation, so von Einem auf's Andere überspringend? Sie verzeihen mir schon, da ich Sie doch nur eigentlich um Nachricht von Berlin, Ihnen und Ihrem Hause, d. h. Ihrer Frau Gemahlin bitten wollte. Die müssen Sie aber nach Florenz senden, unter Martens Adresse, wo möglich ohne besonderes Couvert. Von ganzem Herzen bin und bleibe ich der Ihre. L. Ranke.

Florenz, 25. Mai 1830.

Der schöne Gruss Ihres Briefes, mein theurer Freund, den ich bei meiner Ankunft eben eingetroffen fand, erfreute mich nicht wenig. Ich hoffe, dass in der Zeit zwischen seiner Absendung und meiner Antwort der Frühling Ihre Schmerzen vollends gehoben haben soll. Wenn Sie aber durch den Winter leiden, wäre es nicht einmal möglich, dass Sie ihn in Pisa oder Rom zubrächten? In Rom, wo selbst der letzte, welcher härter war, als Jemand sich erinnert, Kranken, die ich kannte, ausserordentlich geholfen hat. Man weiss dort meistentheils von jenen schneidenden Winden nichts, die alle leidenden Theile und auch die inneren heftig angreifen. Auch denke ich, dass indess die hallischen Tumulte sich ein wenig besänftigt haben werden. Sie haben entschieden Partei genommen. Ich finde nothwendig, dass eine Reibung kommen musste. Unleidlich ist es am Ende doch, dass ein Professor der Theologie Dinge behauptet, die den Grund des christlichen Glaubens aufheben, während er sich diesem selbst akkomodirt. Vielleicht ist es nur ein Mangel an Talent und Tiefe, dass er nicht weiter herausgeht, nicht kühn und im Ganzen angreift, aber was soll erst aus seinen Studenten werden? Die Religion liegt ohne Zweifel in innerer Wahrhaftigkeit. Diese Halbheit droht uns um alle Religion zu bringen, und vollends zu entmannen. Freilich ist der Fanatismus der Gegner ganz unerträglich, und ihr Anspruch, die Welt einzurichten, wenngleich sie, die Wahrheit zu sagen, doch eigentlich legitim sind, muss ihnen verleidet werden. Aber warum sollten sie nicht als Sekte bestehen können, als integrirender Theil der kirchlichen Gesellschaft, nur ohne Superiorität? — — Glücklich, wer nichts mit diesen Dingen zu schaffen hat. — Ich bin, wie Sie sehen, nach langem Zögern am Ende doch von Rom fortgegangen. Der letzte Monat war an Genuss vielleicht der reichste von allen. Der Frühling stimmt mich immer höher und verjüngt mich wieder. Wir hatten ihn in seiner ganzen Schöpfungsfülle. Aus den Gärten des Augustus in die blühenden Rosengärten zu steigen, aus dichter Wildniss, die über zerstörten Mauern gewachsen, hervorzutreten auf die Dächer der Kaiserpaläste, und dieses grosse Welttheater überschauend, zu geniessen, — die Ruinen werden uns lieb als Ruinen; sie sind ein Theil der Natur. Noch einmal übersah ich in den Sammlungen die Hervorbringungen alter und neuer Zeit. Meinen eigenen Erwerb war ich genöthigt zusammenzuzählen. Kurz vor der Trennung ist es zu natürlich, dass man noch einmal zärtlicher gegen seine Freunde wird. Ich lebte da in einer tausendmal glücklichen Beschäftigung; dann riss ich mich los und machte diesen Spaziergang nach Florenz. So wie wir zuerst die Campagna hinter uns hatten, war es ein einziger Spaziergang. Meine Lust zu wandern und die hässliche Gesellschaft, die ich leider hatte, machten, dass ich des Tags nicht viel über zwei Stunden in oder vor dem Wagen kam. Wie ist aber das Land so schön! Reizend in dem wilden Gebirge und gross in den blühenden Thälern. So mit sich allein, nicht allzu angestrengtes Wandern, wieder Ruhe; Abstecher nach den Wasserfällen und berühmtesten Kirchen, man konnte das schon aushalten. Und so kam ich hierher zurück. Florenz sah mich ganz unbe-

deutend an; ich warf mich, sobald es mir möglich war, ganz in die Studien, und bin schon mächtig mit neuen Büchern und Manuskripten umgeben. Die Gesellschaft ist mir gleichgültiger als je geworden; und ich hoffe ganz ernstlich, ein florentinisches Kapitel zu Stande zu bringen.

Ich denke nicht allzu lang bleiben zu müssen. Herr von Martens hat neue Instanzen wegen des Archivs gemacht; im besten Fall wird die Erlaubniss sehr beschränkt gegeben werden. Ich werde demnach bald nach dem 24. Juni, Anfangs Juli, denke ich, nach Venedig gehen, wo mich Schwierigkeiten erwarten, aber ich doch ein gewisses Gelingen hoffe. Alsdann komme ich bald nach Berlin zurück. An keinem andern Ort habe ich grosse Arbeiten vorzunehmen.

Gerold ist wiederholt gemahnt worden und hat behauptet, die Sachen schon im Oktober expedirt zu haben. Sollten Sie etwas davon empfangen haben, so haben Sie die Güte, nach so langer Verspätung nur die allernothwendigsten Exemplare zu vergeben. Thun Sie nehmlich nach Ihrem Gutdünken.

Platen habe ich in Rom häufig gesehen, um so mehr, da er krank wurde und meine Krankenpflegernatur dann gleich in Anspruch nahm. Er hat viel warmes Gefühl für die Form, übrigens aber entsetzt er Jedermann, wenn er den Alfieri dem Shakespeare vorzuziehen scheint. Von Deutschland hat er einen ganz falschen Begriff. Heine hat er unverantwortlich beleidigt, und das ist der einzige Punkt, über den ich mit ihm zusammengerathen bin. Er hat etwas Stilles, Leidendes, Geisterhaftes in seiner Erscheinung. Er wird nicht lange leben.

Dass ich Ihre Frau Gemahlin von Herzen grüsse, und die Gedanken mit an sie gerichtet sind, versteht sich von selbst. Ich küsse den Saum ihres Kleides. Frau von Zielinski könnte vielleicht erinnert werden, dass sie mir einen Brief schuldig ist. Wenn sie ihre Schuld hierher zu zahlen gedenkt, müsste sie's sogleich thun. Auf jeden Fall muss ich hier bleiben, bis ich Geld habe, was mir beiliegender kleiner Brief verschaffen soll, den Sie schon die Güte haben, sobald als Ihnen nur möglich ist, an Professor Heinrich Ritter zu schicken. Kommt Frau von Arnim Abends zu Ihnen, so erzählen Sie ihr etwas Gutes von mir. Leben Sie wohl. Ich bin und bleibe Ihr getreuer Leop. Ranke.

Venedig, den 9. August 1830.

Ich melde Ihnen, mein verehrter Freund, dass ich zum zweiten Mal in Venedig eingelaufen bin. Toscana habe ich nicht ohne Satisfaktion verlassen. Nicht allein bin ich in die mediceische und florentinische Geschichte ziemlich eingedrungen: ich habe auch die äussersten Schwierigkeiten, die sich mir bei Benutzung des Archivs entgegensetzten, überwunden, und mich über die Ereignisse unter Karl V. vornehmlich in Deutschland trefflich aufgeklärt. Ueberdies war hier vieles andere zu lernen. Mit ausserordentlichem Interesse habe ich die Entwickelung der florentinischen Kunst Schritt für Schritt begleitet; ich finde leider meine Fähigkeiten beschränkt, jedoch glaube ich nicht in den wesentlichsten Punkten. Wie herrlich ist Pisa! Hier habe ich wieder Ihres Winterübels gedacht. Pisa ist so mild, und ein Aufenthalt wie ein deutsches Bad. Sie sollten doch einen so guten Entschluss fassen, wie der dort einmal hinzugehen; nur nicht just dann, wenn ich wieder zurückgekommen bin. Nie werde ich den Morgen vergessen, den ich in Anschauung der wundervollen Denkmale daselbst genoss. Da ich nun gethan hatte, was zu thun war, meine Sammlung über mehrere hundert Bogen vermehrt, mit neu gekauften Büchern und Manuscripten, die mir gut zu Statten kommen sollen, eine ganze Kiste angefüllt sah — — da ging ich ruhig und getrost fort; nichts hielt mich zurück, keine Neigung, noch Freundschaft; nur gestehen muss ich, dass mir Toscana minder gefällt, als andere Theile Italiens. Es ist so civilisirt, dass rein nichts, als die Civilisation in diesen Menschen übrig geblieben ist. Ich sah die ganze Bevölkerung von Florenz am Himmelfahrtsfeste auf die Wiese vor der Stadt strömen; da war aber an kein Spiel, an keinen Tanz, an keinerlei originelles Lebenszeichen zu denken. Man ging Arm in Arm spazieren, redete nur so weiter, wie man zu Hause zu thun pflegt, und labte sich an schlechtem Weine. An dem Johannisfeste war

auf einer Arnobrücke ein Feuerwerk; die Menge drängte sich, es zu sehen; eine Unzahl von Menschen war zugegen; aber ich stand oben dort auf einer Terasse, wo das grösste Gedränge war, man hörte keinen Laut; selten sprachen ihrer zwei. Dies mag nun sonst ganz gut sein, obwohl es seltsam, dass man dabei gar nicht unterrichtet ist, und dass z. B. die meisten Frauen nicht schreiben können (haben sie einen Brief an ihre Schwägerin auszufertigen, so lassen sie den Priester kommen) allein langweilig ist es doch. Genug, mit völliger Zufriedenheit begab ich mich hinweg. Ich hatte eine herrliche Reise nach Bologna, den ganzen Hintergrund eines geräumigen Wagens hatte ich für mich okkupirt. Die schönste Gesellschaft war glücklicher Weise nicht in demselben, wo sie etwas unbequem geworden wäre, sondern in einem eigenen Wagen, und in den Gasthöfen mir zur Seite. Nichts geht über die Heiterkeit und Anmuth italienischer Nächte. Am Morgen stieg ich zu Fusse das Joch der Apenninen hinan; ich kam so viel reicher wieder, als ich vor anderthalb Jahren gegangen war, ich bat den Vater Apenninus, mich die Geschichte, die zu seinen Füssen vorgegangen, deren Denkmale er mich sammeln sehe, nun auch in aller Wahrheit schreiben zu lassen, und mir seinen Hauch nach Deutschland zu senden. Gott ist doch in jedem Orte besonders gegenwärtig. In Bologna habe ich die Bildwerke der dortigen Schule mit den Augen neu gewonnener Einsicht wieder zu betrachten gehabt, und habe da ein paar Tage zugleich genossen und gelernt. Hätte ich Geld, so könnte ich in Padua einen vortrefflichen Kauf altvenezianischer Chroniken machen, ich habe versprochen wiederzukommen. Doch ist meine Hoffnung klein. Am 4. August bin ich wieder in Venedig angelangt. Mit unaussprechlichem Genügen sah ich mich des Abends wieder auf dem Markusplatz. Er kam mir vor wie ein ungemeiner Konversationssaal, wo Musik und Gesang, behagliches Dasein, lebendige Bewegung; und uns hindert nichts, auf und ab zu gehen, und uns die Jahrhunderte zu vergegenwärtigen, denen die Denkmale angehören, die auf uns niederschauen. Das Reizende besteht in der Mannigfaltigkeit angenehmer Gefühle, die sich unser mit Einem Male bemeistern. Hier ist es mit dem Erhabenen vereinigt. Meine Unternehmung lässt sich für's erste gut an. Ich traue zwar nicht, bis ich in den Händen habe, doch hoffe ich hier, wie ich meine, mit Grund.

So spielt das Leben in leichten Wellen zu meinen Füssen; aber was ich aus Berlin höre, dringt mir ans Herz. Über die rationalistischen Bewegungen bin ich zu fragmentarisch unterrichtet, um nicht meine Meinung suspendiren zu müssen; — schändlich aber ist es, was man da von Dom Miguel schwatzt. Wenn ein anderer, so weiss ich, dass dieser Mensch von Natur schwach und feig ist: weil er schwach ist, ist er falsch, weil er feig ist, ist er grausam. Gott behüte mich vor einer Billigung seines Betragens. Ich habe gesagt, dass der Grund seiner Vergehungen elende Schwäche ist —; übrigens was seine Frage staatsrechtlich anlangt, glaube ich, dass er nicht ganz Unrecht hat. Es kommt in Hinsicht der Berechtigung Dom Pedros darauf an, ob ein Fürst auch ein Bürger seines Landes ist, ob der Kaiser von Brasilien ein Brasilianer oder nicht, — es ist dasselbe, wie ob der Herzog von Cumberland, wenn er König von Hannover sein wird, Fähigkeit zur Regentschaft von England hat. Wahr ist, dass man über diese Sache besser schweigt, weil die parteiische Welt nur ein völliges Verdammen oder eine blinde Bewunderung kennt. Über Philipp II. weiche ich keinen Schritt. Er ist ganz wie ich gesagt habe. Jeder Tag bestätigt mich mehr. — Nachdem ich den Stoff meiner hiesigen Arbeiten übersehe, hege ich die Hoffnung in etwa 3 Monaten fertig zu sein. Ich hätte schöne Zeit, noch im Dezember nach Paris zu gehen. Denken Sie aber, dass das Ministerium mir in dem ganzen Jahr keinen Pfennig ausserordentlich gegeben hat. Ich weiss nicht, ob es möglich sein wird.

Von ganzem Herzen grüsse ich und bitte Sie, keinem Zweifel an mir Raum zu geben. An Ihre Gemahlin und Gesellschaft besonders Frau von Arnim schöne Grüsse. L. R.

Der vorstehende Brief ist der letzte, den Ranke von der Reise aus an Varnhagen und dessen Gemahlin geschrieben hat.

Fünf Briefe Ernst Moritz Arndts.

Mitgetheilt von LUISE V. BENDA.

Die folgenden Blätter bringen nichts, was man nicht schon in andern Briefen oder in Schriften des theuren Mannes gelesen hätte, und bedürfen darum auch keines Kommentars; aber herzlich und wuchtig im unmittelbaren Ausdruck eines wohlberechtigten tiefen Grimmes sowohl als einer noch viel tieferen hoffnungsstarken Vaterlandsliebe werden sie willkommen sein. Sie ergänzen die schöne Sammlung „E. M. Arndts Briefe an eine Freundin“ (Berlin 1878): denn an den Sohn dieser Charlotte v. Kathen, Karl, der auch mit seinem dem Forstfach ergebenen Bruder Ernst 1819 auf 1820 in Bonn studirt hat, sind vier Briefe gerichtet, an sie selbst der fünfte. 1838 wurde Karl v. Kathen Landrath, später Geheimer Regierungsrath in Stralsund. Er war mit Antonie v. Benda vermählt. Die Briefe des „ältesten Freundes“ an die Mutter ziehen sich mit gleicher Herzlichkeit durch beinahe fünfzig Jahre; die erhaltenen an den Sohn setzen erst in der Zeit ein, da Arndt, 1840 durch Friedrich Wilhelm IV. hochherzig, aber zu spät von der akademischen Verbannung und Demagogenacht befreit, den Zickzackwegen des genialen Königs mit wachsendem Unmuth folgte, bis er selbst unter den Boten die Ablehnung der deutschen Kaiserkrone erfuhr.

Bonn, den 18. des Hornungs 1844.

Lieber Karl!

. . . . Zuvörderst Dank, herzlichsten Dank aller der freundlichen Erinnerungen von Verläufen und Begebenheiten, hinter welchen nun bald ein Vierteljahrhundert abgerollt ist. Gott weiss am besten, warum das und jenes hat geschehen müssen, und damit hat Unsereiner bei allen Hetzereien der Zeit sich denn auch beruhigen müssen. Es sind ja unterdessen mehrere Bären und auch Hasen genug gejagt worden und eben scheint auf andere Weise eine ähnliche Jagd wieder frisch beginnen zu wollen. Gott tröst es!

Was nun meine sogenannte Wiederherstellung oder Genugthuung betrifft, so können erstens Könige verlornes Leben und Kraft nimmer wiedergeben, und mit sogenannter Genugthuung und Entschädigung ist es auch — so eine eigne Sache. Da lügen pomphafte Berichte und Zeitungen à Conto mit, und sogenannte äussere Ehren-Ordens-Bänder — was sind sie? was gelten sie noch? Ich hatte und habe meine Orden bei den Redlichen und Edlen im deutschen Volke und solchen Orden können Könige nicht geben noch schaffen. Und dabei soll es bleiben!

Dein Brief ist also über ein Jahr alt, und ich sehe, dass Du Deinen Muth in demselben in eine gewisse fröhliche Laune hinein zu spornen suchst, auch klingen einzelne Töne, als wenn der Muth wohl oft auch in einen Unmuth umschlagen wolle, und zwar in einen sogenannten Regierungsrathsunmuth. Ich muss hier wieder rufen Gott tröst es. Wir sind unterdessen vom 25. Januar 43 bis zum 18. Februar 44 ungefähr um 13 Monate älter geworden und mögten jeder in seinen verschiedenen Beziehungen wohl dreimal unterstrichnen ! ! ! machen. Ihr da draussen wohnt doch noch mehr an den äussersten Ecken und nördlichsten Landsorten; wir hier sitzen mehr in der Mitte der grossen Weltbewegungen und der grossen und kleinen Zitterungen und Kitzelungen; denn auch der Kitzelungen hat es mehr als zuviel, und zwar diesseits und jenseits. Du verstehst mich wohl. Ich fürchte, ich fürchte, die Engen und Dummen werden endlich wieder Recht behalten, indem sie die Raupen lesen lehren, während die Heuschrecken, welche sie

nicht fangen können, mit ihrer verheerenden Pest sich auf die letzten fruchtbaren Felder niederlassen wollen. Es tobt und lärmt durch einander, es verschiebt und verfährt sich auf den Wegen, die noch fahrbar waren, kurz es scheint mehr rücklaufen zu wollen, als vorwärts laufen zu können. Im Allgemeinen, Grossen, wo die Zeit so laut helft! ruft, wird nichts gethan, und an dem Kleinen und Einzelnen arbeitet und ärgert man sich selbst höchsten Orts mit vergeblichen und eitlen Mühen ab. Und nun wie sausen die Mücken, da sie merken, dass der Löwe brüllen muss! Wie wird dies Gesumse und Genecke zunehmen! Doch wohin? fata viam invenient. Für Deutschland ist mir in letzter Auskehrung nicht bange, aber wir hofften eine milde und muthige Leitung und Fortleitung in Frieden und Ehren.

Nun Lebewohl und grüsse Dein Weibchen sehr von uns. Beiliegende Blätter gieb der Mutter.

Dein
E. M. Arndt.

Bonn, den 24. des Hornungs 1845.

Lieber Karl. Die alten Freunde thun es einem an, und da ich garnichts vollbringen kann, wenn es nicht in Einem frischen Stoss und Ruck gewagt wird, so gebe ich mir für einmal einen kleinen Ruck, um Deinen Worten, die in mehreren Rucken und Stössen ins Feld gerückt sind, eine kleine Erwiderung zu geben.

Also sage ich Dir sogleich zur Einleitung, dass Dein lieber Brief oder vielmehr Deine lieben Briefe und die Nachrichten von Eurem Leben und von der lieben Mutter mir grosse Freude gemacht haben, auch sollst Du — damit ich das Beste nicht vergesse — der lieben Überdieachselguckerin in Deinen Brief für ihre freundliche Anmuthung und Erinnerung die beste Gegenmuthung und Grüssung thun.

Was nun das Übrige betrifft, so geliebts mir in all meiner bekannten Kürze ein wenig mit Dir zu schwätzeln, wie es mir eben durch den Sinn fährt, ohne mich mit so zierlichen und gelehrten Parabeln und Gleichnissen zu schmücken, als die auf Deinem Papiere blitzen.

Du zeichnest Deinen Brief an einer Stelle „ex partibus Infidelium“. Ich fürchte, leider richtig genug. Was ich so gelegentlich von unsern Leuten der Heimath sehe und spreche oder was ich so seitwärts von ihnen und über sie höre, das macht mir fast einen solchen Eindruck. Ernstlich preussisirt seid ihr weiland Halbschweden noch nicht, und das mag nicht euer Schlechtestes seyn; aber auch deutschisirt seid ihr viel zu wenig, und das ist nicht gut. Ja was ich den öffentlichen Männern und öffentlichen Dingen so abgelauscht habe, so seid ihr da selbst noch weit hinter den Altpreussen zurück, die doch ein grösseres Recht hatten, etwas in sich verhärtet und versteint zu seyn.

In deutscher Beziehung, in Hinsicht auf ein Allgemeines, Grosses, Sehnsuchtsreiches und Hoffnungsreiches, was freilich noch nirgends wenigstens mit leiblichen Augen erblickt werden kann, ist wohl keine Küste Deutschlands so arm an grossen Pulsschlägen des Gefühls und Gedankens als das weiland bischen Schwedischpommern und Rügen und der schöne mecklenburgische Meerstreifen. Wie werden sie von den eigentlichen Preussen (im engern Sinn) und den Holsteinern und selbst von ihren Stammgenossen den Hinterpommern (vielleicht Kassubien ausgenommen) da von dem Rosenroth der Beschämung übergossen und in Schatten gestellt! Da ist von euch Herren Regierungsräthen und Edelleuten und von allen Gebildeten auch der grösseren Städte unsrer Heimath gar viel zu thun. Denn ohne Geist grösserer Gemeinsamkeit und höherer Liebe, ohne eine fliegende und brennende Adlichkeit der Gefühle und Hoffnungen, wodurch wir Deutsche allein stehen und bestehen können, kommen wir nicht weiter, und müssen uns, wenn jeder nur immer den Duft seines eignen Misthaufens riechen oder wegkehren will,

im gegenseitigen Gegeneinanderbrummen und Murren, das gar mal wieder zu Prügelei werden könnte, abmüden und abkälten. Ich kenne die Quellen dieser Erscheinung der bezeichneten baltischen Küste und seiner feinen Länder wohl. Ein böses Wasser derselben ist, was Du wenigstens nicht hast trüben helfen, dass die Regierungen und der Adel dort den Bauernstand grösstentheils zerstört haben und dass also die Masse des kleinen Volks dort nicht allein Gesinde sondern auch Gesindel ist, ohne Sitte und Vaterland: denn beides verliert nothwendig, wer nicht irgend mit festen Wurzeln im süssen Boden der Erde verwachsen ist.

Und unser König? Wir mögen ihn wohl mit dreifachem Ernst in unser Kirchen- und Hausgebet einschliessen: denn wir beten da eigennützig zu gleicher Zeit für unser eigenes Heil. Er ist in eine schwere Zeit gefallen, worin so viele, die nicht so hoch stehen, die Tramontane verlieren. Jetzt hat er sich offenbar festgefahren, oder vielmehr der Wagen ist allerdings wieder losgekommen aber scheint in der That zurücklaufen zu wollen. In einem ähnlichen Gefühle, und das ist ein sehr unangenehmes, muss er drin sitzen, und dass er dabei verdriessliche Gebärden macht, müssen wir es nicht sehr natürlich finden? Kurz, er muss empfinden, dass etwas geschehen muss, damit der zurücklaufende Wagen nicht umschlage. Ich sage: es hilft nicht, er muss sich grösserer Lebendigkeit und Öffentlichkeit des Regiments bequemen, er muss zu Reichsständen heran: wie das auch werde, sonst wird ein Verkehrtes über das andere werden. Und meine Kleinigkeit? Du stellst mich gar zu hübsch zwischen die hohen Nöthen und grossen Gedanken hinein. Ich weiss nun viel besser, als mir es jemand sagen kann, wie wenig ich etwas Ungemeines und Ausserordentliches bin: aber das weiss ich auch, dass ich allein dadurch etwas bin, dass Ein Gedanke mich funfzig Jahre regiert hat und dass ich diesem Gedanken wie ein ehrlicher Kerl immer treu geblieben bin. O wie gross und herrlich könnte unser König seyn, wenn er in voller deutscher stolzer Seele einfach empfinden könnte, welche Keime hoher Macht und Ehren in seinem Volke schlummern, ja welche geweckt waren und in feiger Furcht mit Sand und Dornen überschüttet wurden.

Doch wohin weiter? Denke dem nach.

Wir grüssen sehr, grüsse auch die herrliche Mutter.

Dein
E. M. Arndt.

Frankfurt, 19. Windmonds [November] 48.

Windmond schreib' ich. Ja, Wind über Wind, Sturm über Sturm, mein lieber Karl — und doch sollen wir fest darin stehen wie alte Bäume, für welche aber das flecti, haud frangi nicht passt. Dies zur Einleitung. Nun ein paar Worte über Deinen inhaltschweren Brief.

Alles, was Du schreibst, auch die Gründe, aus welchen Du schreibst und mahnst, ist hier erwogen, wird hier erwogen, wird weiter und enger verhandelt, ist nach Berlin und Potsdam gebracht, wird dahin gebracht. Wird es frommen? wird es einen Ausgang aus Labyrinthen bahnen, welche Narrheit, Bosheit und endlich Wahnsinn geflochten und durchflochten haben? wird nicht blutige Gewalt diesseits und jenseits über unsre Köpfe hin den Durchbruch machen? Sollte Preussen in Wildheit und Wüstheit zusammenstürzen, sollte seine Heereszucht sich lösen, dann — denke dem weiter nach.

Ich mag nichts mehr schreiben, weil ich nichts Klares zu schreiben weiss. Doch dank' ich Dir zuletzt für die Freude, die Du mir gemacht hast: denn dies Gefühl, dass es noch treue wackre Kerle giebt, ist und bleibt eine grosse Freude.

Ade! Dein E. M. Arndt.

Lieber Karl.

Ganz kurz; denn ich fahre eben Abschiedsbesuche herum und bin morge in meiner eigenen Hütte in Bonn.

Es ist jetzt nichts Wünschenswerthes dabei hieher zu kommen. Ich bi mit dem bessern Kern des Centrums, (Gagern Dahlmann Waitz u. s. w.) ungefäh 50, vor zwei Tagen aus der Versammlung geschieden, die sich mit einigen Ver rücktheiten noch wohl im rothen Sande verlaufen wird. Die Könige, die wi nur haben erhalten gewollt, haben uns durch ihre starren Tollheiten die letzte 3—4 Monate schwere und unerträgliche Arbeit gemacht. — Übrigens sollt Ih nicht glauben, dass ich an der Zeit und dem Vaterlande verzweifle, obgleich ic viele dumme und auch wilde Streiche sowohl von oben als von unten vorhersehe Es wird sich durch eine innere Nothwendigkeit alles doch zuletzt durcharbeiten

Gebe der Himmel Dir eine glückliche Hinabsteigung in das stählende un reinigende Wasser!

An Bendas Schwerins Jonas und andre Freunde viele treuste Grüsse.

Dein

Frkft 23. des Wonnemonds 49. E. M. Arndt.

Bonn den 9. des Heumonds 1849.

Süss, o süssest ist es geliebt zu werden, von Solchen geliebt zu werden al von Dir, Du lichtentsprossene und lichtdurchflossene Seele. Da muss es selbs dem vom ältesten Alter durchschossenen und erkälteten wohl wieder recht warm un die Brust werden. O nimm meinen Dank für alle Deine lieben Fragen.

Krank melden mich die Zeitungen? O die Zeitungen lügen viel, aber gan gelogen haben sie diesmal nicht. Ich bin allerdings seit 4 Wochen unbass ge wesen, wenn man vom Leibe spricht, aber, wie es scheint, doch ohne grosse Be deutung. Krank genug bin ich gewesen, und bin es noch, wenn vom Geist di Rede ist. Wer der irgend ein schwellendes deutsches Herz hat, ist da nicht kranl gewesen und muss noch heute nicht krank sein? Die letzten Monate in Frank furt und auch die wundersame Irrfahrt nach Berlin, welche ich mitmachen musste hatten mich allerdings mit dem Geiste und mit zerrissenen Hoffnungen, deren ei gutes Theil unser König vor unsern Augen zerriss, auch körperlich sehr mit genommen — und erst hier in meiner stilleren Klause fühle ich das recht. In dessen, liebstes Kind, auch nicht Einen ganzen Tag bin ich bettlägerig gewesen — und mit dem Leibe geht es wirklich in jeder Hinsicht wieder so leidlich, das ich heute früh 5 Uhr schon Kirschen gepflückt habe und heut Mittag im Rhei baden gehen will. Mit dem Geist stehts durch Gottes Gnade — denn auch ic bin ein Mensch von Gottes Gnaden — immer noch gut. Trotz allen Wirren de Tages und aller Dummheit und allem Unsinn diesseits und jenseits weiss ich i innerster Brust, dass unser grosses Vaterland nicht in das Nichts zurückfalle kann, wie langsam und fuchsig seitenspringend und rückschreitend die grosse Kaiser und Königsjagd mit dem feinen diplomatischen Jagdgeklapper und wüsten Hunde gebell des Tages auch gehen mag. Die endliche Lösung so ungeheurer Ding kann ich auf diesem kleinen Planeten freilich nicht mehr erleben.

Trost des Alters, worauf Du liebste Seele auch hinwinkst, dass es einen oft ist, als ob man mit unsichtbaren Flügeln — ich will nicht sagen, auf einen Eliaswagen mit feuerschnaubenden Himmelsrossen — hinweggehoben würde. Ic habe das Gefühl auch oft und mögte schon die stillste Stille der Abgeschiedenhei suchen, wenn die Erde, ja wenn das Vaterland und so viele andre kleinen Pflichten, die ich dem Scheine nach noch zu erfüllen habe, mich doch nicht i vielem Gewirre des kämpfevollen Lebens festhielten. Ich habe vor dem Tode noc

immer ein Leben gehabt; ich meine, so gut Gott der Herr es jedem Alten gestellt, wenn er in Sinnenlust nicht zu sehr ersoffen und an Goldklumpenlust nicht zu hart verwachsen ist.

Sehr freue ich mich, dass Du Dich wieder lebensfrischer fühlst. Ich bitte Dich dabei hübsch zu bleiben und alle Deine Lieben auf das herzlichste von meinem ganzen Hause zu grüssen.

Gebe Gott Dir ein fröhliches Herz und hinfort einen schönen Sommer. Hier am Rhein ist Frühling und Sommer im Ganzen schön gewesen, und das Jahr ist für Korn und Obst und selbst für Wein ein vielversprechendes.

In deutscher Treue Dein alter

E. M. Arndt.

Karl Hillebrand über das Lesen als Bildungsmittel.

Briefe, mitgetheilt von **SIGMUND SCHOTT.**

Ein einziges Mal, im Spätsommer 1880, erfreute ich mich eines persönlichen Zusammenseins mit Karl Hillebrand. Die kurzen Stunden, während deren ich damals mit ihm durch Frankfurt wandelte, werden mir unvergesslich bleiben. Der stattliche, lebhafte Mann, dem nichts Menschliches fremd war, stimmte voll zu dem Bilde, das sich der Leser seiner Bücher von seiner Persönlichkeit machen mochte. Er war ein reicher Mann, der auch in der gewöhnlichen Konversation keine abgegriffene Scheidemünze verwandte, sondern mit Gold um sich werfen konnte. Und ähnlich gab er sich auch in den Briefen, mit denen er mich seit jener Begegnung bis kurze Zeit vor seinem allzu frühen Tode auszeichnete. Jeder einzelne dieser Briefe giebt Zeugniss von der geistigen Höhe und der vornehmen, selbständigen Denkweise dieses echten Adelsmenschen. Gar manche Stellen darin sind allgemeinsten Interesses würdig, und ich habe mir diese Briefe schon seit lange nicht allein gegönnt. Aber der Versuchung, Stellen daraus zu veröffentlichen, musste ich widerstehen, nachdem ich einmal gehört hatte, dass Hillebrand selbst sich gegen jede Veröffentlichung aus seiner Korrespondenz geäussert habe. Zwei der Briefe scheinen mir indessen ihrer Natur nach so sehr ein allgemeines Bekanntwerden geradezu zu verlangen und in diesem Organ eine so geeignete Stätte zu finden, dass ich mich entschlossen habe, sie herauszugeben. Selbstverständlich geschieht diese Veröffentlichung mit voller Zustimmung der Wittwe Karl Hillebrands. Da überdies ein intimer Freund ihres Mannes, den sie um seine Meinung bat, ihre Ansicht theilte, sah sie keinen Grund, ihre Zustimmung für diesen besonderen Fall zu verweigern, der indessen als Ausnahme zu betrachten ist.

Die Fragen, die ich stellte, die Bemerkungen, die ich machte, ergeben sich aus dem Inhalt der Antworten Karl Hillebrands. Ich lasse dies hier wörtlich folgen, ohne an die von Hillebrand geäusserten Anschauungen weitere Bemerkungen zu knüpfen.

Florenz, März 13. 1881.
50 Lung' Arno Nuovo.

Mein sehr verehrter Herr, wohl ist das Studium der alten Sprachen vor Allem formal von Bedeutung, wie Sie sagen; nur gilt es, sich zu verständigen. Ich würde sagen: die formale Seite des klassischen Unterrichts ist die bedeutendste; aber sie wirkt nicht nur auf die formale Seite des aufnehmenden Geistes. Wie dem auch sei, Sie haben die Zeit nicht, sich noch einmal drei Jahre dieser Geisteszucht (nur der lateinischen Grammatik) zu unterwerfen; und da thun Sie freilich besser, ganz darauf zu verzichten, als es nur halb

zu thun; und drei Jahre, täglich zwei Stunden bis drei, sind nothwendig, um das versäumte Gymnasium allein im Lateinischen nachzuholen. Nehmen wir also das Gegebene als ein Gegebenes, wie ja auch vernünftige Politiker thun; und da es zu spät für Sie ist, die unschätzbar formale Seite des Studiums zu bewältigen, machen Sie sich an den Inhalt, soweit derselbe ohne philologische und philosophische Vorstudien zugänglich ist. Mein Rath wäre, in guten Übersetzungen zuerst die beiden Grundlagen des Alterthums kennen zu lernen (aber von Grund aus) i. e. Homer und Herodot. Die sind wie der Vater Oceanos, von dem Alles ausgeht. Nun handelt sich's aber nicht, sie einfach einmal durchzulesen, um sich sagen zu können, man hat sie gelesen; sondern sich mit ihnen vertraut zu machen, sie auf seinem Nachttische zu haben, und nachdem man sie von vorn bis hinten ordentlich durchgelesen, hier und da aufzuschlagen und zu ihnen zurückzukommen. In zweiter Linie würde ich Ihnen rathen, Hesiod und die Tragiker ganz zu lesen (von Euripides genügen zwei oder drei Stücke wie die Electra, der Hippolyt); den Aristophanes, den Theokrit; unter den Prosaikern Thucydides und die Memorabilien des Xenophon; vielleicht auch die drei ersten Dialoge Plato's (Eutyphron, Criton und Apologie, die nicht metaphysisch sind); endlich Lucian. — Ich glaube, das ist ganz genug; die Lyriker, Pindar und was wir von den Andern haben, ist Alles so gräulich verdeutscht (leider auch die meisten Prosaiker), dass wenig daran zu holen ist in der Übersetzung. Und dasselbe gilt in viel höherem Grade vom Lateinischen; ich kann mir sie gar nicht in der Übersetzung denken (der deutschen, wohlverstanden; denn die Romanen haben mehr Verständniss dafür als wir Germanen). Ich muss mir noch immer denken, dass Sie nach einem Jahre tüchtigen Studiums (je 3 Stunden den Tag, die Lehrstunde mit eingerechnet) im Stande sein würden, den Phaedrus und Cornelius Nepos zu lesen und dann im 2. Jahre allmählich auch Ihren Virgil und Cicero, endlich Ihren Horaz und Tacitus im 3. Jahre zu bemeistern lernen würden. Wo nicht, so sehen Sie sich auch dafür nach guten Übersetzungen um; allein ich weiss nicht, ob Sie viel Genuss und Nutzen daraus ziehen werden. Haben Sie denn Niebuhr, Drumann, Mommsen über römische Geschichte, Curtius, Grote, vor Allem aber Droysen über griechische Geschichte gelesen? Das sollten Sie doch thun. — Überhaupt würde ich Ihnen rathen von Schriftstellern des 19. Jahrhunderts nur Historiker und Kritiker zu lesen, oder aber Autobiographen (die Biographen wie Justi, Herbst, Haym et caetera rechne ich unter die Historiker und Litteraturhistoriker); sonst aber nur wirklich Gutes aus vergangenen Zeiten; und zwar kennt man kein gutes Buch der Welt nach einmaligem Lesen; und wer den Faust oder die Odyssee, oder die Divina Commedia oder den Hamlet dreimal gelesen hat, ist reicher, als wer alle Werke der deutschen, griechischen, italienischen und englischen Litteratur nur einmal gelesen hat. Noch einmal, nicht das Gelesenhaben ist das Wichtigste, sondern das Befreundetwerden, das Eindringen, Liebgewinnen eines Schriftstellers. Ich halte Sie für etwa 25 Jahre alt. Wenden Sie noch fünf Jahre an Ihre methodische Erziehung. Die unmethodische (die wichtigste) wird dann vom 30. Jahre an um so fruchtbarer und rascher sein. Im Grunde, wer hat nicht die Zeit, jede Woche einen Band zu lesen? Selbst wenn man nicht Macaulay ist (der einen bis zwei Bände täglich las), kann man demnach 50 Bände im Jahre zu seiner Erholung lesen; und liest man sie zweimal — aber à distance — so kann man wenigstens 25 lesen. Nun bitte ich Sie, giebt's denn viel mehr als 50 gute Bücher in der Welt? (ich nehme immer wissenschaftliche, historische, biographische u. s. w. aus). Wer seinen Shakespeare, Milton, Fielding, Addison, Hume, Sterne und Byron gelesen hat, weiss ganz genug von der englischen Litteratur, welche doch die reichste der Welt ist; und Sie haben später immer noch Zeit, den Nebenflüssen nachzugehen. Heute sind die Leute so historisch und indirekt geworden, dass sie ihren Shakespeare nicht mehr zu verstehen meinen ohne Webster und Turner, Beaumont und Fletcher, Marlowe und Ben Jonson, Massinger und Lily und was weiss ich. — Ist Ihnen damit gedient, so stelle ich Ihnen mal einen kleinen Katalog zusammen des Klassischen im wahren Sinne des Wortes. Nur bedenken Sie immer, das ist nur die Basis, auf der Sie

dann frei irrlicheliren müssen: denn das Irrlichteliren ist doch das allein Genussreiche und allein Fruchtbare — wenn nur der Boden gut gedüngt und gepflügt ist, auf dem man so in den Tag hinein säet.

Ihr ganz ergebener
K. Hillebrand.

Aus einem Briefe vom 16. April 1881.

Und nun zu Ihren geistigen Angelegenheiten. Ihr Alter, Ihre bevorstehende Heirath, die grosse Verantwortlichkeit und Inanspruchnahme, welche Ihre Stellung nach sich zieht, ändern freilich die Sache total. Lassen wir also ganz die lateinische Sprache und verzichten wir ebenso absolut auf lateinische Dichter, die in der Übersetzung nicht geniessbar sind. Bleibt immer noch das gelegentliche Lesen der wichtigsten Prosaiker, sowie der bereits anempfohlenen Griechen (gebundener oder ungebundener Rede) in deutscher Übersetzung. Nur müssen Sie's nicht machen wie mit der Odyssee: nicht gleich hintereinander muss man die grossen Werke wieder lesen; sondern alle vier bis fünf Jahre. Dann gehen Einem erst neue Schönheiten auf. Nächst Ilias und Odyssee nun sind die Bücher, die man wie seine Bibel kennen muss, die göttliche Komödie (aber um's Himmelswillen nicht in der Übersetzung; besser gar nicht lesen), den Don Quichotte, den ganzen Shakespeare, die Hauptromane Fielding's, dem Montaigne und Molière, den Faust und Wilhelm Meister. Das ist sehr grosso modo; aber in Abwesenheit klassischer Bildung, halte ich die innige Vertrautheit, das Zusammenleben mit diesen Werken für die einzig mögliche Bedingung einer ächten Geschmacks-, Geistes-, Seelenbildung. Wohlverstanden, nicht, wenn man sie durchliest als ein Pensum, wie Herr Taine die ganze englische Litteratur ad hoc fleissigst durchgelesen, um sein Buch zu schreiben und am Ende doch in die englische Atmosphäre gar nicht eingedrungen war. — Neben diesem täglichen Brod giebt's dann noch so viele andere herrliche Speisen, die man aber weniger oft geniessen kann, als da sind: die klassischen Tragödien und Komödien der Griechen und Römer, ihre Historiker, die italienischen Dichter wie Ariost und Tasso oder politische Denker wie Machiavelli, was alles ja ganz kleine Bändchen sind; einige Calderonsche Dramen, einige von Racine und Corneille, dann Pascal, Labruyère, Larochefoucault, Lesage, Abbé Prevost (Manon Lescaut), Rousseaus Confessions, Voltaires Romane, weiter Chaucer, Milton, Swift, Addison, Sterne; endlich Wieland, Schiller, Kleist, Heine etc. und Ihr geliebter Lessing. Nicht genug kann ich Ihnen die Pflege des Französischen und Englischen (der guten Jahrhunderte) empfehlen. Niebuhr meint, das beste Mittel um zu lernen, gut deutsch zu schreiben, sei viel lateinisch zu lesen und schreiben; könne man das nicht, so solle man das Französische nehmen, das nie etwas Ungehöriges dulde. Und in der That sind alle guten deutschen Prosaiker von Wieland, Lessing und Goethe bis auf die Humboldt und Heine perfekt im Französischen gewesen.

Nun blieben noch die anderen Fragen, die Sie anregen und die eingehend zu beantworten eine Zeit erfordern würden, die mir nicht zu Gebote steht.

1. Was versteht ein Knabe von Homer? Wie geniesst er ihn? Gar nicht, sagen Sie und ich stimme zu. Darauf kommt's aber nicht an; woraufs ankommt ist, dass einerseits die Lektüre seinen Geist ausbildet und entwickelt, ohne dass er eine Ahnung davon hat und ihn mit tausend Vorstellungen bereichert, ihn an reinste Formen gewöhnt (wie ja ein Knabe auch den besseren oder schlechteren Dialekt der Gegend, die er bewohnt, unbewusst annimmt); andererseits darin, dass, wenn er den Homer mit 40 Jahren wieder in die Hand bekommt, er ihn lesen kann. (Ich beziehe mich für Alles dieses auf meinen Aufsatz in der „Rundschau" vom März 1879 über Halbbildung).

2. Wohl giebt das hohe Alter den Werken des Alterthums einen höheren Werth. Fänden wir heute bei einer verschollenen Völkerschaft Asiens ein Epos, so schön, wie die Ilias, es würde für uns den Werth der Ilias nicht haben können, an der drei Jahrtausende sich erhoben, die dem Griechenthum und dem Römerthum, auf dem alle unsere Bildung doch beruht, als Basis gedient. Wohl mag zu Christi Zeiten ein Anderer eine

ebenso hohe Moral gepredigt haben, als Jesus; aber Jesus Leben hat achtzehn Jahrhunderte die ganze civilisirte Menschheit genährt, getröstet; wohl möchte auch ein anderes Volk eine Bibel haben wie das alte Testament; die Bedeutung, die für uns das erwählte Volk und sein litterarisches Nationalmonument haben, die innere Beziehung zu uns, die erst Allem höheren Werth verleiht, könnte es nicht haben. -- Die Tradition, d. h. der Zusammenhang in der Zeit, ist ja das höchste Gut der Menschheit, wodurch sie die individuelle Grenze vernichtet; sie in der Litteratur, wie im Staate läugnen wollen, ist der Anfang aller Barbarei, die Rückkehr zum Atomismus, von dem alle Kultur ausgegangen ist. — Allein auch abgesehen von diesem Zuschuss an Werth, den die Werke der Griechen durch ihr Alterthum erhalten, sind sie auch an sich, absolut, nicht relativ, durchaus unerreicht geblieben, wenn ich den einzigen Shakespeare, vielleicht noch Dante und Cervantes ausnehme. Goethe steht uns näher, weil er unserer Zeit, unserer Nation angehört. Sie wissen, wie ich ihn liebe, wie vertraut ich mit ihm bin, bis zu jedem Briefchen oder Gelegenheitsverschen, das er je geschrieben, wie ich Faust und Wilhelm Meister fast auswendig kann, aber an jene Grossen reicht er doch lange nicht heran.



Die Porträtsammlung der K. und K. Familien-Fideicommissbibliothek in Wien.

Von

JOH. JURECZEK.

Die Porträtsammlung der K. und K. Familien-Fideicommissbibliothek ist eine der grössten Sammlungen dieser Art, und da ihre eigenartige Aufstellung die Lösung vielfacher Aufgaben ermöglicht, welchen die Einrichtung anderer grosser Sammlungen nicht entsprechen kann, so muss sie auch in Hinsicht auf das Porträt die bedeutendste genannt werden.

Der Zeitpunkt ihrer Entstehung ist nicht genau festzustellen — wie bei allen Privatsammlungen, welche erst dann diesen Namen erhalten und verdienen, wenn durch oft jahrelanges Mühen eine grössere Zahl ihnen zugehöriger Objekte sich vereinigt hat. So viel steht fest, dass die Anlage der Porträtsammlung nur wenige Jahre später, als jene der Bibliothek, zu der sie gehört, begonnen hat.

Als im Jahre 1784 Erzherzog Franz, Grossherzog von Toskana, seine Vaterstadt Florenz verliess, um an der Seite seines kaiserlichen Oheims, Joseph II., in die Regierung der österreichischen Erblande eingeführt zu werden, brachte er bereits ausser jenen Werken, welche seinen Studien entsprechend und diese ergänzend angeschafft worden waren, eine bedeutende Zahl anderer Werke, hauptsächlich philologischen und kunsthistorischen Inhalts mit, sowie eine Sammlung von Kunstblättern, darunter wohl viele Porträts. Die planmässige Sorge für die Bibliothek begann jedoch erst mit dem Regierungsantritte des Erzherzogs Franz, im Jahre 1792. Wenn nun auch die naturwissenschaftliche und philosophische Richtung besonders berücksichtigt wurde, so zeigt sich doch das Bestreben, die Bibliothek zu einer in allen Fächern reichen Sammlung zu gestalten, so dass sie im Jahre 1814 bereits 40 000 Bände zählt; diese Zahl wurde in der folgenden Zeit durch reichen Ankauf, Erbschaften und Widmungen, Einverleibung der Privatbibliotheken der Erzherzogin Elisabeth, des Kaisers Ferdinand, des Kaisers Franz Joseph und des Kronprinzen Rudolph bis jetzt auf das vierfache erhöht. Mit der Porträtsammlung stand nur eine bedeutende, doch desto interessantere Erwer-

bung in Verbindung: der 1828 aus der gräflich Fries'schen Konkursmasse erfolgte Ankauf der Sammlung J. C. Lavaters mit mehr als 22 000 Blättern Kupferstichen und Handzeichnungen, meist Porträts, die zum grossen Theile mit eigenhändigen physiognomischen Bemerkungen dieses Sammlers in Hexametern versehen sind. Kaiser Franz hatte dem damaligen Vorstande der Bibliothek, Hofrath Young, persönlich den Auftrag ertheilt, ihn auf den Zeitpunkt der Versteigerung aufmerksam zu machen, und auf seine Initiative hin begannen dann auch die Verhandlungen mit dem Generalkreditorenausschuss (Geymüller, Sina, Eskeles und Hornicker) behufs direkten Ankaufs der Sammlung, welche auch um den Preis von 2000 fl. erworben wurde. Dieses persönliche Eingreifen des Kaisers, sowie der Umstand, dass sich in der Bibliothek ausser Lavaters „Physiognomischen Fragmenten" noch zahlreiche andere Werke über Physiognomik aus jener Zeit vorfinden, berechtigen zum Glauben an die Tradition, dass die Porträtsammlung, wenn nicht speziell der Vorliebe des Kaisers Franz für diese Studien, so doch der ihnen günstigen Zeitströmung ihre Entstehung mit verdanke, welche von selbst auf die Anlage von Porträtsammlungen führte. Gewiss aber mag die Liebe zur Kunst und die edle Absicht des Kaisers, mit Hülfe der Porträts, sowie der Lebensbeschreibungen der Dargestellten manches Interessante auf dem weiten Felde der Menschenkenntniss für sich aufzulesen, bestimmend eingewirkt haben. Die Bibliothek verwahrt jetzt noch in 150 Cahiers über 10 000 Heftchen solcher sauber geschriebenen Lebensdarstellungen, welche zum Zwecke des Studiums der damals angekauften Porträts nach den Anweisungen des Kaisers mit vieler Mühe zusammengestellt worden sind. Zahlreiche Aufschriften und Notizen, die von seiner Hand herrühren, geben Zeugniss dafür, dass, wie der Gedanke zur Anlegung der Sammlung von ihm ausgegangen war, er auch weiter ihr das höchste Interesse bewahrte und alles selbst anordnete. Mit staunenswerther Energie strebte er die rasche Vervollständigung der Sammlung an. An alle „K. K. Missionen" (Gesandtschaften) erging der Auftrag, das in diesem Fache Vorfindliche ohne Beschränkung der Zahl anzukaufen. Damit vertraute Personen mussten Reisen unternehmen, um Porträts zu sammeln und von merkwürdigen Bildnissen wenigstens Kopien zu gewinnen. Von allen Seiten langten Sendungen in Kisten an. Nach dem Tode des Kaisers Franz waren noch 86 Portefeuilles mit je 100 Porträts vorhanden, welche vor 1835 meist von Reisenden abgeliefert worden waren, und deren Aufarbeitung den Beamten noch nicht möglich gewesen war. Auch die Kaiserin Karolina Augusta brachte der Sammlung grosses Interesse entgegen und gewährte ihr reiche Unterstützung.

Der Grundstock der Sammlung wurde während der gewaltigsten Kriege gebildet, und im Jahre 1809 ist sie schon auf 678 Portefeuilles mit 70 000 Porträts angewachsen. Erst dann gelangt angesichts des enormen vorliegenden Materials der heute noch massgebende Grundsatz zur Geltung, dass von nun an Porträts von in irgend welcher Richtung hervorragenden Österreichern unbedingt, von Ausländern jedoch nur, wenn sie ein bedeutenderes historisches Interesse bieten, zu erwerben seien. Dieses Anwachsen der Sammlung ergab aber auch die zwingende Nothwendigkeit, sachgemässe Cataloge zu verfassen. Der Kaiser, welcher ganze Tage in der an seine Appartements stossenden Bibliothek zubrachte, hatte ein so ausgezeichnetes Gedächtniss, dass er von fast allen Büchern den Standort anzugeben wusste. Dies wurde ihm aber bei weiteren Anschaffungen immer schwieriger, und besonders die Porträtsammlung verlangte eine dem Zwecke entsprechendere Anordnung. Es wurden also die Porträts in den Portefeuilles nach Ständen (Berufsarten) zusammengelegt, und ein alphabetischer Zettelkatalog, sowie Ständekataloge angefertigt, die 1822 begonnen und deren Reinschriften 1835 beendet wurden. Die

Namen und die Vorlegblätter wurden kalligraphisch ausgeführt und den Regentenhäusern weitere Vorlegblätter mit deren künstlerisch ausgeführten Wappen beigegeben, welche der Wappenmaler Stein, einer der geschicktesten Künstler seines Faches, zu Beginn der dreissiger Jahre ausführte; per Stück wurde ihm hierfür 6—10 fl. C. M., für jedes der grösseren bis zu 20 Dukaten gezahlt.

Wie Kaiser Franz mit ganzer Seele an seiner Schöpfung hing, zeigte er in seinem am 1. März 1835 errichteten Testamente. Um ihren Bestand zu sichern, erhob er die Bibliothek mit den damit verbundenen Sammlungen zu einem Primogenitur-Fideicommisse für die männlichen Nachkommen. Zur Aktivirung dieses Fideicommisses wurde von Kaiser Ferdinand eine Kommission unter Vorsitz des Grafen Taaffe ernannt. Die Verhandlungen, insbesondere die Verfassung der nöthigen Inventare, währten bis 1849, in welchem Jahre die Ausfertigung der Fideicommiss-Urkunde erfolgte. Als Fideicommissbehörde wurde 1858 das Obersthofmarschallamt, als Curator der Erzherzog Ludwig ernannt, dem 1865 Erzherzog Leopold folgte. Nach dem Tode des Kaisers Franz ging die Bibliothek, und mit ihr die Porträtsammlung, in den Besitz des Kaisers Ferdinand über, kam dann an Erzherzog Franz Carl und nach dessen Ableben 1878 an Kaiser Franz Joseph I.

Auch nach dem Tode des Kaisers Franz wurde der weiteren Kompletirung der Porträtsammlung im Sinne ihres Stifters das regste Interesse entgegengebracht. Wenn auch die beabsichtigte Drucklegung in dem bis zum 3. Bande gediehenen Realkataloge (die erschienenen Bände enthalten die Manuscripten- und Bücher-, die Landkarten- und die Ansichten-Sammlung) wegen der Schwierigkeiten der Bearbeitung, welche zeitraubende Vorarbeiten erforderte, — hauptsächlich aber wegen der Übersiedlung der Bibliothek in neue Räumlichkeiten —, auf einen späteren, ruhigeren Zeitpunkt verschoben werden musste, so wurde doch die rastlose Bienenarbeit im Innern trotz allem fortgesetzt. Zahlreiche Erwerbungen bereicherten fortwährend die Sammlung. 1870 wurde auf Anregung des Direktors, Hofrathes Becker, in derselben Weise, wie es unter Kaiser Franz geschehen, an die auswärtigen Gesandtschaften der Auftrag ertheilt, Bildnisse für die Porträtsammlung zu acquiriren. Reich war wieder der Zufluss, trotzdem der Standpunkt ein bedeutend schwierigerer geworden war, weil der Ankauf von Doubletten vermieden werden musste. Insbesondere der damalige kaiserliche Gesandte in Spanien, Graf Ludolf, verfolgte die Sache mit warmem Interesse, das für die Sammlung um so werthvoller war, da gerade die Beschaffung von Porträts aus Spanien die grössten Schwierigkeiten bot. Dort war seit Jahren der Kupferstich sehr vernachlässigt, und selbst die vom Staate erhaltene chalcographische Anstalt hatte die früher ausgegebene Porträtfolge seit langen Jahren aufgegeben. Auch lithographische Porträts waren da schwer zu finden, umsomehr, da Madrid keinen Laden besass, der den Namen Kunsthandlung verdiente, und man die Porträts entweder in den lithographischen Anstalten selbst, oder bei den Antiquaren suchen musste, die ihren Stand meist auf offener Strasse hatten, wo die verzettelten Blätter allen Unbilden der Witterung ausgesetzt waren.

Wenn nun noch der 1888 erfolgten Erwerbung der, 2000 Porträts von Ungarn enthaltenden Göcsy'schen Sammlung, dann der so wichtigen Inventarisirung aller zum Fideicommisse gehörigen Gemälde und Miniaturporträts auf den kaiserlichen Schlössern und der Anlegung eines Katalogs über die in den Bücherwerken der Bibliothek enthaltenen Porträts vor allem andern erwähnt wird, so wird dies genügen, darzuthun, wie das Bestreben der Bibliothek stets dahin gerichtet blieb, die Porträtsammlung in ihrem Werthe zu erhalten; nirgend mehr wie hier bedeutet ja Stillstehen den Rückschritt. —

Die Porträtsammlung der k. u. k. Familien-Fideicommissbibliothek zählt jetzt

über 90 000 Porträts, welche auf gleich grosse Kartons angehängt, in 798 Portefeuilles eingelegt sind. Mit den Porträts in den Bücherwerken und in der Lavatersammlung jedoch kann sie auf 180 000 Blätter veranschlagt werden. Sie besteht aus zwei Haupttheilen, von welchem der eine die Mitglieder der regierenden Häuser, der zweite die übrigen Stände umfasst. Der erste Theil ist nach den einzelnen Häusern und in diesen genealogisch (auf Grundlage der Stammtafeln von Voigtel, Hübner u. s. w.) geordnet, und schliesst auch die geistlichen Fürsten ein. In den einzelnen Ständen, welche alphabetisch aneinander gereiht sind, liegen die Porträts des betreffenden Standes in alphabetischer Folge nach den Namen der Dargestellten. Die derzeit bestehenden „Stände" sind folgende:

Adel, abgetheilt in: Herzoge, Fürsten, Grafen, Freiherren, Edelleute. Abgeordnete, Admirale, Advokaten, Äbte, Ärzte, Hohes Alter, Apotheker, Astronomen, Aufrührer, Baumeister, Beamte, Bibliothekare, Bildhauer, Bischöfe, Botaniker, Buchdrucker und Buchhändler, Bürger, Bürgermeister, Cardinale, Chemiker, Consuln, Dichter, Domherrn, Einsiedler, Erzieher und Schulmänner, Feldherren, Frauen, Gelehrte, Gesandte, Geschichtschreiber und Geographen, Gottesgelehrte, Handelsleute, Handwerker, Heilige, Hofchargen, Irrlehrer und ihre Anhänger, Kammerherren, Klosterfrauen, Künstler und Kunstkenner, Kupferstecher und Kupferstichsammler, Maler, Mathematiker, Militärs, Mineralogen und Juweliere, Minister, Präsidenten und in gleicher Kategorie stehende Staatsbeamte, Missgestalten, Mönche, Notare, Öconomen, Pastoren, Pfarrer, Philosophen, Physiker, Prediger, Priester, Propheten, Räthe, Rathsherren, Rechtsgelehrte, Redner, Schauspieler und Ballettänzer, Secretäre, Sprachforscher, Stabsoffiziere, Statthalter und Obergespäne, Superintendenten, Sibyllen, Tonkünstler, Verbrecher, Verschiedene Porträts, Wundärzte, Zoologen mit Thierärzten und Inhabern von Menagerien.

Wenn nun auch diese Benennungen den Anforderungen der Neuzeit gegenüber manche Mängel und Lücken aufweisen, so verdient doch das System für die Zeit, welche es geschaffen, Anerkennung. Gerade in der Ständeeintheilung liegt der Vortheil, welchen die kaiserliche Porträtsammlung als solche in ihren überwältigenden Massen andern ähnlichen Sammlungen gegenüber stets bewahren wird. Die meisten Kupferstichkabinete fertigen überhaupt keine Kataloge über die in ihren Sammlungen befindlichen Porträts nach den Namen der Dargestellten an, so dass man erst den Stecher nennen muss, um ein Porträt zu finden. Eine Ausnahme machen nur die Pariser National-Bibliothek, das Münchener Kupferstichkabinet, das Germanische Museum in Nürnberg und die Hofbibliothek in Wien; doch auch hier sind kritische Porträtstudien schwierig, weil die Porträts unter dem Künstlernamen eingelegt sind. Durch das Zusammenlegen der Porträts nach dem Dargestellten werden diese Forschungen erleichtert; durch die Ständeeintheilung aber die Lösung nahezu aller andern Aufgaben, welche überhaupt das Porträt betreffen, unterstützt. Bei den meisten der letzteren, wo also nicht nach einer bestimmten Person geforscht wird, ist der „Stand" ein wichtiger Behelf, da allgemeine Aufgaben gewöhnlich mit einem solchen zu thun haben. Meist wird nach einem Regentenhause, nach Dichtern, Schauspielern u. s. w. gesucht, und beim Durchblättern der Stände ergeben sich dem Suchenden häufig ungeahnte Aufschlüsse, Porträts von Persönlichkeiten, die zu finden er gar nicht gehofft hatte. Ebenso bietet diese Eintheilung einer der wichtigsten Aufgaben einer Porträtsammlung, der „Porträtbestimmung", grosse Vortheile, da der namenlose Dargestellte in vielen Fällen Kennzeichen an sich trägt, welche auf seinen Stand hindeuten. Die kaiserliche Porträtsammlung hat in dieser Richtung schon unzählige Aufgaben gelöst.

So ist das Porträt die Domäne, welche diese Sammlung unbeschränkt be-

herrscht, die ihr alle andere Sammlungen, welche in anderer Richtung wieder Vollkommenes leisten, gerne zuerkennen, und durch welche sie nicht nur ein ergänzendes, sondern ein unersetzliches Glied in ihrer Reihe bildet.

Selbstverständlich beschränkt sich die Porträtsammlung nicht auf nur ein Porträt jeder Persönlichkeit, sondern strebt nach allen vorhandenen unter sich verschiedenen Darstellungen. So sind von Leopold I. allein 178, von Maria Theresia 110, von Ludwig XIV. 148 verschiedene Porträts vorhanden. Auch die einzelnen Stände weisen imposante Zahlen auf: die „Feldherren“ zählen ca. 5000 Porträts in 47 Portefeuilles, die „Maler“, dann die „Minister“ je 28 Portefeuilles mit je 3000 Porträts. Eine separate Abtheilung bilden die „Gruppenbilder“, die nicht nur nach ihrem Titel, sondern auch nach den darauf Dargestellten zu finden sind, von welchen oft ein anderes Porträt nicht besteht. Durch den Ankauf der obenerwähnten Göcsy'schen Sammlung, deren Katalog separat aufgestellt ist, wird auch der jenseitigen Reichshälfte eine reiche Quelle der Forschung erschlossen. Zuletzt wäre hier noch der zahlreichen Porträtwerke der Bibliothek zu gedenken.

Die Kataloge der Sammlung bestehen aus dem allgemeinen Zettelkatalog, der zum Aufsuchen nach den alphabetisch geordneten Namen der Dargestellten dient, und den gebundenen Katalogen der Stände und der regierenden Häuser (47 Folio-Bände), welche das Suchen nach Ständen ermöglichen. Ausserdem besteht noch ein Katalog über die in den Bücherwerken der Bibliothek enthaltenen Porträts und der Katalog für die Gruppenbilder.

Eine separate Abtheilung der Porträtsammlung, doch bezüglich der Porträts mit ihr einheitlich katalogisirt, bildet die Lavater-Sammlung. Ausser zahlreichen Porträtstichen enthält dieselbe viele meist noch unbekannte Aquarelle und Pastellbildnisse aus dem reichen Kreise der persönlichen Beziehungen Lavaters, zumeist aus der klassischen Litteraturepoche Deutschlands im vorigen Jahrhundert.

Es ist selbstverständlich, dass eine solche Porträtsammlung ausser ihren Katalogen auch eines entsprechend ausgedehnten Hilfsapparates bedarf. Die Hilfswerke über Kunstwissenschaft, von der Kunstgeschichte im Allgemeinen und den Künstlerlexicis bis zu den Monographien der einzelnen Künstler, sind zahlreich vertreten, insbesondere die Porträtkataloge, von welchen auch die wichtigeren Verlags-, Antiquariats- und Auktions-Kataloge berücksichtigt sind. Ein ausgebreitet angelegter ikonographischer Hilfsapparat in Zetteln ermöglicht weitere, in den Hilfsbüchern nicht auffindbare Auskünfte. In Verbindung damit steht die möglichste Vervollständigung der bezüglichen Hilfswissenschaften: Biographie, Geschichte, Genealogie, Heraldik, Kostümkunde u. s. w.

So konnte die Porträtsammlung der K. und K. Familien-Fideicommissbibliothek der Wissenschaft schon viele Dienste leisten, trotzdem ihre Schätze erst seit kurzer Zeit bekannt und zugänglich gemacht worden sind. Bei zahlreichen Ausstellungen war sie in hervorragender Weise betheiligt, in vielen Werken weisen die Reproduktionen seltener Blätter auf sie hin. Von ersteren seien angeführt: Die historischen Ausstellungen der Stadt Wien im Jahre 1873 (Porträts von Wiener Notabilitäten), — im Jahre 1882 (Porträts von Buchdruckern) — und im Jahre 1883 (Türkenbelagerung 1683); — jene in Budapest 1886 (Revindikation Ofens 1686: 54 Porträts), die historische Porträtausstellung im Künstlerhause 1880, die Kaiserin Maria Theresia-Ausstellung in Wien 1888, die internationale Ausstellung für Musik- und Theaterwesen in Wien 1892 (über 1000 Gegenstände, darunter 789 Porträts, 90 aus der Lavatersammlung), die Ausstellung der Arbeiten des Malers Eduard Kaiser im K. K. österreichischen Museum für Kunst und Industrie 1893 (133 Porträts); ferner noch: die kulturhistorische Ausstellung

in Graz 1883, die Grillparzer-Ausstellung in Wien 1891 und die Raph. Donner-Ausstellung im Künstlerhause 1893.

Reproduktionen der ausgestellten Porträts finden sich zum Theil in den betreffenden Publikationen. Von anderen bedeutenden Werken, welche die kaiserliche Porträtsammlung benützt haben, können hier nur einige angeführt werden, für welche diese Benutzung in grösserem Maasse erfolgte; es sind dies: Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild; Dr. Krones, Galerie historischer Porträts; Dr. Seidlitz, Allgemeines historisches Porträtwerk; Könneke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur; Teuffenbach, Neues vaterländisches Ehrenbuch; Auer, die K. und K. Oberststallmeister 1562—1883; Kandelsdorfer, Auf immerwährende Zeiten.

ANZEIGEN.

Vor nun bald fünfzig Jahren.

Vor mir liegt ein umfangreiches, mit grossem Fleiss und vieler mühevoller Sorgfalt verfasstes Buch*), recht geeignet, den Männern ein Denkmal zu setzen, die vor nun fast fünfzig Jahren vergeblich bemüht gewesen sind, durch „Reden" der deutschen Nation die langersehnte und ein Vierteljahrhundert später durch „Thaten" geschaffene Einigung zu erwirken. Zwar kann ich nicht mit Wilhelm Jordan singen: „Jch bin in jenem Zuge mitgegangen," der „unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Geschütze" — wie Mollat sein Vorwort beginnt — am 18. Mai 1848, jubelnd begrüsst von zahllosem, hoffnungsfreudigem Volke in der alten Krönungsstadt Frankfurt am Main zur Pauls-Kirche gewandelt ist. Aber miterlebt habe ich diese zuerst so schöne und dann so todestraurige Zeit und zu den „Hoffnungsfreudigen" habe ich auch gehört. Mit allem Feuer meiner zweiundzwanzigjährigen Feder habe ich die Reden und Redner der Pauls-Kirche damals im „Nürnberger Kurier" begleitet, dem von dem geistvollsten aller Redakteure, die mir im Leben begegnet sind, Dr. Emanuel Feust, herausgegebenen Organ der Bayerischen Altliberalen (zu denen Gustav Lerchenfeld, Graf Hegnonberg-Dux, Freiherr von Rotenhan, Freiherr von Lindenfels und Andere gehörten). Da ist es nur billig, dass ich mit siebzigjähriger zitternder Hand nochmals der Männer gedenke, die damals für uns Deutschland bedeuteten, und jener von Mollat in seinem schon zitirten Vorworte als „die glänzendste eines nach Einheit und Freiheit ringenden geistig und sittlich hochstehenden Volkes" bezeichneten Zeit, welche die Welt je gesehen hat.

Der Verfasser Dr. Georg Mollat beschäftigt sich seit Jahren mit Herausgabe wichtiger Dokumente für geschichtliche Biographie, wenn ich so sagen darf. Er hat in seinem Lesebuch zu einer „Geschichte der deutschen Staatswissenschaften" Auszüge aus den bedeutenderen Werken der deutschen Politiker gegeben, aus welchen die Charakteristik derselben gewonnen werden kann,†) und welche eine pragmatische Quellenkunde für die Lebensarbeit dieser Männer bieten. Ausserdem hat er aus den ungedruckten Schriften dreier grosser Denker (Leibnitz, Hegel und Krause) höchst werthvolle Arbeiten, welche die Anschauungen dieser Männer über die Politik

*) Dr. Georg Mollat, Reden und Redner des ersten deutschen Parlamentes. Osterwieck-Harz, Druck und Verlag von A. W. Zickfeldt 1895. gr. 8⁰ XVI und 832 Seiten.

†) Ein gleiches Lesebuch hat Mollat auch für die Staatswissenschaft des Auslandes herausgegeben.

klar legen, zur Veröffentlichung gebracht. Diesen trefflichen Bausteinen zur näheren Kenntniss derer, die sich um die deutsche Staatentwicklung verdient gemacht haben, schliesst sich die neueste Publikation würdig an. Das vorliegende Buch zerfällt in zwei Theile: im ersten werden in zwanzig Abschnitten*) siebzehn Angelegenheiten nach kurzer, einleitender Skizzirung durch wörtlichen Abdruck der bedeutendsten Reden erörtert. Dieser Theil verdient eine ausführlichere Besprechung, als sie in diese der „Biographie" gewidmeten Blätter passt. Hierher schlägt nur der zweite Theil ein, welcher biographische Notizen über einunddreissig Mitglieder des ersten deutschen Parlamentes bringt. Nach Angabe der Litteratur über jeden der Betreffenden, folgen die wichtigsten Daten aus dem Leben jedes Einzelnen, Auszüge aus dessen Schriften, charakteristische Aussprüche, die wichtigeren Abstimmungen und Urteile der Zeitgenossen, so dass dadurch ein prägnantes Bild des Mannes auf wenigen Seiten entwickelt wird. Es werden so (alphabetisch gereiht) behandelt: Arndt, Bassermann, Beckeroth, Berger, Beseler, Blum, Dahlmann, Döllinger, Gagern, Giskra, Grimm, Heckscher, Jahn, Janiszewski, Jordan, Lichnowsky, Löwe, Mathy, Radowitz, Riesser, Rümelin, Schmerling, Simon, Simson, Uhland, Vincke, Vogt, Waitz, Welker, Wydenbrügk und Zimmermann. Man sieht eine reiche Reihe. Persönlich habe ich von den Genannten flüchtig gekannt: Gagern, Lichnowski und Uhland; näher Bassermann, Döllinger und Mathy. Den letzteren lernte ich im Rheinlande zu Mannheim kennen,†) und zwar auf folgende Weise. Ich betrachtete eben eine kolossale, quer über die Brust laufende Narbe an einem neben mir im Schwimmkostüme stehenden Manne, als ein kleiner Junge herankam und fragte: „Vater, wo hast du denn den roten Strich her?" Der Gefragte lachte und sagte: „Vom Rasiren mit krummen Säbeln." — „Aber Mathy", fiel da ein kleiner, dicker Schwimmgenosse ein, (es war der später (1848) in Baden so bekannt gewordene Gustav Struve,) „ein so aufgeklärter Mann und hat dem Vorurtheil des Duell's nicht zu widerstehen vermocht!" Mathy blitzte den Kleinen mit funkelnden Augen an und sagte sehr ernsthaft: „Ich werde auch heute mich nicht besinnen, mir mit eigener Faust Recht zu schaffen, wenn es sein soll." Als er später auf dem Karlsruher Bahnhof den Hetzer und Freischärler Fickler mit eigener Hand am Kragen packte und der Polizei übergab, wofür er bekanntlich von der demokratischen Partei in Acht und Bann gethan wurde, habe ich mich seines damaligen Wortes erinnert.

Da nun zu jener Zeit Bassermann, Mathy und die sonstigen badischen Oppositionsmänner von uns jungen Sprudelköpfen gradezu als Halbgötter angesehen wurden, und ich eigentlich nur um sie persönlich kennen zu lernen nach Mannheim gekommen war, benützte ich rasch den Moment und sagte: „Da wir sozusagen uns hier im Naturzustande befinden, wo alle Menschen gleich sind, erlaubt wohl der grosse Freiheitsmann Mathy, dass sich ihm ein eifriger Verehrer vorstellt, in der Person eines bayerischen Studenten." (Hier nannte ich meinen Namen.) Mathy sah mich lächelnd an, gab mir seine nasse Hand und erwiderte: „Was? ich habe in München Verehrer und sogar unter den jungen Aristokraten? Nun, das ist höchst erfreulich!" Wir wurden bald sehr gute Freunde, aber leider gerieth dadurch die Bassermann'sche Verlagsbuchhandlung in argen Schaden. Denn mein Gönner Mathy fand an einem von mir (ich zählte damals achtzehn Jahre) verfassten politischen Lustspiel in Platen's Manier so grosses Gefallen, dass er den Druck veranlasste. Das finanzielle Ergebniss war höchst betrübend; desto bedeutender mein Erfolg in Freundeskreisen, eine schöne Mannheimer Jüdin gab mir sogar dafür einen Kuss.

---

*) Die „Grundrechte" sind in zwei, die „Verfassung" ist in drei Abschnitte zerlegt.

†) Mathy hielt sich da sehr gerne auf: Gustav Freytag erzählt (S. 36, I. Aufl.), dass als derselbe von seiner Pariser Reise zurückkehrte, sein erster Gang in die Schwimmschule war.

Es war zu München im Jahre 1849, am 30. April, morgens acht Uhr, als ich eine Visiten-Karte überbracht erhielt: „Karl Mathy bittet Baron Voelderndorff ihn im Bayrischen Hofe zu besuchen.“ Sofort eilte ich in das Hotel. Mathy begrüsste mich mit den Worten: „Das hätten wir Beide damals im Schwimmbade nicht geahnt, dass ich einmal in diplomatischer Mission nach München kommen würde“. Er theilte mir nun mit, dass König Friedrich Wilhelm IV. die durch das Frankfurter Parlament ihm zugedachte deutsche Kaiserkrone abgelehnt habe, und dass er (Mathy) abgesandt sei, diese Krone nunmehr dem Könige von Bayern anzubieten. „Was meinen Sie dazu, Sie fanatischer Triasanhänger?“ Der einzige Punkt nämlich, in welchem ich der von Mathy vertretenen Politik niemals zustimmte, war die Idee der preussischen Hegemonie. Es hat des Jahres 1866 bedurft, um mich von der Richtigkeit derselben zu überzeugen. Ich schüttelte betrübt den Kopf: „Die Geschichte Bayerns ist die Geschichte der verlorenen Gelegenheiten,“ sagte ich, „man wird auch diese herrliche Gelegenheit, das Deutschland ausser Österreich und Preussen zusammenzufassen, aus der Hand geben. Ich weiss schon, dass Ihr in Frankfurt mit Eurem Anerbieten es nicht so meint, aber man könnte es so annehmen“. Da lachte Mathy herzhaft und rief: „Jawohl, wenn Friedrich der Grosse König von Bayern wäre.“ Ohne ein Anstellungsdekret zu erhalten, ward ich nun Mathy's Legationssekretär und schrieb nach seinen Angaben die Berichte an die Reichsregierung. Der (auch von Gustav Freytag erwähnte) Passus über die gleichzeitig mit ihm in Audienz empfangene Deputation Münchener Bürger machte mich so lachen, dass ich eine Zeit lang am Weiterschreiben verhindert war.*) Ausser den Bürgern war auch während der ganzen Audienz Minister von der Pfordten in Uniform anwesend, ohne ein Wort zu sprechen oder eine Miene zu verziehen, wie Mathy meinte: „Ganz Gross-Kophta“ (was aber nicht in den Bericht kam). Natürlich lehnte der König das Anerbieten rundweg ab, was auch gewiss weit richtiger gewesen ist, als eine abenteuerliche Triaspolitik zu verfolgen.

Nachdem der Bericht fertig war, sagte ich: „Nach dem Geschäft das Vergnügen; jetzt gehen wir in den Bockkeller“.†) Mathy hatte Bedenken, ob sein diplomatischer Charakter dies gestatte, aber ich beruhigte ihn mit der Versicherung: „Da sitzt der Hausknecht neben dem Minister“, und zitirte die Stelle aus Don Juan: „Hier gilt kein Stand, kein Name, es lebe die Freiheit hoch“. Dennoch blieb er am Eingang des Gartens stehen, wohin ich ihm einen Rettig nebst Salz in dem üblichen Fliesspapier überbrachte, über welche primitive Art des Servirens er sein Erstaunen nicht verbarg. Der Bock schmeckte ihm vortrefflich und er bemerkte, dass auch er die „Bockkur“ einem Karlsbader Aufenthalt vorziehen würde. Nachmittags gingen wir in's Schwaiger'sche Volks-Theater und abends in die Oper. Beim Abschiede schenkte er mir (— „Orden haben wir nicht zu vergeben“, sagte er —) zum Andenken an meine Sekretärdienste („denn hoffentlich sind sie für Ihre Karriere eine gute Vorbedeutung“) ein beglaubigtes Exemplar der deutschen Reichsverfassung, und ein kleines Dienstsiegel, welche beide

---

*) Mathy diktirte mir: „Der König empfing in meiner Gegenwart eine zahlreiche Deputation Münchener Bürger, welche sich mit grosser Energie gegen die Grundrechte aussprachen — weil durch dieselbe die Gewerbefreiheit eingeführt werde — diese wackeren Männer hatten offenbar dieselbe Aufgabe, welche Pyrrhus bei der Zusammenkunft mit C. Fabricius Liscinus seinen Elefanten zugetheilt hatte: sie sollten durch ihr Gebrüll mich in Schrecken versetzen“.

†) Freytag S. 309 meint offenbar, ich hätte Mathy in einen „Keller“ geführt. Allein damals war der Bockkeller ein hübscher, freier, mit Bäumen bepflanzter Platz am sogenannten „Platzl“, gegenüber dem Hofbräuhaus.

Gegenstände ich lange als Erinnerung aufgehoben habe, bis Freundinnen mir Beides abschmeichelten.

Von Gotha und Erfurt aus schickte mir Mathy später noch alle für die „Anhänger“ bestimmten, vertraulichen Cirkulare und sonstigen Schriften. Aber ich musste ihm wahrheitsgemäss mittheilen, dass ich von meiner Triasidee nicht loskommen könne, und dies machte nach und nach unsere Beziehungen erkalten. Wir wären sogar vielleicht im Jahre 1867, wo er als badischer Minister den sofortigen Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund mit seiner bekannten Energie betrieb, in Zwistigkeiten gerathen. Leider nahm ihn der Tod hinweg, bevor er den endlichen Sieg seiner politischen Lebensidee und meine vollständige Bekehrung mitansehen konnte.

Zum Schlusse möchte ich noch den Wunsch aussprechen, dass Dr. Mollat die biographischen Notizen über die Mitglieder des Frankfurter Parlamentes noch weiter vervollständige. Es sind ja ausser den Obengenannten noch manche bedeutende Männer in jener glänzenden Versammlung gesessen, welche einer Beachtung der Nachwelt werth sind. O. Frhr. v. Voelderndorff.

Arnold E. Berger, Martin Luther in kulturgeschichtlicher Darstellung. Erster Theil. 1483—1525. (Geisteshelden, herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. 16.—17. Band.) Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1895. 506 S.

Dazu als Einleitung von demselben Verfasser im gleichen Verlage: **Die Kulturaufgaben der Reformation.** 1895. 300 Seiten.

Ein fesselndes, eigenartiges Bild von Luthers Persönlichkeit entrollt uns Berger in seinem Werke. Schon der Umstand, dass er der eigentlichen Lebensbeschreibung Luthers eine 300 Seiten umfassende Einleitung in einem besonderen Buche vorausschickt, zeigt, dass er seine Aufgabe durchaus selbständig erfasst. Er will Luther begreifen aus den geistigen Strömungen seiner Zeit heraus. Daher ist ihm die intime Kenntniss der Zeitanschauungen nothwendige Voraussetzung für eine tiefere Würdigung der reformatorischen That und des Charakters Luthers. In den „Kulturaufgaben“ wird uns von Berger die geistige Kultur des ausgehenden Mittelalters vorgeführt. Das Buch liefert — wenn man absieht von einigen etwas gewagten Auffassungen, wie diejenigen über die Bewegung der Cluniacenser (p. 219), die Berger als eine zu ausschliesslich romanische fasst, oder über Savonarola, den er wohl kaum mit Recht als getreuen Sohn der katholischen Kirche schildert (p. 144, 157) — in seiner trefflichen Verarbeitung der bisherigen Forschungen den erfreulichen Beweis, wie rüstig die kulturgeschichtliche Forschung in den letzten Jahrzehnten vorgeschritten ist. —

In dem Vorwort zu seinem „Martin Luther in kulturhistorischer Darstellung“ setzt sich Berger mit den bisherigen Richtungen der Lutherforschung auseinander. Bei aller Anerkennung, die er den kirchenhistorischen wie den historischen Forschern spendet, vermisst er doch in ihren Darstellungen zweierlei.

Die protestantische Theologie ist ihm zu sehr befangen im apologetischen und polemischen Gesichtskreise. In dem Bemühen, der religiösen Originalität Luthers ja nicht den geringsten Abbruch zu thun, sucht sie „diese Originalität von der Kultur ihres Zeitpunktes so viel als möglich zu isoliren“. Damit aber wird die theologische Forschung den Zeitproblemen nicht genügend gerecht. Fast ängstlich sucht sie die Beeinflussungen der zeitgenössischen Geistesströmungen auf Luther abzuschwächen, und wo sie auf die mittelalterliche Religiosität eingeht, fasst sie dieselbe nur als die negative Vorbereitung der Reformation. Und doch

„wie soll die Grösse eines Mannes anders verständlich gemacht werden, als indem man ihm ein Objekt gegenüberstellt, an dem er gemessen werden kann: die Zustände und Probleme seines Zeitalters, wiefern er sie begreift, mit ihnen ringt, für ihre Lösung arbeitet und die Bahnen der Zukunft vorzeichnet!"

Die Historiker wiederum betonen Berger zu ausschliesslich — ein Vorwurf, der in diesem Umfange freilich wohl kaum völlig zutrifft — das Werk Luthers und vernachlässigen zu sehr seine Persönlichkeit: sie anticipiren zu sehr das Resultat seiner religiösen Entwicklung, ohne sie in ihre einzelnen Stufen psychologisch zu zergliedern.

Berger will aus der „Wechselwirkung von Individual- und Massenvorgängen" den durch Luther gebrachten geistigen Fortschritt begreifen. Schon die ausserordentlich glücklich gewählte Überschrift für den gesammten die Jahre 1483 bis 1525 behandelnden ersten Band seiner Lutherbiographie deutet diese Auffassung an: „Martin Luther als religiöser Mittler". Damit ist der Gesichtswinkel bezeichnet, unter dem er die reformatorische That Luthers betrachtet. In drei Stufen vollzieht sich die Mittlerschaft Luthers, die naturgemäss die Disposition des Ganzen in drei Kapitel bestimmen: Luthers Erwählung zur Mittlerschaft (1483 bis 1505), Luthers Erwerbung der Mittlerschaft (1505—1517), Luthers Bewährung der Mittlerschaft (1517—1525).

Zielbewusst krystallisirt Berger um diese Punkte das Detail: er verschmäht grundsätzlich alles Anekdotenhafte oder gewährt ihm doch nur Raum, sofern es zu Luthers Mittlerschaft in innerer Beziehung steht. Dadurch wird die Darstellung einheitlich geschlossen, logisch gegliedert, und der Gesammteindruck des Buches ist, dass man einer durchaus originalen Auffassung des schon so oft zum Gegenstande biographischer Forschung gemachten Martin Luther gegenübersteht. Hierin ruht der Werth des Bergerschen Buches — weniger in neuen thatsächlichen Ergebnissen der Forschung, die, wennschon durch mannigfache Lesefrüchte aus Luthers Werken im einzelnen erweitert, sich wesentlich auf die bisherige Litteratur, namentlich auf Köstlins und Koldes umfassende Lutherstudien, stützt.

Übrigens verfügt Berger über ein bedeutendes Darstellungsvermögen. Auch wo seine Perioden in störende Länge auszuarten scheinen (vergl. z. B. p. 353/354), versöhnt mit ihnen der Eindruck, den man erhält, dass der Wortreichthum nur das Korrelat zu einer entsprechenden Gedankenfülle ist. Freilich würde die häufigere Anwendung von Absätzen (so z. B. p. 92 Z. 3, p. 125, 133, 315, 482/483) oft das Verständniss erleichtern.

Als besonders gelungen möchte ich bezeichnen den Abschnitt „Der Aufgang der neuen Weltanschauung" (p. 123—150). Wer wollte Berger nicht beistimmen, wenn er sich hier gegen die „armselige Formulirung" von Luthers Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben als des „materialen Prinzips" der Reformation wendet? Die Rechtfertigungslehre — alsbald der beherrschende Mittelpunkt der Lutherischen Theologie — ist im Sinne Luthers nichts weniger, als ein Dogma, sie ist ein höchst persönliches Erlebniss.

Beachtenswerth sind ferner die Ausführungen über Luthers Stellung zur Prädestination (p. 356/357), die Schilderung des Verhältnisses Luthers zur nationalen Opposition gegen Rom, sein Konflikt mit den Schwarmgeistern. Das Schwarmgeisterthum fasst Berger nicht als eine Entartung der Lutherischen Glaubenslehre, sondern als eine Reaktion gegen dieselbe auf. Nicht die missverstandene Lutherische Freiheit des Christenmenschen, sondern die christlich-sozialen Strömungen des ausgehenden Mittelalters, für die das alttestamentliche Gesetz, nicht der Glaube das Wesentliche ist, sind der geistige Nährboden des Schwarmgeisterthums. H. Barge.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. VI. Band. **Michael Bakunins** sozialpolitischer Briefwechsel mit Alexander Iw. Herzen und Ogarjow. Mit einer biographischen Einleitung, Beilagen und Erläuterungen von Prof. Mich. Dragomanow. Autor. Übersetzung aus dem Russischen von Prof. Dr. B. Minzes. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1895.

Michael Bakunin ist, wie Dragomanow bemerkt, der Ahnherr jener Russen, die in den politischen Prozessen der siebziger und achtziger Jahre auf die Frage, womit sie sich beschäftigten, antworteten: „mit Revolution". Wenn wir von seinen Jünglingsjahren absehen, wo er sich schriftstellerisch beschäftigte — übrigens so konservativ war, dass er Hegels „Alles Bestehende ist vernünftig" auch auf das Russland Nikolaus' I. anwendete — wenn wir von dieser Zeit absehen, so können wir sagen: er hat sein Leben lang nichts gethan als agitirt und konspirirt. In der ganzen Zeit von 1840 bis 1847, wo er doch in voller Jugendkraft war, — er war 1814 geboren worden — hat er nichts gethan als fünf Zeitungsartikel geschrieben. In solchen Nichtsthuern, wie er selber war, sah er aber die Zukunft und das Heil der Welt: nicht auf die Arbeiter von Beruf rechnete er in erster Linie bei der bevorstehenden grossen Umgestaltung aller Dinge, diesen stand er ziemlich ferne, sondern auf das Lumpenproletariat, auf das die Marx und Engels mit Verachtung herabblickten. Darum hielt er auch so viel auf die italienische und spanische Jugend, diese „jeunesse ardente, énergique, tout à fait déplacée, sans carrière, sans issue". Unter Deklassirten bewegt er sich fast ausschliesslich. Sein Briefwechsel führt uns in eine Gesellschaft, die uns nicht selten an den Kreis von jungen Leuten erinnert, den Dostojewski in seinem „Idioten" schildert: es ist alles so ganz unmännlich, ganz unkräftig, charakterlos, molluskenhaft, bisweilen zum Lachen, bisweilen zum Ekeln. Bakunin selbst: was ist das für ein Mann, der einen andern — Katkow — zum Duell herausfordert und dann diesem Duell auf jede Weise zu entgehen sucht!

Indess darin thut man Bakunin häufig Unrecht, dass man ihn für den moralischen Urheber der anarchistischen Attentate ansieht, als deren letztes Opfer Präsident Carnot fiel. Es finden sich zwar in seinen Briefen und Schriften Gedanken einer „Pandestruktion" der staatlichen Formen, er hat viel über die Bedeutung von Dolch und Gift in den Revolutionen geredet und 1871 den Kommunards gerathen, halb Paris zu zerstören, ja, einmal scheint er selbst den Plan zu billigen, sich durch gemeinen Diebstahl die Mittel zur Revolution zu schaffen, aber das Ideal Bakunins war nicht das Attentat, sondern der Gemeindeaufstand. Der Putsch von Benevent im Jahre 1877, der ganz nach Bakunins Rezept ausgeführt worden ist, zeigt dies: die Revolutionsmacher proklamirten Abschaffung der Steuer und des Privateigenthums und verbrannten alle offiziellen Dokumente. Besonders auf die Zerstörung der Dokumente legte Bakunin grosses Gewicht: „Man hätte die Amtsgebäude zuerst in Brand stecken sollen," bemerkte er, als er 1873 von dem Aufstand in Barcelona vernahm. Dass die Sache der allgemeinen Umwälzung gefördert werden könne, wenn man Bomben in Wirthshäuser oder Theater werfe, hat Bakunin nie gemeint oder gelehrt.

Immerhin bereitet es uns eine grosse Genugthuung, dass Bakunin am Abend seines Lebens hoffnungslos in die nächste Zukunft blickte: er sah ein, dass die grosse Umwälzung doch nicht so gar nahe bevorstehe. „Der Bismarckianismus, d. h. der Militarismus, die Polizeiwirthschaft und die Finanzmonopole," schrieb er 1874, zwei Jahre vor seinem Tode, „vereinigt in ein System, das den Namen des neuen Staatsthums trägt, siegen allüberall. Vielleicht werden zehn oder fünfzehn Jahre vergehen, in welchen diese mächtige und wissenschaftliche (!?) Verleugnung der ganzen Menschheit (!) siegreich sein wird."

Dragomanow hat in der Einleitung zu der vorliegenden Briefausgabe alle biographischen Daten über Bakunin gesammelt und zugleich auch, so gut es möglich war, eine Darstellung der politischen Lehre Bakunins gegeben. Die Übersetzung könnte immer noch besser sein. Es ist freilich sehr schwer, aus dem Russischen gut zu übersetzen. Aber so saloppe Wendungen, wie „das Bestreben, jede Kleinigkeit im Leben seiner Freunde zur Theorie zu

erheben" (anstatt „aus jeder Kleinigkeit eine Theorie abzuleiten") könnten doch vermieden werden.

E. Guglia.

August Oncken, François Quesnay. (Sonderabdruck aus Frankensteins Vierteljahrsschrift für Literatur und Geschichte der Staatswissenschaften. 1895. Leipzig. I. Theil. 95 SS.)

Es ist vielleicht ein unbeabsichtigter Erfolg der Historischen Schule, dass man dem rein Biographischen in der politischen Oekonomie grössere Aufmerksamkeit schenkt als vor dem Auftreten von Schmollers Historismus. Der Erfolg ist unbeabsichtigt, denn die Biographik lag keineswegs im Prinzip der historischen Richtung. In den letzten zehn Jahren erschien eine Reihe mehr oder weniger umfangreicher Monographien, die sich mit den Persönlichkeiten der politischen Oekonomie, mit dem Leben ihrer Theoretiker beschäftigten — ich erwähne nur die Werke von Delatour und Haldane über Smith, das Buch von Schelle über Dupont, Knies' Buch über Karl Friedrich von Baden, brieflichen Verkehr mit Mirabeau und Dupont. Besonders für die Physiokraten — ihre Theorien wie ihre Lebensumstände — äussert sich in neuester Zeit ein starkes Interesse. 1888 veröffentlicht A. Oncken die erste Gesammtausgabe der Schriften Quesnays, gegenwärtig publizirt er eine Biographie Quesnays in der Frankensteinschen Zeitschrift für Litteratur und Geschichte der Staatswissenschaften, deren erster Theil das Leben Quesnays bis zu seinem Auftreten als ökonomischer Schriftsteller enthält. — Über das Leben Quesnays waren die Quellen bisher nur sehr dürftig. Die Legende hat hier mit einer bei einem Theoretiker der Nationalökonomie erstaunlichen Kraft gewirkt. Aber die Schüler Quesnays, die Ekonomisten nannte man sie im 18. Jahrhundert, feierten des Meisters „Tableau économique" als eine der grössten Entdeckungen, ihn selbst verehrten sie wie einen Propheten. — Oncken fand so keine leichte Arbeit vor, als er an die kritische Prüfung der Quellen ging. Aber man muss sagen, der Verfasser der Biographie hat diesen schwierigen Theil seiner Aufgabe glänzend gelöst. Die Untersuchungen, die Oncken an den Stätten von Quesnays Leben und Wirken vornahm, stellen die Thatsachen aus Quesnays Leben wohl ein für alle mal fest. Und auch dort, wo Oncken auf Vermuthungen angewiesen ist, sind diese so scharfsinnig und treffend, so sehr unter Berücksichtigung der maassgebenden Umstände angestellt, dass sie vielleicht nur um ein Unmessbares von der Wahrheit abweichen, in den meisten Fällen dieselbe treffen dürften. — Eine der schwierigsten Aufgaben der Biographik ist die Einordnung der Schöpfungen in das Leben des Schöpfers. Diese Aufgabe komplizirt sich noch, wenn die Schöpfungen solche eines Gelehrten sind. In Quesnays Leben sehen wir, wie sich aus den Erlebnissen der Jugend, aus Eindrücken, Thätigkeiten, die eigenthümlichen Gedanken gestalten, wie zu diesen Lebensresultaten des eigenen Denkens das Denken, die Werke anderer hinzutreten. Und wir sind nicht überrascht, wenn wir dann das Buch Quesnays vor uns sehen, wir empfinden es als etwas Zufälliges, dass ein Buch daraus geworden ist: der abstrakte Inhalt des Buches ist in der Erzählung des Lebens seines Verfassers konkret geworden, es lebt vor uns als ein Stück, als ein Niederschlag des ganzen Lebens. Diese Methode der Biographik übt Oncken. Und er übt sie so fein, dass unser ganzes Interesse gepackt wird, und dies einzig durch die wirklich lebendige Darstellung, durch dieses Auflösen der starren, festen Bestandtheile, der Werke, in flüssiges Leben. Das Leben Quesnays ist sehr arm an verblüffenden Effekten, wie sie die „packende" Biographik liebt. Denn dort, wo die äusseren Lebensumstände des Biographirten reich an solchen Effekten sind, werden wir oft vom Biographen getäuscht, indem wir das Lebendige in seine Darstellung verlegen, wo es doch nur im Leben des Helden selbst so mächtig lebendig ist. Quesnays Leben aber ist einfach, bescheiden, fast schüchtern, nichts ist in ihm, das uns stark erschüttert oder heftig aufregt — „Gelehrtenleben" könnte man es mit dem oberflächlichen Worte der üblichen Phraseologie nennen. Dass man Onckens Biographie mit so starkem Interesse liest, muss man daher der vorzüglichen Art zuschreiben, mit der

er ein Leben vor uns leben lässt. Gleicht der noch ausstehende Schluss diesem ersten Theil, dann haben wir Oncken nicht nur die erste Biographie François Quesnays zu verdanken, sondern auch die Musterbiographie eines Gelehrtenlebens. Franz Blei.

Albert Schäffles „Cotta".*)

Nach Wilhelm Vollmers Musterausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Cotta war für den Biographen Cottas nach der Seite seiner Beziehungen zu Schiller und Goethe kaum mehr zu thun übrig geblieben, als das bei Vollmer für sich selbst sprechende Material zu anziehender Darstellung zu verarbeiten. Eine volle Würdigung der politischen und staatswirthschaftlichen Verdienste und Bestrebungen des vielseitigen Buchhändlers dagegen konnte sich nur auf umfassenden neuen Forschungen aufbauen, die das in den Grundzügen von Reyscher in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" richtig entworfene Bild nicht unwesentlich vertiefen und erweitern mussten. Albert Schäffle war für diese Aufgabe der berufene Mann und ist ihr in überzeugender Weise gerecht geworden. Mit grosser Hingebung und Sorgfalt hat er ein ausserordentlich reiches, oft vielfach zerstreutes und sprödes litterarisches und Akten-Material durchgearbeitet und dabei werthvolle neue Einblicke, vor Allem aber eine vorher nicht erreichte Vollständigkeit des Lebensbildes gewonnen, die seiner Biographie durch die Bewältigung des Stoffes ebensowohl wie durch den Gegenstand volles Anrecht auf einen Platz in der Sammlung „Geisteshelden (Führende Geister)" erwirbt.

Nach einer kurzen Gesammtcharakteristik und einem übersichtlichen Lebensabriss des merkwürdigen Mannes geht Schäffle zur Besprechung der verschiedenen Hauptleistungen Cottas im einzelnen über und stellt da füglich sein Wirken als Verleger und Freund der grossen Dichter voran. In dem Bewusstsein, hier kaum etwas Neues, Eigenes geben zu können, begnügt sich der Biograph dabei mit knappen Umrissen, die das gesammte Verhalten Cottas auf diesem Gebiete klar und treffend charakterisiren; nur das Verhältniss zu Schiller und Goethe stellt er mit liebevoller Bewunderung etwas eingehender dar, doch würde gewiss eine genauere Untersuchung des Verlagsbetriebes noch manche interessante Beziehung aufdecken können, die jetzt nur gestreift wurde, und noch eindringlicher die überragende Bedeutung Cottas als Geschäftsmann aufzeigen, der mit jeder Vergrösserung der Aufgaben wächst und in jedem Erfolg nur den Sporn zu neuen grossartigeren Unternehmungen sieht. Ein interessantes Gegenstück zu ihm ist da Göschen, der in den ersten Jahren seines jungen Geschäftes mit grosser Tüchtigkeit und Rührigkeit sich emporarbeitete, dann aber den kräftigen Unternehmungsgeist verlor und sich dem verhängnissvollen Grundsatze zuwandte, nicht mehr wie vorher selbst die tüchtigsten Schriftsteller aufzusuchen, sondern ihre Anerbietungen abzuwarten, während Cotta seine Spannkraft des Geistes sich bis ins hohe Alter bewahrte und sich durch umsichtige Initiative nicht blos den umfassendsten, sondern vor allem den geistig bedeutendsten Verlag in Deutschland zu sichern wusste. Göschen hätte auch nie ein Unternehmen wie die „Allgemeine Zeitung" gründen können, deren Geburt und Jugend Schäffle im dritten Abschnitt seines Buches darstellt. Denn hier ist Cotta nicht blos der Verleger, sondern „der geistige Schöpfer und Tonangeber"; ihm ist es zu danken, dass in der „Allgemeinen Zeitung" nicht ein neues auf Geldgewinn berechnetes und darum dem Geschmack der grossen Masse folgendes Blatt erstand, sondern eine vornehme allgemeine Europäische Staatenzeitung von grossem Zuschnitt, für Politik und Kultur jeden Inhalts, für Fortschritt und Freiheit im besten Sinne, von grossen Gesichtspunkten, von festem Charakter und maassvoller Form. Er war weitblickend genug, den ideellen Vortheil und die ausserordentliche Macht über die öffentliche Meinung, die ihm dieses Blatt verschaffte, höher anzuschlagen als die materiellen Opfer, die er dafür zu bringen, und die böswilligen Chikanen, die er dafür zu erdulden hatte. Und so hat er sein „Schoosskind" durch alle Fährlichkeiten

---

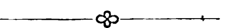
* Geisteshelden (Führende Geister). 18. Band. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

und Verfolgungen mit Ausdauer, Muth und Geschick hindurchgeleitet und dadurch sich für seine übrige Wirksamkeit, namentlich die politische, eine Stütze bewahrt, die seinen Einfluss wesentlich mit begründet hat. Schäffle hat in den folgenden Kapiteln immer wieder Anlass, darauf hinzuweisen, zunächst bei der Besprechung des Verfassungspolitikers. Es ist ein schönes Ergebnis der unermüdlichen Forschungen Schäffles, dass er nun im einzelnen aktenmässig die hohe Bedeutung in helles Licht stellen konnte, die Cotta als Volksvertreter von 1815—1831 zukam. Er erscheint jetzt als einer der Begründer der württembergischen Verfassung, und zwar als der staatsmännisch weitest blickende der damaligen Kämpfer. Denn seinen geschickten, eine Versöhnung anbahnenden Vorschlägen ist es zuzuschreiben, dass König Friedrich nach langem Widerstreben endlich die altwürttembergische Verfassung als Grundlage des neu zu schaffenden Verfassungsvertrags anerkannte, und von diesem Augenblicke an hat Cotta, der doch selbst den König als persönlichen Feind hatte kennen lernen müssen, „unter Einsetzung seiner hohen Popularität und selbst seiner persönlichen Sicherheit gegen die fortan faktiöse und reaktionäre Fortsetzung der Opposition, aber genau für jene Lösung gestritten, welche „schliesslich unter dem Drucke drohender auswärtiger Einmischung von dieser selben Opposition ohne weiteres Murren rasch angenommen worden ist“.

Das Bedeutendste, was Cotta in der grossen Politik gewirkt hat, gehört der Gründung des Zollvereins an. Dass er dabei aber nicht blos der Beauftragte von Bayern und von Württemberg war, sondern vielmehr wesentlich mit die lebendige Triebkraft bildete, das versteht Schäffle nicht nur durch seine aktenmässige Darstellung des Verlaufs der Verhandlungen klar zu stellen, sondern belegt es auch mit den ausdrücklichen Zeugnissen der preussischen Unterhändler, namentlich des Finanzministers von Motz. Für eine Mission, die in erster Linie der wirthschaftlichen Wohlfahrt und Einigung Deutschlands diente, war Cotta eben der geeignete Mann, wie er durch seine unermüdliche Thätigkeit zur Hebung der verschiedensten Zweige des wirthschaftlichen Lebens bewiesen hatte.

So schildert Schäffle Cottas politisch-volkswirthschaftliche Thätigkeit nach ihrer sachlichen Bedeutung, betont aber dabei immer in erster Linie die Persönlichkeit seines Helden, welcher „der echte Sohn der Frühepoche des Liberalismus war, einer der hervorragendsten und besten Typen des letzteren zu einer Zeit, als das thatsächliche Bekenntniss zum wahren Freisinn noch persönliche und sachliche Opfer aller Art kostete“. Man kann es dem Biographen nicht verübeln, dass bei seiner eingehenden Versenkung in seinen Gegenstand seine Schrift den Ton eines Panegyrikus gewann, der noch dazu bei ihrer ursprünglichen Bestimmung, das 100jährige Gedächtniss von Cottas Übernahme der Buchhandlung in der „Allgemeinen Zeitung“ zu feiern, wohl am Platze war, bei der jetzigen Buchausgabe aber vielleicht besser etwas gemässigt worden wäre. Man empfindet im Stil manchmal noch ziemlich deutlich diesen Ursprung, wie ja auch die Zusätze und Veränderungen gegenüber dem ersten Druck (A. Z. Dez. 1887—Jan. 1888) nur geringfügig sind. Ein weiterer Wunsch wäre eine etwas eingehendere Untersuchung der Verlagsbeziehungen Cottas ausser zu Schiller und Goethe; es würde sich dabei gewiss noch manches Charakteristische und Interessante ergeben, jedenfalls aber eine Unsicherheit verschwinden, wie sie sich in dem bedenklichen Fragezeichen bei dem „kritischen Orakel zu Weissenfels“ (S. 181) verräth. Natürlich ist hier Müllner gemeint, der damals Cottas Litteraturblatt redigirte. Jedenfalls aber hat Schäffle das Verdienst, die vorher nicht genügend gewürdigten Seiten von Cottas Wirken in eindringender, lichtvoller Weise klar gestellt und ein Gesammtbild seiner Persönlichkeit gegeben zu haben, das den grossen Buchhändler überzeugend als einen der führenden Geister seiner Zeit erweist.

Erich Petzet.



Die Todten des ersten Halbjahrs 1895.

Verzeichnet von MAX LAUE.

I. Fürstlichkeiten und hoher Adel.

(Günther Friedrich) Woldemar, Fürst zu **Lippe,** * 18. April 1824 zu Detmold, † 20. März zu Detmold.

Ismaîl Pascha, Exchedive von **Ägypten,** * 31. Dez. 1830 zu Kairo, † 2. März zu Konstantinopel.

Abu Baker, Sultan von **Johore** in Indien, * 1836, † 5. Juni in London.

Maha Wajirunhis, Kronprinz v. **Siam,** * 27. Juni 1878, † 4. Jan. zu Bangkok.

K. K. Feldmarschall **Albrecht** (Friedrich Rudolf Dominik), Erzherzog v. **Österreich,** * 3. Aug. 1817 zu Wien, † 18. Febr. in Arco.

Alexis Michailowitsch, Grossfürst v. **Russland,** * 28. Dez. 1875 zu Tiflis, † 2. März in San Remo.

Prinz Wolfgang Maria Leopold v. **Baiern,** * 2. Juli 1879 zu Amsee, † 31. Jan. in München.

Franz Albrecht Erbprinz v. **Oettingen**-Oettingen, * 2. Sept. 1879, † 9. Mai in München.

Richard Fürst v. **Metternich**-Winneburg, * 7. Jan. 1829 zu Wien, † 28. Febr. das.

Wilhelm Albrecht, Fürst v. **Montenuovo,** * 9. Aug. 1821 zu Salagrande, † 7. April in Wien.

Stana **Petrowitsch,** die Mutter des Fürsten Nikolaus v. Montenegro, * zu Baice, † 11. Febr. in Venedig.

Eulalia Egidie, Prinzessin v. **Löwenstein**-Wertheim-Rosenberg, * 31. Aug. 1820 zu Kleinheubach, † Ende Febr. das.

Fürstin Hedwige de **Ligne,** * 29. Juni 1815, † 14. Febr. zu Paris.

Julie Fürstin zu **Liechtenstein,** geb. Gräfin Potocka, * 5. Dez. 1818, † 21. Mai in Wien.

Wilhelmine Marie Elisabeth, Prinzessin v. **Montléart**-Sachsen-Kurland, * 1829, † 25. März in Wien.

II. Staatsmänner.

Dr. Heinrich v. **Friedberg,** f. preuss. Justizminister, * 27. Jan. 1813 zu Märkisch-Friedland, † 2. Juni in Berlin.

Josepha Frh. v. **Linden,** württemb. Minister a. D., * 7. Juni 1804, † 31. Mai zu Stuttgart.

Dr. Ludw. Aug. v. **Müller,** bair. Kultusminister, * 19. Aug. 1846, † 24. März in München.

Staatsrath Karl Graf v. **Tauffkirchen,** bair. Minister, * 7. Juli 1826 zu München, † 25. April in Stuttgart.

Wirkl. Geh. R. Julius Hans v. **Thümmel,** sächs. Finanzminister, * 25. Mai 1824 zu Gotha, † 12. Febr. in Dresden.

Kabinetsminister v. **Wolffgramm,** † 11. April in Detmold.

Johann Frh. **Falke** v. Lilienstein, Sektionschef im österr. Min. d. Äussern, * 21. Mai 1827 in Ofen, † 28. Mai in Wien.

Floriano **Peixoto,** vorm. Präsident d. Republik Brasilien, † 28. Juni in Divisa.

Nikolai Karlowitsch v. **Giers,** russ. Ministerpräs. d. Auswärtigen, * 9. Mai 1820, † 26. Jan. zu St. Petersburg.

J. A. **Wyschnegradsky,** f. russ. Minister, † 5. April zu St. Petersburg.

Alexander **Abasa,** f. russ. Finanzminister, * 1822, † 5. Febr. in Nizza.

Henry Austin **Bruce,** Lord Aberdare, f. engl. Minister, * 1815 zu Duffryn, † 25. Febr. in London.

Lord Randolph **Churchill,** f. Staatssekretär für Indien, * 13. Febr. 1849 zu Blenheim Palace, † 24. Jan. in London.

Georg Robert Charles, 13. Earl of **Pembroke,** f. Unterstaatssekr. d. Krieges, * 6. Juli 1850, † im Mai in Bad Nauheim.

Walter Quinton **Gresham,** Staatssekr. d. Auswärtigen, * 17. März 1833 zu Lanesville, † 28. Mai zu Washington.

Pierre **Legrand,** f. Minister, * 13. März 1834 in Lille, † 1. Juni in Paris.

Alexander **Martin,** gen. Albert, f. Arbeitsminister, * 1815 zu Bury, † 28. Mai in Paris.

Ferrari, ital. Unterstaatssekr. im Min. d. Ausw., † 10. Juni in Rimini.

Hasselman, f. niederl. Kolonialminister, * 1815, † 29. März in Tiel.

Abreu **Souza,** f. portug. Ministerpräs., † Mitte Jan. in Lissabon.

Dschevdet-Pascha, türk. Minister, * 1822, † 26. Mai in Bebek.

Sir William Montagu **Manning,** australischer Staatsmann, * 1811, † 7. März in Sydney.

Frh. Emil **v. Richthofen,** f. Gesandter, * 1810, † Ende Juni in Baden-Baden.

Wirkl. Geh. R. Georg Graf **v. Werthern**-Beichlingen, f. Gesandter, * 20. Nov. 1816, † 2. Febr. in Beichlingen.

Geh. Legationsr. a. D. Ludwig **v. Hirschfeld,** * 1. Okt. 1842 zu Ludwigslust, † 17. Febr. zu Berlin.

Francesco Marchese **Curtopassi,** ital. Gesandter, † 7. April in Wien.

III. Politiker.

Gutsbesitzer in Neuenahr Franz **Bresgen,** Mitglied des Frankfurter Parlaments, * 1815, † 1. Juni zu Neuenahr.

f. Oberbürgermeister Karl v. **Heim,** f. Reichstagsabgeordneter, * 20. Dez. 1820, † 9. April.

Bürgermeister Gottfried **Kalmring,** f. freikons.

Reichstagsabgeordneter, * 9. Febr. 1840 zu Kerpsleben, † 28. Febr. in Weimar.

Dr. Rudolf **Schleiden**, f. Reichstagsabgeordneter, * 22. Juli 1815 zu Holstein, † 25. Febr. in Freiburg i. B.

f. Dirigent d. Esslinger Maschinenfabrik Emil v. **Kessler**, f. nl. Reichstagsmitglied, * 2. Febr. 1841 zu Karlsruhe, † 16. Mai zu Baden-Baden.

Gutsbesitzer Jean **Janson**, f. nl. Reichstagsmitglied, * 2. Febr. 1823 zu Harxheim, † 24. Jan. in Kaiserslautern.

Burghard Frh. v. **Schorlemer**-Alst, Centrumsmitglied des Reichstags, * 21. Okt. 1825 zu Herringshausen, † 17. März in Münster.

Gutsbes. Ferdinand **Kersting**, f. Reichstagsmitglied (l.), * 20. März 1832, † 28. Jan. in Bökenförde.

Pfarrer Adam **Haus**, Reichstagsmitgl. (l.), * 8. April 1836 zu Aschaffenburg, † 18. März in Wörth a. M.

Kaufmann Barthel **Haanen**, f. Reichstagsmitgl. (l.), * 1. Aug. 1813 in Neuss, † 18. Febr. in Köln.

Geistl. R. Eduard **Müller**, f. Reichstagsmitgl. (l.), * 15. Nov. 1818 zu Quilitz, † 6. Jan. in Neisse.

Stadtrath Justus **Rackowski**, f. Reichstagsmitgl. (l.), * 17. April 1845 zu Allenstein, † 16. Mai das.

Gutsbes. Thaddäus **Conrad**, f. Reichstagsmitgl. (l.), * 13. April 1862 zu Neurode, † 15. Juni zu Buchwald.

Advokat Dr. Charles **Abel**, f. Reichstagsmitgl. (Protest.), * 2. Dez. 1824 zu Diedenhofen, † 2. Mai in Gentringen.

Rudolf Frh. v. **Buddenbrock**-Ottlau, Herrenhausmitgl., * 26. April 1821 zu Königsberg, † 22. Mai in Berlin.

Landrath Carl v. **Risselmann**, kons. Landtagsabg., * 12. Aug. 1832, † 6. Juni in Berlin.

Hofmaurermeister Robert **Schmidt**, kons. Landtagsabg., * 27. Sept. 1840, † 23. Febr. in Steglitz.

Vorwerksbes. Alex. Carl Paul **Brauner**, kons. Landtagsabg., * 21. Mai 1843, † 21. Jan. in Wilkau.

Heinr. Gust. Hugo v. **Langendorff**, freikons. Landtagsabg., * 28. Juni 1817, † 23. März in Berlin.

Fabrikbes. Kommerzienr. Karl Aug. **Linke**, nl. Landtagsabg., * 20. Febr. 1829 zu Alt-Gebhardsdorf, † 18. Juni in Berlin.

Otto Hermann **Ottens**, nl. Landtagsabg., * 21. Sept. 1825, † 3. Juni in Eimsbüttel.

Landesdir. a. D. Christian Friedrich **Wirth**, freis. Landtagsabg., * 21. Dez. 1826, † 26. April in Wiesbaden.

Rittergutsbes. Alexander v. **Schalscha**, Centrumsmitgl. d. Abgeordnetenh., * 9. Aug. 1836, † 18. März in Berlin.

Wilhelm **Scheben**, Centrumsm. d. Abg., * 29. April 1812, † 13. April in Köln.

Redakteur Peter **Hauptmann**, Centrumsm. d. Abg., * 25. Sept. 1825, † 28. Mai in Bonn.

Eduard Frh. v. **Hayden** v. u. z. Dorff, österr. Reichsrathsmitgl., * 1815, † 6. März zu Dorff.

Dr. Josef **Fanderlik**, Reichsrathsmitgl. (Altczeche), * 4. März 1839 zu Olmütz, † 8. Mai in Ungarisch-Hradisch.

Grundbes. Josef **Hoch**, österr. Reichsrathsabg., * 1835, † 6. Mai auf der Fahrt von Prossnitz nach Hrubschitz.

Grossgrundbes. Otto Frh. **v. Wächter**, f. österr. Reichsrathsabg., * 1831, † 21. Juni in Reichenau (Niederösterreich).

Dr. **Kutschera**, Führer der Jungczechen, † 17. Jan. in Prag.

Josef **Neuwirth**, österr. Reichsrathsabg., * 6. Mai 1839 zu Triesch, † 20. Mai in Mariagrün.

Dr. Guido Frh. v. **Sommaruga**, österr. Reichsrathsabg., * 22. Jan. 1842 in Wien, † 11. Jan. das.

Anton Rr. v. **Tyszkowski**, österr. Reichsrathsabg. (Polenklub), † 9. Mai in Wien.

Dr. August **Weeber**, österr. Reichsrathsabg. (deutsch-lib.), * 1826, † 15. Mai.

Sir Robert **Peel**, f. Mitgl. d. Unterhauses, * 1822, † 10. Mai in London.

George **Thompson**, f. Parlamentsmitgl., * 1803, † 10. April in Aberdeen.

Louis Marie Gaston Graf de **Douville**-Maillefeu, franz. Deput., * 7. Aug. 1835 zu Paris, † Ende Jan. in Hyères.

Charles **Merlin**, franz. Senator, † 6. April in Douai.

Rathier, franz. Deput., † 6. Jan. in Paris.

Dr. jur. Filippo **Capone**, Senator, † 11. Juni auf der Fahrt nach Pangani.

Clemente **Corte**, Senator, * 1825, † 25. März in Vigone.

Gustav Graf **Lagerbielke**, f. Präs. d. schwed. Kammern, † 6. März in Stockholm.

Kapit. William **Dinesen**, dän. Abgeordn., † 28. März in Kopenhagen.

Thomas **Nielsen**, Führer d. dän. gemäss. Linken, † 26. März in Kopenhagen.

Victor **v. Hartmann**, finnl. Senator, * 1830, † Mitte Mai in Bonn.

Frederick **Douglas**, ein Farbiger, * 1817, † im Febr. in Anacostia.

IV. Hofwürdenträger und Beamte.

Max Graf v. **Holnstein**, Oberstallmeister König Ludwig II., * 19. Okt. 1835, † 1. Febr. in Schwarzenfeld.

A. **Kunduriotis**, Oberhofmarschall d. Kgs. v. Griechenland, † 13. Mai in Athen.

Max v. **Rathenow**, Kgl. preuss. Kammerherr und Ceremonienmeister, * 28. März 1836 zu Biberteich, † Ende Mai zu Stabelwitz.

Wirkl. Geh. Ob. Reg. R. a. D. Dr. Gustav

Singelmann, f. vortr. R. im Min., * 1826, † 23. März in Berlin.
Geh. Ob. Reg. R. a. D. Egon Frh. von den **Brincken**, f. im Min. d. Inn., * 5. Jan. 1834 zu Frankfurt a. M., † 11. Mai in Charlottenburg.
Grossherzl. hess. Geh. R. Dr. Bernhard **Jaup**, im Min. d. Inn. u. d. Justiz, † 13. Febr. in Darmstadt.
Geh. Ob. Med. R. Gustav Adolf **Schönfeld**, vortr. R. im Kultusmin., * 1839, † 12. März in Berlin.
Ministerialr. Joh. **Salzer**, * 1841, † Ende Febr. in Wien.
Grossherzogl. hess. Regierungsr. Dr. **Hesse**, † 6. Mai in Darmstadt.
Geh. Ob. Finanz-R. **Peine**, † 4. April in Cassel.
Geh. Ob. Post-R. Johannes **Triebel**, vortr. R. im Reichspostamt, * 1836, † 18. Jan. in Berlin.
K. K. Geheimr. u. Sektionschef a. D. Karl Frh. v. **Pusswald**, * 1825, † 23. Mai in Wien.
Reichsgerichtsr. a. D. Dr. jur. Otto **Baehr**, * 2. Juni 1817 zu Fulda, † 17. Febr. in Cassel.
K. württ. Oberjustizr. Edmund Frh. v. **Ow**, * 16. Okt. 1815, † 28. März in Stuttgart.
Dr. Heinrich **Martin**, Oberappellationsgerichtsr. a. D., * 1816, † 14. März in Cassel.
Appellationsgerichtsr. a. D. Ludwig **Heim**, * 1800, † 12. Febr. in Nürnberg.
Emil Bernhard **Jacobi**, Senatspräs. d. Oberverwaltungsgerichts, * 5. Dez. 1828 zu Graudenz, † 12. April in Berlin.
Wirkl. Geh. R. Dr. iur. Ferdinand **Grimm**, Obertribunals-Vicepräsident a. D., * 22. Sept. 1806 zu Neviges, † 27. Febr. in Wiesbaden.
Geh. Ob. Justiz-R. Gustav Herm. **Eichholtz**, * 18. Dez. 1837 zu Galitten, † 17. Juni in Berlin.
Präs. d. Oberlandesger. in Posen **Frantz**, † 5. April in Posen.
K. bair. Reichsr. Dr. Ludwig v. **Neumayr**, f. Präs. d. Obersten Landesger., * 1810, † 4. März in München.
K. K. Geh. R. Johann Frh. v. **Wenisch**, f. Oberlandesgerichtspräs., * 1802, † 8. März in Graz.
K. K. wirkl. Geh. R. Aloys **Mages** v. Kompillan, f. Oberlandesger.-Präs., * 28. Aug. 1823 zu Bozen, † 23. Ap. in Innsbruck.
Sir James **Bacon**, letzter Vicekanzler der Chancery Division, * 1798, † 1. Juni in London.
Ebenezer Rokwood **Hoar**, f. Generalstaatsanwalt d. nordam. Union, * 1816, † 1. Feb. zu Concord.
Justiz-Prokurator Sigmund **Schott**, * 5. Jan. 1818 in Stuttgart, † 4. Juni das.
Wirkl. Geh. R. Adolf v. **Körber**, Generallandschaftsdir. in Westpreussen, * 18. Aug. 1817 in Sandau, † 11. März in Kairo.
K. K. wirkl. Geh. R. Joseph Fürst v. **Colloredo**-Mannsfeld, f. Landmarschall v. Niederösterr., * 26. Febr. 1813 zu Wien, † 22. April das.
Carl Gustav Frh. v. **Ugglas**, f. Oberstatthalter v. Stockholm, * 1822, † 19. Febr. in Stockholm.
Regierungspräs. a. D. Wilh. **Winter**, * 1. Dez. 1803 zu Dillenburg, † 6. März in Elmshausen.
Geh. Reg. R. Dr. Dan. Heinr. Ludwig **Bening**, * 1801, † 10. März in Hannover.
Geh. Reg. R. Christian Josef v. **Zezschwitz**, Amtshauptmann in Bautzen, * 18. Sept. 1838 zu Girlachsdorf, † 16. März in Bautzen.
Oberfinanzrath Karl v. **Loeben**, Oberforstmeister zu Zschopau, * 1831, † 4. Jan. in Zschopau.
Grossh. sächs. Finanzrath Max v. d. **Osten**, † 26. April in Giessen.
Geh. Ob. Reg. R. **Eggert**, * 1821, † 29. März in Erfurt.
Reg. R. F. **Eggli**, * Sept. 1838 zu Rüthi, † 24. Jan. in Bern.
Senator Dr. Arthur Gustav **Kulenkamp** in Lübeck, * 1827, † 16. April in Montreux.
Sir Robert **Duff**, Gouverneur v. Neuseeland, † 15. März in Sydney.
Bernh. Frh. **v. Richthofen**, Polizeipräs., * 8. Juni 1836 zu Cammerau i. Schl., † 6. Juni in Bonn.
Geh. Ob. Reg. R. a. D. Julius **Kieschke**, f. Oberbürgermeister v. Königsberg, * 1819, † 10. April in Berlin.
Geh. Ob. Reg. R. Friedrich **Bötticher**, Oberbürgermeister v. Magdeburg, * 24. Jan. 1826 zu Magdeburg, † 19. Jan. in Berlin.
Dr. iur. Alfred **Stübel**, f. Oberbürgermeister v. Dresden, * 3. April 1827, † 9. März in Dresden.
Geh. Reg. R. W. A. **Bredt**, f. Oberbürgermeister v. Barmen, * 1818, † 23. März in Honnef.
Hofrath Theod. **Maercker**, Bürgermeister von Zweibrücken, * 1833, † 1. Mai.
Geh. Reg. R. **Neubourg**, f. Bürgermeister v. Stade, * 1809, † Ende Jan. in Stade.
Justizrath Dr. Julius Oskar **Zenker**, Vicevorst. d. Stadtverordnetenvers., * 1837, † 25. Mai in Leipzig.
K. Rath Dr. Edmund **Schebeck**, f. Handelskammersekr. (auch Historiker), * 1820, † 11. Febr. in Prag.
Carl **Oldenburg**, grossh. mecklenb. Generalzolldirektor, * 1831, † 21. Jan. i. Schwerin.
Sir Robert **Hamilton**, Präs. d. britt. Zollamts, * 1836, † 22. April in London.
Sir Charles **Mills**, Generalagent der Kapkolonie in London, * 1825 in Ischl, † Ende März in London.
Prof. **Pawlow**, Mitgl. d. archäolog. Komm. d. russ. Ministeriums d. Volksaufklärung, * 1823, † 12. Mai in St. Petersburg.
Fürstbischöfl. Konsistorialr. u. Gen.-Vikariats-Amtsr. a. D. **Schumann**, * 11. Mai 1814 zu Bunzlau, † 13. Februar in Breslau.

Dr. Theod. **Regenburg**, ehem. Stiftsamtmann, * 1815, † 8. Juni in Kopenhagen.
Intendanturrath d. königl. Schauspiele in Berlin Emil **Taubert**, * 23. Jan. 1844 in Berlin, † 10. April das.
Hoftheaterintendant Frh. **v. Seckendorff**-Aberdar, † 9 Febr. in Altenburg.
Carl **v. Stegmann**, f. Dir. d. Bair. Gewerbemuseums in Nürnberg, * 1832, † 28. Mai in Weiherhaus.
Dr. Jos. Eduard **Wessely**, Insp. d. herz. Mus. in Braunschweig, * 8. März 1826 zu Welletau, † 18. März zu Braunschweig.
Sir George **Scharf**, f. Dir. d. nat. Portraitgalerie in London, * 1820, † 19. April.
P. Johann **Bollig**, Bibliothekar an der Vatican. Bibl., † 9. März in Rom.
Msgr. **Carini**, Präfekt d. Vatican. Bibliothek, † 25. Jan. in Rom.
Hofrath Dir. a. D. des fürstl. Museums, Dr. Friedrich Aug. v. **Lehner**, * 10. Okt. 1824 zu Geislingen, † 3. Juni in Stuttgart.
Custos Carl **Hörhammer**, a. d. Hof- u. Staatsbibl., * 12. Jan. 1834, † Ende Mai in München.
Carl **Schnorr** v. Carolsfeld, Generaldir. der bair. Staatseisenbahnen, * 6. März 1830 zu Dresden, † 31. Jan. in München.
Stadtbibliothekar **Morin** v. Nantes, † 7. Feb.
Geh. R. a. D. Friedrich Konstanz **v. Criegern**, Vors. d. sächs. Landesver. z. Pflege verwundeter Krieger, † 10. April i. Dresden.
Adolf **Brüggemann**, bevollm. Dir. d. Aachener u. Münchener Feuervers. Ges., † 23. April in Aachen.
Josef Frh. v. **Krükl**, Dir. d. österr. Tabaksregie, † 31. Mai in Wien.
Reg. R. Alexander **Löwe**, f. Dir. d. k. k. Porzellanfabrik, * 24. Dez. 1807 zu St. Petersburg, † 29. März in Wien.
Geh. Reg. Rath Dr. Ludwig **Metzel**, Bureaudir. d. preuss. Herrenhauses, * 1815, † 6. Juni in Berlin.

V. Heerführer und Soldaten.

Generaloberst Alexander Aug. Wilh. v. **Pape**, * 2. Febr. 1813 in Berlin, † 7. Mai das.
Generallt. Carl Friedr. **v. Holleufer**, * 2. Jan. 1804 zu Benkendorf, † 12. Jan. in Berlin.
Generallt. Albert Leo Ottomar v. d. **Osten** gen. Sacken, * 23. Aug. 1811 zu Cöslin, † 6. April in Dresden.
Generallt. Hugo v. **Rosenberg**, * 22. Juni 1835 zu Puditsch, † 17. Febr. in Militsch.
Generallt. Franz Fried. Alexander v. **Stuckrad**, * 20. Febr. 1814 zu Rhein, † 3. Jan. in Berlin.
Generallt. Fried. Ernst Ferdinand v. **Scheliha**, * 12. März 1829 in Perschütz, † 15. Jan. in Breslau.
Generallt. Carl Theodor v. **Strantz**, * 20. Okt. 1820 zu Berlin, † 29. April in Berlin.
General d. Inf. Carl Leop. Gustav Frh. v. **Buddenbrock**, * 4. März 1810 zu Lamgarben, † Ende März in Düsseldorf.
General d. Inf. Albert Christoph Gottlieb v. **Barnekow**, * 2. Aug. 1809 zu Hohenwalde, † im Mai zu Naumburg.
General d. Inf. Gustav Peter Wilhelm v. **Dresow**, * 5. Febr. 1829 zu Rosenberg, † 15. Mai in Potsdam.
Generallt. Ad. Carl Aug. Franz Georg Wilh. Kasimir v. **Dewall**, * 11. Juli 1811 zu Giessen, † Ende März in Wiesbaden.
General d. Inf. Leop. Aug. Gotthard Jobst Frh. v. **Loën**, * 24. Juni 1817 zu Luckau, † 26. Febr. in Morsbroich.
Generallt. Theod. Hubert Carl Frh. v. **Locquenghien**, * 24. Juni 1826 zu Fürth, † 11. Jan. in Bonn.
Generalmaj. Carl Heinr. Richard v. **Loeben**, * 7. Dez. 1833 zu Berlin, † 25. Mai in Detmold.
Generalm. Wilhelm v. **Linsingen**, * 6. Nov. 1821 zu Ritterhude, † 23. Juni in Berlin.
Generalarzt a. D. Dr. Carl Ferd. Herm. **Hochgeladen**, † 14. Jan. in Wiesbaden.
Traugott **Karl**, Veteran a. d. Freiheitskriegen, * 1798, † 11. April in Leipzig.
Generallt. z. D. Fedor v. **Winckler**, * 26. Aug. 1813 zu Mogwitz, † 15. März in Dresden.
Generallt. Julius v. **Bosse**, † 29. März in Dresden.
Generalm. Carl Wolfgang v. **Heygendorf**, * 25. Dez. 1806 zu Weimar, † 17. Febr. in Dresden.
Generalm. Rudolf **Koch**, * 11. Juni 1822 zu Blieskastell, † 9. Mai in München.
K. bair. General d. Inf. Carl v. **Orff**, * 10. Dez. 1817 in Alzey, † 31. Jan. in Würzburg.
K. bair. General d. Inf. Adolf Rr. v. **Heinleth**, * 1822, † 26. Febr. in München.
K. bair. Generallt. Wilh. v. **Schleich**, * 1811, † 24. März in München.
K. bair. Generalauditeur Albert v. **Grimm**, † 23. Jan. in München.
Württemb. Generalm. Ernst Frh. **Pergler** v. Perglas, * 27. Jan. 1827, † 22. Mai in Stuttgart.
K. k. Feldmarschall Lt. Florian Frh. v. **Marchio**, * 1803, † 8. Febr. in Baden b. W.
K. k. Generalm. Karl v. **Muralt**, * 1802, † 25. Jan. in Wien.
K. k. Feldmarschall Lt. Joseph v. **Rott**, * 1830, † 11. Mai in Budweis.
K. k. Feldmarschall Lt. August Rr. v. **Ruff**, † 24. Jan. in Baden b. W.
K. k. Feldmarschall Lt. Julius **Vogl**, † 17. Juni in Wien.
K. k. Feldmarschall Lt. Franz Graf **Wallis**, Frh. auf Karighmain, * 26. Sept. 1838, † 1. Febr. zu Ebelsberg.
Wirkl. Geh. R. Alois v. **Baumgarten**, Feldmarschall Lt., * 9. März 1814 in Aussee, † 15. Jan. in Wien.

K. k. Feldmarschall Lt. Johann **Beck**, † Anf. Jan. in Schwaz.
K. k. Feldzeugmeister Prosper Frh. v. **Docteur**, * 1813, † 17. März in Hietzing.
K. k. Feldmarschall Lt. Franz **Feldenhauer**, * 1829, † 26. März in Wien.
K. k. Feldmarschall Lt. Anton **Györmörey** v. Györmöre u. Teölvár, * 1837, † 10. April in Güns.
K. k. Feldmarschall Lt. Josef **Gabrianyi** v. Zsegnye, * 1822, † 1. Mai in Wien.
K. k. Linienschiffskapitän Heinrich v. **Littrow**, * 26. Jan. 1820 zu Wien, † 25. April in Abbazia.
Wirkl. Admiral of the fleet Sir G. T. Phipps **Hornby**, † 3. März in London.
Brit. Admiral Lord Clarence **Paget**, † 23. März in Brighton.
Brit. Admiral Sir W. **Loring**, * 1813, † auf der Insel Wight.
Brit. Admiral Lord **Alcester**, * 12. April 1821, † 30. März in London.
Brit. Feldmarschall Sir Patrick **Grant**, * 1804, † 28. März in London.
Brit. General Sir George **Chesney**, * 1830, † 31. März.
Marschall François Certain de **Canrobert**, * 27. Juni 1809 zu St. Cerré, † 28. Jan. zu Paris.
Franz. General Raymond-Adolphe **Seré** de Rivière, † 18. Februar zu Paris.
Russ. General v. **Olschewsky**, † 16. März in St. Petersburg.
Russ. Generallt. **Sabotkin**, † 1. Januar in St. Petersburg.
Russ. General der Inf. v. **Baggehuffwudt**, * 1810, † 26. März in St. Petersburg.
Russ. General **Glinka**-Mawrin, * 1810, † Ende März in St. Petersburg.
Russ. General Alexander Fedorowitsch v. **Hahn**, * 1809, † 22. März in St. Petersburg.
Belg. Generallt. Baron **Vandersmissen**, † 17. Juni in Brüssel.
Span. Marschall M. **Pavia**, † 5. Jan. in Madrid.
Nihad Pascha (eigentl. Severin Fr. v. Bilinski), * 1815, † 14. März in Konstantinopel.
Sefer Pascha (eigentl. Wladislaus Graf v. Kosciol-Koscielski), * 1820, † im März in Bertoldstein.
Dän. Oberst Otto Valdemar v. **Hoskiaer**, * 1829, † 23. Juni in Kopenhagen.
Serb. General **Horvatovič**, f. Kriegsminister, † 12. März in Belgrad.
Nordam. General Adam **Badeau**, * 29. Dez. 1831 zu New York, † 20. März das.
General John **Newton**, Präs. d. Panama-Eisenbahn-Gesellschaft, * 1823, † 15. Mai in New York.

VI. Geistliche und Kirchenfürsten.

Peter Mathias **Snickers**, Erzbischof v. Utrecht, * am 9. Aug. 1816 zu Rotterdam, † 2. April in Utrecht.
Amilcare **Malagola**, Erzbischof v. Fermo, * 24. Dez. 1840 zu Modena, † 22. Juni.
Julien Florien **Desprey**, Erzbischof v. Toulouse, * 14. April 1807 zu Ostricourt, † 21. Jan. in Toulouse.
Francisco de Paula **Benavides** y Navarrete, Erzbischof v. Saragossa, * 14. Mai 1810 zu Baëza, † 1. April in Saragossa.
François **Lagrange**, Bischof v. Chartres, * 15. März 1827 in Dun-le-Roi, † 23. Juni in Chartres.
Johann Georg **Schopper**, Bischof v. Rozsnyó, * 9. März 1818 zu Pest, † 10. April zu Rosenau.
Dr. **Brabandère**, Bischof v. Brügge, † 1. April daselbst.
Cardinal Luigi **Ruffo**-Scilla, f. Nuntius in München, * 16. April 1840 zu Palermo, † 29. Mai zu Rom.
Domkapitular Anton **Abt** („Walther v. Münnich"), * 26. Dez. 1841 zu Seelenberg, † 16. Februar zu Limburg.
Guardian der Kapuziner **Neyssen**, † 29. Jan. in Mainz.
Jesuitenpater Jakob **Rathgeb**, † 7. Mai in Kloster Valkenburg.
Pater Friedrich **Woldegg** (d. i. Friedrich Graf zu Waldburg-Wolfegg-Waldsee), * 29. Sept. 1861 zu Waldsee, † 23. April zu Ditton-Hall.
Pater **Gratzmüller**, Prior des Benedictinerstifts St. Stephan in Augsburg, * 1823, † 17. Mai.
Cölestin **Brader**, Abt d. Cistercienserstifts Stams, † Anf. Jan.
Lorenz **Wocher**, Abt v. Wettingen und infulirter Prior v. Mehrerau, * 1856, † 25. April.
Maria Augusta v. **Sartorius**, Oberin des Sacré-Coeur-Klosters, * 1830 zu Aachen, † 7. Mai in Paris.
Dr. Sylvester **Morarin**-Andriewicz, gr. orient. Erzbischof von Czernowitz, * 14. November 1818 zu Miltoka-Dragomir, † 15. April in Czernowitz.
Theodor Friedr. Detlef **Kliefoth**, Oberkirchenrathspräs. a. D., * 18. Jan. 1810 zu Körchow, † 26. Jan. in Schwerin.
Gust. Theod. **Kittan**, * 11. Nov. 1832 zu Flössberg, † 1. Jan. in Priessnitz.
Julius **Kraft**, erster Geistl. an Zion, † Mitte Juni in Berlin.
Dr. Karl **Niemann**, Oberkonsistorialr., * 1820, † 14. Mai in Münster.
Konsistorialr. Dr. **Kahle**, * 1830, † 3. März in Hannover.
f. Generalsuperint. Theod. Emil **Lamberg**, * 1816, † 28. Febr. in Riga.
Pastor **Neander** in Mitau, * 1802, † in Mitau.
Generalsuperint. Wladimir v. **Ewert**, † 11. Febr. in Warschau.
Dr. C. F. **Balslew**, ev. luth. Bischof v. Riwen, * 1805, † im März in Kopenhagen.
Dr. Fredrik **Fehr**, Pastor primarius in Stockholm, * 1849, † 16. Mai.

C. W. **Lambert**, Londoner Missionar, † 23. Mai in Birma.
Dr. R. W. **Dale**, Pred. in Birmingham, * 1829, † 13. März.
Pastor François **Pnaux**, † 21. Febr. in Paris.
Wilh. **Schultze**, Mitgl. d. Direktion. d. franz. Brüderunität in Herrenhut, * 1845, † 4. Jan. in Berthelsdorf.

VII. Gelehrte.

1. Geisteswissenschaften.

A. o. Prof. Dr. Bernhard **Riggenbach**, Theolog, * 25. Okt. 1848 in Karlsruhe, † 2. März das.
Prof. Dr. Carl **Schmidt**, Theolog, * 20. Juni 1820 in Strassburg, † 11. März das.
Prof. Ed. Chr. Fürchtegott **Adam**, Theolog, * 1812, † 18. Juni.
Prof. Moriz **Carrière**, Philos. u. Aesthetiker, * 5. März 1817 zu Griedel, † 18. Jan. in München.
Prof. Gustav **Glogau**, Philos. in Kiel, * 6. Juni 1844, † 23. März in Griechenland.
Avocat Antoine **Mollière**, Philosoph, * 1809, † 18. März in Lyon.
Prof. Georg v. **Gizycki**, Ethiker, * 14. April 1851, † 4. März in Berlin.
Prof. Luigi **Ferri**, Philosoph, * 15. Juni 1826 in Bologna, † 17. März in Rom.
Prof. Ch. **Secrétan**, Rechtsphilosoph, * 19. Jan. 1815, * 21. Jan. in Lausanne.
Prof. Carl v. **Risch**, Jurist, * 7. Juli 1834 zu Rockenhausen, † 20. März in Würzburg.
Prof. Carl Joh. Fried. Ludw. **Lüder**, Jurist, * 2. Sept. 1834, † 26. April in Erlangen.
Prof. Ernst **Rubo**, Jurist, * 8. Juli 1834, † 17. März in Berlin.
Prof. Franz **Weiss**, Jurist, * 1809, † 23. Juni in Graz.
Earl **of Selborne**, Rechtsgel., * 1812, † 6. Mai in London.
Prof. Wilh. Ferdinand **Arndt**, hist. Hilfswissenschaften, * 28. Febr. 1839 zu Kulm, † 10. Jan. in Leipzig.
Prof. Ernst **Steindorff**, hist. Hilfsw., * 15. Juni 1839 zu Flensburg, † 9. April in Göttingen.
Dr. Hermann **Grote**, Numismatiker, * 28. Dez. 1802 zu Hannover, † 3. März das.
Prof. Gustav **Hirschfeld**, Archäolog, * 4. Nov. 1847, † 20. April in Wiesbaden.
Sir Henry **Rawlinson**, Diplomat u. Archäolog, * 1810 zu Chadlington, † 5. März in London.
Prof. Sir Reginald Stuart **Poole**, Archäolog, * 1832 zu London, † 8. Febr. das.
Prof. Platen Wassiljewitsch **Pawlow**, Archäolog, * 1823, † 12. Mai in St. Petersburg.
Prof. Cesare **Cantù**, Hist., * 8. Dez. 1807 zu Brivio, † 11. März in Mailand.
Prof. Dr. Ludwig **Weiland**, Hist., * 16. Nov. zu Frankfurt a. M., † 4. Febr. in Göttingen.
Sir Edward **Bunbury**, Hist., † im März.
Prof. Julius **Opel**, Hist., * 1829 zu Loitschütz, † 17. Febr. zu Halle.
Assessor a. D. Heinr. **Geisberg**, Justitiar des Domkapitels, Hist., * 1819, † im Mai zu Münster i. W.
Geh. Archivrath Carl **Janicke**, Hist., * 1. Jan. 1829 in Magdeburg, † 15. Febr. in Hannover.
Stadtarchivar Heinr. **Gradl**, Hist., * 13. Febr. 1842 in Eger, † 3. März das.
Geh. Hofr. Dr. med. Alb. **Moll**, Präs. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees, * 25. Juni 1817 zu Gruibingen, † 10. März in Tettang.
Prof. Cölestin **Stampfer**, Benediktinerpater, Hist., * 1824, † 19. Jan. in Meran.
Dr. Hermann **Meynert**, Hist., * 20. Dez. 1808 zu Dresden, † 10. März in Wien.
Schulrath Gymnasialdir. a. D. Gottlieb **Stier**, Hist., * 12. Aug. 1825 zu Basel, † 23. Mai in Dessau.
f. Pfarrer Ernest **Chavannes**, Hist., * 1822, † 6. Jan. in Lausanne.
Advokat Dr. Carl **Wieland**, Hist., * 1832, † 26. Febr. in Basel.
Oberst a. D. **Nebelthau**, Hist., * 1834, † 24. Juni in Marburg.
Prof. am Exeter College Ch. Will. **Boase**, Hist., * 1829, † 13. März in Oxford.
Regius Prof. Sir John Robert **Seeley**, Hist., * 1834 in London, † 14. Jan. in Cambridge.
Prof. Michael **Dragomanov**, slav. Gesch. u. Litt., † im Juni in Sofia.
Privatgelehrter Carl **Kiesewetter**, Culturhist., * 14. April 1854 in Meiningen, † 15. April das.
Prof. Gaetano **Milanesi**, Kunsthist., * 1812, † im März in Florenz.
Dr. Nils Gustaf **Bruzelius**, Hist., * 1826, † 23. April in Lund.
Assistant Keeper am Public Record Office Will. Noël **Sainsbury**, Hist., * 1825, † März in London.
Jesuit Jos. **Stevenson**, Hist., * 1807, † 8. Febr. in London.
Staatsarchivar Pietro **Ghinzoni**, Hist., * 1829, † 21. Febr. in Mailand.
Erster Präfekt d. Vatican. Bibl. Msgr. Isidoro **Carini**, Hist., * 1846, † 25. Jan. in Rom.
Offizier van Gezondheid van Het O. J. Leger Dr. Julius **Jacobs**, * 1843, † 21. Febr. [Volkskunde von niederl. Indien.]
Prof. Oscar **Erdmann**, deutsche Sprache u. Litt., * 14. Febr. 1846 zu Thorn, † Ende Juni in Kiel.
Prof. Herm. **Hager**, deutsche Sprache, * 1847 zu Reichenbach, † 22. Febr. in Manchester.
f. Gymnasialdir. Ant. Aug. **Draeger**, Litterarhistoriker, * 1821, † 13. Febr. in Aurich.
Advokat B. **Elischer**, Goetheforscher, * 1818, † 27. März in Budapest.
Litterarhist. Don **Ixart**, * 1849, † 25. Mai in Tarragon.
Sir Hyde **Clarke**, engl. Philol., * 1815, † 1. März.

Prof. P. J. **Veth**, Indiolog. * 1815, † 14. April in Arnheim.
Dr. Julius **Jacobs**, Indiolog, * 1842, † Ende Febr. in Macassar.
Prof. Franz Josef **Lauth**, Aegyptolog. * 18. Febr. 1822 zu Arzheim, † 12. Febr. in München.
Prof. Rudolf v. **Roth**, Prof. d. orient. Sprachen, * 3. April 1821 in Stuttgart, † Ende Juni in Tübingen.
Dekan v. Canterbury Robert Payne **Smith**, Orientalist, * 1818 zu Chipping Campden, † 31. März in Canterbury.
Dr. F. **Fehr**, Oriental., † 14. Mai in Stockholm.
Dr. David **Rösin**, Rabbinica, † 31. Dez. in Breslau.
Prof. B. Constantin **Martha**, klass. Philol., * 1820, † Juni in Paris.
Prof. John Stuart **Blackie**, Prof. d. Griech., * 1809 in Glasgow, † 2. März in Edinburgh.
Prof. Arnold **Hug**, klass. Philol., * 1831, † 17. Juni in Zürich.
Schulrath Jos. **Hoffmann**, Kreisschulinsp. a. D., * 1827, † 17. Mai in Trier.
Direktor Otto **Nasemann**, * 21. Jan. 1821 zu Kochstedt, † 31. März in Halle.
Gymn.-Dir. Carl. Ed. **Güthling**, * 23. Febr. 1824 zu Lengerich, † 22. April in Liegnitz.
Gym.-Dir. K. Heinr. Christ. **Keck**, * 1824, † 6. Febr.
Realgym.-Dir. Dr. **Cramer**, * 1829. † 2. Mai in Mühlheim a. Ruhr.
Gym.-Dir. **Kunze**, * 1840, † 26. April in Lissa.
Gym.-Dir. C. Fr. Julius **Kipper**, * 1844. † 25. Juni in Rostock.
Direktor Hugo **Langguth**, * 1830, † 14. Mai in Iserlohn.
Konrektor Prof. **Pietzsch**, † 26. Mai in Zwickau.
Konrektor **Bollwitte**, * 1843, † 5. Juni in Alfeld a. L.
Rektor a. D. Theodor **Hecht**, * 1828, † 12. Mai in Breslau.
Rektor **Stedler**, * 1828, † 5. Juni in Barsinghausen.
Rektor **Thannhäuser**, * 1861, † 29. Mai in Foerde.
Prof. Friedrich **Hofmann**, f. Gymnasialdir., * 1. Mai 1820 zu Landsberg a. H., † 4. März in Berlin.
Prof. **Biese** in Putbus, * 1805, † 19. April.
Prof. Dr. Jos. **Zeck**, † 7. Mai in Cöln.
Prof. Dr. **Borgmann**, † 6. April in Wiesbaden.
Gymnasialoberl. **Scheidemantel**, † 13. Mai in Torgau.
Gymnasialoberl. **Scholz**, * 1835, † 4. Mai in Oppeln.
Gymnasiall. Ernst **Dunkel**, † 3. Mai in Danzig.
Gymnasiall. **Berckmann**, † 7. Mai in Köln.

2. Exakte Wissenschaften.

James Dwight **Dana**, Naturforscher, * 12. Febr. 1813 zu Utica, † 15. April in Newhaven.
Thomas Henry **Huxley**, Naturforscher, * 4. Mai 1825 in London, † 29. Juni.
Prof. Carl **Vogt**, Naturforscher, * 5. Juli 1817 zu Giessen, † 5. Mai in Genf.
John Howard **Redfield**, Zoologe, † im April in Philadelphia.
Dr. Reinhard **Peck**, Dir. d. bot. Gartens, † 28. März in Görlitz.
Dr. Wilh. **Neubert**, Botaniker, * 1809, † 21. Febr. in Cannstadt.
Prof. Friedrich **Schmitz**, Botaniker, † 8. März 1850, † 28. Jan. in Greifswald.
Dr. William Crawford **Williamson**, f. Prof. d. Botanik, * 1816, † 23. Juni in Manchester.
Prof. Joseph Édouard **Bommer**, Botaniker, * 17. Nov. 1829 in Brüssel, † 20. Febr. das.
Daniel **Hooibrenk**, Botaniker, * 1812 in Haarlem, † 30. April in Hietzing b. Wien.
Dir. d. techn. Hochschule Prof. Carl v. **Haushofer**, Mineralog, * 28. April 1839 zu München, † 8. Jan. das.
Prof. Aug. **Jaccard**, Geologe, * 1834, † Anf. Jan. in Locle.
Bergrath Moritz Ferdinand **Gätzschmann**, * 24. Aug. 1800 in Leipzig, † im Febr. in Freiberg.
Bergrath Alfred Wilh. **Stelzner**, Geologe, * 1840, † 25. Febr. in Wiesbaden.
Prof. at Trinity College Valentin **Ball**, Geologe, † Mitte Juni in Dublin.
Geh. R. Prof. Carl Hermann **Knoblauch**, Physiker, * 11. April 1820 in Berlin, † Ende Juni in Baden-Baden.
W. Geh. R. Prof. Franz **Neumann**, Physiker, * 1799, † 24. Mai in Königsberg.
Prof. Adolf **Elsas**, Physiker, * 1855 zu Elberfeld, † 13. Mai in Marburg.
Prof. Lothar v. **Meyer**, Chemiker, * 19. Aug. 1830 in Varel, † 13. April in Tübingen.
Prof. Carl **Boedeker**, pharmac. Chemiker, * 20. Sept. 1815, † 22. Febr. in Göttingen.
Prof. Gerhard **Krüss**, Chemiker, * 1860, † 3. Febr. in München.
Dr. August **Klinger**, Vorsteher der Chem. Untersuchungsanst., * 1832, † Mitte Juni in Stuttgart.
Prof. Robert **Sachse**, Agrikulturchemie, † 25. April in Leuzsch b. Leipzig.
Direktor Friedrich **Autenheimer**, Mathematiker, * 1822, † 4. Juni in Zürich.
Prof. Ludw. **Schläfli**, Mathematiker, * 1815, † im März in Bern.
Prof. Arthur **Cayley**, Mathematiker, * 1821, † 26. Jan. in Cambridge.
Prof. James E. **Oliver**, Mathematiker, † 27. Juli 1829 in Portland, † 27. März in Ithaca.
Prof. Friedr. **Tietjen**, Astronom, * 13. Nov. 1834 in Westerstede, † 22. Juni in Berlin.
Th. **Brorsen**, Astronom, * 1819 zu Norburg, † 18. Mai in Kiel.
General **Mansouty**, Dir. des Observatoriums auf dem Pic du Midi, † 15. März in Dax.
Prof. Geh. R. Carl Friedr. Wilh. **Ludwig**,

Physiolog, * 29. Dez. 1816 in Witzenhausen, † 23. April.
Geh. R. Prof. Eduard **Külz**, Physiolog, * 17. April 1845, † 13. Jan. in Marburg.
Staatsr. Prof. Wladimir **Tomsa**, Physiolog, † Anf. April in Prag.
Prof. John Adams **Ryder**, Embryolog, † 26. März in Pennsylvania.
Dr. D. H. **Tuke**, psychological medicin, † Anf. März.
Prof. E. **Nöggerath**, Mediziner, * 1828, † 3. Mai in Wiesbaden.
Präs. des London R. Coll. of Surgeons John Whittacker **Hulke**, Augenarzt, † Ende Febr. in London.
Dr. Alexěj Nikolajevič **Maklakov**, Augenarzt, * 1838, † 1. Juni in Moskau.
Prof. Lucyan **Rydel**, Augenarzt, * 1839, † 29. April in Krakau.
Prof. Jacob **Gottstein**, Hals- u. Ohrenleiden, * 7. Nov. 1832 in Breslau, † 10. Jan. das.
Prof. Georges Octave **Dujardin**-Beaumetz, Kliniker, * 1833 zu Barcelona, † 17. Febr. in Beaulieu.
Prof. Geh. R. Carl **Thiersch**, Chirurg, * 20. April 1822 in München, † 28. April in Leipzig.
Prof. Aristide **Verneuil**, Chirurg, * 1823 in Paris, † Ende Juni in Maisons-Laffitte.
Sir George Hornidge **Porter**, Chirurg, * 1822 in Dublin, † 17. Juni das.
Dr. Emil **Nöggerath**, Gynäkolog, * 25. Okt. 1829 in Bonn, † 3. Mai in Wiesbaden.
Dr. Georg **Laudien**, Badearzt in Kissingen, * 1844, † 5. Jan. in Nervi.
Reg. R. Dr. Moritz **Gauster**, Präs. d. Wiener Ärztekammer, * 19. Febr. 1828 in Wien, † 24. März das.
Staatsr. Joseph **Bertenson**, Ehren-Leibmedicus, † Mitte April in St. Petersburg.
Sanitätsr. Dr. Felix **Vulpius**, * 1816, † 27. April in Weimar.
Sir George **Buchanan**, Mediziner, * 1830, † 5. Mai in London.
Dr. **Loimann**, Badearzt in Franzensbad, * 1823, † 21. Jan.
Obermedizinalr. Dr. **Uloth**, Decernent des Apothekenwesens für Hessen, † 23. Dez. in Darmstadt.
Dr. Arnold **Mayer**, Arzt, * 1809, † im Febr. zu Mainz.
Dr. Oskar **Mahir**, homöopath. Arzt, * 1812, † 16. April in Wien.

VIII. Forschungsreisende.

Baron Eduard **Nolde** aus Kalleten in Kurland, Innerarabienreisender, erschoss sich am 11. März in London.
Dr. **Jelissejew**, Forschungsreisender, † Anfang Juni in St. Petersburg.
Landeshauptmann Georg **Schmiele** von der Neu-Guinea-Kompagnie, † auf dem Postdampfer Lübeck.

IX. Schriftsteller.

Siegmund **Haber**, Chefredakteur des „Ulk“, * 11. Sept. 1835 zu Neisse, † 27. Febr. in Berlin.
Julius **Keller**, f. Redakteur d. „Volkszeitung“, * 30. Sept. 1840 zu Rosenau, † 27. Febr. in Berlin.
Dr. Friedrich **Weber**, Redakteur der „Nationalliberalen Korrespondenz“, * 30. Dez. 1844 zu Heidelberg, † 19. Jan. in Berlin.
Ludwig **Frank**, Redakteur, * 1841 zu Berlin, † im März in New-York.
Dr. Gustav **Stockmann**, Redakteur, * 1823, † 16. Mai zu Leipzig.
Otto **Reisner**, Redakt. d. „Münchener Neusten Nachrichten, * 1843, † 22. Mai in München.
Dr. Alfred **Königsberg**, Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse“, * 1828, † 13. April in Wien.
Eduard **Otto**, Hrsg. d. „Triester Zeitung“, † 7. April in Triest.
Alexander Kuys **Moore**, Chefredakt. d. „Morning Post“, * 1852, † Anf. Jan. in London.
William **Saunders**, Zeitungsbes., † 1. Mai in London.
Wsewalod **Konstowsky**, Redakteur, † 31. Jan. in Warschau.
Auguste **Vacquerie**, Dir. der Ztschr. „Rappel“, * 1818 zu Villequier, † 19. Febr. in Paris.
Dr. Rudolf **Doehn**, Mitbegründer d. deutsch. Schriftstellerverbandes, † 2. Febr. 1821 zu Heinrichshagen, † 9. April in Dresden.
Dr. Max **Lortzing**, * 3. Sept. 1839 in Heilsberg, † 18. Febr. in Steglitz.
Martin **Gerss**, * 1809, † 29. März in Loetzen.
Adolf **Lippold**, * 21. Jan. 1845 zu Ernstthal, † 28. April in Leipzig.
Paul **Mantz**, Kunstschriftsteller, * 1821, † 30. Jan. in Paris.
Prof. Gaëtano **Milanesi**, Kunsthist., † im März in Florenz.
Regierungsr. Dr. Leopold Florian **Meissner**, * 10. Juni 1835 in Wien, † 29. April in Währing.
Prof. Dr. Heinrich **Pröhle**, Sagensammler, * 4. Juni 1822 zu Satuëlle, † 28. Mai zu Steglitz.
Dr. Gustav **Stockmann**, Privatgel., * 1823, † 17. Mai in Leipzig.
Kapitän Camillo **Walzel**, („F. Zell“), * 11. Febr. 1829 in Magdeburg, † 17. März in Wien.
Dr. Ludwig **Ziemssen**, * 29. Sept. 1823 zu Greifswald, † 3. Jan. in Berlin.
Joseph **Weyl**, * 9. März 1821 zu Wien, † 10. April das.
James **Sime**, * 1844, † 21. März in London.
Wirkl. Geh. R. Dr. Gustav **Freytag**, * 13. Juli 1816 zu Kreuzburg, † 30. April in Wiesbaden.

Leopold v. **Sacher**-Masoch, * 27. Jan. 1836 in Lemberg, † 9. März in Lindheim bei Büdingen.
Frau Jeanne Marie v. **Gayette**-Georgens, Roman. * 11. Okt. 1817 zu Colberg, † 14. Juni in Leipzig.
Xavier de **Reul**, Roman, * 1829, † 23. April in Brüssel.
Pierre **Zaccone**, * 1817, † Mitte April in Paris.
Nikolaj Ssemenowitsch **Lesskow**, Roman, † 5. März in St. Petersburg.
Rudolf **Stegmann**, Dramatiker, * 20. Jan. 1833 in Braunschweig, † 25. Febr. in Dresden.
Kanzleirath a. D. Fredrik August **Dahlgren**, Dramatiker, * 20. Aug. 1816 zu Nordmark, † 16. Febr. in Djursholm.
Don José **Ixart**, Dramaturg, * 1849, † 25. Mai in Tarragona.
José **Estremera**, Dramatiker, † 1. Febr. in Madrid.
Leberecht **Fessel**, mecklenburg. Volksdichter. * 1807, † 19. Juni in Waren.
Richard **Genée**, Dichter u. Komponist, * 7. Febr. 1823 in Danzig, † 15. Juni in Baden b. Wien.
Frederick Locker-**Lampson**, * 1821, † 1. Juni in London.
Gymnasialdir. Dr. „Karl Heinrich“ **Keck**, * 20. März 1824 in Schleswig, † 7. Febr. in Kiel.
Ljabomir **Nenadovitsch**, serb. Dichter, † 3. Febr. in Valjevo.
Achilleus **Paraschos**, * 1833, † im Febr. in Athen.
Ständ. Sekr. d. franz. Akad. Camille **Doucet**, * 16. Mai 1812 zu Paris, † 1. April das.

X. Künstler.

Prof. Max Rr. v. **Widemann**, Bildhauer, * 16. Oktober 1812 zu Eichstätt, † 4. März in München.
Anton Paul **Wagner**, Bildhauer, * 1834 zu Königinhof, † 26. Jan. in Wien.
Josef **Uhl**, Bildhauer, † 16. Febr. in Zürich.
Johannes Evangelist **Riedmüller**, Bildhauer, * 1815 zu Heimartingen, † 13. Febr. in München.
Jules **Roulleau**, Bildhauer, * 1855, † 28. März in Paris.
Jean **Turcan**, Bildhauer, * 1846 zu Arles, † 3. Jan. in Paris.
David **Lugeon**, Bildhauer, * 1818 zu Lausanne, † Ende März in Lausanne.
John **Bell**, Bildhauer, * 1811 zu Norfolk, † im April in London.
Max Josef **Seitz**, Kunstgraveur, * 1811, † 7. Februar in München.
Louis **Schönhaupt**, Zeichner, * 1822, † Ende Febr. in Mühlhausen i. E.
Paul **Barfus**, Kupferstecher, * 17. Aug. 1823 zu Grundlach, † 24. März in München.
Theodor **Langer**, Kupferstecher, * 1819 zu Leipzig, † im Juni in Dresden.
Johann Friedrich **Vogel**, Kupferstecher, * 17. Dez. 1829 zu Ansbach, † 13. Febr. in München.
Luigi **Angiolini**, Kupferstecher, † im Jan. in Mailand.
Dr. Louis **Brentano**, Kunstliebhaber u. Sammler, * 1811, † 21. Jan. in Frankfurt a. M.
Hugo **Barthelme**, Geschichtsm., * 1822 zu Eussenhausen, † 4. Febr. in München.
Alexander **Bida**, Geschichtsm., * 1823 zu Toulouse, † 3. Jan. in Paris.
Paul **Chenavard**, Geschichtsm., * 9. Dez. 1807 zu Lyon, † 12. April das.
Gustav **Gräf**, Geschichtsm., * 14. Dez. 1821 zu Königsberg, † 6. Jan. in Berlin.
Karl **Grünwedel**, Geschichtsm., * 22. April 1815 zu Pappenheim, † 18. Apr. i. München.
Prof. Wilh. **Lindenschmit**, Geschichtsm., * 20. Juni 1829 in München, † 8. Juni das.
Max v. **Menz**, Geschichtsm., * 1824 in München, † 3. Mai das.
Francesco **Podesti**, Geschichtsm., * 1800, † 9. Febr. in Rom.
Jean **Portaels**, Geschichtsm., * 1. Mai 1818 zu Vilvorde, † 8. Febr. in Brüssel.
Robert **Warthmüller**, Geschichtsm. * 1859 zu Landsberg a. W., † 25. Juni in Berlin.
Charles Edouard Armand **Dumaresq**, Schlachtenmaler, * 1. Jan. zu Paris, † Mitte März das.
Adolf **Schreyer**, Schlachtenm. * 9. Mai 1828 zu Frankfurt a. M., † Ende Febr. in Paris.
Heemskerk van **Best**, Marinem., * 1828 in Kampen, † im Jan. in Haag.
Henry **Moore**, Marinem., † 22. Juni i. London.
Emil **Brehmer**, Portraitm., * 10. Okt. 1822 in Kurtsch, † 19. Febr. in Breslau.
Josef **Valentin**, Portraitm., * 1811 in Straubing, 14. Febr. in München.
Johann **Duntze**, Landschaftsmaler, * 1823 in Radlinghausen, † Ende Mai in Düsseldorf.
August **Fritz**, Landschaftsm., * 1843 in Oberramstadt, † 1. März in Dortmund.
Prof. Josef **Quinaux**, Landschaftsm., * 29. März 1822 in Namur, † 25. Mai in Brüssel.
Leonhard **Rausch**, Landschaftsm., * 1813, † 19. April in Düsseldorf.
Josef **Schwenninger**, Landschaftsm., * 1805, † 12. Jan. in Wien.
Eugène Benjamin **Fichel**, Genrem., * 30 Aug. 1826 in Paris, † Mitte Febr. das.
Carl **Hertel**, Genrem., * 17. Okt. 1837 zu Breslau, † 10. März.
Prof. John Evan **Hodgson**, Genrem., * 1. März 1831 zu London, † 19. Juni das.
Prof. Albert **Brendel**, Thierm., * 7. Juni 1827 zu Berlin, † 24. Mai in Weimar.
Johann **Deiker**, Thierm., * 27. Mai 1822 in Wetzlar, † 22. Mai in Düsseldorf.
Guillaume Romain **Fonace**, Stilllebenm., * 1838, † 18. Jan. in Paris.
H. G. **Hine**, Aquarellmaler, * 1810, † 21. März.

Fridolin **Becker**, niederl. Maler, † 5. März in Haag.
Berthe **Morisol**, * 1840, † 3. März in Paris.
Wilh. **Kleinenbroich**, * 1813, † 22. Juni in Lindenthal.
Wilhelm J. **Martens**, * 1838, † 2. Febr. in Schöneberg.
Prof. Charles **Soubre**, † 30. Jan. in Lüttich.
Georg Wilh. v. **Simm**, Maler u. Illustrator, * 1820, † im April in Berlin.

XI. Musiker.

Prof. Ferdinand **Scholl**, Vorsteher des Konservatoriums Stuttgart, * 1817, † 28. April in Stuttgart.
Prof. **Nevejans**, * 1842, † 2. Mai in Brüssel.
Chr. **Steuer**, Dir. d. städt. Musikschule in Nürnberg, * 1831, † 6. März.
Carl Rr. **v. Olschbaur**, Vorstand d. Wiener Männergesangvereins, * 7. Febr. 1829, † 1. Mai in Wien.
Jean Joseph **Bott**, f. Hofkapellmeister in Hannover, * 1826, † Anf. Mai in Newyork.
Ludwig **Rotter**, f. Hofkapellmeister, † 4. April in Wien.
Eduard **Thiele**, f. Hofkapellmeister, * 1813, † Mitte Jan. in Dessau.
Otto **Hohlfeld**, Hofconcertmeister, * 1854, † 10. Mai in Darmstadt.
Ignaz **Lachner**, Komponist, * 11. Sept. 1807 zu Rom, † 25. Febr. in Hannover.
Edward **Salomon**, Operettenkomponist, † Mitte Jan. in London.
Franz v. **Suppé**, Operettenkomponist, * 18. April 1820 zu Spalato, † 21. Mai in Wien.
Alfred **Tilman**, Kirchenkomponist, * 3. Febr. 1848 in Brüssel, † 20. Febr. das.
Prof. Gustav **Wagner**, Komponist, † Anf. Jan. in Lauban.
Benjamin **Godard**, Komponist, * 18. Aug. 1849 zu Paris, † 11. Jan. in Cannes.
Prof. Wilh. **Krankenhagen**, * 1826, † 27. Juni in Baden b. Wien.
Prof. Ferd. **Sieber**, * 5. Dez. 1822 zu Wien, † im Febr. in Berlin.
Anselm **Ehmant**, * 25. Dez. 1832 zu Frankfurt a. M., † 14. Jan. in Paris.
Prof. Gustav **Mazzanti**, Klarinettist, † 20. April in Berlin.
Vicente **Celtanazor** y Arnal, Sänger, * 1815, † Ende März.
Peter **Nolden**, Kammersänger, * 1811 zu Düren, † Ende März in Hamburg.

XII. Architekten, Techniker und Industrielle.

Gustav **Assmann**, Geh. Oberbaurath, a. D., * 1825 zu Frankfurt a. O., † 3. Juni in Kassel.
Friedr. Aug. v. **Stache**, Oberbaurath, * 30. Juni 1814 zu Wien, † Mitte Juni in Graz.
Georg **v. Dollmann**, kgl. bair. Oberhofbaudir., * 1831, † 31. März in München.
Rud. **Staberow**, Baurath, † 28. März in Dortmund.
Oberbaurath Fried. Ernst **Löhmann**, Oberingenieur a. D., Wasserbautechniker, † Ende Febr. zu Dresden.
Geh. Hofrath Dr. Wilh. **Fränkel**, Prof. d. Ingenieurwissenschaft, * 1841, † 13. April zu Dresden.
W. **Castendyck**, Bergwerksdir. in Harzburg, * 1823, † 24. Jan. das.
Eduard **Schott**, techn. Leiter d. Eisenhütte zu Ilsenburg, * 1808 zu Sesen, † im Febr. in Ilsenburg.
Georg **Buderus**, Hüttenbes. in Lollar, † 29. Juni das.
Geh. Kommerzienrath Herm. **Gruson**, * 13. März 1821 in Magdeburg, † 31. Jan. das.
Kommerzienrath Oscar **Schulze**, Grossindustrieller, * 1827 zu Fraureuth, † 17. Jan. i. Apolda.
Kommerzienrath **Schöttler** in Braunschweig, Zuckerindustrie, * 1823, † 21. Juni das.
William Elsworth **Hill**, Instrumentenbauer, * 1817, † bei London.
Stadtrath Albert **Voigt**, Begr. d. Maschinenstickerei, † Ende Mai in Chemnitz.
Wilh. **Schönfeld**, Spinnereibes., † 2. Jan. in Herford.
Kommerzienrath C. D. **Magirus**, Feuerwehrrequisitenfabrik, * 1824, † 26. Juni i. Ulm.

XIII. Landwirthe.

Prof. Dr. Johannes **Brümmer**, * 1851, † 15. März in Jena.
Geh. Ökonomierath Richard **v. Oehlschlägel**, * 23. Mai 1834 in Tharandt, † 16. Mai in Oberlangenau.
Ökonomierath Gustav **Neuhauss**, * 1826, † 28. Jan. in Berlin.
Amtsrath **Becker**, † 30. Jan. in Eldena.

XIV. Buchhändler und Kaufleute.

Gustav **Marcus**, Verlagsbuchhändler, * 1821, † 6. Febr. in Bonn.
Franz **Kirchheim**, Verl., † 2. März in Mainz.
Joh. Moritz Konr. **Schauenburg**, Verl., * 24. Okt. 1827 zu Herford, † 25. Jan. zu Lahr.
Eugène **Plon**, Verl., * 11. Juni 1836, † 31. März in Paris.
Jos. **Whitaker**, Verl., * 1820, † 15. Mai i. London.
Karl **Ricker**, Verl., * 1833 zu St. Goarshaussen, † 11. März in St. Petersburg.
Joseph **Aumüller**, Kunstverl., * 1806, † 6. Juni in München.
Philipp **Bück**, Buchhändler, * 1845, † 16. März in Karlsruhe.

Frederic **Chapman**, Buchhändler, † 7. März in London.
Andreas **Haase** Edler v. Wranau, Hofbuchdr., † 3. März in Prag.
Edmond **Joubert**, Präs. d. Banque de Paris et des Pays-Bas, † 13. Mai in Paris.
Eduard **Metz**, Präs. d. luxemburg. Handelskammer, † 13. Febr. in Luxemburg.
Charles **Worth**, der pariser Modenkönig, * 1825 zu Bourne, † 10 März in Paris.
Wilh. **Hüffer**, Haupt d. deutsche Kolonie in Rom, * 1823 in Münster, † 5. Mai in Rom.
A. **Jegorow**, Grosskaufmann, † 10. Febr. in St. Petersburg.
Kommerzienr. Dr. Robert **Simon**, † 21. Jan. in Königsberg.
Baron Herm. **Springer**, * 1840, † 9. Febr. in Wien.
Karl **Sarg**, Grosskaufm., * 1832, † 14. März in Wien.
Ed. L. **Behrens**, Banquier, * 19. Jan. 1824, † 18. April in Hamburg.
Ferd. Edmund **Becker**, Banquier, * 1833, † 8. Juni in Gaschwitz.
Wilh. Rr. **v. Gutmann**, † 17. Mai in Wien.
Geh. Kommerzienr. **Deninger**, † 1. Juni i. Mainz.
Sigismund **Kohnspeyer**, Bankier, * 1831, † 19. Mai in Königstein i. S.
Kommerzienr. Joh. Karl Gustav **Herrmann**, * 1845, † 10. Jan. in Leipzig.
Geh. Kommerzienr. Walter **Ferber**, * 1830, † 5. Mai in Gera.
Niederl. Konsul Rudolf **Dackau**, † 14. Febr. in Libau.
K. Rath Rudolf **Ditmar**, Fabrikant, * 1817 zu Prenzlau, † 22. März in Wien.
Karl Friedr. Wilh. **Meister**, Mitbegründer der Farbwerke zu Höchst a. M., * 1827 in Hamburg, † 3. Jan. zu Frankfurt a. M.
Kommerzienr. **Schlüchtermann**, Grossindustrieller in Dortmund, † 21. April in Montreux.
Friedr. Aug. **Biesling**, Lederfabr. in Dresden, * 1818, † 3. Juni in Dresden.
Jakob **Ahlers**, Kaufm., † 17. Juni in Hamburg.

XV. Schauspieler und Theaterdirektoren.

Theodor **Lebrun**, f. Direktor d. Berliner Wallnertheaters, * 14. Jan. 1828 zu Kornitten, † 9. April in Hirschberg.
Anton v. **Weber**, f. Dir. d. Theaters zu Dortmund, † 27 Jan.
Carl v. **Bongardt**, f. Theaterdir., * 1847, † 27. Jan. in Detmold.
Georg **Carron**, f. Dir. des Theaters zu Metz, * 1843, † Mitte April in Paris.
Rudolf **Frinke**, Dir. d. Theaters zu Budweis, * 18 Febr. 1844 zu Prag, † 13. April zu Gries b. Bozen.
Robert **Müller**, Theaterdirektor, * 20 Jan. 1832 zu Olmütz, † 20. Febr. das.
Prof. Fritz **Brand**, Oberregisseur in Weimar, † 10. Jan. in Jena.
Balletmeister Karl **Telle** in Wien, * 1827, † 5. Jan. in Klosterneuburg.
Josef Ferd. **Müller** („Nesmüller"), Schauspieler, * 9. März 1818 zu Mährisch-Trübau, † 9. Mai in Hamburg.
Herm. **Waeser**, Schauspieler am deutschen Theater in Cincinnati, † das.
Friedr. **Hesse**, Hofschauspieler, * 1809, † 21. April in Cassel.
Marie **Knauff**, f. Schauspielerin, * 30. April 1842 in Berlin, † 9. Febr. das.
James **Anderson**, Schauspieler, * 1821, † 3. März in London.
Corney **Green**, Komiker, * 1844, † im März in London.
Emil **Schubert**, Komiker, * 1839, † 23. Mai in Dresden.
Etienne **Pradeau**, Komiker, * 1816 zu Bordeaux, † Ende Jan. in Paris.
Josef **Bletzacher**, Bassist u. Schauspieler, * 14. Aug. 1835 zu Schwäch, † 16. Juni in Hannover.

XVI. Frauen.

Pauline, Herzogin zu **Sagan**, * 6. Juli 1823, † 9. März in Berlin.
Frau Auguste **Demuth**, Schauspielerin „Frau Koberwein", * 1821, † 31. März in Wien.
Frau Mary **Thornycroft**, Bildhauerin, * 1814 zu Thornham, † Anf. Febr. in London.
Emilie **Ringseis**, Tochter Joh. Nep. v. Ringseis', * 15. Nov. 1831 zu München, † 3. Febr. das.
Emilie **Zahn**, Tochter Louis Spohr's, * 27. Mai 1806 zu Gotha, † im Juni.
Lina **Ehrenberg**, zweite Frau d. Naturforsch., geb. Friccius, * 20. Mai 1812 zu Königsberg, † 18. Mai in Zehlendorf.
Frau Louise **Otto**-Peters, f. Präsidentin d. Allg. deutschen Frauenver., * 26. März 1819 zu Meissen, † 13. März in Leipzig.
Julie **v. Hamburger**, Präsidentin d. Alexander-Gemeinschaft barmherz. Schwestern in St. Petersburg, * 1825, † 27. Febr. in St. Petersburg.
Frau Camilla **Collett**, Schriftsteller. u. Leiterin der Frauenbewegung in Norwegen, * 1813, † 7. März in Christiania.
Marie **Czerwinka**-Rieger, Schriftstellerin, † 18. Jan. in Prag.
Frau Marie **v. Borch**, Schriftstellerin, * 23. Nov. 1853 in Hamburg, † 23. Mai in Berlin.
Miss Mary Carlyle-**Aitken**, Nichte Thomas Carlyle's, Schriftstellerin, † in Edinburgh.

Aus dem Stammbuch eines Biographen.

III.

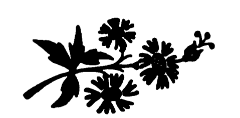
Paraphrase.

„Ein Menschenleben, ach, es ist so wenig!
Ein Menschenschicksal, ach, es ist so viel!“
Grillparzer.

Der Welle gleich, die fern vom Meeresstrande
Spurlos im weiten Ozean verschwimmt;
Der Flamme ähnlich, die nach kurzem Brande
Zu einem todten Aschenrest verglimmt;
Ein Schatten nur in täuschendem Gewande,
Der, kaum erschienen, auch schon Abschied nimmt;
Dem Walten blinder Kräfte unterthänig
Ein Menschenleben, ach, es ist so wenig!

Allein in dieser armen Spanne Zeit,
Die uns, den Bildern eines Traums, gelassen,
Welch ein Gedräng' von Schmerz und Seligkeit!
Welch ein Gewog' von Lieben und von Hassen!
Ob nichtig auch dies Sein, das Herz ist weit
Und kühn genug Unendliches zu fassen
Im Loos, das ihm für flücht'ge Stunden fiel —
Ein Menschenschicksal, ach, es ist so viel!

Betty Paoli: Letzte Gedichte.



Berichtigung. In der Denkrede von Tigerstedt hat es in der Fussnote S. 271 statt „Universität Stockholm“ zu lauten „in der schwedischen Gesellschaft der Ärzte in Stockholm“; S. 272 Z. 14 v. o. statt „eine“ „seine“ Habilitationsschrift; S. 273 Z. 3 v. o. ist „nur“, Z. 7 v. o. „gleichfalls“ zu streichen; Z. 11 v. o. statt „auf das weite Feld“ „auf weite Felder“; Z. 27 v. o. statt „von“ „vor“ zu lesen; Z. 32 nach „irgend einer“ das Wort „anderen“ einzuschalten; in der letzten Zeile statt „auf diesem Gebiete“ „auf diesen Gebieten“; S. 274 Z. 16 ist statt „hervortritt“ „hervorhebt“, Z. 11 v. u. statt „klarer“ „klar“ zu lesen; S. 275 ist Z. 23 v. u. nach „Ganglienzellen“ „dabei“ einzuschalten; der Schlusssatz dieses Absatzes hat zu lauten: „die Leistungen des Thierkörpers festzustellen und sie aus den elementaren Bedingungen desselben mit Nothwendigkeit herzuleiten“; Z. 4 v. u. statt „desto bedeutender“ „je bedeutender“; S. 277 Z. 24 v. u. statt „deren“ „dessen“.

Verlag: **Ernst Hofmann & Co.** in Berlin. Druck: **Felgentreff & Co.** in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: **Dr. Anton Bettelheim** in Wien.